





Duquesne University:

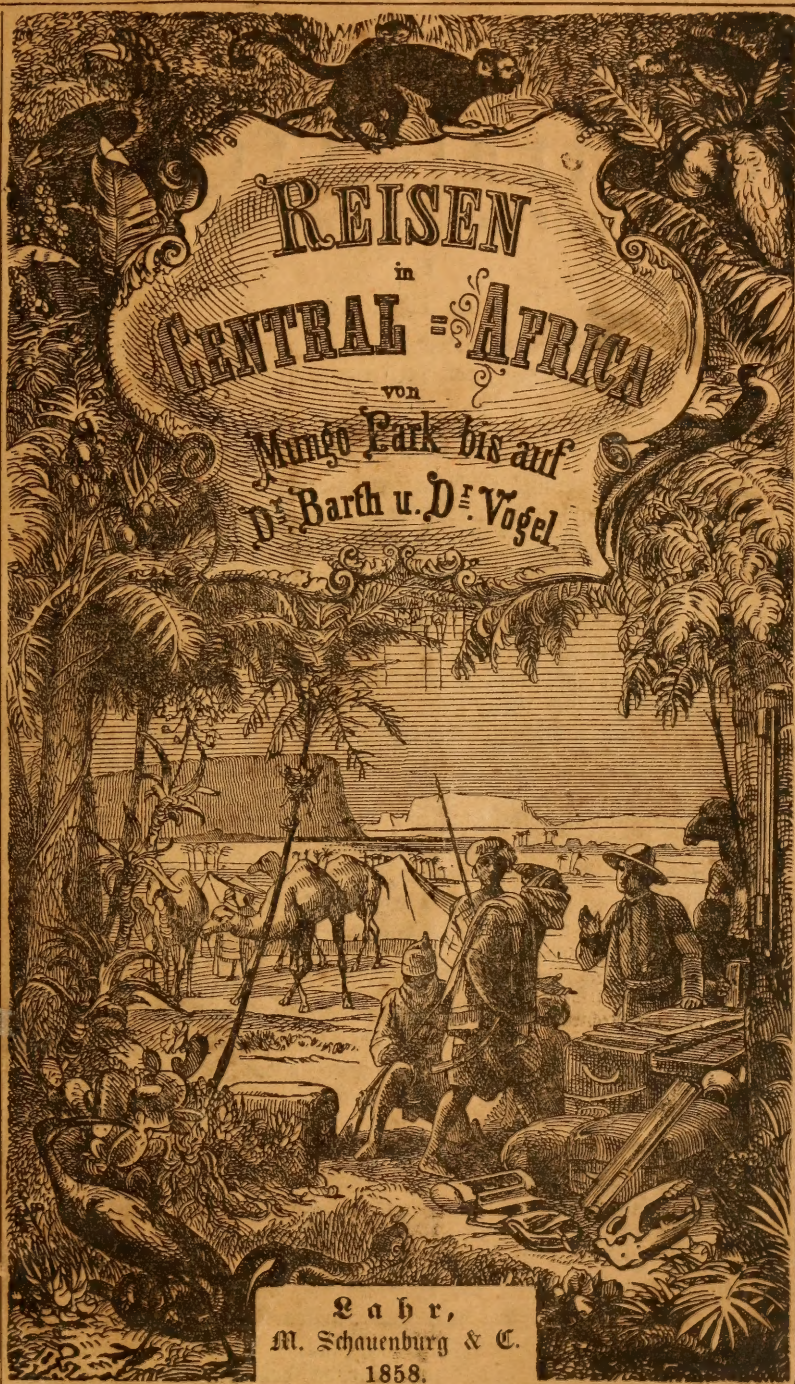


J. B. L.

7m. 9a-



Mit den Portraits von Park, Clapperton, Lander, Barth, Overweg und Vogell,



V a h r,  
M. Schauenburg & C.  
1858.

In c. 12 Lieferungen à 7½ Sgr. = 27 kr.

Da dieser Lieferung keine Abbildungen beigelegt werden konnten, so verweisen wir auf die zweite Lieferung, welche in allen Buchhandlungen eingesehen werden kann. Dieselbe enthält einen brillanten Farbendruck und das Portrait Mungo Park's,

ausgegeben in neuer Auflage und neu bearbeitet.

Die dritte Lieferung bringt das Portrait Clapperton's und eine meisterhafte Karte Central-Afrika's, entworfen von Dr. E. Schauenburg, ausgeführt in Mahmann's geol. Anstalt in Berlin.



Im Verlage der Unterzeichneten erscheint so eben:

# Die Reisen

in

# Central-Afrika

von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel.

Von

Dr. Ed. Schauenburg.

Mit Portraits, Illustrationen in Farbendruck, comp. von Julius Schnorr, und zwei Karten. Titelzeichnung von Prof. Ad. Schrödter in Düsseldorf.

In zwei Bänden

oder c. 12 Lieferungen à 7½ Sgr. = 27 fr.

Im Süden der Wüste Sahara zieht sich in einer Ausdehnung von mehr als 700 geographischen Meilen vom atlantischen bis zum indischen Ocean eine Reihe volkreicher Staaten, in welchen bei tropischer Fruchtbarkeit und unerschöpflichem Reichthum des Pflanzen- und Thierlebens eine der gebildeten Welt noch fast ganz fremde schwarze Bevölkerung, theils dem Islam, größtentheils noch dem Heidenthume angehörig, die auffallendsten Gegensätze vorangeschrittenen Gewerbefleißes und fast thierischer Rohheit, eines menschlichen, freundlichen Sinnes und einer entsetzenerregenden Wildheit und Grausamkeit aufweist.

Noch vor wenigen Jahren gehörten alle diese Länder in das Gebiet der Fabel. Das Land der Schwarzen, gewöhnlich der Sudan genannt, erscheint auf älteren Karten von Afrika fast unbekannt; Flüsse mit unsicherem Laufe, Namen mit noch unbestimmterer Bedeutung sind, oft aufs Gerathewohl, in die weiße Fläche gezeichnet, welche sich bis fast zum Caplande hinzieht. Es ist nicht zu verwundern, wenn hieraus vielfach das Vorurtheil entstanden ist, als sei das ganze innere Afrika eine einzige große, undurchdringliche, ja unzugängliche Wüste. Und was erfuhr man von den Negerländern? Man holte Gold, Pfeffer, Palmöl, Elfenbein und schwarze Sklaven von den Guineaküsten her, und wenn die Sage ging, daß es im Inneren des Festlandes mächtige Reiche mit blühenden goldreichen Städten gäbe, so konnte man diese Erzählungen kaum für mehr als die gewöhnlichen Märchen von dem gepriesenen Eldorado halten.

Aber der gewaltige Nigerstrom, welcher schon von den Alten genannt und für einen riesigen Quellfluß des Nil gehalten wurde, und die an seinen Ufern gelegene Handelsstadt Timbuctu, die Königin der Wüste, von welcher der vortreffliche maurische Geograph Leo der Afrikaner vor drei Jahrhunderten eine so lebendige Schilderung entwarf, — sie mußten endlich thatkräftige Naturen zur Lösung des Räthsels auffordern.

Mit dem Schotten Mungo Park beginnt die Reihe der Tapfern, welche für die Bereicherung der Wissenschaft, für die Entdeckung und Erwerbung eines der größten und fruchtbarsten Länder der Welt Kraft und Leben in die Schanze schlugen. Er fand, von Westen her eindringend, zum Entzücken des gebildeten Europa den ostwärts strömenden












REISEN  
in  
CENTRAL - AFRICA

von  
Mungo Park bis auf  
Dr. Barth u. Dr. Vogel.

ERSTER BAND.





Digitized by the Internet Archive  
in 2010 with funding from  
Lyrasis Members and Sloan Foundation



**Reisen**  
in  
**Central-Afrika**

von  
**Mungo Park**  
bis auf  
**Dr. H. Barth und Dr. Ed. Vogel.**


Bearbeitet  
von  
**Dr. Ed. Schauenburg,**  
Oberlehrer an der Realschule zu Düsseldorf.

---

**Erster Band.**  
**M. Park, H. Clapperton, R. Lander.**  
Mit Titelvignette, Illustration, drei Portraits und einer Karte.

---

**Lahr,**  
**M. Schauenburg u. C.**  
1859.





Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



H. Spangh *et.*

## V o r w o r t.

---

Ein Werk, wie das vorliegende, muß für sich selbst reden. Unsere Zeit, welche alle den Weltverkehr beengenden Schranken beseitigt, welche kein einseitiges Ausschließen von dem geistigen Zusammenleben der Menschheit mehr duldet, kann nicht unbeachtet lassen, was bis jetzt geschehen ist, um den auf Land und Volk von Afrika liegenden Schleier zu lüften. So unermeslich wichtig aber die Ergebnisse der bisherigen Forschungen auch sind für die Erweiterung des Handels und der Wissenschaft, für die principielle und praktische, die gerechte und die menschliche Lösung der drängendsten Fragen, so wenig entspricht der Umfang dessen, was das viel lesende und viel wissende Publikum von den Negerländern und Negervölkern erfah-



ren hat, der Bedeutung des Gegenstandes und dem Verdienste der Helden, denen wir jene Kunde verdanken.

Neben der gerechten Bewunderung, welche wir den großen Namen unserer mitlebenden Entdecker zollen, erhebt sich mit gleichen Ansprüchen unvergänglichen Ruhmes die Erinnerung an ihre so hoch verdienten Vorgänger. Die meisten von ihnen starben den Heldentod auf dem Felde ihrer Ehre, in dem von ihnen für die Welt eroberten Welttheile. Ihrer Thaten, ihrer Leiden nicht zu vergessen ist unabweisliche Pflicht.

Einerseits das Bewußtsein dieser doppelten Pflicht, einen werthvollen Besiß der Wissenschaft zum Gemeingut zu machen und den wohl erworbenen Ruhm der afrikanischen Entdecker nach Kräften zu erhöhen, andererseits der Wunsch, der zu üppig wuchernden Menge märchenhaft übertreibender und überreizender Schilderungen der Fremde einen vielleicht minder reizenden, aber wahren und darum würdigeren und heilsameren Lesestoff an die Seite zu setzen, veranlaßte den Verfasser, aus der Menge der umfangreichen und zum Theil schwer zugänglichen Reiseberichte durch sorgfältige Auswahl und Bearbeitung ein Ganzes zu bilden, welches durch den leitenden Faden, an welchem sich die eine Entdeckungsreise an die andere reiht, hoffentlich an Uebersichtlichkeit gewonnen hat, ohne den Vorzug der Vollständigkeit in Hinsicht auf das allgemein Wichtige einzubüßen.



Außer den Originalberichten der Reisenden, welche um so mehr die einzige Grundlage der nachfolgenden Darstellung bilden mußten, da die deutschen Uebersetzungen — die vortreffliche und gediegene Steger'sche Bearbeitung der ersten Reise Mungo Park's ausgenommen — sehr mangelhaft und unzuverlässig sind, hat der Verfasser wenig vorgefunden, was seine Mühe erleichtern und sein Werk fördern konnte. Eine schöne Vorarbeit, welche mit Dank genannt werden muß, ist die „Länder- und Völkerkunde in Biographien“ von H. Kälb. Das in mancher Hinsicht freilich veraltete aber gediegene Werk des Engländers H. Murray wurde dem Verfasser leider zu spät zugänglich, um für die älteren Reiseberichte benutzt werden zu können; die neueste Erzählung der Nigerreisen durch den Franzosen de Kanoye konnte, so pikant auch der Verfasser sein Buch zu machen sucht, selbst wenn sie früher erschienen wäre, vorliegendem Werke weder als Muster noch als Hülfsmittel dienen.

Um überall nicht allein getreu zu berichten, sondern auch der richtigen Verständigung bei dem größeren Leserkreise gewiß zu sein, habe ich mich berechtigt geglaubt, die Entfernungen in deutschen Meilen, die der Temperatur in Reaumur'schen Graden auszudrücken. Was die Schreibung der afrikanischen Namen betrifft, so ist der Grundsatz durchgeführt, sie der deutschen Aussprache gemäß zu



halten. Wenn hierin keine volle Consequenz und Sicherheit erreicht werden konnte, so möge das Entschuldigung finden in der Ungenauigkeit und Inconsequenz der englischen Berichterstatter selbst.

---



## E i n l e i t u n g.

---

Im Süden der Wüste Sahara zieht sich in einer Ausdehnung von mehr als 700 geographischen Meilen vom atlantischen bis zum indischen Ocean eine Reihe volkreicher Staaten, in welchen bei tropischer Fruchtbarkeit und unerschöpflichem Reichthum des Pflanzen- und Thierlebens eine der gebildeten Welt noch fast ganz fremde schwarze Bevölkerung, theils dem Islam, größtentheils noch dem Heidenthume angehörig, die auffallendsten Gegensätze vorangeschrittenen Gewerbefleißes und fast thierischer Rohheit, eines menschlichen, freundlichen Sinnes und einer entsegennerregenden Wildheit und Grausamkeit aufweist.

Noch vor wenigen Jahren gehörten alle diese Länder in das Gebiet der Fabel. Das Land der Schwarzen, gewöhnlich der Sudan genannt, erscheint auf älteren Karten von Afrika fast unbekannt; Flüsse mit unsicherem Laufe, Namen mit unbestimmter Bedeutung sind, oft auf's Gerathewohl, in die weiße Fläche gezeichnet, welche sich bis fast zum Caplande hinzieht. Es ist nicht zu verwundern, wenn hieraus vielfach das Vorurtheil entstanden ist, als sei das ganze innere Afrika eine einzige große, unburchdringliche, ja unzugängliche Wüste. Und was erfuhr man von den Negerländern? Man holte Gold, Pfeffer, Palmöl, Elfenbein und schwarze Sklaven von den Guineaküsten her, und wenn die Sage ging, daß es im Inneren des Festlandes mächtige Reiche mit blühenden goldreichen Städten gäbe, so konnte man diese Erzählungen kaum für mehr als die gewöhnlichen Märchen von dem gepriesenen Eldorado halten.

Aber der gewaltige Nigerstrom, welcher schon von den Alten genannt und für einen riesigen Quellfluß des Nil gehalten wurde, und die an seinen Ufern gelegene Handelsstadt Timbuctu, die Königin der Wüste, von welcher der vortreffliche maurische Geograph Leo der Afrikaner vor drei Jahrhunderten eine so lebendige Schilderung entwarf, — sie mußten endlich thatkräftige Naturen zur Lösung des Räthsels auffordern.



Mit dem Schollen Mungo Park beginnt die Reihe der Tapfern, welche für die Bereicherung der Wissenschaft, für die Entdeckung und Erwerbung eines der größten und fruchtbarsten Länder der Welt Kraft und Leben in die Schanze schlugen. Er fand, von Westen her einbringend, zum Entzücken des gebildeten Europa den ostwärts strömenden Niger (20. Juli 1796), und besuchte auf einer zweiten Reise auch Timbuctu, aber im Vordringen nach der Mündung des Stromes hin wurde er erschlagen.

Mitten im Festlande, wo man nun die Mündung des Niger vermuthete, fanden die Engländer Denham, Clapperton und Clapperton, von Norden her die Sahara durchschneidend, den jetzt allbekannten Tschadsee (4. Februar 1823), in welchen wohl der sogenannte Jeon, nicht aber der Niger seine Gewässer ergoß. Dagegen erfuhren sie, daß dieser Strom nach einer starken Krümmung ins atlantische Meer fließe, und so wurde auf einer neuen von Guinea her, also von Süden aus, unternommenen Reise durch Clapperton der Niger an derjenigen Stelle seines unteren Laufes, wo einst M. Park gefallen war, wieder aufgefunden (30. März 1826), und später durch die Brüder Lander von hier aus nach unsäglichen Leiden der offene Ocean erreicht (18. November 1830).

Fast noch zwanzig Jahre aber sollte es dauern, bis endlich eine gründliche Erforschung jene vorläufigen Ermittlungen ergänzen und nutzbar machen konnte. Und zwar geschah dies erst, seit deutsche Wissenschaft und deutsche Ausdauer sich mit dem brittischen Unternehmungsgeiste verband. Die erfolgreichen Anregungen eines Bunsen und Petermann, die jahrelange rastlose Hingebung, der bis zum Aeußersten ausdauernde Muth und Fleiß der Reisenden Overweg, Barth und Vogel machen die im Jahre 1849 begonnene Entdeckungsreise zu einem Triumphe des deutschen Geistes. Durch sie wurde der größere westliche Theil des Sudan in helles Licht gestellt, ein bis ins Herz von Afrika führender schiffbarer Nebenfluß des Nowara-Niger, der Binue, entdeckt, — welcher bereits von Dampfschiffen befahren worden ist, — und die Erforschung der östlicheren Länder, welche den Tschadsee von dem Gebiete des oberen Nil trennen, angebahnt. Möge dem jüngsten dieser Helden, Dr. Vogel, eine gleich glückliche und glorreiche Heimkehr, wie seinem berühmten Genossen Dr. Barth beschieden sein!

---



## Erklärung der Illustration zu Band I.

Unser Titellupfer giebt einen Blick auf eine Gruppe von Sudanbewohnern, wie sie durch unseren trefflichen Künstler aus den Zeichnungen der Reisenden ausgewählt und zu einem lebendigen Bilde zusammengestellt wurde. Die Hauptfigur zeigt den König von Bussa (S. 384), seine Begleiterin aber ist nicht die lebenswürdige Gemahlin des Königes, die Midaki von Bussa, von welcher wir leider kein Bild besitzen, sondern ein Fellatah mädchen in ihrem Schmuck. Der geharnischte Reiter zur Linken ist einer von den Regern des Scheichs von Bornu (S. 236), die beiden Krieger neben ihm sind Kanembus, ein Lanzenträger und ein Bogenschütze (S. 275), welche zu vielen Tausenden das Fußvolk jenes Fürsten bildeten. Zur Rechten im Vordergrunde sehen wir einen Bornuesen in blauer Tobe und einen Fellatah, dessen weiße Tobe den Muhamedaner anzeigt. Im Hintergrunde sind zwei Reiter aus weit getrennten Gegenden zusammengeführt, der Tuareg Hatita aus Ghat (S. 217) auf seinem Kameele und ein Lanzenreiter aus Begharmi mit doppelspiziger Lanze (S. 298), Mann und Roß durch wattirte und gesteppte Ueberzüge gegen Giftpfeile gedeckt.

---







# Inhalt

## des ersten Bandes.

---

### **Erstes Buch. Aeltere Reiseberichte.**

#### **I. Abschnitt. Die drei Entdeckungsperioden. S. 1**

Gegensätze der Bildung in Afrika. Aelteste Weltkunde. Anfänge der Geographie. Einflüsse Rom's, des Islam, der Spanier und Portugiesen, Engländer und Holländer auf die Erweiterung der Weltkunde. Förderung der letzteren durch die wissenschaftlichen und sittlich-religiösen Bestrebungen der Neuzeit.

#### **II. Abschnitt. Physische Beschaffenheit von Afrika. S. 11**

Weltlage des Erdtheils. Einförmige Küstenbildung. Mangel an Inseln. Die große Wüste und ihre Bewohner. Handelsverkehr in der Wüste. Habesch und der Sudan. Gebirge und Flüsse, Klima und Producte des Sudan. Die Bewohner des Sudan. Negerreiche. Gewerbleiß. Sklavenhandel.

#### **III. Abschnitt. Afrikanische Entdeckungen der Alten. S. 26**

Erzählungen des Herodot. Umschiffung durch die Phöniciier. Entdeckungsreise der Rasomonier. Küstenfahrt des Hanno. Berichte des Agatharchides. Plinius über den Niger. Ptolemäus und seine Geographie von Afrika.

#### **IV. Abschnitt. Araber, Portugiesen, Franzosen u. Engländer. S. 50**

Verbreitung des Islam in Nordafrika. El Ebrisi, Leo Africanus und Ibn Batuta über den Niger und die Sudanreiche. Portugal als Seemacht. Heinrich der Seefahrer. Erste Anfänge des Sklavenhandels. Morys von Cadamosto. Bartolomeo Diaz und Vasco de Gama. Die englische Gambia-Gesellschaft; George Thompson. Die Franzosen am Senegal; André Brun. Bartholomäus Tibbs. Uebersicht.

### **Zweites Buch. Mungo Park und seine Zeitgenossen.**

#### **I. Abschnitt. Major Houghton. S. 79**

Gründung der afrikanischen Gesellschaft. Leypard und Lucas. Houghton's Ankunft am Gambia; Hoffnungen und Verluste zu Medina. Abenteuer in Bondu und Bambuf. Abreise nach Timbuctu. Houghton's trauriges Ende. Wahl eines Nachfolgers.



## II. Abschnitt. Mungo Park's Reise an den Niger. S. 86

Ankunft zu Djillissoi am Gambia. Erkrankung zu Pisania. Berichte über die Negervölker Senegambiens. Gebräuche der Mandingos. Empfang zu Medina; König Djatta von Wulli. Zanbersprüche. Der Mumbo Djumbo. Ein Ringkampf zu Kujar. Fischerei im Falemeß. Audienz vor dem Könige von Bondu. Charakter der Fulahneger. Verabreichung in Djoag. Ueberfahrt über den Senegal. Erlebnisse in Kaffon. Reise nach Kaarta; König Daisy. Park's Reise nach Ludamar; schlechte Aufnahme bei den Mauren. Ali's Lager. Mißhandlung, Verabreichung und Todesgefahr. Endliche Erlösung und Flucht nach Bambarra. Erster Anblick des Niger. Sego. Gefang der Negerweiber. Die Baumbutter. Sansanding und Silla. Entschluß zur Umkehr.

## III. Abschnitt. Mungo Park's Rückreise. S. 135

Regenzeit am Niger. Gefahren durch Land und Leute. Park als Saphischreiber. Der Niger bei Bammaku. Räuberische Fulahs. Trost in der höchsten Noth. Das Land Manding. Erkrankung; nächtlicher Ueberfall. Ankunft in Kamalia. Pflege und Genesung bei Karfa Taura. Berichte über Land und Volk der Maudingoneger. Reise durch die Djallonkawilbniß. Schwimmende Brücke. Ankunft am Gambia. Abreise nach Europa.

## IV. Abschnitt. Mungo Park's zweite Reise und Tod. S. 175

Neue Hypothesen über den Niger. Fritz Hornemann. Maxwell und Reichardt. Ausrüstung Park's. Verspätete Ankunft am Gambia. Isaaco. Anfang der Mühseligkeiten. Färberei bei den Mandingos. Die Simbaniwälder. Gefahren aller Art. Die Regenzeit und ihre Wirkungen. Goldwäscherei. Erkrankungen und Todesfälle. Kampf mit einem Krokodil. Der gestrafte Dieb. Negerbrücke. Dummula song. Der Rest der Gesellschaft erreicht den Niger. Fahrt von Bammaku nach Sego. Verhandlungen mit König Mansong. Park auf der Messe zu Sansanding. Sr. Majestät Schooner Djoliba. Anderson's Tod. Nachrichten von Park's Ende.

## Drittes Buch. Denham, Dudley und Clapperton.

### I. Abschnitt. Die Entdeckung des Tschadsee's. S. 210

Nicholls und Rütgen. John Adams. Tudley und Peddie. Ritchie und Lyon. Früheres aus Clapperton's Leben. Ausbruch der Expedition von Tripolis nach Murzuk. Der „englische Consul“. Hatita. Störrigkeit des Sultans Mustapha. Bu Chalim. Absteher nach Ghata. Djerma. Die Katronseen. Der Teufelspalast. Die Tuaregs. Zug von Murzuk durch die Wüste. Tedjerri, Bilma, die Tibbos. Minz Tahr. Entdeckung des Tschadsee's. Der Yeonsluß. Empfang durch die Negerreiterei des Scheichs von Bornu. Audienz bei el Kanemi in Kuta. Besuch in Neu-Birni und Audienz bei dem Sultan von Bornu. Angornu. Erster Ausflug nach dem Tschadsee.



## II. Abschnitt. Erforschung der südlichen Gebiete. S. 246

Die Ghrazzie des Bu-Chalum. Improvisation der Neger. Der jama-tische Fighi. Der Sultan von Mandara. Die Musgowi. Wanderung in den Gebirgen. Bekehrungsversuche. Angriff auf die Fellatahs, Zerstörung von Dirfulla, Schlacht von Mussfia. Denhams Lebensgefahr auf der Flucht, Bu Chalums Tod. Erkundigungen über die südlicheren Länder.

## III. Abschnitt. Reisen in die Grenzländer von Bornu. S. 270

Feldzug gegen die Mungas. Die Ruinen von Alt-Birni. Streifereien am Neou. Der Muggabisee. Freiwillige Unterwerfung des Malem Janami. Barka Gana in Ungnade. Sclaventransport. Abdel-Gassem der Pilger. Regenzeit in Kufa. Der Scheich als Richter. Die Biddumahs im Tsadsee. Kampfspiele. Das Fest Ab-of-Milob. Abbe Ribbe's Abenteuer in Wadai. Denham's Reise nach Loggun. Das Mündungsland des Schary. Kenuk. Toole's Tod. Schlacht bei Angela gegen die Begharmi's. Zug gegen die Schuas von Mendu. Niederlage bei Tangalia. Rückkehr nach Kufa.

## IV. Abschnitt. Reise Clapperton's nach Haoussa. S. 305

Abreise von Kufa. Verkehr im westlichen Bornu. Erkrankung des Dr. Dubney. Unsicherheit des Landes Bedi. Gute Aufnahme in Katagum. Dubney stirbt in Murmur. Die Fellatahmädchen. Ankunft in Kano. Erlebnisse daselbst. Eintritt in das Nigergebiet. Landbau und Gewerbleiß der Fellatahs. Ankunft in Saccatu. Erste Audienz bei Sultan Bello. Auffallende Bildung des Sultans. Verhandlungen mit demselben. Intriguen der Mauren. Der Prinz Atiko. Rückreise über Zirmi und Kaschna, Kano und Katagum. Ankunft in Kufa. Letzte Verhandlungen mit el Kanemi. Abreise. Das Nordufer des Tsadsees. Mithen der Rückreise, Ankunft in Murzuk. Heimkehr.

## Viertes Buch. Clapperton und die Gebrüder Landor.

### I. Abschnitt. Clapperton's zweite Reise und Tod. S. 357

Ausrüstung der Expedition. Ankunft in Badagry. Beschwerden und Leiden im Küstenlande. Ereignisse zu Djanna. Tod mehrerer Begleiter. Das Konggebirge. Die Weißen als Engel verehrt. Sclavenaufstand in Jarriba. Ankunft in Katunga. Freundliche Gesinnung des Königes. Das Schauspiel vom weißen Teufel. Ankunft in Kiama. Reise nach Wawa. Die Wittve Zuma. Aufenthalt in Bussa, Empfang beim Sultan; Näheres über Land und Volk. Uebergang über den Niger. Das Reich Kyffi. Besuch im Lager. Eintritt in das Fellatahgebiet. Erkrankung Clapperton's in Kano. Empfang bei Bello im Lager, dessen Sturm auf Cumia. Rebellenkriege; Entstehung des Fellatahreiches. Hindernisse der Reise nach Bornu. Aufenthalt in Saccatu und Magaria. Clapperton's Tod. K. Landor's Reise nach Kano, Kuttup und Durrera. Gezwungene Umkehr über Baria, Kiama und Katunga. Ankunft an der Küste, Heimfahrt nach England.



## II. Abschnitt. Reise der Gebrüder Lander an den Niger. S. 433

Verhaltensmaßregeln. Ankunft in Badagry und Ereignisse daselbst. Muhamedaner an der Küste. Fußwanderung landeinwärts. Der Häuptling zu Djanna. Fellatahbörser im Konggebirge. Katunga. Drohender Verfall des Jarribareiches. Reise durch Borgu nach Kiama. Aufenthalt daselbst. Mühsame Reise nach Bussa. Der Sultan und die Midaki. Der Niger oberhalb Bussa. Inselbewohner im Flusse. Jaouri. Unannehmlichkeiten daselbst. Land und Volk von Jaouri. Empörungen im Reiche der Fellatahs; Vordringen derselben gegen Süden. Thalfahrt auf dem Niger. Leben auf dem Strome. Eine Mondscheinscene. Eifersucht der Midaki zu Bussa. Hindernisse der Abreise. Empfang in Wawa. Eine Fetischpriesterin. Näheres über das Reich Borgu. Das Salzfläßen. Festlichkeiten zu Bussa. Der Tanz des Königs. Die Mondfinsterniß. Sklaverei und Zauberei. Abschied von Bussa.

## III. Abschnitt. Aufenthalt in den unteren Nigerländern. S. 514

Zögerung zu Pataschi. Richard's Besuch in Wawa. Ein Fetischpriester. Verlegenheit wegen des Kanoes. Malem Duku in Lever. Der wunderbare Kefaberg. Der König des schwarzen Wassers. Fahrt nach Zagoschi. Die Stadt Nabba. Absichten der Fellatahs. Malem Dendo und Mungo Park's rother Rock. Kauf eines Kanoes. Gefahren auf dem Strome. Die Insel Gungo. Der Kadaniafluß und die Stadt Egga. Der muntere Häuptling. Ein muhamedanischer Priester zu Kafunda. Der Fluß Tschadda und das Konggebirge. Ueberfall bei Bocqua. Versöhnung.

## IV. Abschnitt. Entdeckung der Nigermündungen. R. Lander's dritte Reise und Tod. S. 539

Fahrt nach Damuggu. Herzliche Aufnahme daselbst. Fetisch und Drafel. Ueberfall bei Kirrie. Kampf auf dem Flusse und Lebensgefahr. Günstige Wendung. Stummer Tauschhandel. Aberglaube. König Ohi von Ebo. König Boy von Braß. Das Delta des Nigerstromes. Nichtswürdiges Benehmen des Capitän Lake. Boy's Zornausbrüche gegen John. Ankunft in Clarence und Heimkehr nach England. Erste Dampfschiffahrt auf dem Niger und dem Tschadda. Richard Lander's Grab.



# Erstes Buch.

## Ältere Reiseberichte.

---

### I. Die drei Entdeckungsperioden.

**A**sien ist das Reich der Vergangenheit, Europa das der Gegenwart, Amerika das der Zukunft, — welche Rolle aber ist Afrika vorbehalten? Sind die gewaltigen Landmassen, welche südlich von Europa sich durch das Gluthgebiet des Aequators hinstrecken, von der geistigen Bewegung, ja von dem Verkehr der Menschheit ausgeschlossen? Hat sich die Weltgeschichte für ihren Lauf, für die Erweckung der Menschheit zu Bildung, Freiheit und Gesittung, nur jenen Länderkranz vorbehalten, der sich durch unsere gemäßigte Zone schlingt?

In Asien entstanden in uralter Vorzeit Staaten, deren Kunstleistungen, deren Reichthum und Machtentwicklung uns staunen macht, es erhoben sich dort gewaltige Eroberer und gründeten die ersten Weltreiche. Längst aber sind seine Länder und Völker einer Vethargie verfallen, aus der sie sich schwerlich je wieder aufraffen werden.

In Europa ist auf die herrliche Blüthe, die Geschichte seiner südlichen Völker, zumal der Griechen, eine zweite Geschichte gefolgt, die gleich einer milden Frucht mit dem Schönen das Gute zu vereinen strebt, in der das herrlichste Geschenk Asiens, das Christenthum, die menschliche Gesellschaft in allen ihren Schichten zu zeitlichem und ewigem Glücke beruft, in der alle materiellen und geistigen Kräfte an



der Förderung des Wohlstandes und der edelsten menschlichen Bildung arbeiten.

In Amerika endlich entfaltet sich, üppig im Schaffen und schonungslos im Zerstören, wie es die Natur des neuen Continentes selber ist, eine rastlos gestaltende Kraft, die, auf Freiheit und Wohlstand fast allzustolz, gern der Erbe des alternden und ruhigeren Europas in der Leitung der Völkergeschicke werden möchte.

Aber Afrika?

Eines seiner Länder, Aegypten, hat ältere Cultur gesehen, als irgend ein anderes Land der Welt; in das vierte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, auf ein Alter von fast sechs Jahrtausenden weisen uns seine kolossalen Königsgräber hin; sein Götterdienst, seine Wissenschaft, seine Kunst haben ihre befruchtenden Saatkörner auf das nahe Asien hinübergesührt, der Nil war die Wiege aller menschlichen Bildung — und verschlossen wie vor Jahrtausenden liegt noch in unsern Tagen der ungeheure Länderkoloß vor uns da, kaum daß die Blicke einiger Kühnen bis in sein Inneres gedrungen sind. Der Weltverkehr hat sich noch keine Wege dahin gebahnt, und von seinen Küsten holt sich die Gewinnsucht der Handelsvölker nicht allein Gold, Elfenbein, Gewürze: auch die Kinder des Landes selber, zur Waare entwürdigt, füllen zu Tausenden die Frachtschiffe der Slavenhändler. Und die Quellen des Niles, an dessen Ufern die Geschichte der Menschheit fast ihren Ursprung genommen, liegen noch in unsern Tagen in tiefes Dunkel gehüllt da. Steht keine Entwicklung, keine Entwilderung den schwarzen Söhnen des Südens bevor, wird der helle und erhebende Strahl edlerer Geistesbildung nie die Nacht durchbrechen, welche das Innere des Erdtheils und das seiner Menschheit umlagert? Noch ist nicht die Bestimmung Afrikas allein ein Räthsel für uns; das ganze Land ist ein Land der Räthsel, der Wunder.

Aber die Zeit ist gekommen, wo die Erdkunde, der unablässigen Ausbreitung des Weltverkehrs und der Bildung die Wege bahnend, auch die letzten undurchforschten Gebiete unsers Erdballs zu erhellen verspricht. Bis auf die öden Tiefen des jüngsten Continentes, Neuholland, bis auf die fast unzugänglichen Höhen und Klüfte in den Gebirgsländern und die wüsten Steppen auf den Hochflächen Asiens, bis auf die grauenvollen eisigen Einöden des äußersten Nordens und Südens, an denen mit eiserner Ausdauer der Forschungs- und Ent-



deckungsgeist sich abmüht, liegen alle Theile der Erde offen vor uns da — und nur Afrika spottet bisher, wie jene fast unerstürmbaren Bollwerke der Natur, der Wißbegierde und Neugierde der ungedul- digen Menschheit. Und doch streckt sich Tausende von Meilen lang sein Küstenfaum durch vielbefahrene Meere, es fehlt nicht an treff- lichen Hafenplätzen, breite Ströme versprechen die Schiffe bis tief in das Innere zu führen, herrliche Producte locken den Kaufmann, weite fruchtbare Strecken verheißen dem fleißigen Ansiedler reichen Ertrag, viele Millionen bildungsfähiger und bildungsbedürftiger Menschen harren dem Einzuge jener friedlichen Eroberer entgegen, der aufopfern- den, hingebenden Boten des Christenthums, und ihrer milden Lehre. Warum also hat der Strom der Entdeckungen gerade Afrika immer vermieden?

Manche günstige Umstände müssen zusammentreffen, wenn die großen Mühen und Wagnisse, durch welche wir eine jede der wichtigen Entdeckungen eingeleitet sehen, und ohne welche nie auf ein Gelingen zu rechnen ist, schon von vorn herein fruchtverheißend erscheinen sollen. Das lehrt ein Blick auf die großen Fortschrittsmomente in der Er- weiterung des geographischen Horizontes.

Homer zeigt in seiner Odyssee, indem er seinen Helden nach allen Seiten über die bekannteren Theile des Mittelmeeres hinaus bis an die Grenzen des Fabellandes führt, wie enge beschränkt der Blick der Griechen im Anfange des letzten Jahrtausends v. Chr. noch war, wo doch im staatlichen und häuslichen Leben schon eine Fülle von Bil- dungskeimen sich üppig zu entwickeln begann, und das Meer bereits Schaaren unternehmender Anbauer aus allen Stämmen Griechenlands von Insel zu Insel bis an die glücklichen Gestade Kleinasiens hinüber gelockt hatte. Erst allmählig füllten sich auch die westlichen Küsten des Mittelmeeres mit Ansiedlern, sowie nach und nach in immer weiteren Fahrten ein Volk nach dem andern, eine Stadt nach der andern an Unternehmungsgeist und nautischer Erfahrung heranreifte, für welche eben dieses Meer die herrlichste Pflanzschule war. Schon blühten manche der westlichen Colonien zu selbstständiger staatlicher Größe empor, die Griechen auf Sicilien maßen ihre Kraft in glücklichen Kämpfen gegen die phönicischen Ansiedler in Nordafrika, die durch Land- und Seehandel mächtigen Karthager. Da lenkte ein neues Ereigniß die Blicke der im Mutterlande wohnenden Griechen auf die Länder hin, welche von den



Sitzen ihrer Stammgenossen, der Colonisten in Kleinasien, sich zum fernsten Osten hin ausdehnten und jetzt durch den Perser Cyrus zu einer einzigen ungeheuren Monarchie zusammengeknüpft waren. Die Nothwendigkeit, neben der ihrer asiatischen Brüder auch ihre eigene Unabhängigkeit zu vertheidigen, steigerte die Volkskraft der Griechen ins Ungeheure, und Lyder und Syrer, Meder und Perser, Assyrier und Babylonier, Phönicier und Aegypter, die ganze streitbare Macht eines halben Erdtheils erlag bei Salamis und Plataä der heldenmüthigen Vaterlandsliebe der Griechen. Was war natürlicher, als daß die Sieger, die nun ihr Schwert noch an mancher bloßen Stelle in den kraftlos gewordenen Rumpf des kolossalen Feindes tauchten, Begierde empfanden, die Länder und Völker genauer zu kennen, deren Abgesandte, an verschiedener Tracht und Sitte kenntlich, sie an der Schwelle ihrer Nationalheiligtümer zu Boden geschlagen, oder entsetzt und zersprengt nach der Heimath zurückgesandt hatten. Und so zog der treffliche Grieche Herodot aus Halikarnas, seiner Vaterstadt in Asien, Rhodus gegenüber, von Land zu Land, sah, fragte, hörte, besuchte die Thracier und Scythen, von denen er über die Völker des finstern Nordens Bericht erhielt, durchstreifte nach Osten seiner ganzen Länge nach das Perserreich, Lydien, Armenien, Assyrien, Babylonien, Persis selbst, wo er noch über das ferne Indien seine Erkundigungen einzog, wanderte von den Mündungen des Nil gegen Süden durch Aegypten und ließ sich von den Priestern, welche ihn durch die riesigen Tempel und Gräfte, an Götterbildern und Mumienfärgen vorüberführten, wunderbare Sagen erzählen, die dem besonnenen und aufmerksamen Manne doch oft ein stilles bedenkliches Kopfschütteln abnöthigten. Mit welcher Befriedigung horchten die Landsleute daheim des lebenswürdigen Erzählers Berichten, wie bereicherte sich die Einbildungskraft, wie erweiterte sich der Blick eines ganzen Volkes, das nun die Länder aller Zonen, so verschieden in ihrer natürlichen Beschaffenheit wie in ihren Bewohnern, gebildete und rohe Völker, mit ihrer Geschichte, ihrer Religion, ihren Reichtümern und Kunstwerken, ja bis ins Einzelne ihrer Lebensweise und Kleidung anschaulich und lebendig geschildert vor seinem innern Auge herziehen sah! Und mochte es auch noch ein Jahrhundert hindurch den Perserkönigen gelingen, die begehrlichen Blicke der Griechen durch den bestechenden Glanz ihres Goldes abzukaufen und die gelockerten Bande der Eintracht unter ihren gefürchteten Feinden zu lösen, ja mochte



auch das Vollgefühl der Kraft, mochte Trotz und Eifersucht den Bau der Staatsverfassungen in Griechenland zersprengt haben — Asien wurde Griechenlands Beute, sobald der macedonische Held Alexander den Rachezug für die zerstörten Tempel begann. Und nun ergoß sich ein Strom von Griechen über alle Theile des jetzt aufgelösten Perserreiches, und als die Monarchie Alexanders durch seinen Tod und den Streit seiner Feldherrn längst wieder zerrissen war, wirkte griechische Bildung und Wissenschaft so nachdrücklich befruchtend auf die Völker Vorderasiens und Aegyptens ein, daß in allen ein frisches Leben begann und durch sie über alle Stürme der Zeit hinweg die classische Literatur der Welt erhalten blieb.

In anderer Art machte das Reich der Römer seine Entdeckungen. Jahrhunderte kostete es, bis Volk für Volk von ihrem Schwerte hinweggemäht war, bis durch Siege und Eroberungen — glänzende Namen für Mord und Raub — wiederum ein Weltreich über halb Europa, über Vorderasien und Nordafrika sich ausbreitete. Kaum war Italien ihr eigen, so mußte mit dem seither so blühenden Karthago das Princip der friedlichen Entdeckungen unterliegen, und fortan ist jeder weitere Bericht von der Eroberung eines neuen Landes zugleich das Grablied seiner Bewohner. So erlagen die Atlasländer in Nordafrika, so Spanien und Griechenland, so Kleinasien und Syrien der immer weiter fressenden Flamme, das Gold dreier Erdtheile wurde in Rom verpraßt, Kunst und Wissenschaft der bezwungenen Völker konnte den Verfall der Sitten nicht aufhalten — aber die römische Kraft, so viel derselben sich auch in Bürgerkrieg und Schwelgereien verzehrte, hielt den in sich locker zusammenhängenden Bau des Reiches durch ein Gefüge eiserner Klammern, durch Heere und Behörden, durch Machtbefehle und Gesetze aufrecht, und Rom streckte tausende von Fühlfäden aus nach allen Weiten seines Gebietes. So geben uns denn auch römische Schriftsteller, vor Allen Plinius der Ältere, ausführliche Berichte über alle von Rom beherrschten Länder und Völker, — aber weniger über die längst vernichteten nationalen Eigenthümlichkeiten, als über die Producte, insbesondere diejenigen, deren Besitz der Eitelkeit oder Habsucht der Römer schmeichelte.

Aber kein Senat war fest und treu, keines Kaisers Eigenwille mächtig und klar genug, diese ungeheure und verwickelte Maschine in geregelterm Gange zu halten; die Fugen lösten sich, die Schranken



fielen in Trümmer, sobald die von Asien aus in Wanderschaft gesetzten germanischen Stämme bis gegen die Grenzen des Römerreichs vorprallten. Rom ward erstürmt, auf den Provinzen des Westreiches erhoben sich junge lebenskräftige Staaten, eine neue Weltherrschaft aber bereitete sich im unbezwungenen Deutschland vor, während die tapferen und kühnen Stämme Arabiens, durch den Islam begeistert, dem alternden Ostrom Provinz nach Provinz entrißen, durch das eroberte Nordafrika nach Spanien vordrangen, an den Grenzen Frankreichs kaum gehemmt durch Karl Martell, und so ein muhamedanisches Reich begründeten, das sich vom äußersten Westen Europas bis zum fernen Indien hin erstreckte. Das Reich Karls des Großen aber ward von dem seines Verehrers, des Khalifen Harun al Raschid, in Bildung und Wohlstand bald weit überholt, die christlich germanischen Staaten betraten den Weg langsamer organischer Entwicklung und Theilung, ganz besonders um die Durcharbeitung kirchlicher und staatlicher Formen bemüht, die Araber dagegen spannten in drei großen Handelsstraßen ein Netz des Verkehrs von Spanien bis China, von Arabien bis Südrußland, von Aegypten bis ins Land der Neger, überall auf raschen Erwerb und Lebensgenuß, wenig auf Erhaltung ihres Khalifats bedacht, in welches auch bald Mongolen und Türken sich theilten. Aber eben das Bewegliche des arabischen Wesens hat die Weltkunde ungemein gefördert; Jahrhunderte hindurch haben Araber die Schätze des inneren Afrikas und des östlichen Asiens in die Häfen der Levante geführt, und die überraschende Ordnung, welche Marco Polo im Mongolenreiche des Djinghis-Chan und Kublai vorfand, insbesondere die Mittel eines raschen und sichern Verkehrs, welche ihm seine Reisen und Erkundigungen so bedeutend erleichterten, waren ohne Zweifel ihre Erbschaft.

So war es bisher jedesmal eine Folge gewaltiger kriegerischer Unternehmungen gewesen, wenn neue Länder entdeckt, wenn ihre Producte, ihre Völker in den Weltverkehr gezogen wurden. Mehr oder minder waren auch religiöse Triebfedern dabei thätig gewesen, indeß ist es gar nicht zu verkennen, daß bei allen oben angeführten Unternehmungen Macht, Ehre und Ruhm der Eroberer eine große, das Glück der Unterworfenen eine geringe Rolle gespielt hatte.

Im fünfzehnten Jahrhundert aber eröffnet sich eine zweite Periode der geographischen Entdeckungen, angeregt allerdings, wie die der Araber,



durch religiösen Eifer, und durch einen wärmeren, hingebenderen, als der ihre war. So rasch jedoch und hoch er in den Kreuzzügen aufstammte, so schnell erlosch er nach einer Reihe unglücklicher Versuche. Die Welt will reelleren Gewinn, als der schwierige Besitz des heiligen Grabes, des gelobten Landes war, und so sehen wir denn aus den Kämpfen des Abendlandes mit dem Morgenlande, während Ostrom mit Constantinopel in die Hände der Türken fällt, eine Reihe von Unternehmungen hervorgehn, in denen religiöse Zwecke zwar in den Vordergrund gestellt werden, aber durch die Aussicht auf rasche Befriedigung einer ungezügelten Gewinnsucht eine nachdrückliche Unterstützung erhalten. Die Reisen des Venetianers Marco Polo, so wie die seiner Vorgänger in Asien, galten zunächst der Auffindung des fabelhaften Priesters Johannes, eines mächtigen christlichen Fürsten, welcher im Innern Asiens ein weites herrliches Reich beherrschen, ja der Besitzer des Paradieses sein sollte; zugleich aber auch der Ermittlung jener ergiebigen Wunderländer, deren Producte seine Landsleute aus den Häfen der Levante zu holen pflegten. Auch die afrikanischen Unternehmungen des edlen Infanten Heinrich von Portugal waren zwar anfänglich gegen die Erbfeinde der Christenheit, die Mauren, gerichtet — aber immer weiter hin, die Küsten Westafrikas hinab, nach Guinea, und endlich um das Cap der guten Hoffnung herum führte die Seefahrer doch der Wunsch, die gepriesenen Goldländer Indiens auf einem Seewege um Afrika zu erreichen. So entdeckte Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien und landete am 20. Mai 1498 bei Calcut an der malabariischen Küste, während andererseits Christoph Columbus, von Ferdinand und Isabella von Spanien ausgerüstet, welche mit den Schätzen Indiens die Mittel zu weiterem Kriege gegen die Ungläubigen zu erlangen hofften, durch seinen Versuch, westwärts die Erde umsegelnd zu den von Marco Polo so herrlich geschilderten Goldländern Indiens zu gelangen, an die ärmeren Küsten Amerikas geführt wurde, welche er am 12. October 1492 zuerst betrat.

Nun waren die beiden Angelpunkte gegeben, um welche sich Jahrhunderte lang die Thätigkeit der Entdecker drehen sollte: Ostindien, das zunächst den Portugiesen, Westindien, das den Spaniern zufiel — und beide Handelsvölker haben, man muß es zugeben, ihre Erwerbungen unverdrossen ausgebeutet, mit solcher Hingebung, daß die heimischen Hülfquellen darüber fast verfielen. Aber selten erhob sich



zwischen Beiden Streit um die Beute; weislich wurde das durch die Demarcationslinie verhütet, durch welche Papst Alexander VI. im Jahre 1493 den Portugiesen den Alleinbesitz aller derjenigen Inseln und Länder zugesichert hatte, welche sie östlich von jener Linie entdecken würden. Diese Linie war der Meridian, welcher 100 Meilen westlich von den Azorischen Inseln den atlantischen Ocean von Nord nach Süd durchschneidet und somit auch durch Brasilien geht; alles neuentdeckte Land westlich von der gedachten Grenze gehörte nach Papst Alexanders Bulle den Spaniern.

Wohl aber traten diesen beiden seefahrenden Nationen romanischen Stammes zwei mächtige Nebenbuhler in den Weg, England und Holland, in welchen die den Germanen eigenthümliche Kraft des Bürgerthums durch die erfolgreiche Vertheidigung der religiösen Unabhängigkeit einen gewaltigen Aufschwung genommen hatte. Seit der Losreißung der Niederlande vom spanischen Joche und dem Untergange der spanischen Riesenslotte, welche Englands staatliche und religiöse Freiheit bedrohte, erlitten die beiden damals unter Philipp II. vereinigten Königreiche der pyrenäischen Halbinsel einen Verlust nach dem andern in ihren Colonien, gewannen England und Holland überall das Uebergewicht zur See. Ihnen danken wir daher seit jener Zeit die bedeutendsten Entdeckungen, und vorwiegend war es England, welches im Besitze der weiten und havenreichen Ostküste Nordamerikas und einer mit reißender Schnelligkeit anwachsenden Macht im südlichen Asien seine Entdeckungsfahrten durch alle Meere unternahm. Die glänzenden Erfolge, welche besonders die unermüdlige Thätigkeit des für alle Zeiten berühmten Cook krönten, brachten nun Verbindung in die über den Erdball verstreuten Colonien Englands und gestatteten zum ersten Male einen Blick über die ganze Weite des stillen Oceans, welcher, damals Asien von Amerika trennend, für die Zukunft zur Herstellung eines Kreislaufes des Verkehrs und der Bildung durch die westliche und östliche Welt bestimmt zu sein scheint.

Allerdings war es noch immer das Streben nach Gewinn, welches den Bemühungen auch der neueren seefahrenden Völker für Entdeckung und Colonisirung ihre nachhaltige Energie gab. Aber wie ganz anders verfuhr doch England, als die Spanier oder Portugiesen je gethan! Geordnete staatliche Verhältnisse, geordneter Handelsverkehr folgen ihnen überall hin, und je länger je mehr tritt durch



die von ihnen gemachten Erfahrungen die Wahrheit hervor, daß die Wohlfahrt der Beherrschten mit der der Beherrscher Hand in Hand geht. Jetzt galt es nicht mehr, die alten Einwohner der entdeckten Länder zu berauben und zu vernichten; soviel wie möglich mußten sie an Thätigkeit und Ordnung gewöhnt und für den Handelsverkehr gewonnen werden. Wenn dennoch die Indianer Amerikas vor der eindringenden europäischen Cultur zurücksichen und die Race der rothen Menschen auszusterben droht, so müssen wir darin, wenn wir nicht ungerecht sein wollen, weniger eine Folge feindseliger Behandlung von Seiten der weißen Einwanderer, als vielmehr eine gründliche Abneigung dieses ganzen Menschenstammes gegen ein auf Ackerbau gegründetes Culturleben erblicken. Mag man also auch die Weise, wie die Engländer ihre außereuropäischen Besitzungen verwalten, eine eigennützige nennen; es ist ihnen dennoch nicht abzustreiten, daß bei ihnen mehr, als bei sonst einem Volke, in Handlungen politischer Gewalt auch die edelsten menschlichen Motive maßgebend gewesen sind. Auch ist es mehr ein Ruhm als eine Schmach für sie, daß die abgefallenen Colonien in Nordamerika sich rasch zu einem der mächtigsten Staaten der Welt emporgeschwungen haben; eine unbestreitbare Ehre für England aber ist es, daß dasselbe dem verruchten Sklavenhandel zuerst den Todesstoß gegeben hat.

Und so sehen wir, wenn wir die Entdeckungen im Laufe des letzten Jahrhunderts verfolgen, daß bei denselben immer edlere Zwecke hervortreten. Wie die erste Periode von Entdeckungen, in der alten Zeit, durch das Streben nach Eroberung und Herrschaft, die zweite, im Mittelalter, durch Ausbeutung und Mißhandlung, so ist die dritte Periode, die der neueren Zeit, bezeichnet durch Handel, Wissenschaft und Bildung. Schon die erste Weltumsegelung Cooks im Jahr 1769 hatte den Zweck, durch die nur von den Inseln der Südsee aus mögliche Beobachtung des Durchganges des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe her die Entfernung der Erde von der Sonne festzustellen.

In ähnlicher Weise haben die meisten der seither unternommenen Reisen um die Welt und in fremde Erdtheile mit den Nützlichkeitszwecken die rein wissenschaftlichen verbunden, und ist hierdurch, was ohne großartige wissenschaftliche Expeditionen nie möglich gewesen wäre, auch für die gesammten Naturwissenschaften, für die Geographie, ja für die Geschichte ein neues Stadium und eine vorher kaum ge-



ahnte Blüthe eingetreten. Was Astronomie und Physik der Erde, was Nautik und Geographie, was Naturgeschichte und Völkerkunde durch sie gewonnen haben, ist noch unendlich viel höher anzuschlagen, als alle Förderung, welche der Wohlstand — den wir als materielle Grundlage für Bildung und Glück der Menschheit auch nicht unterschätzen dürfen — je dadurch unmittelbar erhalten hat oder erhalten wird. Und ganz frei von Eigennutz, und nur durch den Ruf der Ehre und der Menschlichkeit hervorgerufen sind jene stets von Neuem wiederholten Fahrten zum Nordpol hin, wo der kühne Forscher John Franklin mit seinen Gefährten in dem eisigen Grauen des unwirthlichsten aller Meere verloren wurde und schon manches edle Leben im Kampf für seine Rettung geopfert worden ist. Und von den reinsten Beweggründen geleitet, von Menschenliebe und gläubiger Hingebung beseelt, trotzten die Missionäre, die Eroberer auf geistigem Gebiete und mit den friedlichen Waffen des Geistes, allen Beschwerden des ungewohnten Klimas, allen Entbehrungen und Gefahren, um zu den wildesten Völkern das Licht des Christenthums und des Evangeliums vom Heil aller Menschen zu tragen.

Wer will noch zweifeln an einer steten Veredlung des Menschengeschlechts, wenn so die Geschichte der Entdeckungen zeigt, wie die Menschen aus blutigen Feinden zu liebenden Brüdern werden! Und hier haben wir den Schlüssel zu dem Räthsel, welches uns oben der erste Blick auf Afrika vorführte. Die Gewinnsucht und der Eigennutz allein hätten Afrika nimmermehr in den Kreis der großen Menschenfamilie gezogen; wie ein trogender Diener, wie ein auf die Stunde der Schwäche lauernder Feind hätte der Neger draußen gestanden vor den Thoren des für Alle gastlichen Hauses, Rache sinnend für den an seiner Freiheit und an seiner Seele begangenen Verrath. Aber das Bewußtsein, wie großes Unrecht an den unglücklichen Negern wieder gut zu machen ist, treibt jene aufopfernden Männer, ihnen mit eigener Gefahr das Beste zu bringen, was sie besitzen, und so den Fluch, mit dem die Afrikaner bisher der „weißen Teufel“ gedenken, in Segen umzuwandeln.

Sclavenhändler und Missionäre sind fast die Einzigen, welche uns früher von dem afrikanischen Binnenlande eine freilich nur dunkle Kunde zu bringen wußten. Sehen wir also, worin der Grund liegt, daß für eine solche Erforschung, wie sie fast in allen andern Theilen der Erde stattgefunden, Afrika sich bisher nicht zugänglich gezeigt hat. Wir



werden zu diesem Zwecke zunächst einen Blick auf den Erdtheil selbst und seine eigenthümliche natürliche Beschaffenheit zu werfen haben, und dadurch um so leichter erkennen, daß es bei einem feindseligen Verhalten gegen seine Bewohner allerdings schwer, ja unmöglich werden mußte, in seine Tiefen einzudringen.

---

## II. Physische Beschaffenheit von Afrika.

Der alte Continent der Erde erstreckt sich in der Hauptrichtung von Westen nach Osten fast durch die ganze nördliche Hälfte der östlichen Halbkugel hin. Von den drei Erdtheilen, in welche er aus geschichtlichen und geographischen Rücksichten eingetheilt wird, bilden die beiden nördlichen, Europa und Asien, gleichsam ein Ganzes für sich, indem nicht allein das kleinere Europa auf den ersten Blick als eine vielgegliederte nordwestliche Halbinsel des fünfmal größern Asiens erscheint, sondern auch die Geschichte der Menschheit vorzugsweise diese beiden Erdtheile zum Schauplatz hat und dem wechselnden bald friedlichen, bald feindlichen Verkehr der beiderseitigen Völker von jeher ihre wichtigsten Anregungen verdankt.

In nur losem Zusammenhange mit beiden aber steht der dritte Erdtheil der alten Welt, Afrika. Wie es nur an einer einzigen Stelle durch die schmale Landenge von Suez mit Asien zusammenhängt, so beschränkt sich auch von den ältesten Zeiten her das geschichtliche Leben seiner Völker auf die jenem Bindegliede zunächst liegenden Länder. In allen seinen übrigen Verhältnissen entfernt sich Afrika von der Natur des alten Continentes und bildet insbesondere einen schroffen Gegensatz gegen das unter gleicher geographischer Länge liegende und nur durch das Mittelländische Meer von ihm getrennte Europa. Das letztere, streckt mit Asien vereinigt einen beträchtlichen Theil der Nordländer ins nördliche Eismeer hinein, die Hauptmassen beider Erdtheile liegen in der gemäßigten Zone, und nur die drei südlichen Halbinseln Asiens reichen bis in die Tropenregion der Erde; Afrika dehnt sich in weiten Landmassen vom Mittelmeere aus dem



Aequator entgegen und liegt mit drei Viertheilen seines Festlandes in der heißen Tropenzone, in fast dreifacher Ausdehnung wie Europa, so daß nur die Küste des Mittelmeeres der nördlichen, und das Capland mit seinen Umgebungen der südlichen gemäßigten Zone angehört. Im Gegensatz zu der von West nach Ost gedehnten Gestalt von Europa und Asien, welcher zugleich die Hauptrichtung der zugehörigen Gebirge entspricht, weist Afrika, hierin dem neuen Continente Amerika ähnlich, in seiner Küstenform und in der Richtung seiner bedeutendsten Gebirge von Norden nach Süden hin. Im engen Zusammenhange mit der west-östlichen Richtung bei jenen Erdtheilen scheint die Beschaffenheit der Küste zu stehen. Europa bietet gegen Westen dem atlantischen, Asien gegen Osten dem großen Ocean eine höchst charakteristisch gegliederte Küste dar, jeder von beiden Erdtheilen hat eine breite Südküste mit je drei Halbinseln, und zwar in überraschendster bis ins Einzelne gehender Uebereinstimmung; Afrika hat keine einzige Halbinsel und keinen tief eindringenden Meerbusen. Der atlantische Ocean, in den nördlicheren Theilen seiner Ostküste, an Europa, so gestaltenreich, verliert diese Eigenschaft im Mittelmeere, welches der Hauptrichtung Europas und Asiens folgend jenes von Afrika scheidet; die Nordküsten dieses Binnenmeeres sind noch überreich an Golfen, Buchten und Häfen, sein südliches Gestade aber ist fast gliederlos und das Meer dringt nur an den beiden Syrten, Italien gegenüber, bis auf geringe Tiefe in den Nordrand Afrikas ein. Aehnlich der indische Ocean, wo er von den Südküsten Asiens zu den Ostküsten Afrikas übergeht. Während er in seinem östlichen Theile das asiatische Festland aufs Mannichfaltigste zerklüftet, verliert er gleichsam bei Afrika seine Kraft; nur der arabische Meerbusen oder das rothe Meer schneidet in seiner Hauptrichtung gegen Norden zwischen Arabien und Afrika scharf hinein, an seinem südlichen Ausgange in der Straße Bab-el-Mandeb in ganz ähnlicher Weise verengt, wie das Mittelmeer bei Gibraltar, wo es Europas südwestlichste Halbinsel Spanien von Afrika trennt. Von dieser für die Schifffahrt wenig günstigen Straße aus, welche sich nach Osten als Golf von Aden bis zum Cap Guardafui erweitert, hat Afrika die stärkste Ausdehnung von Ost nach West; die Entfernung von da bis zu dem fast in gleicher geographischer Breite ( $10^{\circ}$ — $15^{\circ}$  N.) gelegenen Westpunkte, dem grünen Vorgebirge, beträgt etwa 1000 geogr. Meilen. Von hier



aus nach Süden nimmt seine Breite allmählig ab, indem nur der Meerbusen von Guinea durch einen plötzlichen tiefen Einschnitt diejenige Stelle des Erdtheiles bezeichnet, wo die Südrichtung der Gebirgserhebungen über die östliche Richtung die Oberhand gewinnt und an das breitere nördliche Viereck das schmalere südliche Dreieck sich ansetzt.

Im engsten Zusammenhange hiermit steht wiederum der Reichthum an Inseln, welche sowohl den westlichen und südlichen Küsten des europäischen, wie den südlichen und östlichen des asiatischen Continents vorliegen, und dagegen die Armuth, der fast gänzliche Mangel an Inseln bei Afrika. Die canarischen Inseln des atlantischen Oceans und die bedeutungslosen Inseln des grünen Vorgebirges gehören eher zu den oceanischen Gruppen, als zum Festlande; und auch Madagaskar, die einzige afrikanische Insel von Bedeutung, welche sich fast 200 Meilen lang vom südlichen Wendekreise aus gegen Nord nach dem Aequator zu streckt, ist von der Südostküste Afrikas durch den 64 Meilen breiten Canal von Mozambique getrennt und gehört kaum mehr zu Afrika. Denn nur diejenigen Inseln können als dem Continente zugehörig gelten, welche so nahe der Küste vorliegen, daß sie den Unternehmungsgeist der Bewohner reizen und dieselben zur Seefahrt locken.

In Beziehung auf Lage und Gestalt fehlt also diesem Erdtheile gerade das, was zur Verbindung mit der übrigen Welt und zur geistigen Erweckung seiner Bewohner hätte führen können — die Vortheile einer buchten- und inselreichen Meeresküste. Wir sehen, daß nur der Europa zugewendete Nordrand und insbesondere der Asien genäherte Theil desselben an der Landenge von Suez — Aegypten — in dieser Hinsicht sich günstiger Verhältnisse zu erfreuen hat.

Und gehen wir nun auf das Innere des Erdtheiles ein, so nehmen wir wahr, daß die Natur gleichsam mit einer entschiedenen Absichtlichkeit an dieser Stelle, wo das rege Leben der Welt auch in Afrika hätte Eingang finden können, dem Vordringen desselben eine fast unübersteigliche Schranke in den Weg gebaut hat. Dies ist die Wüste, welche unter dem Namen *Sahel* am Westrande von Afrika zu beiden Seiten vom Wendekreise des Krebses und in einer Breite von 10 Graden oder 150 geogr. Meilen beginnt, dem Wendekreise



nach Osten hin folgt, und vom Mittelmeere durch das zur Schneehöhe ansteigende Atlasgebirge getrennt, unter dem Namen Sahara sich zu einer Länge von mehr als 700 M. in der Richtung des Mittelmeeres nach Asien hin fortsetzt. Als eine weitere Fortsetzung derselben muß nächst den vom Nil in südöstlicher Richtung durchbrochenen Wüsten von Libyen und Nubien auch der Wüstengürtel Asiens gelten, wie denn schon die Alten jene ganze dürre Zone vom atlantischen Ocean bis zur Wüste Gobi an den Grenzen Chinas mit gemeinsamem Namen die Regenlose, die Anhydros nannten.

Diese ungeheure Wüste, fast so groß an Flächeninhalt wie ganz Europa, war in vorgeschichtlichen Zeiten ohne Zweifel von Meer bedeckt. Das deutet schon die Beschaffenheit ihrer Oberfläche an, welche aus einer weiten nur an ihrem Nordrande von Basalt durchbrochenen Kalksteinschicht besteht und von grobem Kies und feinem Flugande überdeckt ist; unzweifelhaft beweisen es die häufig vorkommenden Steinsalzlager, welche an manchen Stellen auf Meilen hin den felsigen Grund unterbrechen. Doch ist die Sahara nicht, wie man bisher annahm, ein Tiefland; vielmehr hebt sie sich von der Westküste aus, wo sie als flacher Rücken aus dem Meere aufsteigt, ganz allmählig empor, und zwar am bedeutendsten in ihrer Mitte, in der Gegend des Wendekreises, weniger an ihrem Nord- und Südrande. Höher und ungleicher an ihrer Oberfläche wird sie im Osten; schon von Tripolis aus zieht sich ein Riß mit felsigen Rändern gegen Süden hindurch, in welchem vereinzelt Quellen entspringen, nahe am Ostrande aber zeigt sich jene bedeutungsvolle tief einschneidende Rinne des Nil, welche den Gewässern des südlichen Hochlandes den Abfluß gegen Norden, zum Mittelmeere hin, gestattet. Wohl möglich, daß die Hebung des Ostrandes, welche einerseits durch eine entsprechende östlichere Senkung dem arabischen Meerbusen sein Entstehen gab, im Westen auch diesen Bruch in der Festafel veranlaßt hat, auf welchem sich sodann die wichtigste und größte aller Oasen, Aegypten, mit ihrem uralten und eigenthümlichen Völkerleben bilden konnte.

Es ist bekannt, daß Aegypten nur dem Nil und seinen alljährlichen Ueberschwemmungen seine Fruchtbarkeit verdankt; kein Regenguß erfrischt in der Zwischenzeit das Land, und kein Nebenfluß bewässert die entlegeneren Gebiete des Thales. Allmählig, aber un-



aufhaltfam sucht die Wüste das ihr entzogene Gebiet wieder zu erobern, und schon deckt sich ihr Flugsand über weite einst fruchtbare Strecken Aegyptens hin.

Ebenso ist die ganze Sahara regenlos, und wo der felsige Grund sich spaltet und einer Quelle den Ausgang gestattet, saugt der gierige von der Sonnengluth ausgedörrte Sand nach kurzem Laufe ihr Wasser wieder ein. Ja, auch die Zahl dieser kleineren und größeren Oasen, deren Fruchtbarkeit die Grabesöde der Wüste hie und da unterbricht, scheint nach und nach abzunehmen, die Wüste mit jedem Jahrhundert noch wasserärmer, noch glühender zu werden. Das zeigt der Oasengürtel, welcher das linke Nilufer in einer Entfernung von wenigen Tagereisen von Süd nach Nord begleitet und noch zu Herodots Zeiten eine einzige zusammenhängende große Oase war. Auch wissen wir, daß im Alterthume die Handelskaravanen mit Rindern die Wüste durchzogen, während jetzt nur noch das durch die Araber seit länger als einem Jahrtausende eingebürgerte Kameel die stets wachsenden Entfernungen zwischen den einzelnen Brunnen zu durchschreiten vermag.

Ist aber die Sahara auch arm an Producten, arm an Pflanzen und an Thieren, so ist sie doch nicht menschenleer. Als eine Naturgrenze streckt sie sich hin zwischen den Völkern des nördlichen und des südlichen Afrika, welche schon das Alterthum als Libyer und Aethiopier, die neuere Zeit als Berbern und Neger unterscheidet; und die weiten Strecken der Wüste werden von dem ersteren der beiden Völkern, den Berbern, nach allen Richtungen hin durchschwärmt. Dieselben sind Abkömmlinge der ältesten Einwohner Nordafrikas und kauasisch-semitischen Stammes, aber in verschiedene mehr oder minder mit anderen Elementen gemischte Stämme getheilt. Den mächtigsten derselben bilden die über den westlichen Theil der Sahara verbreiteten Tuareg, welche durch ihre hellere Farbe und manche Eigenthümlichkeiten in Sitte und Sprache eine Vermischung mit den nördlichen Einwanderern als glaublich erscheinen lassen und als handeltreibende Oasenbewohner die Grenzländer der Wüste in Verkehr mit einander erhalten. In ähnlicher Weise wird die östliche Sahara bis zur libyschen Wüste von den Stämmen der schwärzlichen Tibbo bewohnt, welche, vielleicht ebenfalls durch eine früher stattgefundene Vermischung, den Negern näher stehen.



Von Beiden sind die Mauren (Mohren) oder Araber wohl zu unterscheiden, deren Vorfahren einst mit erobernder Hand den Islam zu den Völkern Nordafrikas trugen und sich nicht allein nach heimischer Art mit ihrem Kameele in der Wüste einbürgerten, sondern auch auf dem Maghreb, d. h. dem gebirgigen Nordrande der mittelländischen Küsten, welcher unter der wechselnden Herrschaft der Karthager, Römer und Vandalen so verschiedenartige Cultur gesehen hatte, sich dauernd festsetzten. Von ihren im Mittelalter so furchtbaren Raubstaaten besteht noch unabhängig Marocco, unter französischer Herrschaft Algier, in loser Abhängigkeit von den Türken Tunis und Tripolis mit dem südlich davon gelegenen Fezzan. Unabhängig und nur bei ihren Raubzügen dem Befehle ihrer Scheichs sich unterwerfend leben die Mauren und Berbern der Wüste. Und um so mehr wird durch sie der Süden vom Norden geschieden, aller freie Verkehr unmöglich gemacht.

Nur einmal im Jahre durchzieht auf monatelangen Wegen, die Stille der Wüste durch reges Leben unterbrechend, die Fezzankaravane, welche die Producte des Maghreb und des südlicheren Dattellandes Biled-ul-Djerid mit sich führt, von Dase zu Dase den Nordrand der Wüste bis nach Kairo am Nil, dem ungeheuren Stapelplaze für alle Waaren Afrikas, und ihrem willkommenen Schutze schließen sich die Meccapilger an, um als verehrte Hadjis zurückzukehren. Eine zweite Karavane kommt jährlich einmal von den Binnenländern im Süden der Wüste, westlich vom obern Nil, und bringt auf dem Wüstenpfade, der die Reste der ehemaligen großen Dase mit einander verbindet, die Producte des Südens auf den Markt von Kairo, Gold, Elfenbein, Straußenfedern, und vor Allem jene Tausende von Ebenholzblöcken, aber lebenden, wandelnden — denn so bezeichnet der Sklavenhändler seine kostbarste und mit vielen Gefahren erbeutete Waare. Ein Zugang zum Innern Afrikas, wie wir sehen, der wenig Gewinn für einen Verkehr seiner schwarzen Bewohner mit den gebildeten Völkern des Nordlandes verspricht. Aehnlich ist es mit derjenigen Karavane, welche von Fezzan aus über Bilma nach Süden zieht, denselben Gürtel von Quellen und kleinen Dasen verfolgend, welcher die Grenze zwischen den Tuareg und den Tibbo bildet.

Mit ziemlicher Genauigkeit können wir als Südgrenze der Wüste den 15.<sup>o</sup> N. Br. annehmen; im Allgemeinen senkt sich hier ihr



breiter Rücken, und die geringere absolute Höhe dieſes Landſtreifens läßt zwiſchen der Wüſte und der gegenüberſtehenden ſüdlichen Erhebung des Landes eine Anzahl von Flußrinnen in der Richtung des Parallelkreiſes zu. Nur der Oſten weicht ab von dieſer Geſtaltung und nimmt an derſelben gewaltigen Umwälzung Theil, welche, wie wir geſehen haben, dem Nil ſein Bette quer durch die Wüſte zum nördlichen Meere hingebahnt hat. Es thürmt ſich nämlich an der Stelle, wo die angedeuteten etwa in der Gegend des 10° N. Br. von Weſt nach Oſt ſtreichenden Gebirge — früher mit gemeinſchaftlichem Namen das Mondgebirge genannt — von dem in der Richtung des Oſtrandes von Süden gegen Norden hinlaufenden Gebirgszuge durchbrochen werden, ein hohes Alpenland auf, Habeſch oder Abyſſinien. Von ſeinem nördlichen Abhange ſtrömt dem Nil ſein größter Nebenfluß, der Atbara, in nordweſtlicher Richtung zu; auf ſeiner Höhe ober liegt ein großer Alpenſee, der Tſana, aus welchem die Gewäſſer des blauen Niles, des Bahr-el-Nzeſ, abfließen. Der eigentliche Strom dagegen, der weiße Nil, Bahr-el-Abiad, genannt, mit welchem ſich jener bei Chartum vereinigt, kommt aus noch ganz unbekannten Regionen im fernen Süden, und hat ſeinen Urfprung jedenfalls auf der ſüdlichen Halbkugel.

Alles Land nun, welches ſich auf dem Nordabfalle und der Höhe der ſog. Mondgebirge vom weißen Nil aus bis nach dem weſtlichen Meere hin erſtreckt, heißt der Sudan, Beled-es-Sudan, das Land der Schwarzen, und wurde ſchon, als noch die Römer Nordafrika beherrſchten, Nigritien genannt. Dieſes iſt der Landſtrich, um deſſen Erforſchung ſich der Handelsgeiſt und die Erdkunde ſo lange vergeblich bemüht hat, und deſſen Beſchaffenheit in topiſcher und phyſiſcher Beziehung, deſſen Völker und Staaten, ſoweit ſie bis auf die neuſte Zeit durchforſcht worden ſind, im Verfolge unſeres Werkes dem Leſer im Einzelnen bekannt werden ſollen. Eben deſhalb wird hier eine ganz allgemeine Schilderung genügen.

Das Gebirge, welches man vor genauerer Bekanntschaft als eine zuſammenhängende von Weſten gegen Oſten laufende Kette anſah und unter dem gemeinſamen Namen Mondgebirge zuſammenfaßte, löſet ſich bei näherer Betrachtung in ein mannigfaltig gegliedertes Bergland auf, welches nur im Allgemeinen jene Richtung bewahrt, ohne Zweifel jedoch eine Menge von zwar minder bedeutenden, im



Ganzen aber ähnlichen Zertrümmerungen erlitten hat, wie jene durchgehende ist, welche das Hochland von Habesch hervorrief und dem weißen Nil den Durchgang gestattete. So findet sich allerdings eine Hauptkette ostwärts streichender Gebirge, welche von dem Cap Sierra Leone des atlantischen Oceans aus die ganze gleichfalls ostwärts gerichtete Küste von Oberguinea in einer mittleren Entfernung von 40 Meilen begleitet und Kōng, d. i. Gebirge heißt. Daß sie sich weit nach Osten hin ins Innere fortsetzt, beweist der westliche Lauf der sie begleitenden Flüsse, welche so eben bekannt zu werden anfangen, und die Ostrichtung einzelner noch minder erforschter Nebenflüsse des eigentlichen Nil. Verschiedene nach Norden gerichtete Vorsprünge geben indessen dem vorliegenden Stufenlande eine große Mannigfaltigkeit. Von dem Komaberge am Westende der Kongkette läuft ein breiter Bergrücken nach Norden bis an den Rand der Wüste, das Gebirge von Senegambien, dessen Flüsse zum Theil, wie der Senegal, Gambia und Rio grande, nach Westen zum Ocean abfließen, zum Theil einem östlich gelegenen Flußsysteme angehören, welchem der Kong in seiner ganzen Länge keinen Ausweg gestattet. So muß der Hauptfluß dieses Systems, der Niger, — besser Djoliba oder Kowara, — seinen Lauf nach Nordosten zu der Wüste hin richten; hier wendet er sich, durch eine große Menge von Nebenflüssen verstärkt, nach Osten und bewässert einen Theil jener Einsenkung, welche den Südrand der Sahara begleitet, bis neue Erhebungen des Landes sich ihm entgegenstellen und ihn in den einzigen Ausgang hineinnöthigen, welcher ihn erst südöstlich, dann südlich, quer durch die Gebirge hindurch, über Klippen und Stromschnellen in den inneren Winkel des Busens von Guinea führt.

In dem letzten Theile seines Laufes nimmt er noch mehrere nicht unbedeutende Nebenflüsse namentlich von Osten her auf; wichtiger als alle andern ist der Benue, bisher meist unter dem Namen Tschadda bekannt, welcher weit aus dem Inneren zu kommen scheint, und zwar aus dem Winkel, welchen die vorher erwähnte Verlängerung des Konggebirges aufs östliche Nigerufer hin mit der von derselben nordwestwärts ziehenden Mandarakette bildet. Die letztere hat mehrere bedeutende Gipfel, unter ihnen den Berg Mindif, und scheidet in ihren weiteren Verzweigungen, welche ebenfalls bis zur Wüste reichen, das Gebiet des Niger von dem Gebiete der Binnenflüsse, d. h. derjenigen Flüsse, welche aus den sie umwallenden Ge-



birgen keinen Ausweg zum Meere finden und ihre Gewässer in einem Binnensee sammeln müssen. Dieser See ist der Tjad, das große Wasser des Sudan, dessen Becken, die größte Vertiefung zwischen der Wüste und dem Hochlande, etwa 800' — 850' über dem Meere liegt. Von Westen her empfängt er den Komadugu oder Neou, aus den Gebirgen des Südostens den Schary, von Osten aus dem Tafellande, welches sich von der Wüste aus unmittelbar in's Gebirgsland fortsetzt, den periodischen Zufluß des Wadi-el-Chasel oder Gazellenthales, den Batha. Das nächste Flußgebiet nach Osten hin scheint schon dem weißen Nil anzugehören, so daß also der ganze Sudan nördlich von der den Erdtheil durchschneidenden Gebirgskette in vier Hauptgebiete zerfällt, das von Senegambien, das des Niger oder das eigentliche Nigritien, das des Tjadsees und das des weißen Nil. Die beiden ersteren bilden den Westsudan, die beiden letzteren den Ostsudan. Eine andere gebräuchliche Einteilung besteht darin, daß man das wohlbewässerte und fruchtbare Land vom Fuße der eigentlichen Gebirge bis an die Wüste Flachsudan nennt, im Gegensatz zu dem Hochsudan in den Gebirgen, welcher nur in seinen westlichen Theilen nebst dem umschließenden Küstenlande von Niederguinea bekannt ist, im Osten aber bis in die noch ganz dunklen Gebiete des innersten Afrika sich erstreckt.

Das heiße Klima und besonders der außerordentliche Wechsel in der Temperatur, verbunden mit der in der Regenzeit aus den sumpfigen Niederungen aufsteigenden Feuchtigkeith, macht weite Strecken des Landes und insbesondere auch die an den Flußmündungen gelegenen Niederungen sogar für die Eingeborenen, noch mehr aber für Europäer höchst ungesund. Desto herrlicher gedeiht in denjenigen Theilen des Landes, wo es nicht an Bewässerung fehlt, die Vegetation. Ueber üppigen Grasebenen erheben sich ganze Wälder des ungeheuren Baobab oder Affenbrotbaumes (*Adansonia digitata*), der einzeln schon fast einem Walde gleicht; mit ihnen wechseln Wälder von Tamarinden und Mimosen, von Palmen und riesigen Euphorbien. Bis dicht an die Dörfer der Eingeborenen tummeln sich die dickhäutigen Kolosse der Urwälder, Elephanten, Nashörner und Flußpferde, streifen die Raubthiere, Löwen und Panther, Hyänen und Schakale, auf den Fluren weiden Heerden von Antelopen; Vögel in unzähligen Schaaren und von prachtvollem Gefieder beleben die Wälder, der Strauß



jagt in großen Heerden über die Ebenen dahin, die Flüsse wimmeln von Krokodilen und Fischen, Reptilien aller Art erfüllen Wasser und Land. Gold und andere Metalle enthalten die Berge, Goldstaub — Tibbar — führen auch die Flüsse, Silber aber fehlt; Schwefel und Salpeter kommt häufig vor, dagegen im ganzen Sudan kein Salz.

Die Bewohner dieses so üppig fruchtbaren Landes sind die Neger, mit welchen sich nur in den nördlichen Grenzbezirken Mauren und Berbern mischen. Dagegen sind die unvermischten Neger über das ganze Hochland von Afrika bis zur Südspitze hin verbreitet, dessen Geographie bis auf einige Küstenstriche noch fast unbekannt ist und sich augenblicklich in den südlichen Theilen durch die auf mühevollen Wanderungen gesammelten Entdeckungen englischer und deutscher Missionäre, vor Allem des unermüdblichen Livingstone, einigermaßen zu lichten beginnt. Man darf annehmen, daß zwischen dem westlichen und dem schneehohen östlichen Gebirgsrande des Dreiecks, in welches Afrika nach Süden hin ausläuft, das Land sich nach innen wieder senkt und auch hier sich weite Seen als Behälter der Binnengewässer bilden; nach dem Meere zu fallen die Küstengebirge mehr oder weniger steil, meistens in verschiedenen terrassenförmigen Abfällen bis zu den Küstenebenen ab, hier und da von starken aus dem Innern kommenden Strömen durchbrochen, eine Erscheinung, welche sich am Cap der guten Hoffnung besonders charakteristisch zeigt. Den nordwärts aufsteigenden Rand dieses Dreiecks bilden die südlichen Abhänge und Ausläufer des oben besprochenen Kerngebirges von Hochsudan, aber gleichfalls in noch ganz undurchforschten Landstrichen. Dieser Grundform des ganzen Hochafrika entsprechend theilt man auch die dasselbe bewohnenden Negerstämme ein; im Süden, im Gebiete des Dranjesflusses, wohnen die Hottentotten und die Kaffern; zu den Negern des Ostrandcs gehören die dem Alpenlande Habesch benachbarten Gallas, die Somali und die Mozambiquestämmc im Gebiete des Zambeziflusses; zu denen des Westrandes die Congo-  
- stämme am Congo und Coanzo nebst den vom hinterliegenden Hochlande herabsteigenden Anzigos, und die Ambofer, welche sich bis zum Konggebirge ausdehnen. Auffallender Weise sind die Sprachen aller dieser über Hochafrika hin verbreiteten Stämme, die südlichsten, Hottentotten und Kaffern ausgenommen, einander so ähnlich, daß alle zu ihnen gehörigen Neger einander verstehen.

Diese gelten daher für die eigentlichen Neger und zeigen in jeder



Beziehung den bekannten Negertypus: zurücktretende Stirne und vorspringende Kiefern, welche an die Schädelbildung des Affen erinnern; großen Mund und wulstige Lippen; kurzes, wolliges Haupthaar und eine sammetweiche, oft ebenholzschwarze Haut, die sich wegen ihrer starken Thätigkeit stets kühl anfühlt; verhältnißmäßig lange Unterarme und Schienbeine, so wie lange Hände und Füße, welche letztere entschiedene Plattfüße sind (die Knöchel stehen bei den Negern nur  $1\frac{1}{2}''$  hoch über dem Boden, bei den Europäern  $2\frac{1}{2}''$ ).

Ganz anders ist es bei den Bewohnern des Nordrandes oder des Sudan, welche an Sprache, Bildung, Religion, Sitte und Farbe ein Bild der buntesten Mannigfaltigkeit darbieten und dadurch zum Theil eine Vermischung mit nördlichen kaukasischen Stämmen unzweifelhaft machen. Wild und grausam sind die Neger auf der Guineaküste, von denen von Alters her die handeltreibenden Nationen Europas Pfeffer, Elfenbein, Gold und Sklaven zu holen pflegten und welche nur durch eine Reihe europäischer Forts auf der Küste im Zaume gehalten werden. Das mächtigste ihrer Reiche ist das der Aschanti mit der Hauptstadt Cumassie. Die Landstriche von Senegambien dagegen sind von zwei Stämmen bewohnt, welche man zwar noch für Neger gelten lassen muß, da sich über eine anderweitige Abkunft nichts feststellen läßt, welche aber durch ihre helle Farbe, ihren von dem Negertypus bedeutend abweichenden Körperbau, ihre entwickeltere Sprache, ihren sehr geförderten Gewerbleiß und ihre hervorragenden und durch einen auffallenden Grad von Bildung bewährten geistigen Anlagen vor den übrigen Negern sich entschieden auszeichnen. Es sind dies die auf den Terrassen Senegambiens wohnenden Fulah und die auf dem Gebirge einheimischen Mandingo; die letzteren haben sich indeß neben den ersteren hin bis zur Küste ausgebreitet, während ein kriegerischer Zweig der Fulah, die Fellatah genannt, die Gebirge überstiegen und im Flußgebiete des Niger mächtige Reiche gebildet hat.

Auf den Küstenebenen von Senegambien wohnen verschiedenartige schwarze Stämme, unter denen die schönsten und schwärzesten die Soloffen am grünen Vorgebirge sind, welche übrigens im Körperbau den Negern nicht gleichen. Mehr ist das bei den südlicheren Küstenbewohnern der Fall, zwischen welchen die christliche Colonie frei-



gelassener Neger Liberia sich angesiedelt hat, als Grenzmark zwischen den Negern von Senegambien und von Guinea.

Unter den eben erwähnten Fellsatahreichen im Nigergebiete sind die bedeutendsten das Königreich Haoussa mit der Hauptstadt Sakkatu zwischen dem Niger und dem Tsadsee, das südlichere vom Benue durchströmte Adamana mit der Hauptstadt Zola, und das nordwestliche am oberen Niger gelegene Masena mit der Hauptstadt Djenne; unabhängig bestehen neben ihnen noch folgende Negerreiche: Bambarra mit der Hauptstadt Sego, Timbuctu mit der gleichnamigen Hauptstadt, beide auf der Grenze des Sudan gegen die Wüste, wo der mittlere Lauf des Niger beginnt; ferner am unteren Niger die Reiche von Borgu mit der Hauptstadt Boussa auf dem rechten, Jaouri mit der Hauptstadt gleichen Namens auf dem linken Ufer; weiter südlich an jenes anstoßend das Reich von Farriba mit der Hauptstadt Gjeo oder Katunga, welches schon dem auf der Guineaküste liegenden Negerreiche Dahomeh benachbart ist, und ihm gegenüber südlich von Jaouri das Reich Nyffi mit der Hauptstadt Rabba am Niger. Doch dehnt sich der Einfluß der Fellsatah auch schon über Borgu und Nyffi, ja bis zur Beninküste hin aus.

Das wichtigste der im Tsadgebiete liegenden Negerreiche ist das vom Komadugu durchströmte mächtige Reich Bornu, dessen Hauptstadt Kuka am westlichen Ufer des Sees liegt. Seine Bewohner haben offenbar, wie ihre bräunliche Farbe verräth und die Lage ihres Landes erwarten läßt, in Jahrhunderte langer Verbindung mit den Stämmen der Wüste gelebt, deren Karavanen Bornu mit Fezzan verbinden; sein Gebiet umschließt den größten Theil des Sees so wie die südlichen Bergländer Margi, Mandara und Loggun; in einer losen Abhängigkeit von ihm steht das am Schary gelegene Reich von Begharmi, und unabhängig ist das Land Musgo im oberen Gebiete des Schary, so wie die im Tsadsee zerstreuten unzähligen kleinen Inseln der räuberischen Biddumah.

Auf dem Tafellande, welches östlich vom Tsadsee und von Begharmi sich erhebt und kurz nach den Regenzeiten den Bathafluß dem See zusendet, liegt das Reich des Sultans von Wadai mit der Hauptstadt Wara, und weiter östlich, schon im Gebiete des weißen Nil, die Reiche Darfur und Kordofan, oasenartig abgeschieden und von einem Gemisch von Negern und fast schwarzen



Beduinen bewohnt. Das letztere gehört schon zu den vom Vicekönige von Aegypten eroberten Ländern der *Kubane ger* und reicht bis an den Nil, welcher es von *Sennaar*, der südlichsten Landschaft *Kubiens*, trennt. Zwischen *Sennaar* aber und dem Lande der als nördlichste Bewohner der Ostküste schon früher erwähnten räuberischen *Gallas* liegt nur noch das gleichfalls schon genannte Alpenland *Habesch*, welches seit langer Zeit unter den alljährlichen Nordbrennereien der *Gallas* leidet.

Sind nun auch die ungesunden sumpfigen Küstenländer meist von rohen Stämmen bewohnt, welche das von Freunden der Sklaverei stets wiederholte Vorurtheil, als ständen die Neger auf einer Mittelstufe zwischen Menschen und Affen, zu bestätigen scheinen: so gewährt dagegen ein Blick auf das rege, betriebsame Leben der gebildeteren Negerstämme in den Bergländern und an den größeren Flüssen einen Eindruck, welchen Land und Volk in manchen europäischen Ländern, ja in Theilen recht gebildeter Länder bei Weitem nicht machen. Ackerbau und Gartenbau ist allgemein; cultivirt wird Weizen, Reis, Hirse; als Hausthiere zieht man Rindvieh, Schafe, Schweine, Esel und Pferde, in der Nachbarschaft der Wüste auch das Kameel. Bei der üppigen Fruchtbarkeit des Landes ist Armuth und Hunger kaum bekannt; nicht die Noth treibt die Neger zu allerlei kunstreichen Gewerben. Neben Ackerbau, Viehzucht und Fischerei treibt man Baumwollenzucht, Weberei, Indigofärberei, und eine Reihe bedeutender Handelsstädte im Norden des Sudan liefern durch die Karavanen den Nordländern Baumwolle, blaue und blaugestreifte baumwollene Stoffe, Seiden- und Halbseidenstoffe (bekannt als *Sudanstoffe*), feine Wolle, Häute, Leder und Lederarbeiten, Straußenfedern, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Zibeth, allerlei Räucherwerk und Gewürze, Goldsand und Goldreife.

Dagegen erhalten sie auf den gleichen Handelswegen englische Kleidungsstoffe, nordafrikanische Teppiche, wollene Mäntel aus Fes, Eisen und Eisenwaaren aus Amerika, England und Deutschland (besonders Solingen), kurze Waaren aller Art, ja sogar die Luxusartikel Europas und Asiens finden ihren Weg dahin, Taback, Gewürze, Kaffee, Kakao, Zucker, endlich große Ladungen von ostindischen Muscheln, Kauries, welche im ganzen Sudan als Scheidemünze gelten.

So könnte der Handel und Verkehr der Negerländer als ein



blühender erscheinen und wir leicht versucht sein, anstatt über die überraschende Bildung dieser Völker zu erstaunen, im Gegentheil zu fragen, warum denn bei solchem Verkehr die Bildung nicht auch auf geistigem Gebiete endlich Früchte trage. Aber diese Frage führt uns auf den Krebseschaden, der immer noch fast unheilbar am tiefsten Marke aller Negervölker zehrt. Es ist der unselige Sclavenhandel. Nur die Einträglichkeit des Sclavenhandels bewegt die maurischen Kaufleute alljährlich zu den langwierigen und gefährlichen Karavanenzügen durch die Wüste; ohne ihn würde auch jeder andere Handel stocken, denn diese Waare ist im Sudan um geringen Preis zu haben, mit geringer Gefahr zu erjagen, und nur sie wird in Marokko und Kairo theuer bezahlt.

Den Arabern und Türken gestattet der Koran den Sclavenhandel — nur Gläubige dürfen nicht zu Sclaven gemacht werden. Und wenn sich auch der Islam bereits seit Jahrhunderten in den nördlicheren Negervölkern stark verbreitet hat, für welche er sogar ein Mittel gewesen ist, sie an Bildung über die heidnischen Neger der südlicheren Länder emporzuheben, so giebt es doch der heidnischen Stammgenossen, der Fetischverehrer, noch genug und in hinreichender Nähe, um durch unvermuthete Raubzüge, zu welchen sich oft die maurischen Kaufleute mit den mohamedanischen Negern verbinden, viele Hunderte derselben, Männer, Weiber und Kinder, mit einem Male zu fangen und so den gesuchten Tauschartikel gegen die lockenden Schätze der Karavanen zu gewinnen. Nach den Handelsstädten im nördlichen Afrika, namentlich Marocco, Tripolis und Kairo werden alljährlich etwa 50,000 Sclaven ausgeführt.

Aber diese Sclaven sind noch eine glückliche Minderzahl gegen diejenigen, welche von christlichen Menschenräubern und Seelenverkäufern über die westlichen Meere nach Amerika geführt werden. Jene werden unter hartem Zwange in die Knechtschaft geführt — aber in eine immerhin menschliche, und in manchen Gegenden sind sie nur die dienenden Hausgenossen, das Gesinde. Wie furchtbar dagegen ist das Loos der Unglücklichen, welche für sogenannte christliche Länder eingefangen werden! Und welcher Menschenverlust für Afrika! Nach Amerika gelangen alljährlich 200,000 neue Negerclaven — aber durch den Fang, und insbesondere durch den Seetransport bei schlechter Verpackung (!) und Verpflegung geht vorher fast die doppelte



Zahl zu Grunde, so daß Afrika durch die Sklaverei jährlich gegen 600,000 Menschen verliert. Kann man erwarten, daß dieselben Vertreter und Abgesandten gebildeter Länder, welche zu solchem Henkersdienste den Westen und Osten des Sudan besuchen, eine edlere Bildung und Gesittung dahin tragen werden? Mit Argwohn und Grauen betrachtet der Neger den ausländischen Handelsmann; die Negervölker Guineas glauben, daß die hungrigen Weißen die Hunderttausende von Schwarzen nur darum in ihre Länder holen, um sie dort zu schlachten und zu fressen. Und unter den Stammgenossen selbst schwindet Treu und Glaube; wie können da edlere Regungen, wie können freundliche Beziehungen zwischen Nachbarvölker Wurzel fassen, wo es an der Tagesordnung ist, um eines leichten Gewinnes willen die Mitmenschen einem Loose zu überliefern, das schlimmer ist als der Tod!

Nicht allein, daß wir über die geistigen Fähigkeiten und die Gemüthsart der Neger nicht rein und sicher zu urtheilen vermögen, wenn wir nur die elenden und vielfach wirklich verthierten Sklavenhaufen beobachten oder schildern hören, an welchen sich die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union eine furchtbare Zuchttruthe für künftige Zeiten heranziehen; auch die augenblickliche thatsächliche Beschaffenheit der noch in ihrer Heimath lebenden Neger dürfen wir, ohne ungerecht zu sein, nicht zur Grundlage unseres Urtheiles machen. Denn überall, wo dieselben bisher mit Ausländern in Berührung gekommen sind, mußte Entsittlichung, Tücke, Grausamkeit die nothwendige Folge derselben sein. Freilich stehen Menschenleben, wie bei rohen Völkern überhaupt, so auch bei den Negern nicht hoch im Preise, und neben den von religiöser Devotion gebotenen Menschenopfern, welche den Fetischen, — d. h. denjenigen Geschöpfen, welche der „große Geist“ zu den Menschen schickt, um ihre Bitten anzuhören und ihre Opfer anzunehmen, — in Unzahl dargebracht werden, und neben dem vielfachen sich an solchen Dienst anreihenden Aberglauben findet man sogar in einigen Gegenden den scheußlichen Kannibalismus, erschlagene oder geopfert Feinde zu verzehren. Aber sind die Unglücklichen nicht in der Regel durch die ihr Land besuchenden Sklavenhändler, welche Kriege anzetteln, um Waare zu erhalten, in solchen Gräueln mehr bestärkt, als davon zurückgebracht worden?

Es wird noch manches Opfer kosten, bis an die Stelle des



Sclavenhandels ein das Volk belebender, erweckender, veredelnder Verkehr, bis an die Stelle des ausgearteten Islam und des rohen Heidenthums die reine Religion der Menschenliebe treten kann; und erst dann werden und können die Hindernisse schwinden, welche bisher Land und Volk dem Eindringen der Reisenden und Naturforscher entgegenstellte, erst dann kann die zahllose Bevölkerung Afrikas, aus der verachteten Stellung erlöst, in welcher sie wider die Natur durch ein grausames Vorurtheil gehalten wird, mit ihrer Thatkraft und Arbeitsamkeit, ihrer regen Phantasie und ihrem warmen Gefühle, mit ihrer Treue und Selbstverläugnung den Pfad edlerer Bildung beschreiten, auf welchem in kommenden Zeiten ihr ebensowenig, wie bisher den Barbaren früherer Jahrhunderte, die lohnenden und fördernden Erfolge fehlen werden. Ihr gehört ein Sechstheil der Menschheit, und damit ein großer Theil ihrer Zukunft an.

### III. Afrikanische Entdeckungen der Alten.

Herodot erzählt im vierten Buch seiner Geschichte von den Thaten und Unternehmungen des ägyptischen Königs Necho. Dieser Herrscher zeichnete sich vor den meisten seiner Vorgänger dadurch aus, daß er die ungeheuren Arbeitskräfte, welche den ägyptischen Königen zu Gebote standen, vernünftiger als jene verwendete. Ihm lag es weniger daran, wie Viele vor ihm gethan, einem vielleicht werthlosen Leben durch eine riesige Pyramide ein durch alle späteren Menschengeschlechter dauerndes Andenken zu sichern, als vielmehr die Macht und den Wohlstand seines Volkes zu erhöhen. So war er der Erste, welcher die Durchstechung der Landenge von Suez in der Richtung vom Nil zum arabischen Busen hin versuchte, um die Schifffahrt im rothen Meere mit der im Mittelmeere in Verbindung zu bringen. Leider fehlte es denjenigen, welche mit der Ausführung dieses Werkes beauftragt wurden, wenn auch nicht an Ausdauer, doch an der nöthigen Erfahrung in Wasserbauten solcher Art. Canäle zur Bewässerung des fruchtbaren Thalbodens von Aegypten und zur Entwässerung des zu schlammigen Nildeltas mußte man zu bauen; aber der durch den



Sand gestochene Suezcanal stürzte in sich zusammen, sobald die Meeresfluthen hineindrangen.

Als dieser Plan gescheitert war, versuchte Necho die beabsichtigte Verbindung auf eine andere nicht minder großartige Weise, indem er nämlich eine Umschiffung von Sybien, d. h. Afrika, unternahm.

Zu seiner Zeit waren die Phönicier die ersten Handelsleute und Seefahrer der Welt und schon seit lange weit in die westlichen Meere hinausgefahren, nicht allein von den Säulen des Hercules — der Straße von Gibraltar — nach Norden, um Bernstein und Zinn zu holen, sondern auch gegen Süden die Westküste Afrikas entlang, so daß sie deren südliche Richtung bereits kannten. Phöniciern also gab Necho den Auftrag, vom arabischen Busen auszufegeln, stets die Küste von Afrika zu verfolgen, und so durch die Säulen des Hercules und das Mittelmeer nach Aegypten heimzukehren. Sie fuhren ab und trafen in der That nach drei Jahren auf dem vorgeschriebenen Wege wieder in Aegypten ein: Beweis genug, daß ihnen die Umschiffung wirklich gelungen war. Aber mehr als zur Genüge wird dieselbe noch bestätigt durch die Erzählung von ihrer Fahrt. Im Herbst, wenn die mitgenommenen Vorräthe geschmolzen, seien sie an das Land gestiegen, haben da den Acker bestellt, die Aerndte erwartet, neue Mundvorräthe in ihr Schiff gebracht und ihre Fahrt dann fortgesetzt. So seien sie bis an das entgegengesetzte Ende von Libyen gelangt; hier aber habe sich eine seltsame Erscheinung gezeigt. Als sie sich westwärts gewandt hätten, habe die Sonne, nachdem sie hinter ihrem Rücken aufgegangen, nicht, wie sonst, zur Linken herum ihre Tagesbahn vollendet, sondern sie habe am Mittage zur Rechten gestanden. „Dies aber,“ fügt der treuherzige Herodot hinzu, „mögen zwar Andere glauben, ich meinstheils glaube es nicht!“

Bei der in unserer Zeit höchst geläufigen und alltäglichen Kenntniß von der Stellung der Erde zur Sonne sieht Jeder leicht ein, daß die Bewohner der südlichen gemäßigten Zone die Sonne Mittags stets im Norden, also westwärts schauend zur Rechten haben müssen, daß folglich, wenn die Phönicier das Cap der guten Hoffnung nach Westen hin umfuhren, diese Veränderung im Stande der Sonne, nach welchem sie sich bei ihren Fahrten jederzeit richteten, ihnen höchlich auffallen mußte. Bei der beschränkten Himmelskunde jener Zeit aber hätten sie die von ihnen berichtete Erscheinung gewiß nicht er-



finden können, wenn sie es auch übrigens erreicht hätten, den scharfsichtigen Gebieter durch eine erdichtete Fahrt zu überlisten und zu betrügen. Denn sogar dem Herodot, der mit den geographischen Kenntnissen des Alterthums sehr vertraut und ein weitgereis'ter und erfahrener Mann war, erscheint ein solcher Bericht ein Märchen; um wie viel mehr mußten sich die Phönicier, wenn sie ihn hätten erfinden wollen, vor ihrem Herrn und Könige zu Lügnern machen. Aber sie konnten nicht anders berichten, und ihre Erzählung gewinnt darum durch diesen Zusatz eine unbestreitbare Glaubwürdigkeit.

Etwaigen in neuerer Zeit erhobenen Bedenken gegenüber, ob denn für jene Zeit eine Umschiffung von Afrika in drei Jahren möglich gewesen sei, äußert sich der Engländer Kennell, einer der scharfsinnigsten Geographen aller Zeiten: „Wahrscheinlich wußten die Phönicier die günstigste Gelegenheit zu ihrer Küstenfahrt zu benutzen, und schifften in den indischen Ocean zu der Zeit, wo der Nordmonsun zu wehen beginnt, d. h. gegen Ende October oder Anfang November. Dieser Wind begleitete sie bis zum südlichen Wendekreise, und weiterhin zum Cap förderte sie die Strömung des indischen Oceans. So vollbrachten sie den schwierigsten und gefährlichsten Theil ihrer Fahrt in der günstigsten Jahreszeit, etwa im Januar, also für die südliche Halbkugel mitten im Sommer. Auch bei der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung war ihnen die Strömung förderlich, ebenso im Meerbusen von Guinea, während die Schiffer in entgegengesetzter Richtung die größten Schwierigkeiten gefunden haben würden.“

Allerdings hat der deutsche Entdecker Martin Behaim neunzehn Monate gebraucht, um von Lissabon aus bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung zu gelangen, der doch mit Lebensmitteln reichlich versehen war und den Compaß und das Astrolabium zu benutzen verstand. Dagegen hat Diego Bothelho mit fünf Genossen im Jahre 1539 das Wagniß bestanden, in einer kleinen Barke von vierzehn Fuß Länge und acht Fuß Breite von Goa aus das Cap der guten Hoffnung zu umfahren, und ist in neun Monaten nach Lissabon gekommen. Hierdurch erhält die Wahrscheinlichkeit jener älteren Umschiffung Afrikas durch die Phönicier eine gewichtige Unterstützung.

Eine bedeutende Kenntniß vom Innern Afrikas besaß Herodot nicht. Zwar kannte er die nordöstlichen Länder von Aegypten bis Tripolis und vom Mittelmeere bis zum Rande der Wüste sehr genau,



und Manches wurde ihm in Aegypten und in Cyrene erzählt, einer in jener Zeit blühenden griechischen Colonie auf der Halbinsel Barca, wo jetzt das Dorf Grenna liegt.

Nach Karthago aber, welches damals der mächtigste Handelsstaat im Mittelmeere war und nicht allein über den Westen desselben trotz den Römern unbeschränkt gebot, sondern Handelsverbindungen nach allen Theilen der bewohnten Welt und bis in die Regierländer Afrikas besaß, ist er nicht gekommen; denn mit der größten Eifersucht wahrten die Karthager ihre so vortheilhaften Erfahrungen vor jedem Fremden, und sie hätten unserm Reisenden, wenn er auch Eingang in ihre Stadt gefunden hätte, sicher nicht viel erzählt.

So weit aber Herodots Berichte gehen, wohnten an der Nordküste von Afrika, von Barca westlich bis zur kleinen Syrte, nomadische Völker; über die Säulen des Hercules hinaus weit gegen Süden gab es noch Küstenvölker, mit welchen die Karthager eine eigenthümliche Art von Tauschhandel trieben. Die Letzteren, erzählt Herodot, bringen ihre Waaren ans Land und legen sie in Reihen am Ufer aus, zünden dann ein Feuer an und kehren in ihre Schiffe zurück. Der Rauch dient den Eingeborenen als Signal; sie kommen heran, betrachten und wählen von den Waaren nach Belieben und legen neben die gewünschte Waare so viel Gold, wie sie ihnen werth erscheint. Sobald sie sich entfernt haben, steigen die karthagischen Kaufleute wieder ans Land und begutachten die Angebote. Wo der Kaufpreis genügt, nehmen sie ihn hinweg und der Handel ist geschlossen; andern Falles lassen sie das Gold liegen und ziehen sich auf die Schiffe zurück. Legen die Libyer nach Verlangen zu, so erhalten sie die Waare, wo nicht, so zieht der eine Theil seine Waare, der andere sein Gold zurück und das Geschäft zerschlägt sich, ohne daß Einer den Andern irgend benachtheiligt oder nur dessen Eigenthum anrührt.

Die Anwohner der Syrtten hießen die Nasamtonier. Sie pflegten im Sommer ihre Heerden an der Küste zu lassen und südostwärts in die Wüste zu ziehen bis zur Oase Augila, um da die Dattellärnte vorzunehmen. Auch hatten sie die Sitte, Heuschrecken an der Sonne zu dörren, zu zerstampfen und mit Milch zerrührt zu essen. Den kräftigsten Eid schwören sie, indem sie an das Grab eines Mannes von anerkannter Rechtsschaffenheit treten und auf dasselbe die Hand



legen; ihre Bündnisse schließen sie dadurch, daß Einer aus des andern Hand trinkt, oder, in Ermangelung einer Flüssigkeit, ausgerastten Staub leckt. Die Zukunft glauben sie im Traume zu erblicken, wenn sie sich nach inbrünstigem Gebete auf die Gräber ihrer Ahnen legen.

Einst wollten, wie Herodot von einem Manne zu Cyrene hörte, dem es der Beherrscher der großen Ammonischen Oase selbst mitgetheilt hatte, einige vornehme Jünglinge aus dem Volke der Nasamonier wissen, wie weit die Wüste reiche und wie jenseits derselben die Welt beschaffen sei. Sie warfen das Loos und fünf von ihnen begaben sich, mit Wasser und Nahrungsmitteln reichlich versehen, auf die gefährliche Wanderschaft. So ziehen sie südwestwärts in die Wüste hinein und gelangen endlich nach vielen Tagen in eine baumreiche Ebene. Reife Früchte reizen ihre Ghlust — aber kaum berührten sie dieselben, so stürzt eine Schaar kleiner Menschen heran, sämmtlich unter der gewöhnlichen menschlichen Größe. Sie ergreifen die Borwizigen und führen sie an weit gedehnten Seen oder Sümpfen vorüber in ihre Stadt, welche von schwarzen Menschen gleichen Baues wimmelt. Die Stadt liegt an einem breiten Strome, welcher nach Osten fließt und in welchem Krokodile leben. Wie lange die übermüthigen Entdecker hier in Haft gehalten wurden, wird nicht berichtet; Herodot aber knüpft an diese Erzählung eine Vermuthung in Betreff des erwähnten Stromes. Er hält denselben nämlich für den Nil, der von Westen nach Osten Afrika durchströme und in Aegypten in das Mittelmeer fließe, gerade so wie in Europa die Donau aus dem Westen des Landes komme und sich in das schwarze Meer ergieße. — Aus der im zweiten Abschnitte gegebenen Skizze des Sudan wird der Leser leicht folgern können, daß jener Strom der Nil nicht sein kann, daß es aber, falls die fünf Nasamonier wirklich die Breite der Wüste durchmessen haben, entweder der Djoliba-Niger oder der in den sumpfähnlichen Tsadsee mündende Komadugu oder Neou sein mußte. Eine Deutung der Stadt kann man jetzt, nach Verlauf von fast dritthalb Jahrtausenden, unmöglich mehr wagen.

In der Wüste kennt Herodot eine Reihe von Oasen und den sie bewohnenden Stämmen. Hinter den nomadischen Völkern der Küste, sagt er, läuft eine Sandwüste, die von der ägyptischen Stadt Theben bis zu den Säulen des Herkules reicht. In ihr liegen je etwa zehn



Tagereisen von einander entfernt zerstreute Hügel von Steinsalz, aus deren Rissen, zwischen dem Salz hervor, Quellen von süßem Wasser entspringen. Die erste dieser Oasen ist die Ammonische mit der merkwürdigen Sonnenquelle, welche um Mittag kalt, gegen Mitternacht aber siedend heiß ist. Man möchte versucht sein, diese Erscheinung als Sinnenttäuschung zu deuten, insofern dieselbe Quelle gegen die Mittagsgluth als kalt, in der oft eisigkalten Nacht der Wüste aber als warm erscheinen kann, wenn nicht aufmerksame Reisende neuerer Zeit ebenfalls einen auffallenden Temperaturunterschied wahrgenommen hätten. Die zweite Oase ist Augila, die dritte die der Garamanten (das heutige Fezzan, dessen alte Hauptstadt noch jetzt Germa heißt). Die Letzteren ziehen oft zu Felde gegen die äthiopischen Troglodyten, die schnellfüßigsten aller Menschen, deren Sprache nicht der anderer Menschen, sondern dem Gekreisch der Fledermäuse gleicht, und die für höchst gefährliche Gegner gelten. Es sind wahrscheinlich die jetzigen Libbos, von deren Kühnheit, Schnelligkeit und seltsamer Sprache auch neuere Reisende erzählen.

Eine Reihe von Fabeln, welche Herodot über andere afrikanische Völker, und insbesondere über die Aethiopier, zu erzählen weiß, dürfen wir hier übergehen, wo es nur auf die den etwa übertriebenen oder mißdeuteten Berichten zu Grunde liegende Wahrheit ankommt.

Indem wir auch des Persers Sataspes mißlungene Umschiffung von Afrika übergehen, in Folge deren derselbe vom Könige Xerxes ans Kreuz geschlagen wurde, lassen wir uns lieber erzählen, was der karthagische Feldherr Hanno erlebte, welcher um dieselbe Zeit, etwa 500 v. Chr., mit einem Geschwader von 60 Schiffen und 30,000 Menschen zur Colonisirung und weiteren Erforschung der afrikanischen Westküste ausgesandt und dessen Bericht auf einer Erztafel im Tempel des Kronos zu Karthago aufgestellt wurde. Denselben in allen Theilen mit Sicherheit zu deuten ist freilich unmöglich; wir müssen der wahrscheinlichsten unter den höchst abweichenden Erklärungen bei den sonst unbekannten Namen folgen und uns übrigens mit dem allgemeinen Eindrucke dieses ältesten aller Reiseberichte begnügen.

Hanno erzählt folgendermaßen:

Die Karthager beschlossen, daß Hanno durch die Säulen des Hercules fahren und an der Küste Libyens Städte der Libyphöniker (Karthager) anlegen sollte. Er fuhr ab mit sechszig Schiffen von



je fünfzig Rudern und einer Menge von Männern und Weibern, gegen 30,000, und Lebensmitteln und anderem Zubehör.

Als wir aufs hohe Meer und aus den Säulen des Hercules hinausgefahren waren, schifften wir zwei Tage lang (eine Tagesfahrt etwa 12 geogr. M.) weiter und gründeten dann die erste Stadt, die wir Thymiaterion nannten. Die ganze Gegend umher ist flach. Dann gelangten wir, westwärts segelnd, zu dem dicht mit Bäumen bewachsenen Vorgebirge Soloeis an der libyschen Küste (Cap Cantin nahe bei Marokko). Hier bauten wir dem Poseidon einen Tempel und fuhren einen halben Tag südostwärts zu einer mit dichtem Röhricht bewachsenen Meeresbucht. Hier sahen wir Elephanten und andere wilde Thiere weiden. Etwa eine Tagereise weiter legten wir fünf Pflanzstädte an, Karikonteichos, Gytte, Akra, Melitta und Urambys. Weitersegelnd gelangten wir zu dem aus Libyen hervorströmenden Flusse Eixos (Wadi Tenjift), in dessen Nähe die Eixiten ihre Heerden weideten. In guter Freundschaft mit diesen verweilen wir einige Tage. Im Innern des Landes wohnen hier ungastliche Aethiopier in einer Gegend voll wilder Thiere und hoher Gebirge; auf den letzteren, um die Quellen des Eixos herum, gibt es seltsam gestaltete Troglodyten, die schneller laufen als Pferde. Wir nahmen einige Eixiten als Dolmetscher mit und fuhren zwei Tage die öde Küste entlang, dann wieder einen Tag südostwärts. So gelangten wir in die Tiefe eines Meerbusens an eine Insel von fünf Stadien (einer Viertelstunde) im Umfange, welche wir bebauten und Kerne nannten (bei Cap Ger).

Aus der Länge der Fahrt schlossen wir, daß diese Insel der Lage nach Karthago entspricht, denn dieses liegt so weit innerhalb der Säulen des Hercules, wie Kerne außerhalb. Dann kamen wir an der Mündung des Flusses Chretes (Wadi Sus) vorüber in eine Bucht mit drei Inseln, deren jede größer als Kerne ist. Noch eine Tagesfahrt weiter wird das Ende der Bucht von hohen Bergen begrenzt, auf denen wilde mit Thierfellen bekleidete Menschen wohnen. Sie warfen mit Steinen nach uns, so daß wir nicht landen mochten. Wir segelten also weiter bis zu einem andern großen Flusse, welcher von Krokodilen und Flußpferden wimmelte (Senegal?), und kehrten dann nach Kerne zurück.



Hierauf fuhren wir vom Kerne aus zwölf Tage gegen Süden die Küste entlang; die ganze Strecke ist von Aethiopiern bewohnt, welche vor uns flohen und deren Sprache auch unsere Begleiter, die Viriten, nicht verstanden. Am zwölften Tage kamen wir zu hohen dichtbewaldeten Bergen mit mancherlei Bäumen von wohlriechendem Holze und nach weiteren zwei Tagen, sie umfahrend, in eine Bucht von außerordentlicher Größe und mit flacher Küste (Bai von Arguin am südl. Cap Blanco), auf welcher wir die Nacht hindurch eine Menge kleinerer und größerer Feuerzeichen in verschiedenen Richtungen wahrnahmen (Signale der Eingeborenen). Hier versahen wir uns mit Wasser und folgten der Küste, bis wir wiederum nach fünf Tagen einen großen Busen erreichten, den unsere Dolmetscher das Westhorn nannten. (Das Horn war wohl kein Busen, sondern ein Vorgebirge, das Cap Verde). Dasselbst erhebt sich eine bedeutende Insel, und in einer Bucht derselben eine zweite, an welcher wir landeten. Am Tage sahen wir nur Wald, am Abende aber und die Nacht hindurch erblickten wir eine große Menge von Feuerzeichen und hörten entsetzliches Getöse, Flöten, Cymbeln, Pauken, dazwischen ein Geheul von vielen tausend Stimmen. Grausen überfiel uns, und durch die Zeichendeuter gewarnt verließen wir die Insel. In rascher Fahrt fuhren wir an einer feurigen mit Wohlgerüchen erfüllten Küste vorüber, aus welcher feurige Ströme in's Meer stürzten — den glühenden Boden wagten wir nicht zu betreten. So fuhren wir auch hier voll Schrecken weiter, vier Tage hindurch immer die Küste entlang, und sahen überall Feuer, in ihrer Mitte aber eines, das bis an die Sterne reichte. Bei Tage zeigte sich dieser Punkt als ein hoher Berg, und wir nannten ihn den Götterwagen. Nach weiteren drei Tagen, immer an Feuerströmen hinschiffend, erreichten wir einen Busen, das Südhorn genannt (Cap Roxo), wo wir wieder eine Insel mit einer Bucht fanden, darin eine Insel voll wilder Menschen lag. Die meisten waren Weiber, Alle waren über den ganzen Leib behaart. Die Dolmetscher nannten sie Gorillen. Die Männer liefen, als wir sie einfangen wollten, hurtig über die Felsen und warfen mit Steinen nach uns. Drei Weiber fingen wir, aber sie bißen und kratzten und wollten nicht folgen. Daher schlugen wir sie todt und zogen ihre Felle ab, und brachten dieselben mit nach Carthago.



Weiter sind wir nicht gefahren, denn die Lebensmittel drohten auszugehen."

Das Südhorn wird verschieden gedeutet, das eine Mal als das östlichste Vorgebirge von Afrika, Cap Guardafui, das andere Mal als Cap Nun in dem maroccanischen Gebiete Sidi-Fescham. Die wahrscheinlichste Deutung ist oben gegeben, welche überall recht gut zu den Vertlichkeiten stimmt. Auch übrigens enthält der Bericht glaubwürdige Angaben, besonders wenn man sich erlaubt, den nicht sehr erfahrenen griechischen Uebersetzer des karthagischen Textes dahin zu berichtigen, daß aus den Hörnern statt der Busen Vorgebirge werden, daß die Feuerströme sich in den glühenden Wüstenand verwandeln, welcher wirklich in jenen Theilen der Küste bis weit über das Meer fortgeweht wird, daß endlich der Name des Götterwagens sich erklärt aus dem Irrthume der Schiffenden, welche die Feuer-signale und den damit zusammenhängenden tollen Lärm der Eingeborenen für Opferflammen und religiöses Ceremoniel halten mochten, dessen Mittelpunkt das Hauptsignal auf dem Berge sei. Dahin scheint auch die Küste voller Wohlgerüche zu deuten. Die Gorillen endlich, welche man mit Gewalt hat zu Affen stempeln wollen, denen zu Ehren jetzt sogar der größte der Tschimpanse, welchen man am Gabonflusse in Unterguinea gefunden hat, ein fast sechs Fuß großer brauner zottiger Geselle, der Gorill genannt wird, werden doch wohl zu den Menschen zu rechnen sein, da Hanno und seine Leute sie sonst gewiß als Affen erkannt hätten, ihre Haut ja auch zu Jedermanns Ansicht in Karthago aufbewahrt wurde.

Sehr wahrscheinlich hat Hanno der karthagischen Regierung auch einen ausführlichen Reisebericht erstattet. Aber diese ließ ihn sicherlich nicht bekannt werden, und hütete überhaupt, wie die Karthager insgesamt, die Kunde von den in ihrem Handelsgebiete gelegenen Ländern als ein unverbrüchliches Geheimniß. Als ein karthagischer Schiffsherr einst bemerkte, daß ein römisches Schiff dem Laufe des seinigen folgte, steuerte er auf den Sand, damit nur das Ziel seiner Fahrt nicht verrathen würde. Es ist gar kein Zweifel, daß die Karthager auch durch die Wüste nach dem Sudan hin Handel getrieben haben; mögen nun die Neger oder die Berbern ihre Waaren selbst zur Küste hingeführt, oder, was glaublicher ist, die karthagischen Kaufleute eigene Handelszüge gemacht haben; aber wie Vieles hätten sie



erforschen und als kostbares Erbe späteren Zeiten hinterlassen können, während die erworbenen Schätze nach dem Sturze ihrer Stadt nur dazu dienten, durch steigenden Luxus den siegreichen Feinden, den Römern, selbst den Untergang zu bereiten.

Weit erleuchteter waren die Herrscher von Aegypten aus dem Geschlechte der Ptolemäer. Sie ließen alle Schätze der Wissenschaft zu der großartigen Bibliothek in Alexandrien zusammenführen und begründeten dadurch zugleich die bedeutendste Gelehrtenschule, welche jemals bestanden hat. Hier lebte und wirkte um das Jahr 250 v. Chr. der Begründer der geographischen Wissenschaft, Eratosthenes, und kaum geringeren Ruhm als dieser würde sein Nachfolger Agatharchides (um 150 v. Chr.) erworben haben, wenn nicht die Mehrzahl seiner geographischen Werke, welche über Europa, Asien und über die Küstenländer des arabischen Meerbusens insbesondere handelten, zum größten Verluste für die Wissenschaft im Laufe der Zeit verloren gegangen wäre. Dieser ausgezeichnete Schriftsteller hatte weite Reisen gemacht, war insbesondere bei den Grenzvölkern Aegyptens gewesen, deren Sprache er zu sprechen verstand, und glücklicher Weise sind gerade aus seinem Buche vom rothen Meere diejenigen Stellen aufbewahrt, welche die Nithälfte des Sudan und die Quellgebiete des Nil betreffen. Seine Erzählungen von den Gebräuchen der Eingeborenen und von den einheimischen Thieren sind nicht allein sehr anziehend, sondern auch im Ganzen wahrheitsgetreu und durch Reisen späterer Zeiten bereits vielfach bestätigt.

Südlich von Aegypten, erzählt Agatharchides, giebt es unerschöpfliche Goldbergwerke, (wahrscheinlich am Gebirge Gibel Dellaky in Rubien); reiche Adern Goldes durchziehen das weiße Gestein, welches von dem schwarzen Erdboden bedeckt ist. Zu der überaus mühseligen Gewinnung des edlen Metalles werden Sträflinge gebraucht, durch schwere Eisenketten an den Füßen an der Flucht gehindert. Diese Unglücklichen werden von Wächtern bewacht, deren Sprache sie nicht verstehen, und denen die grausamste Strenge zur Pflicht gemacht ist. Nachdem der Fels durch Feuer erhitzt und gesprengt ist, wird das Gestein mit Brecheisen gelöst und durch die stärksten Arbeiter der Stollen eingetrieben, dem Streichen der Gänge gemäß bald rechts bald links, bald aufwärts bald abwärts abweichend. Die Arbeiter haben ihre Grubenlämpchen vor der Stirne und brechen die Erze los,



welche von Knaben auf gelesen und auf die Halbe getragen werden. Hier sind ältere Knaben beschäftigt, sie mit Hämmern zu zerschlagen und zu scheiden, die erzhaltigen Stücke aber mit eisernen Keulen in steinernen Trögen zu zerstampfen. Der Schrot wird durch die alten Männer und die Weiber auf einer Reihe von Handmühlen gemahlen, und wer lässig, müde oder krank ist, erhält die furchtbarste Züchtigung. Das Steinmehl wird sodann auf geneigten Brettvorlagen geschlämmt, das Wasser führt das taube Gestein ab, das Gold bleibt vermöge der Schwere liegen und wird endlich, möglichst gereinigt, in verschlossenen Tiegeln mit Gerstenkleie, Salz, Blei und Zinn geschmolzen.

Die ganze Einrichtung stimmt, wie wir sehen, mit der heutigen Anlage der Pochwerke ziemlich genau überein, nur daß in letzteren die Triebkraft des Wassers für den größten Theil der schweren Arbeit verwendet wird. Noch heute sieht man mit Erstaunen die ungeheure Ausdehnung der Bergwerke, welche sich durch das ganze sogenannte arabische Grenzgebirge bis zum rothen Meere hinziehen, schon den altägyptischen Königen reichen Ertrag lieferten und noch im vierzehnten Jahrhundert von den Arabern stark bebaut wurden.

Nun folgen wir dem Agatharchides zu den südlich wohnenden Völkern, nach den sumpfigen Ländern des Atbara und des blauen Nil, die zwar ebenfalls nicht zum Sudan gerechnet werden können, uns aber in Ermangelung alter Nachrichten über die naheliegenden westlicheren Länder von großem Werthe sind.

In der Gegend des Flusses Asas (Atbara) wohnen die Rhizophagen oder Wurzelesser. Diese zermalmen die schleimigen zwiebelartigen Wurzeln des dort häufig wachsenden Rohres zwischen Steinen, formen den zähen Brei zu Klößen und trocknen dieselben an der Sonne. So haben sie Nahrung vollauf und könnten bei ihrer harmlosen Natur zufrieden und glücklich leben, wenn nicht die zahlreichen Löwen sie beunruhigten, welche durch das Wasser, den Schatten und die Lust nach Beute in ihr Gebiet gelockt werden. Es fehlt ihnen an Waffen, denselben nachzustellen, und kämen nicht alljährlich im Juni ungeheure Schwärme von Fliegen (Moskitos), welche die Löwen verschrecken, so wären die Rhizophagen diesen schon lange erlegen.

Benachbarte Völker leben von Baums Früchten und rübenähnlichen Pflanzenwurzeln, andere, die Kylophagen oder Holzfresser, von zarten



Zweigen. Die letzteren haben im Klettern eine unglaublich große Fertigkeit und hüpfen wie Vögel von einem Baum zum andern. Da ihr Körper äußerst hager und leicht ist, so treten sie ohne Gefahr auf die schwächsten Nester, thun sie einen Fehltritt, so halten sie sich mit den Händen, und fallen sie auch zuweilen herab, so schützt sie ihre Gewandtheit vor Schaden. Die meisten von ihnen verlieren im fünfzigsten Jahre ihr Gesicht und müssen dann, weil sie ihre Nahrung nicht mehr suchen können, Hungers sterben.

Einen sehr zahlreichen und muthigen Stamm der Aethiopier bilden die Jäger, welche ein raues und wasserarmes Land voll wilder Thiere bewohnen. Um sich vor Raubthieren zu sichern, schlafen sie auf Bäumen und gehen Morgens nach den Wasserplätzen, wo sie im Dickicht versteckt auf ihre Beute lauern. Um die heißeste Tageszeit erscheinen wilde Ochsen, Panther und andere Thiere schaarenweise an der Tränke und füllen sich, um ihren brennenden Durst zu stillen, bis zum Zerplatzen mit Wasser an. Wenn sie sich dann kaum mehr bewegen können, springen die Aethiopier aus ihrem Hinterhalte hervor, fallen mit Prügeln, Steinen und anderen Waffen über sie her und bezwingen sie leicht. Auch im Kampfe mit den stärksten Thieren unterliegen sie selten, denn sie wissen durch List und eine von Jugend auf geübte Fertigkeit im Treffen des Zieles die überlegene Kraft zu bemeistern. Sie gehen hordenweise auf die Jagd und verzehren ihren Fang sogleich gemeinschaftlich. Bleibt das Wild einmal aus, so feuchten sie die Häute der früher erlegten Thiere an, sengen die Haare über einem gelinden Feuer ab und stillen mit dieser nothdürftigen Speise ihren Hunger.

Weiter gegen Westen hin in dichten Wäldern wohnt ein anderer äthiopischer Jägerstamm, der sich hauptsächlich mit dem Elefantenfange beschäftigt. Die Art und Weise dieser Leute, die Elefanten anzugreifen, ist eben so sonderbar wie gefährlich. Da sie es unmöglich mit ganzen Heerden, sondern nur mit einzelnen aufnehmen können, so lauern sie auf den höchsten Bäumen auf ihre Beute. Geht ein Elefant rechts an dem Baume vorüber, auf welchem sich der Jäger versteckt hält, so faßt dieser ihn im Vorbeischreiten hurtig mit den Händen am Schwanz und stemmt ihm seine Füße gegen die linke Seite. Dann ergreift er mit der rechten Hand das ihm über der Schulter



hängende leichte, aber sehr scharfe Beil und führt damit rasch mehrere Hiebe nach der rechten Kniekehle des Thieres, um dessen Sehnen zu durchschneiden. Durch einen Fehlhieb setzt er sein Leben aufs Spiel, und selbst dann, wenn ihm das Durchhauen der Sehnen gelingt, ist er noch nicht außer Gefahr, denn fällt der Elephant nach der Seite, wo ihm die Wunde beigebracht worden ist, und auf den Jäger, so erdrückt er diesen durch seine Masse. Hat aber die gewagte That einen so günstigen Erfolg, daß das Thier gelähmt niederstürzt, so eilen die Jagdgefährten herbei und schneiden ihm, so lange es noch lebt, Stücke Fleisch aus den hinteren Theilen des Körpers und zehren sie sogleich auf.

Weit leichter siegt durch List ein anderer benachbarter Aethiopierstamm über die Stärke des Elephanten. Dieser ist nämlich gewohnt, wenn er gesättigt von der Weide kommt, sich dem Schlafe zu überlassen, aber in einer anderen Stellung, als die übrigen vierfüßigen Thiere; denn er kann mit seiner ganzen Masse nicht in die Kniee sinken und sich auf dem Boden hinstrecken, sondern er lehnt sich, während er schläft, an einen Baum, welcher dadurch abgerieben und schmutzig wird. Finden die darnach forschenden Aethiopier einen solchen Baum, so durchsägen sie ihn unten am Stamme so weit, daß er durch einen geringen Druck fallen muß. Kommt nun der Elephant Abends mit vollem Magen an den gewohnten Ruheplatz und lehnt sich mit seinem ganzen Gewichte gegen den Baum, so stürzt er mit diesem zugleich nieder und bleibt, weil sein Körperbau nicht zum Wideraufstehen eingerichtet ist, die Nacht über auf dem Rücken liegen. Mit Tagesanbruch erscheinen die Jäger, tödten das Thier ohne Gefahr, schlagen an Ort und Stelle eine Hütte auf und bleiben so lange, bis sie das Fleisch verspeist haben. Ptolemäus III. gab sich alle mögliche Mühe, diese Leute dahin zu bewegen, die Elephanten nicht zu tödten, sondern lebendig gegen gute Belohnung einzuliefern, aber ohne allen Erfolg, da sie sich nicht entschließen konnten, ihre gewohnte Lebensweise aufzugeben.

Westlich von den Jägern, die von den Hirtenstämmen als unrein betrachtet werden, wohnen andere Aethiopier, welche ihrer aufwärts gebogenen Nasen wegen den Namen Simen (Stumpfnasen) führen, und südlich von ihnen die Struthophagen (Straußesser), welche mit den Simen beständig Kriege führen und sich als Waffen großer, spitzer



Gazellenhörner bedienen. Die Struthophagen leben fast nur von Straußen, die man in ihrem Lande in großer Menge antrifft. Dieser Vogel, der den Uebergang zu den vierfüßigen Thieren bildet, gleicht an Höhe dem größten Hirsche, hat einen langen Hals, gewölbte mit Flügeln versehene Flanken, einen kleinen und schwachen Kopf und besitzt seine größte Stärke in den Hüften und Beinen. Er ist viel zu schwer, um sich in die Luft erheben zu können, läuft dagegen, indem er kaum den Boden mit den Füßen berührt, unbegreiflich schnell und eilt, wenn er seine Flügel im Winde ausbreitet, wie ein Schiff mit vollen Segeln dahin. Gegen seine Verfolger schleudert er auf eigene Weise mit den Füßen faustgroße Steine und ist nur, wenn ein ungünstiger Wind den Gebrauch seiner Flügel lähmt, leicht zu fangen. Sein Fleisch dient den Wilden zur Speise, seine Haut zu Kleidern und Bettdecken.

Nicht weit von diesem Volke folgen nach der Wüste hin die Afrido-  
phagen (Heuschreckenfresser), kleine, hagere Leute von dunkelschwarzer Farbe, welche in jedem Frühjahr bei starken West- und Südwinden von unabsehbaren Schwärmen ungewöhnlich großer Heuschrecken mit häßlichen, kothfarbenen Flügeln heimgesucht werden, aber diese Plage als Quelle ihrer Nahrung benutzen. Sie häufen nämlich in einer längs ihres Landes sich hinziehenden ziemlich tiefen und breiten Thalschlucht wildes Strauchwerk auf und zünden es, sobald die West- und Südwinde zu wehen beginnen, an. Die darüber fliegenden Heuschrecken ersticken in dem dichten Rauche und fallen mehrere Tage lang in solcher Menge herab, daß sie in großen Haufen umherliegen. Man streut nun Salz über sie, welches sie durchdringt und dadurch nicht nur schmackhafter macht, sondern auch vor Fäulniß sichert, denn sie werden nicht alle sogleich verzehrt, sondern größtentheils aufbewahrt, um für die übrige Zeit des Jahres als Nahrung zu dienen, weil dieses Volk weder Vieh hält, noch am Meere wohnt, noch sonst einen anderen Unterhalt hat. Die Afridophagen sind sehr leicht gebaut und sehr schnell auf den Füßen, erreichen aber kaum ein Alter von vierzig Jahren und enden ihr Leben auf eine höchst erbärmliche Weise, indem ekelhafte Würmer, die in ihren Eingeweiden entstehen, sie bei lebendigem Leibe aufzehren, an welcher Krankheit entweder ihre eigenthümliche Lebensweise oder die Beschaffenheit der Luft schuld ist.



An das Land der Heuschreckenfresser stößt eine fruchtbare Gegend, die aber jetzt menschenleer und unzugänglich ist, weil einmal durch zur Unzeit eingetroffene Regengüsse sich Scorpione und Giftspinnen in so großer Menge erzeugten, daß die Einwohner sie nicht auszurotten vermochten und die Flucht ergreifen mußten.

Wenn einem oder dem anderen Leser, sagt Agatharchides, die Lebensart dieser afrikanischen Völker allzu seltsam erscheint, als daß er den mitgetheilten Nachrichten Glauben schenken möchte, so möge er nur die große Verschiedenheit der Himmelsstriche bedenken, welche natürlich auf die unter ihnen wohnenden Menschen nicht ohne Einfluß bleiben kann. So giebt es nach Norden hin Länder, wo durch die strenge Kälte nicht nur die größten Flüsse so fest gefrieren, daß ganze Heere über das Eis hingleiten und Lastwagen darüber fahren können, sondern auch der Wein und andere geistige Flüssigkeiten so dicht werden, daß man sie mit dem Messer schneiden muß. In diesen Gegenden donnert und blüht es eine Zeitlang gar nicht, weil die Wolken zu schwer sind; eherner Bildsäulen zerspringen und selbst das Feuer erwärmt nicht. Die Haut bleibt an den Gegenständen, womit sie in Berührung kommt, hängen und die Augen verdunkeln sich. In den südlichsten Ländern dagegen ist die Sonnenhitze so übermäßig, daß man zur Mittagszeit, der dicken und schwülen Luft wegen, die zunächst Umstehenden nicht sieht. Ohne Schuhe zu gehen, ist nicht möglich, denn in wenig Augenblicken sind die Füße mit Blasen bedeckt. Stellt man in einem ehernen Gefäße irgend eine Speise mit Wasser an die Sonne, so kocht sie sogleich ohne Feuer. Kann man den Durst nicht zu rechter Zeit stillen, so muß man eines schnellen Todes sterben, weil die Hitze die flüssigen Stoffe im Körper alsbald verzehrt. Und doch ertragen die Bewohner der kalten und der heißen Länder das Ungemach ihres Klimas mit der größten Ruhe und denken so wenig daran, ihm zu entfliehen, daß sie lieber den Tod als andere Wohnsitze, Nahrung und Lebensweise wählen würden. So hat jede Gegend, an die man einmal gewöhnt ist, ihren natürlichen Zauber, und das Unangenehme des Himmelsstriches, unter dem man von Kindheit auf lebt, wird immer weniger fühlbar, sonst würde man ihn mit einem anderen vertauschen, was ja ohne große Schwierigkeiten geschehen kann, denn wie gering ist, genau betrachtet, die Entfernung dieser so völlig verschiedenen Länder von einander? Vom mäotischen See, wo die



Scythen unter starrendem Eise ihre Wohnsitze haben, kann ein Kaufahrer bei günstigem Winde in zehn Tagen nach Rhodus gelangen, von da in vier Tagen nach Alexandrien und von dieser Stadt den Nil aufwärts in zehn Tagen nach Aethiopien, also in vierundzwanzig Tagen aus den kältesten Gegenden der bewohnten Erde in die heißesten.

Noch weit mehr als an den Menschen ist an den Thieren die Verschiedenheit der Himmelsstriche bemerkbar, und jeder derselben hat mehrere ihm eigenthümlich angehörende Arten. Eines der in heißen Ländern einheimischen Thiere ist das Nashorn, welches dem Elephanten zwar nicht an Größe, aber an Wildheit gleich kommt und mit ihm wegen des Futters in beständigem Kriege lebt. Seine Haut ist äußerst hart und hat die Farbe des Buxes. Oben auf der Nase trägt es ein aufwärts gebogenes, an Härte dem Eisen nicht nachstehendes Horn, woher es auch seinen Namen hat. Will es mit dem Elephanten kämpfen, so schlüpft es unter denselben und reißt ihm mit diesem Horne, das es zuvor an einem Steine wegt, den Bauch auf. Gelingt dieser Angriff, so verblutet sich der Elephant, und man findet in den Wäldern viele, die auf diese Weise umgekommen sind. Kann aber der Elephant das Nashorn, ehe es ihn unterläuft, mit dem Rüssel fassen, so besiegt er es leicht mit seinen Hautzähnen und seiner überlegenen Stärke.

In dem Troglodytenlande findet man auch ein Thier, welches den Namen Kameelparder führt, weil es die Größe eines Kameels hat und gestreckt ist, wie ein Parder. Es wird ungeheuer dick und hat einen so langen Hals, daß es die Früchte von den höchsten Bäumen abfressen kann.

Diese und andere Thiere des mittleren und wohl auch des südlichen Afrika, unter welchen noch besonders die Hyäne und ein fleischfressender Büffel genannt werden, ließ König Ptolemäus II. in großer Anzahl nach Alexandria bringen und zahlte den Jägern hohe Belohnungen. Dadurch gereizt unternahmen denn auch einige Jäger das gefährliche Wagniß, eine ungeheure Schlange einzufangen, welche sie in der Wüste entdeckt hatten. Aufgerollt lag sie und lauerte auf die Thiere, welche sich dem Wasserplatze näherten, um zu trinken, schoß auf sie los, umwand und verschlang sie, und streckte sich dann gemächlich der Länge nach aus. Die Jäger fanden das Ungethüm so liegen, dreißig Ellen lang, und gingen in der Hoffnung, sie



jetzt leicht bewältigen und binden zu können, zuversichtlich auf sie los. Aber je näher sie kamen, desto fürchterlicher erschienen ihnen die funkelnden Augen und die im drohenden, mit ungeheueren Zähnen versehenen Kachen hin und her spielende Zunge des Ungethüms, welches sich in großen Ringen durch das Gesträuch wand und mit seinen rauhen Schuppen ein grausenregendes Geräusch verursachte. Halb todt vor Furcht warfen sie ihm dennoch einen Strick um den Schwanz; kaum fühlte es aber die Schlinge, als es auch schon den nächsten laut zischend mit dem Kachen ergriff und lebendig zermalmte. Von den übrigen, welche in größter Eile die Flucht ergriffen, erhaschte es noch einen, schlang sich ihm fest um den Leib und erdrückte ihn. Der Verlust der beiden Gefährten schreckte indessen die nach der königlichen Belohnung begierigen Jäger nicht ab und sie beschloßen, was ihnen mit Gewalt nicht gelungen war, durch List zu versuchen. Nachdem sie aus Binsen eine dicke kugelförmige Reuse, welche den ganzen Körper der Schlange fassen konnte, geflochten hatten, suchten sie ihre Höhle auf und beobachteten genau, zu welcher Stunde sie auf den Raub ausging und wann sie wieder zurückkehrte. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, verstopften sie, sobald sich die Schlange entfernt hatte, den Eingang der Höhle mit Erde und großen Steinen und gruben daneben ein Loch, in welches sie den Korb steckten. Als sie zurückkam, griffen sie Alle zugleich aus sicherer Ferne zu Pferd und zu Fuß an und erregten dabei einen fürchterlichen Lärm, indem sie in die Trompeten stießen und große Hunde hekten. Die Schlange erhob zwar den Kopf zuerst drohend, zog sich aber bald, durch den Trompetenschall und das Hundegebell erschreckt, nach ihrer Höhle zurück und kroch, als sie diese verstopft fand und die kühner gewordenen Jäger immer näher rückten, in den Korb. Nun sprengten, ehe sie sich gegen den Eingang umdrehen konnte, einige Reiter herbei und schnürten die Oeffnung des Binsenkorbcs zu. Das Thier, welches man jetzt sammt dem Korbe mit vereinter Kraft auf Walzen hervorhob, gab, in den engen Raum eingezwängt, unnatürliche, furchtbare Töne von sich und suchte die Binsen zu durchnagen. Die Leute, welche es trugen, geriethen darüber in große Angst, halfen sich aber dadurch, daß sie ihm in den Schwanz stachen und es so zwangen sich mit dem Kopfe immer nach einer anderen Stelle, wo ihm die Wunde beigebracht worden, zu wenden. Sie brachten es auf diese



Weise glücklich nach Alexandrien, wo man es durch spärliche Nahrung bändigte und es sogar zur Verwunderung Aller, die es sahen, nach und nach fette machte. Die Aethiopier versicherten, die gefangene Schlange gehöre zu den gewöhnlichen und man finde in ihrem Lande so ungeheuer große, daß sie nicht nur Kühe und Stiere erwürgen, sondern sogar den Kampf mit dem Elephanten wagen, indem sie dessen Beine umschlingen, daß er sie nicht mehr bewegen könne, ihm dann ihren Kopf gerade vor den Rüssel halten und ihn mit ihren feurigen Augen so lange ansehen, bis er geblendet zu Boden falle, worauf sie ihre Beute überwältigen und verzehren.

In derselben Zeit, wo Agatharchides diese lebendigen Berichte über die östlichen Bergvölker des Sudan und ihre südlichen Nachbarn gab, wurde Karthago, vorher Beherrscherin des westlichen mittelländischen Meeresbeckens und Gebieterin des nördlichen Afrika, von dem mächtigen Rom überwältigt und vernichtet, und damit ging die Kunde des inneren Afrika für längere Zeit verloren. Viele der Besiegten mögen sich durch die Wüste dahin geflüchtet haben, wo sie vor der gewaltigen Faust der Weltbeherrscherin gesichert manche Keime der Bildung legen konnten, und nur in sagenhaften Berichten der Römer klingt Einiges wieder von dem, was einst in Karthago allgemein bekannt war. Denn Rom holte aus der Libyschen Wüste wohl für seine Kampfspiele Löwen und andere Thiere, der nördlichsten Wüstenstriche, aber kaum gegen die Völker der Wüste, die Gätuler (Tuaregs) und die Garamanten (Teghazer), unternahm es vereinzelte Angriffe, wo diese seine an der mittelländischen Küste gelegenen Besitzungen beunruhigten; nie haben römische Heere sich durch die entsetzliche Einöde hindurch gewagt.

Uebersaus mangelhaft und zusammen gelesen ist daher, was der kundigste Naturforscher unter den Römern, C. Plinius Secundus der Aeltere, derselbe, welcher im Jahr 79 n. Chr. durch einen Ausbruch des Vesuv verunglückte, vom inneren Afrika weiß. Ueber die Völker des östlichen Sudan muß er dem Agatharchides nacherzählen, über die Westküste erzählt er ungefähr, was wir von Hanno wissen. Glaubwürdig und etwas bestimmter ist von seinen Berichten, was der römische Feldherr Cornelius Balbus durch seinen Feldzug gegen die Garamanten im Jahre 19 v. Chr., unter Augustus Regierung, erfahren hatte. Das Heer zog von der kleinen Syrte, dem jetzigen



Busen von Gabes, nach Süden durch schwarze Gebirge, (sog. Harubsch), deren Wände entweder, wie Plinius vermuthet, von der Sonne verbrannt sind, oder von der Natur. Mit der letzteren Annahme übereinstimmend hielt man die Hamade oder den Harubsch bisher für Basaltgestein; nach den jüngsten Berichten bestehen sie aus schwarzem Sandstein. — So gelangte Balbus in das Land Phazania, — die heutige Oase Fezzan — trotz der List der Phazanier, welche die Brunnen mit Sand verschüttet hatten, um das Heer dem Verschmachten Preis zu geben. Es gelang bei einiger Ortskenntniß, dieselben wieder zu eröffnen, und so eroberten die Römer eine Anzahl phazanischer Städte, welche wir unter wenig veränderten Namen noch heute wiederfinden, u. a. Gyllaba (Zuile), Cydamus (Gadames) und Garama (Germa), die Hauptstadt der Garamanten. Bald waren die Streitigkeiten geschlichtet und Balbus feierte zu Rom einen ehrenvollen Triumph, nach welchem die weiteren Beziehungen zu den Wüstenländern allmählig aufhörten.

Auf karthagische Berichte stützt sich nur, was Plinius aus einem Werke des numidischen Königes Juba über die südlich von der Wüste gelegenen Länder schöpfte. Aber wie gesagt, es ist sehr dürftig und ohne Zweifel schon entstellt. So ist ihm der Nil und der Niger ein und derselbe Fluß und entspringt nach seiner unklaren Angabe im nordwestlichen Theile der Wüste nicht weit vom Ocean, wo er sich zuerst im See Nilis sammelt. Zuerst fließt er durch öde, glühend heiße Strecken, ist aber in diesem Theile seines Laufes nur durch unverbürgte Gerüchte und durch friedliche Erforschung (der Karthager) bekannt, nicht durch Kriege, welche die Entdeckung fast aller anderen Länder herbeigeführt haben. Gleich als verschmähe er es, durch so traurige Einöden zu fließen, verbirgt er sich, kurz nachdem er den See verlassen, unter dem Sande und bricht erst einige Tagereisen weiter in einem zweiten aber größeren See hervor, wie um nach den hier wohnenden Menschen auszuschaun; er verschwindet wieder, fließt wieder zwanzig Tagereisen weit unter der Wüste hindurch, und kommt dann an der Südgrenze derselben bei Aethiopien aufs Neue zum Vorschein. Hier heißt seine Quelle Nigris. Jetzt bildet er die Grenze zwischen Afrika und Aethiopien, an seinen Ufern wohnen in dichten Wäldern wilde Thiere, dann weiterhin auch Menschen. Dieser Theil des Flusses heißt Astapus, Fluß der Dunkelheit, und bildet so große Inseln, daß er an einzelnen, trotz seiner gewaltigen Strömung, fünf



Tage lang hinfließt. So theilt er sich in mehrere Arme, welche sich erst oberhalb Aegyptens zu dem einen bekannten Nilstrom wieder vereinigen.

Offenbar hat hier Plinius, was von Flüssen in der Wüste und an ihrem Südrande dunkel bekannt war, zu einem einzigen äthiopischen Nil verbunden. Den Beweis liefert ihm die Uebereinstimmung unter den in den Flüssen lebenden Thieren, insbesondere den Krokodilen, und sein Irrthum beruht auf derselben mangelhaften Beobachtung der Stromrichtung, welcher wir bei den Eingeborenen öfters begegnen werden, die an den Tragestellen zwischen den Oberläufen verschiedener Flüsse eine Verbindung derselben unter dem Sande annehmen. Zu diesem Irrthume also gesellt sich die Verworrenheit der von Karthago stammenden und ursprünglich bestimmteren Nachrichten, um des Plinius und aller Römer Vorstellung von den Flüssen des inneren Afrikas zu einem höchst unklaren Bilde werden zu lassen.

Unter allen bedeutenderen Städten in Nordafrika gab es nur eine einzige, von wo aus mit einigem Erfolge Erkundigungen über das unbekannte Innere des Landes eingezogen werden konnten; dies war der Mittelpunkt des Handels und der Gelehrsamkeit, Alexandria. Hier trafen schon damals, wie noch heute zu Kairo, die Karavanen zusammen, welche die Erzeugnisse der Negerländer den Nil entlang oder von Fezzan her auf den Weltmarkt brachten, und es bedurfte nur des rechten Mannes, um von den fremden Handelsleuten zu Alexandria die ihnen bekannten Einzelheiten zu erfragen und aus denselben ein wissenschaftlich befriedigendes Ganzes zu bilden.

Ein solcher Mann fand sich in dem großen Astronomen und Geographen Claudius Ptolemäus, (um 150 n. Chr.) einem Aegypter von Geburt, welcher durch eigene Reisen und durch tiefe Studien sich in den Besitz aller damals bestehenden Kenntnisse von Himmel und Erde gesetzt hatte und bis in das sechszehnte Jahrhundert für das ganze Morgen- und Abendland das geographische und astronomische Orakel geblieben ist. Er verband mehr, als man früher gethan hatte, beide Wissenschaften mit einander, stellte die Erdkugel nebst ihrer Wasser-, Luft- und Feuerphäre in den Mittelpunkt des Weltalls, um welchen er die Planeten in der alten Ordnung, die Sonne zwischen ihnen, und jenseits derselben die Fixsterne kreisen ließ, berechnete die Größe der Erde und entwarf ein Gradnetz mit gebogenen Parallel-



kreisen für eine Erdkarte, in welche er alle bekannten Meere, Länder und Inseln, Gebirge und Flüsse, Völker und Städte einzeichnete. Um die geographische Breite eines Ortes, d. h. seine Entfernung vom Aequator zu bestimmen, maß er seine Polhöhe, d. h. die Erhebung des nördlichen Polarsterns über seinen Horizont, welche jener gleich ist, am Himmel ab; Orte von gleicher geographischer Breite bestimmte er womöglich dadurch, daß er sich nach der daselbst beobachteten Dauer des längsten Tages erkundigte, welche bekanntlich am Aequator zwölf Stunden beträgt und nach den Polen hin nach bestimmten Gesetzen zunimmt. In die zugehörigen Zonen seiner Karte aber vertheilte er diese Orte, und ersetzte überhaupt fehlende genaue Bestimmungen, indem er die Entfernungen der Orte von einander aus unzähligen Reiseberichten zusammenstellte und ausglich; so lieferte er die erste für seine Zeit vollständige Erdkarte.

Die große Ausführlichkeit seiner Kenntniß des inneren Afrika muß uns überraschen, und mag auch das Meiste ungenau sein, so zeigt sich doch aufs Entschiedenste, daß solche Erkundigungen damals leichter waren, als sie jetzt sind. Der Zusammenhang war lebhafter, wogegen er später durch den zunehmenden Verkehr mit andern tropischen Ländern in Schatten gestellt wurde, es nahmen viele gebildete Leute an demselben Antheil, was die Nachrichten zuverlässiger machte, und es stellte nicht, wie in unsern Tagen, die Religion und die durch den Sklavenhandel genährte Feindseligkeit der Forschung eine Scheidewand entgegen.

An der Westküste, südwärts von Mauritanien, dem heutigen Marocco, kennt Ptolemäus durch Schiffer verschiedene uns noch unbekannte Gebirge, welche sich vielleicht als Erhebungen in der Sahel noch einmal vorfinden werden; das letzte und bedeutendste ist der schon von Hanno genannte Götterwagen, welchen wir an dem dort mündenden Flusse Masitholus (Gambia) und der freilich ungenauen Gradbestimmung ( $6^{\circ} 4' \text{ N. Br.}$ ) als das Gebirge von Senegambien erkennen müssen.

Als Bewohner dieser Gebirge und der östlicheren Wüstenländer nennt er die Gätuler, deren südlichere Stämme dunkelfarbig sind, vielleicht weil sie sich mit den schwarzen Aethiopiern vermischten — ohne Zweifel die Vorfahren der jetzigen Tuareg, welche sich aber damals kaum bis zum Senegalflusse nach Süden verbreitet haben mögen.



Dagegen machte ein Stamm derselben, die Autolalen, weite Streifzüge gegen Norden, bis an das heutige Fez. Die in der Gegend des sog. Götterwagens ihnen benachbarten Stämme der weißen Aethiopier deuten gleichfalls auf eine schon vor Jahrtausenden begonnene Vermischung hin und finden sich vielleicht in den heutigen Fulah wieder.

Wir folgen jetzt unserm Gewährsmann Ptolemäus in das Innere nach Nigritien und nehmen zunächst mit Erstaunen wahr, daß das Ergebniß der neuesten und sorgfältigsten Forschungen über den Lauf der Sudanflüsse mit den von ihm gegebenen Grundzügen in überraschender Weise zusammentrifft. Er kennt ebenfalls eine vierfache Scheidung der nördlich von den Sudangebirgen strömenden Gewässer; das westliche Gebiet sendet seine Flüsse dem atlantischen Ocean zu, und der von Ptolemäus genannte Fluß Masitholus, welcher vom Götterwagen, d. h. vom Scheidegebirge der Mandingos, kommt, ist ohne Zweifel der Gambia; das östlichste Gebiet ist das des Nil; zwei andere Hauptströme bewässern den inneren Sudan. Den westlicheren nennt Ptolemäus den Nigir, den östlicheren den Gir, und beschreibt ihren Lauf folgendermaßen.

Der Nigir setzt das Gebirge Mandron (17° N. Br.) nordwestlich und das Gebirge Thala (10° N. Br.) südöstlich in Verbindung; in seinem westlichen Theile, am Ostabhange des Gebirges Mandron, bildet er den See Nigritis und durchströmt eine Strecke von 400 Meilen. Von Nordost empfängt er einen Nebenfluß aus dem See Libya, gleichfalls Nigir genannt, von Norden aus den Gebirgen der Wüste zwei andere ungenannte Nebenflüsse. Ein vierter Zufluß aber wird ihm von Süden aus zu Theil, welcher sich an dem Abhange des Mandrongebirges mit ihm vereinigt.

Der östlichere Fluß Gir verbindet das Usargalagebirge (Meridian von Karthago) mit dem Gebirge der Garamantischen Schluchten (10° N. Br. und Meridian von Cyrene) in einem Laufe von 300 Meilen. Ein Zufluß gleichen Namens kommt von Nordosten und bildet den Schildkrötensee, wie der Hauptfluß den Rubasee, fließt aber vorher eine Strecke von 4 Graden unter dem Boden hin.

Bei beiden Stromsystemen giebt Ptolemäus die Richtung der Flüsse nur ungenau oder gar nicht an, und hieraus ist beim Nigir insbesondere eines der folgenreichsten Mißverständnisse entstanden.



Sehr leicht ist zu glauben, daß die afrikanischen Kaufleute, welchen Ptolemäus seine Nachrichten verdankt, die Richtung der Flußläufe selbst nicht genau beobachtet hatten. Ein rohes Volk, welches den Lauf des Flusses nicht mit der Bodengestaltung in Wechselbeziehung zu setzen weiß, merkt sich nur die Lage der Wasserstraße im Allgemeinen, und noch heut zu Tage findet man bei den Negern die Meinung, daß die Oberläufe von Flüssen, welche nach verschiedenen Richtungen der Wasserscheide entströmen, in unterirdischer Verbindung stehen. Gleichviel aber, ob Ptolemäus dies ausdrücken oder die Richtung absichtlich unbestimmt lassen wollte: noch seine neuesten Erklärer nehmen an, sein Fluß Niger müsse nordwestwärts strömen, da er sonst an dem Gebirge Mandron im Nordwesten keinen See Nigritis bilden könne, und diese der wirklichen Richtung entgegenstehende Annahme finden wir daher auf allen auf Ptolemäus Berichte fußenden Karten von Afrika, also bis auf Mungo Park, den ersten Europäer, welcher den ostwärts strömenden Niger erblickte. Aber der wahre Niger bildet in der That jenen See, nimmt bald seine Richtung nach Südosten, empfängt verschiedene Nebenflüsse und verliert sich an dem Thalagebirge, dem heutigen Kong; daß er diese Kette durchbricht, um in den Busen von Guinea zu fließen, wußte weder Ptolemäus noch seine Bericht-erstatte, so wie es noch bis auf den heutigen Tag die Anwohner des mittleren Niger nicht wissen. Der Nebenfluß aber, welcher von Süden her in den Nigritissee (jetzt Dibbie) fließt, ist der dem Ptolemäus gleichfalls schwerlich in seiner ganzen Ausdehnung bekannte Djoliba selbst, welcher jetzt als der Hauptquellfluß des ganzen Systems dasteht und im westlichen Theile des Kong entspringt. Somit hat man im Alterthume möglicherweise nur darin geirrt, daß man den Nigritis- oder Dibbiesee für die Quelle, den Djoliba für einen Nebenfluß ansah, und daß man sich diesen See freilich dem Ocean zu nahe dachte, 60 Meilen anstatt 150 Meilen.

Ähnlich ist es mit dem System des Girflusses. Unter diesem Namen sind die drei Flüsse zusammengefaßt, welche in den Tsadsee fließen. Als Hauptrinne denkt sich Ptolemäus den Komadugu und Scharj, als nordöstlichen Zufluß den Batha, und der Nubasee mit dem Schildkrötensee erscheint als der Tsad- und der Fittressee, welcher letztere nach noch nicht genug verbürgten Nachrichten sich in Wadai im Laufe des Bathaflusses bilden soll.



Diese Angaben des gelehrten Aegypters sind es, auf welche sich die ganze mittelalterliche Geographie des Sudan stützt. Wir werden daher insbesondere den Irrthum, als ströme der Niger nach Westen, sich noch oft wiederholen sehen.

Bei den häufigen Kriegen und Wechselfällen des Völkerlebens in jenen Ländern kann es kaum von einigem Erfolge sein, die von Ptolemäus überlieferten Städtenamen für unsere Zeit deuten zu wollen. Auf dem nördlichen Nigerrufer, in der Nähe des heutigen Timbuctu, kennt er die Stadt Pesside, auf dem südlichen etwas weiter östlich Thamondokana, und noch östlicher auf der Nordseite die Hauptstadt Nigira. Alle drei haben neuere Erklärer auf das heutige Timbuctu zu deuten versucht, doch offenbar ohne die nöthigen Anhaltspunkte. Die an dem See Libye gelegene Stadt Panagra aber kann keinesfalls Kuka, die Hauptstadt von Bornu sein, da die letztere jüngeren Datums ist und überdem der Libyensee dem Nigergebiete zugehört, nicht dem des Tsadsees, an welchem Kuka liegt.

Der ganze südliche Sudan in den Gegenden des Aequators heißt bei Ptolemäus Agisymba und ist ihm selbst fast unbekannt. Spätere Berichte von griechischen und römischen Schriftstellern sind nicht auf uns gekommen. Das römische Reich theilte sich, Westrom ging unter durch die Stürme der Völkerwanderung, die Atlasländer fielen den germanischen Vandalen zu, kamen an Ostrom zurück durch die Siege Belisars, und ohne Zweifel verfielen unter diesen Kämpfen und Verwirrungen die Handelsbeziehungen zu dem Inneren. Aehnlich mag es nach Aegypten hin ergangen sein, von wo wenigstens in späterer Zeit keine Art geographischer Kunde mehr zu uns dringt.

Dagegen trat ein neues Weltreich auf, das Kalifat der Araber, welches sich über Südasiens und Nordafrika hinzog und auch den Süden Europas in Westen und Osten bedrohte; indem sich die Araber von Nordafrika aus durch die Wüste hin verbreiteten, wurden die Völker des Sudan wiederum in lebhaften Karavanenverkehr mit der Nordküste gezogen.



## IV. Araber, Portugiesen, Franzosen und Engländer.

Nachdem das weströmische Reich durch germanische Stämme seinen Untergang gefunden hatte, entstand auf seinen Trümmern durch unaufhaltbares Vordringen der Eroberer eine Reihe jugendlich kräftiger Reiche; in Spanien setzten sich die Westgothen fest, in Italien die Longobarden, in Frankreich und Deutschland erhob sich aus dem Kampfe mehrerer Jahrhunderte durch Chlodwigs und Pipins Geschlecht das später weltgebietende Reich der Franken. Inzwischen sank das oströmische Reich zu immer größerer Kraftlosigkeit herab, und unaufhörliche Einfälle von außen und Empörungen im Innern hielten das morsche Gebäude in fortwährender Erschütterung. Der Südosten von Europa, der Südwesten von Asien, der Norden von Afrika warteten nur auf den Sturm, welcher das sinkende Gebälk vollends niederwerfen sollte. Da stand in Arabien jener siegverkündende und siegreiche Prophet auf, Muhamed, zugleich ein glühender Schwärmer und schlau berechnender Kaufmann, und bald gab der durch seine phantasievolle Lehre erhitzte religiöse und nationale Fanatismus seiner Anhänger dem ganzen Oriente eine neue Ordnung. Schon vor seinen ersten Nachfolgern mußte das von den Römern nie bezwungene Perserreich sich beugen und der Kaiser von Byzanz behielt von seinen asiatischen Ländern nur Kleinasien, während ihm im Laufe von zwanzig Jahren, (636—656), sämtliche afrikanische Besitzungen verloren gingen. So breitete sich die Herrschaft der Khalifen über die schönsten Länder zweier Erdtheile aus, ja auch das Westgothenreich in Spanien war dem gewaltigen Andrang der begeisterten und eroberungssüchtigen Araber zu schwach; und nun wurden die Bewohner aller bezwungenen Länder mit der Gewalt des Schwertes zu dem neuen Glauben bekehrt, der, wo er einmal Wurzel gefaßt, nicht so leichten Kaufes wieder zu weichen pflegt.

Freilich erwies sich die politische Kraft des Islam als gering. Ein Khalifengeschlecht erwürgte das andre, das ungeheure Reich zerfiel, Spanien trennte sich los, um als selbstständiges Khalifat seinen eigenen Weg zu glänzender Bildung und dann zu raschem Verfall zu gehen, Afrika zerfiel in eine Reihe von Staaten, deren Dynastien unter blutigen Kämpfen wechselten, der Khalif von Bagdad behielt nur eine lächerliche Scheingewalt, während seine besten Besitzungen im westlichen



Asien den rohen Türken preisgegeben wurden und endlich über ihn und über fast ganz Asien die Horden der Mongolen dahinstühten und ihr Reich, das größte, welches je die Welt gesehen, begründeten. Aber trotz so gewaltiger Stürme bewährte der Islam eine seltsame Kraft, durch seinen religiösen und socialen Einfluß, denn er gewann nicht bloß Boden in allen jenen weiten Ländern, welche unter arabischer, türkischer und mongolischer Herrschaft standen, sondern er bahnte auch einer durchgreifenden Handelsgemeinschaft aller ihrer Völker den Weg. Jetzt begann jener umfassende Weltverkehr, welcher durch China und Tibet, durch Hinterindien und Vorderindien, Turkestan und Armenien, Persien und Arabien, Kleinasien und Syrien die Schätze des fernsten Ostens, Gold und Edelsteine, Gewürze und Gewebe zu der Levante führte, welcher durch den ganzen Norden von Afrika hindurch bei allen politischen Umwälzungen lebendig blieb, hier Spanien, dort die Negerländer bis zur Wüste durchdrang, welcher auf der Ostküste bis nach Mozambique hinab arabische Handelsplätze entstehen ließ, und in allen diesen unermesslichen Strecken durch Seefahrt und durch Karavanan den Umtausch der kostbaren Tropenproducte bewirkte. Während sich aber der reiche Handelsmann in den größeren und kleineren Städten der mittelländischen Küste den Genuß des erworbenen Reichthums gönnte und sich den Freuden der Wissenschaften und Künste sowie des verfeinerten Naturgenusses und des prunkvollsten Luxus hingab, durchwanderten arme beduinische Stämme die Wüste, um sich auf den zahlreichen Oasen niederzulassen und hier, wie es neben ihnen in altgewohnter Weise die Berbern thaten, von dem Ertrage ihrer Dattelmälder und Hirsefelder, aber auch ihrer Kühnheit in Kriegs- und Raubzügen zu leben. Von ihnen wurde auch das Kameel eingeführt und ist seither in der Wüste heimisch, ja für den Karavanenhandel unentbehrlich geworden. Aber auch der Islam gewann durch sie in der Wüste und im Sudan eine weite Verbreitung.

Ueber die Geographie von Centralafrika in der Blüthezeit des arabischen Handels ist schon früh Manches in Europa bekannt geworden, und besonders die Schilderungen und Erzählungen zweier Männer wurden mit Begierde gelesen und mit den alten Beschreibungen des Ptolemäus verglichen. Diese Geographen waren Edrisi und Leo Africanus.

Der erstere von ihnen, Abu Abdallah Muhamed el Edrisi,



wurde 1099 zu Ceuta, Spanien gegenüber, geboren. Er hatte zu Cordova studirt und besaß nicht allein die tiefsten Kenntnisse in den Wissenschaften des Morgenlandes, in Mathematik, Astronomie und Philosophie, sondern er war auch mit abendländischer Bildung wohl vertraut und an dem Hofe des normannischen Königes von Sicilien, Rogers II., hoch angesehen. Von diesem Fürsten aufgefordert schrieb er ein großes geographisches Werk; zwar hatte Edrisi nicht selbst Afrika bereiset, und seine Nachrichten sind nur kurz; aber wo Genaueres fehlte, war auch das Wenige hoch willkommen.

Zu seiner Zeit war unter den maurischen Staaten des Sudan Ghana der vorzüglichste und reichste und bildete insbesondere den Markt für jenes Gold, welches die Kaufleute aus der Fremde herbeizog. Die Hauptstadt gleichen Namens lag zu beiden Seiten des Nil — denn Nil = el = Kebir, der große Nil, oder Nil = el = Abid, Nil der Neger, ist der bei den Arabern gebräuchliche Name, und Edrisi folgt nur dem Ptolemäus, wenn er gleichbedeutend auch den im Sudan unbekannten Namen Niger gebraucht. Die Bewohner von Ghana sind alle Muhamedaner; ursprünglich wohnten diese in dem älteren nördlichen Theile der Stadt und haben von da aus ihren Glauben unter den Negern verbreitet, so daß Ghana als der Ausgangspunct für die Verbreitung des Islam im Negerlande anzusehen ist. Der König, welcher als der größte und mächtigste der Sudanfürsten anerkannt wird, residirt in dem südlichen Theile der Stadt; der letztere steht mit dem nördlichen durch eine breite Straße in Verbindung, an deren beiden Seiten schöne aus Afazienholz und Stein erbaute Häuser stehen. Die Hofhaltung des Königes ist sehr glänzend. Sein Schloß liegt am Flusse, ist befestigt und im Innern mit Kostbarkeiten ausgeschmückt, wie sie Mittelafrica früher nicht kannte, mit Bildsäulen, Gemälden, ja mit Glasfenstern. Der Thron des Königes ist geziert mit einer dreißig Pfund schweren Masse gebiegenen Goldes; wenn der König Recht spricht und Audienz ertheilt, sitzt er auf demselben, mit Halsbändern und Armringen geschmückt. Hinter dem Throne stehen zehn Sklaven, Schilde und goldverzierte Schwerter haltend, zu seinen Seiten die vornehmsten Jünglinge in prachtvoller Kleidung, das Haar mit Gold durchflochten. Auf dem Boden sitzt vor ihm sein erster Minister, die übrigen Rätthe rings um denselben. Solche Audienz hält der König von Ghana täglich und seine Gerechtigkeits-



liebe macht ihn weit berühmt. Täglich müssen sich seine Beamten unter Trommelschlag im Palaste versammeln, dann reitet der König an ihrer Spitze durch die Stadt, und jeder Unterthan darf ihm nahen und sein Anliegen vorbringen. Einen zweiten Ritt macht er Nachmittags, von seiner Leibwache gefolgt, da aber darf ihn Niemand belästigen. Bei festlichen Veranlassungen ist sein Anzug überaus prächtig. Er reitet mit Schleier, Mantel, Beinkleidern und Schuhen bekleidet, vor ihm werden seine Prachtgewänder, Kostbarkeiten und Fahnen getragen, und den Zug eröffnet eine Reihe von Elephanten und Giraffen. Die Kleidung des Volkes besteht aus einem Ueberwurf, der mit einem Gürtel zusammengehalten wird.

Etwa 24 Tagereisen nordwestlich von Ghana liegt das Reich Tocrur, zwar minder bedeutend, aber doch mächtig und unabhängig. Sein Handel richtet sich vorzugsweise nach der Westküste, von wo Kupfer und Kauries (Tauschmuscheln) eingeführt und gegen Gold und feine Baumwollentoffe ausgetauscht werden. Das Volk kleidet sich in Schaffelle und trägt wollene Mützen; die Reichen haben seidene Kleider.

Ein drittes großes und mächtiges Reich, Kuku, ist  $1\frac{1}{2}$  Monat oder 45 Tagereisen nordöstlich von Ghana entfernt. Die Hauptstadt Kuku ist eine der bedeutendsten Städte der Neger und liegt an einem nördlichen großen Flusse, der sich späterhin verliert, vielleicht mit dem Nil zusammenhängt. Seine Bewohner sind rauh und kriegerisch, der König besitzt ein stattliches Gefolge von Beamten und Kriegeren, der Handelsstand ist reich und bei Hofe sehr angesehen. Ein Hauptgegenstand des Handels sind die Sklaven. An einem Süßwassersee weiter südlich liegt die Stadt Kaugha, wegen ihres Gewerbefleißes berühmt.

Acht Tagereisen östlich von Ghana beginnt das Sumpfland Wangara, welches wie eine Insel von allen Seiten vom Nil und dessen Armen umgeben ist und sich von West nach Ost 60 Meilen, von Nord nach Süd 30 Meilen ausdehnt. Es ist eines der bedeutendsten Goldländer. Im August tritt der Fluß aus und überschwemmt das Land, so daß die Bewohner sich auf die Hügel zurückziehen müssen; sobald aber das Wasser sinkt, kommen von allen Gegenden die Neger herbei und wühlen den Goldstaub aus dem Boden, ein Jeder findet von dem kostbaren Metall, mehr oder weniger, „je nach Gottes Gabe.“



In den südlicher gelegenen Ländern, welche die Mauren Samlem nennen, herrscht noch das Heidenthum. Daher werden von den nördlicheren zum Islam bekehrten Negerstämmen oft Sklavenjagden dahin unternommen. Die Eingeborenen sind Menschenfresser und leben noch in tiefster Rohheit, die Männer gehen nackt, die Weiber tragen selbstgeflochtene Binden. Sobald sie erwachsen sind, brennen sie sich Zeichen ins Gesicht, an denen man überall die Sklaven von Samlem erkennen kann. Sie verehren scheußliche Götzenbilder, denen sie Menschenopfer darbringen. Ihre beiden Städte Malé und Dau liegen an einem Nebenflusse des Nil.

Die Lebensweise aller Negervölker ist sehr einfach; ihre gewöhnliche Nahrung besteht in frischem oder gedörrtem Kameelfleische und dem Ertrage ihrer Felder, welche zwar durch zwischenliegende Sandflächen unterbrochen, aber doch sehr fruchtbar sind und eine Fülle von Kürbissen, Zwiebeln und Durrha oder Hirse hervorbringen. Aus letzterer bereiten die Neger auch eine Art Bier. In den Flüssen werden Flußpferde und Fische gefangen und entweder frisch verzehrt oder einge Salzten. Die Waffen, welche aus Keulen, Bogen und Pfeilen bestehen, werden aus dem harten Ebenholze geschnitzt, die Bogensehnen aus Binsen geflochten. Als Fahrzeuge dienen den Negern ausgehöhlte Bäume; ihr Hauptbesitz sind die Heerden und das Gold, für welches sie Glasperlen und Kupferpfennige, seidene Gewänder, Schwerter und kurze Eisenwaaren, Kauries, Wolle und Salz eintauschen.

Das letztere wird in großen Massen eingeführt von der Insel Ulil aus, welche im Westen des Landes liegt. Daß hiermit Walet an einem Nebenflusse des Niger gemeint sei, läßt sich nur vermuthungsweise annehmen.

Alle diese Erzählungen des Edrissi beruhen zwar nur auf Erkundigungen, erscheinen aber im Wesentlichen als ganz glaubwürdig, wiewohl es namentlich an Genauigkeit in den Ortsbestimmungen fehlt. Ganz falsch berichtet war er offenbar in Beziehung auf die Richtung und Beschaffenheit der Flüsse. Sein Nil der Schwarzen oder Niger soll aus derselben Quelle mit dem ägyptischen Nil entspringen, sich sodann nach Westen wenden und die Negerländer durchströmen. Hieraus folgt, daß sämtliche in der Richtung des Parallels fließende Gewässer ihm als ein und derselbe Strom erscheinen, gleichviel ob ihr Lauf nach Osten oder Westen geht; an den Tragestellen auf den Wasserscheiden



zwischen den oberen Läufen entgegengesetzter Flüsse wird eine unterirdische Verbindung angenommen. Darum fallen auch der Gir und Nigir des Ptolemäus bei ihm in den einen Nil der Schwarzen oder den Niger zusammen, und in der Hauptrichtung des letzteren läßt er sich dann, wie es scheint, durch Ptolemäus bestimmen.

Von den Oasen zwischen dem Sudan und Tripolis nennt Edrisi Agades und Badan (Fezzan), in letzterer auch die Städte Germa, Ta-java (Tessaua) und Zavila (Zuila), welche wir mit fast gleichen Namen bei Ptolemäus gefunden haben.

Weit wichtiger als die Berichte des Edrisi sind die größtentheils auf eigne Reisen gestützten Schilderungen des *Leo Africanus*, welcher eigentlich Alhasan Ebu Muhamed Mwazzas Alfasi heißt. Die Vaterstadt dieses berühmten maurischen Geographen war Granada, wo er kurz vor der Vertreibung der Mauren aus Spanien, wahrscheinlich im Jahre 1488, geboren wurde. Seine Eltern nahmen ihn mit sich nach Fez (daher sein Name Alfasi), und hier erhielt er, wie seine Werke beweisen, eine sehr sorgfältige Ausbildung. Schon in seinem sechzehnten Jahre begleitete er seinen Oheim, welcher als Abgesandter des Herrschers von Fez nach Timbuctu oder Tombutu gehen mußte, und erwarb sich Beifall durch zierliche Gedichte; später durchwanderte er die meisten Reiche von Nordafrika und dem Sudan, dazu das westliche Asien, bald als Begleiter seiner Verwandten, bald in eigenen Geschäften, oder als Abgesandter afrikanischer Fürsten, oder aus Wißbegierde. Im Begriff, von Aegypten nach Fez zurückzukehren, fiel er bei der Insel Djerba christlichen Corsaren in die Hände, welche den gelehrten maurischen Sklaven dem Papste Leo X. schenkten. Dieser behandelte ihn gütig, fand ihn bereit, zum Christenthum überzutreten, vertrat auch bei ihm Pathenstelle und gab ihm seinen eigenen Namen Johannes Leo; den Namen des Afrikaners verdankt derselbe seinem ausführlichen Werke über Afrika, welches er in arabischer Sprache geschrieben nach Rom mitbrachte und nachdem er die italienische Sprache gelernt, auf seines Beschützers Geheiß in diese übersetzte. Wir lassen hier folgen, was in seinem Werke auf die Kenntniß des innern Afrika Bezug hat.

Die Grenzen Afrikas sind bei ihm, ähnlich wie bei den Alten, der Nil im Osten, — so daß das rechte Nilufer schon zu Asien ge-



hört, — das Mittelmeer im Norden, der Ocean bis zum Cap Nun im Westen, und der südliche Ocean von da bis zum obern Nil, und zu den Wüsten von Gaoga im Süden. Er theilt das Festland — denn nur dieses kennt er — in vier Theile, die Barbarei, Numidien, Libyen und Nigritien. Libyen ist ihm die Wüste vom Nil bis zum Ocean, nördlich begrenzt durch Numidien oder das Dattelland, südlich durch Nigritien.

Das letztere, das Land der Neger, fängt im Osten mit dem Reiche Gaoga an und reicht im Westen bis zu dem Königreiche Walata; seine Grenzen sind die Wüste im Norden, der Ocean im Süden, weit hinter den bekannten Ländern. Mitten durch dieses Land, fährt Leo fort, strömt der Fluß Niger. Er kommt aus einem sehr großen See in der Wüste Seu, welche gegen Osten liegt, fließt gegen Westen und fällt in den Ocean. Unsere Geographen behaupten, der Niger sei ein Arm des Nil, der sich unter die Erde verliere, und wo er wieder hervorkomme, diesen See bilde. (s. o. bei Edrisi). Andere meinen, er komme aus einem Gebirge im Westen und werde bei seinem Laufe nach Osten ein See. Dies ist aber nicht wahr. Denn ich selbst bin auf demselben aus dem Reiche Tombutto nach den westlicher gelegenen Reichen Djenne und Melli gefahren. — Die schönsten Reiche der Neger liegen am Niger.

War Leo wirklich, was sehr glaublich ist, von Timbuctu nach Djenne gefahren, so ging die Fahr natürlich stromaufwärts. Wo- durch er sich aber über die Richtung des Flusses täuschen ließ, werden wir unten sehen.

Das Negerland, fährt er dann fort, ist in viele Königreiche eingetheilt; in fünfzehn derselben bin ich selbst gewesen, doch mag es wohl sechszig geben. Jene sind von Westen aus folgende: Walata, Djenne, Melli, Tombutto, Gago, Guber, Agadez, Kano, Kasena, Begzeg, Zanfara, Wangara, Borno, Gaoga, Nube. In dieser Reihenfolge werden sie von Kaufleuten, welche von Walata nach Kairo reisen, häufig durchzogen; die meisten von ihnen liegen am Niger, doch grenzen nicht alle an einander. Früher waren alle selbstständig, jetzt gebietet über die meisten der König von Tombutto, über andre der König von Gaoga. In einigen südlichen Ländern, z. B. Dauma



(Dahomeh an der Guineaküste) wird auch Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, in den meisten herrscht thierische Rohheit.

Wo er genauer auf die Lebensweise der afrikanischen Völker eingeht, läßt sich Leo, wie zu erwarten, ausführlich vernehmen über die edle Abkunft, Sprache, Sitten und Gebräuche seiner Landsleute im Maghreb; aber auch seine Schilderung der Berbervölker in Beziehung auf ihre Lebensweise ist sehr anziehend, und hier doppelt der Erwähnung werth wegen der Vergleichung mit den Nachrichten neuerer Reisenden.

Er führt fünf Stämme auf, die Zanhaga, Zuenziga, Targa, (Tuareg), Lemta und Berdewa. Alle leben, sagt er, ohne bürgerliche Ordnung. Ihre Kleidung ist ein Streifen von grobem Wollenstoffe, welcher nur einen kleinen Theil des Körpers verhüllt. Manche wickeln ein Stück schwarzer Leinwand turbanartig um den Kopf, schlingen es dabei aber auch über das Unter Gesicht, weil es unschicklich ist, den Mund zu zeigen. Die Vornehmsten tragen ein weites blaues Hemd von Leinen oder Baumwolle, wie es die Kaufleute aus Nigritien bringen. Ihr einziges Reithier ist das Kameel, das den Sattel zwischen Hals und Hocker trägt. Lächerlich ist der Anblick eines solchen Reiters; bald kreuzt er die Beine auf dem Halse seines Thieres, bald steckt er die Füße in Lederriemen, die statt der Steigbügel dienen. Statt des Sporns dient ein armlanger Stab mit eiserner Spitze, mit welcher das Thier in die Schulter gestochen wird. Die Nase des Kameels wird durchbohrt und durch das Loch geht der Baum. Die Berbern schlafen auf Matten von dünnen Binsen unter Zelten von Kameelhaaren und Dattelfasern; auch im Essen sind sie überaus einfach und hart. Brod kennen sie nicht; Morgens eine Schale frischgemolkener Kameelmilch, Abends gedörrtes Fleisch, in Milch oder Butter gesotten, welches nebst der Brühe aus der Hand verspeiset wird, dann wieder eine Schale Milch — das ist Alles, was der Berber bedarf. Haben sie Wasser, so gebrauchen sie es höchstens zum Waschen. Sie treiben nur die Jagd, oft erjagen sie auch die Kameele ihrer Feinde, und schweifen unaufhörlich von Ort zu Ort, von einem Grasplatze zum anderen. Jeder Stamm hat sein Oberhaupt, aber Rechtsverständige sind selten, die streitenden Parteien müssen lange nach einem Richter suchen und ihn theuer bezahlen. Die Berbern sind sehr gastfrei, wiewohl sie selten in den Fall kommen, diese Tugend



auszuüben. Die Karavanen, welche durch ihre Wüsten ziehen, müssen ihren Fürsten einen Zoll bezahlen, für jede Kameelladung ein Stück Tuch, etwa einen Ducaten an Werth. So zog ich selbst (erzählt Leo) vor Jahren mit einer Karavane durch die Ebene von Arauan, als uns der Fürst von Zanhaga mit einer 500 Mann starken Kameelgarde aufstieß. Nachdem wir unsere Abgabe gezahlt, entließ er uns nicht, sondern nöthigte uns, ihm in sein fast 20 Meilen entferntes Lager zu folgen, wo er uns einige Tage sehr aufmerksam bewirthete, während unsere Kameele mit ihren Treibern den Weg fortsetzen. Es wurden Kameele, Kameelkälber, Schöpfe geschlachtet, ja auch ein paar Strauße, die man unterwegs aufgetrieben hatte, denn je größer die Thiere, je größer die Ehre. Wir aßen also von dem, was uns vorgesetzt wurde; die Gerichte bestanden aus gekochtem und gebratenem Fleische, der Straußenbraten kam in den Pfannen auf den Tisch, bestreut mit Gewürzen aus Nigritien. Als Brod diente ein ziemlich feiner Kuchen aus Hirse und Buchweizen; zum Nachtsche wurde eine Menge Datteln und Milch aufgetragen. Auch der Fürst und einige seiner Verwandten und Vornehmen nahmen an dem Festmahle Theil, aber abgesondert von den Gästen; auch genossen der Wirth und die Seinen nur Fleisch und Milch, wie sie gewohnt waren; „Brod“, erklärten sie durch den Dolmetscher, „haben wir für unsere Gäste; wir selbst essen nur am Bairamfeste Brod.“ — Die dreitägige Bewirthung kostete unserem trefflichen Gastfreunde gewiß das Zehnfache des von uns bezahlten Zolles; nachher ließ er uns in Frieden ziehen.

Die Wüste Zanhaga ist sehr dürr und reicht vom Ocean bis zu den Salzbrüchen von Teghaza, von Numidien bis nach Gualata und Tombutto. In Teghaza wird das Steinsalz wie Marmor gebrochen und an Karavanen verhandelt, die es nach Tombutto bringen. Ein Kameel trägt vier Salztafeln. Die Arbeit in den Brüchen ist sehr gefährlich, da die Arbeiter sehr oft durch den Südostwind erblinden oder lahm werden, oder auch verhungern, wenn die Karavanen mit Lebensmitteln ausbleiben.

Raum alle 20 Meilen findet man Brunnen mit salzigem Wasser; ja eine Strecke der Karavanenstraße von Fez nach Tombutto, nördlich von Arauan, hat auf 40 Meilen Weges kein Wasser, und man findet dort häufig Gebeine verschmachteter Menschen und Thiere. Westlich von Teghaza bis nach Hair (Wir oder Usben), dem Wohnsitz der Targa,



reicht die Wüste der Zuenziga, im Süden durch die Wüste Gir von dem Negerreiche Guber getrennt. Dieser Theil der Sahara hat ein rauhes Klima und ist einer der wasserärmsten, so daß man in einem Theile desselben, Gogdem, in 9 Tagen kein Wasser antrifft, höchstens nach der Regenzeit vereinzelte trübe Lachen.

Die Wüste der Targa (Tuareg) reicht von Tuat im Norden (der südöstlichsten der jetzt zu Marocco gehörigen Oasen) bis nach Agadez im Süden und hat gutes Wasser in sehr tiefen Brunnen, namentlich in dem Landstriche Hair. Südlicher, bei Agadez, giebt es viel Manna, welches die Einwohner Morgens früh in Kürbisflaschen sammeln und frisch auf den Markt von Agadez bringen. Mit Wasser gemischt giebt es einen sehr erfrischenden und wohlschmeckenden Trank; auch zu Suppen wird es verwendet und gilt überhaupt für sehr heilsam.

Ostlicher liegt zwischen Ghadames im Norden und dem Negerreiche Kano im Süden die Wüste Lemta, wasserarm und gefährlich durch ihre räuberischen Einwohner; noch weiter zwischen Fezzan, Mugila und Borno die gleichfalls dürre, aber minder gefährliche Wüste Berdoa, deren Bewohner mit Fezzan und Ghadames in gutem Verkehr stehen.

Um Leo's Schilderung der Wüste abzuschließen, ehe wir an die des Sudan kommen, lassen wir uns noch über die Sitten der Mauren oder Beduinen erzählen, welche neben den Berbern die Wüste durchstreifen. Sie sind ein armes Volk, in Beziehung auf Lebensgenuß nicht zu vergleichen mit den älteren erobernden Einwanderern, welche die Küstenstädte besitzen; höchstens die Nachbarn dieser vornehmen Araber ahmen deren Wohlleben nach, und erhalten die Mittel dazu durch die Tribute, welche diese ihnen um des Friedens willen zahlen. Das Leben der übrigen ist voll Elend, ihre Länder rauh und unfruchtbar. Zwar halten sie Schafe und Kameele, doch tragen diese bei der geringen Nahrung wenig ein. An Ackerbau ist nicht zu denken; in den Dattelpflanzungen nur wird etwas Getreide gesäet. Was sie an Datteln und Getreide für ihre Schafe und Kameele eintauschen, reicht für ihren Bedarf nicht aus, und es ist häufig, daß sie sicilianiſchen Händlern ihre Kinder als Pfand für das geborgte Korn überlassen; natürlich werden dieselben nicht ausgelöst und bleiben daher Sklaven. Kein Wunder, daß in solcher Bedrängniß diese Mauren zu den furcht-



barsten Räubern werden; alle Karavanen vermeiden die von ihnen besetzten Theilen der Wüste und ziehen tiefer durch das Land, 100 Meilen vom (westlichen) Meere, wohin jene nicht kommen. „Sie sind übrigens häßlich, ausgetrocknet und hager von großem Hunger, schlecht gekleidet und so beschaffen, daß es scheint, der Fluch Gottes habe allezeit auf diesem schändlichen und verdammten Geschlechte geruhet, ohne es je zu verlassen.“

Von allen Negerländern wurde den Arabern zuerst Kano bekannt, und erst etwa seit dem Jahre 1000 n. Chr. begann ein lebhafter Handel nach dem Sudan, gleichzeitig mit der zunehmenden Verbreitung des Islam. Bis dahin lebten die Neger in viehischer Rohheit ohne Könige, ohne Staatsordnung, ohne Bildung, ohne Ehe, sie wußten nichts von Getreidebau und kleideten sich in Schaffelle. Sie führten keinen Krieg und verließen nie ihr Land. Einige beteten die aufgehende Sonne an, Andere, z. B. in Gualata, das Feuer. In den östlichsten ihrer Länder, z. B. Gaoga, hatte sich das Christenthum durch die ägyptischen Kopten zu verbreiten angefangen. Der Erbauer und erste König von Marocco, Joseph, 1230 n. Chr., bemühte sich lebhaft um Bildung und Bekehrung der Negervölker, und die fünf obengenannten Stämme der Berbern gründeten zuerst Reiche unter ihnen, im Ganzen 15, von denen jeder Stamm drei beherrschte. Doch war die Herrschaft der Berbern keine dauernde. Als der König Soni Heli von Tombutto aus Gago, ein Berber, gestorben war, ließ sein Feldherr Abubakr Iskia, ein Neger, dessen Söhne hinrichten und ergriff die Herrschaft mit Nachdruck; ja es gelang ihm, in 15 Jahren sämtliche Nachbarreiche zu unterwerfen.

Das westlichste der bekannten Negerreiche ist Gualata, etwa 60 Meilen südlich vom Cap Nun, 100 Meilen nördlich von Tombutto und zwanzig Meilen vom Ocean (?). Als der Berberkönig Heli seine Residenz von hier nach Tombutto verlegte, verlor Gualata seine frühere Bedeutung, sein Handel hörte auf, und später wurde es dem Negerkönige Iskia zinsbar. Seine Bewohner sind schwarz, feige, gegen Fremde höflich, und leben in größter Armuth.

Das zweite Reich nennen die Eingeborenen Djenne, die Araber Gennoa, die Portugiesen und andere Europäer Ghinea. Nördlich ist ihm Gualata am nächsten, nämlich 100 M., östlich stößt es an Tombutto, südlich an Melli. Es zieht sich 50 Meilen den Niger



entlang, und ein Theil davon liegt am Ocean, wo dieser Fluß mündet. (Hier begeht Leo wahrscheinlich eine Verwechslung zwischen dem am Niger oberhalb Timbuctu gelegenen Djenne und der von den Portugiesen seit 1471 entdeckten und Guinea benannten Südküste und verlegt die letztere, verführt durch die Ansichten älterer Geographen und durch die an sich richtige aber mißverständene Nachricht, daß der Niger bei Guinea in den westlichen Ocean fließe, in die Gegend von Senegambien.) Das Land ist fruchtbar an Gerste, Reis und Baumwolle und reich an Fischen und Wild. Die Einwohner tauschen mit den Handelsleuten aus Norden Gold und Baumwolle gegen Tuch, Kupfer, Messing, Waffen und andere Waaren. Die einzigen Bäume sind Dattelpalmen, das Volk wohnt zerstreut in strohbedeckten und mit Kalk getünchten Hütten; das einzige große Dorf wird zur Zeit der Ueberschwemmung vom Juli bis October zu einer Insel, und dann kommen die Kaufleute aus Tombutto mit ihren Waaren in schmalen aus Baumstämmen gemachten Rähnen hier an. Sie reisen am Tage, binden Nachts die Rähne ans Ufer und schlafen auf dem Lande. — Mit solchen Kaufleuten hat Leo, der ja von Fez aus nach Tombutto gekommen war, jedenfalls die Reise nach Djenne gemacht; die Ueberschwemmung ließ die Richtung des Stromes nicht erkennen und Leo ließ sich durch fremde Ansichten verwirren, während gerade der Umstand, daß nur bei der Ueberschwemmung, welche die Strömung schwächt, Rähne von Tombutto nach Djenne gelangen, ihm hätte sagen sollen, daß letzteres oberhalb am Flusse liege.

Auch Djenne, fährt er fort, wurde früher durch Heli von Tombutto zinsbar gemacht; Iskia aber unterwarf sich das Land und setzte den König desselben zu Gago gefangen.

Das Königreich Melli liegt weiter südlich am Niger und zieht sich 60 Meilen den Fluß entlang; im Süden stößt es an die Wüste, im Westen an wilde Waldungen, im Osten an das Reich Gago. Es ist reich an Baumwolle, Getreide und Fleisch. Die Hauptstadt von 6000 Häusern heißt Melli und ist Residenz des Königes, eines Verwandten des früheren maroccanischen Königes Joseph, welchen Iskia von Tombutto sich zinsbar gemacht hat, so daß er jetzt durch den schweren Tribut verarmt. Uebrigens sind die Einwohner wohlhabend durch den Handel nach Djenne und Tombutto und haben viele Priester und Gelehrte, welche ihren Unterricht in den Moscheen ertheilen, da es



keine Schulgebäude giebt. Sie sind unter allen Negern die gesittetsten und sinnreichsten und sollen zuerst von allen sich zum Islam bekehrt haben.

Das Königreich Tombutto hat seinen Namen von der Hauptstadt, welche der König Menſe Suleiman im Jahre 1213 n. Chr. nahe am Niger erbaut hat. Die Häuser sind Hütten von Pfählen, mit Kalk getüncht und mit Stroh gedeckt, wie in Djenne. Der königliche Palaſt jedoch und eine Moschee ist von einem Baumeister aus Granada von Steinen und Kalk gebaut. Der Handel blüht, Kaufleute und Handwerker haben ihre Läden an den Straßen, besonders Baumwollenweber, auch Kaufleute aus der Berberei stellen ihre europäischen Tücher und andere Waaren hier zur Schau, Frauen bieten Schwaaren feil. Die Bevölkerung ist sehr reich, besonders die hier wohnenden Ausländer, und der König Jiskia hat zwei seiner Töchter mit zwei reichen Kaufleuten verheirathet, die Brüder sind. In der Stadt sind viele Brunnen mit süßem Wasser, nahe an ihr vorüber ziehen die Kanäle des Nigerstroms. Sie hat einen Ueberfluß an Getreide und Vieh an Milch und Butter. Salz wird von Tegheza aus der Wüste hergebracht, 100 Meilen weit, und ist daher sehr theuer; die Kameellast kostete 18 Ducaten. Der König besitzt einen großen Schatz von Gold in Barren und Platten, deren einige bis zu 1300 Pfund (Unzen?) schwer sind. Er hat auch eine wohl-eingerichtete Hofhaltung. Gewöhnlich reitet er und sein Gefolge auf Kameelen und die Pferde werden nachgeführt; zum Streite aber werden diese bestiegen und die Kameele angebunden. Die, welche der König zum ersten Male anredet, besonders Gesandte, knien nieder und streuen Staub auf Haupt und Schultern. Das Heer besteht neben unzähligen Fußgängern aus 3000 Reitern; die Waffen sind Bogen und vergiftete Pfeile. Er führt häufig Kriege, um sein Reich zu vergrößern oder unfügſame Vasallen zu züchtigen; die Gefangenen werden dann alle, auch die Kinder, auf dem Markte zu Tombutto als Sklaven verkauft. Neben den Lastkameelen (arab. Hubjun) giebt es kleinere Reitkameele (Kawahil), welche 8—10 Tage nach einander je 20 Meilen zurücklegen; durch sie werden Eilboten des Königes von Tombutto in 7 bis 8 Tagen durch die Wüste nach den Atlasländern getragen, 180 Meilen weit. Die im Lande gezogenen Pferde sind klein, bessere werden aus der Berberei eingeführt. Auch geschriebene



Bücher kommen von da und werden in Tumbutto gern gekauft; der König ehrt die Gelehrten, Richter, Aerzte und Priester sehr. Als Geld dient Goldstaub und als Scheidemünze die indischen Kauries, deren 400 auf einen Ducaten gehen. Die Einwohner der Stadt lieben die Vergnügungen, durchziehen oft unter Musik und Tanz die Stadt und lassen ihre Geschäfte durch Sklaven besorgen.

Der ziemlich große Hafenort Kabra am Niger, wo sich Regent aller Stämme treffen, liefert der Hauptstadt die nöthigen Lebensmittel da diese selbst keine Gärten hat. Ein Bevollmächtigter des Königes übt an des Herrschers Statt die Rechtspflege.

Etwa 80 Meilen südöstlich von hier liegt Gago, die Hauptstadt des Königreiches Gago, ein großer, offener Ort und bis auf die Wohnung des Königes und seiner Hofleute von schlechter Bauart. Die Bürger sind reiche Kaufleute, und die Neger kommen her, um von ihnen den Bedarf an nordafrikanischen und europäischen Waaren einzukaufen, doch können jene kaum genug liefern. Neben einem Ueberflusse von Brod und Fleisch giebt es in Gago Melonen, Gurken und Kürbisse, sowie unglaublich viel Reis, jedoch weder Wein noch Obst. Süßes Wasser liefern eine Menge von Brunnen. Unzählige Sklaven beiderlei Geschlechtes werden an den Markttagen öffentlich verkauft; ein fünfzehnjähriges Mädchen kostet 6 Ducaten, ebensoviel ein Knabe. In einem besonderen stark bewachten Palaste hat der König seinen überaus starken Harem. Im Vorhofe desselben giebt er Audienz, und wiewohl er vielerlei Beamte hat, so versieht er doch alle seine Geschäfte selbst. Die Einkünfte sind groß, die Ausgaben noch größer; ein Pferd, in Europa 10 Ducaten werth, kostet hier 40 bis 50, ein Stab schlechtes Tuch 4, feines venetianisches aber 30 Ducaten, der schlechteste Degen 3 bis 4 Ducaten. Die theuerste Waare von allen ist das Salz. — Die Bewohner des Landes sind Ackerleute und Hirten, die im Winter Schaffelle tragen, im Sommer nackt oder kaum bekleidet gehen, höchst unwissend sind und das dürftigste Leben führen.

Das Königreich Guber liegt 60 Meilen östlich von Gago; das Land dazwischen ist wasserarm bis auf 8 Meilen Entfernung vom Niger. In den Gebirgen des Landes wohnen Hirten, in der Stadt werden Handwerke betrieben. Bei den Ueberschwemmungen des Niger säet man Reis, Hirse und Getreide auf das Wasser. Die Stadt hat



6000 Häuser, hat aber, wie das ganze Land, viele Einwohner eingebüßt in dem Kriege mit Iskia von Tombutto, der den König hinarichten ließ, unzählige Gefangene als Sklaven verkaufte und das Land durch einen Statthalter aussaugen läßt.

Agadez, Hauptstadt von Agadez, liegt den Ländern der Weißen näher, ist fest und gut gebaut. Außer den Eingeborenen, die Handwerke treiben oder dem Könige als Soldaten dienen, wohnen viele fremde Kaufleute hier, welche zu ihrem Schutz auf den Reisen in die unsicheren südlichen Länder Massen von Sklaven halten. Mitten in der Stadt in einem schönen Palaste wohnt der König, welcher von libyscher Abkunft ist und vom Volke, falls er nicht gefällt, durch einen seiner Verwandten ersetzt werden kann. Die Lebensweise des Volkes ist wie die der übrigen Berbern und Beduinen. Der König hebt bedeutende Zölle von durchziehenden Karavanen, muß aber 150,000 Duc. als Tribut an den König von Tombutto entrichten.

Kano ist eine große Provinz etwa 100 Meilen östlich vom Niger (der also eine Biegung nach Süden gemacht haben muß, was auch mit der Wirklichkeit zusammentrifft). Sie umfaßt viele Völkerschaften, welche Viehzucht und Ackerbau treiben; es wächst im Lande viel Getreide und Reis und besonders viele Baumwolle. Auf waldigen und quellenreichen Gebirgen giebt es wilde Pomeranzen und Citronen. Die Hauptstadt Kano ist ummauert und von gefitteten Handwerkern und reichen Kaufleuten bewohnt. Früher war der König sehr mächtig, und auch die Nachbarreiche Zegzeg und Kafena waren ihm zinspflichtig. Aber Iskia von Tombutto räumte erst die Könige der beiden letzteren durch List aus dem Wege und machte dann den König von Kano mit Gewalt zu seinem Schwiegersohne, vergaß aber nicht, viele Beamte zur Erhebung des Drittheils der Einkünfte bei ihm zurückzulassen.

Die beiden Nachbarreiche Kafena und Zegzeg sind von dürftigen Negerstämmen bewohnt und haben viele Berge und rauhes Klima, so daß in manchen Gegenden im Winter geheizt werden muß.

Die nächste Provinz Zanzara, östlich von Zegzeg, ist reich an Korn, Reis, Hirse und Baumwolle und von einem rohen widerwärtigen Volke bewohnt; die Menschen sind groß, sehr schwarz, breit und häßlich von Gesicht und Thieren ähnlicher als Menschen. Ihr König starb an Gift, Iskia ward sein Nachfolger.



Südöstlich von Zanzara liegt das Königreich Wangara, von einem großen Volke bewohnt, dessen König 7000 Bogenschützen zu Fuß und 500 ausländische Reiter hält und hohen Zoll von den Kaufleuten erhebt. Nur eines ihrer Dörfer ist ziemlich ansehnlich. Der früher blühende Handel ist gesperrt durch feindliche Nachbarschaft; im Westen lauert Iskia von Tombutto, in Osten Abram von Borno. Eben wollte der letztere sich Wangaras bemächtigen, als Omar von Gaoga in sein eigenes Land einfiel und er sich gegen diesen wenden mußte.

Wangara ist von dem südlich gelegenen Goldlande durch so hohe Gebirge getrennt, daß die Kaufleute ihre Waaren und Gepäck durch Sklaven hinübertragen lassen müssen; dies geschieht in großen ausgehöhlten und getrockneten Kürbissen, und die Sklaven müssen oft Lasten von 100 Pfund in einem Tage 4 Meilen weit auf dem Kopfe schleppen. Kein Wunder, daß sie oben die Haare verlieren.

Das Königreich Borno reicht von der Grenze Wangaras 100 Meilen weit nach Osten; dreißig Meilen davon hat der Niger seine Quelle (?), im Süden und Norden liegen Wüsten. In dem ebenen Theile des Reiches liegen viele Städte mit gesitteter, theils schwarzer, theils auch weißer Bevölkerung, in deren größter der König seinen Sitz hat. In den Bergen ist magerer Boden, und die Hirten, welche dort ihre Ziegen und Rinder weiden, bauen höchstens Hirse. Im Sommer tragen sie Lederhosen, im Winter Schaffelle, welche Nachts zugleich als Lager dienen. Sie haben keine Religion und führen keine Eigennamen; nach dem Berichte eines Kaufmanns, der ihre Sprache verstand, (Leo selbst war nur einen Monat dort) benennen sie sich nach zufälligen äußeren Eigenschaften, z. B. der Lange, der Kurze, der Schielende u. s. w. — Hier herrscht noch ein Fürst von dem Berberstamme der Verdewa, dessen Heer aus 3000 Reitern besteht, doch kann daneben das ganze Volk zum Fußdienste aufgeboden werden. Da der Zehnte des Ertrages keine hinreichende Einnahme gewährt, so vergrößert er dieselbe durch räuberische Einfälle in die Nachbarländer; besonders bekriegt er die Völker jenseits der Wüste Sen (Yeou?), in welcher der Niger entspringt, weil diese früher, ehe er Reiterei hatte, zu Fuß in sein Land einfielen. Alljährlich nach der Ankunft der Pferdchändler wird der Streifzug unternommen und nach glücklicher Heimkehr jedes Pferd mit 15 bis 20 Sklaven bezahlt. Ist die Beute nicht ausreichend, so müssen die Händler bis zum nächsten



Jahre warten. Denn der König ist bei all' seinem Reichthume geizig; alle Spornen, Steigbügel, Räume, Gebisse sind von Gold, ebenso der größte Theil der Schlüsseln und Schalen, Teller und Becher, ja sogar die Ketten seiner Hunde, — aber er zieht es vor, mit Sklaven zu zahlen.

Das nächste Reich, Gaoga, welches von Borno bis Nube reicht, wird von einem wilden Hirtenvolke bewohnt; die Menschen leben höchst dürftig in Wohnung, Kleidung und Nahrung. Seit 100 Jahren (etwa 1450) haben sie Könige, und der jetzige steht mit dem Sultan von Kairo im besten Vernehmen, beschenkt ihn und wird reichlicher dafür wieder beschenkt.

Das Reich Nube ist das letzte der mir bekannten Negerreiche und liegt am Nil. Die Hauptstadt ist Dongola, die Einwohner stehen mit den östlicheren Ländern in Verbindung und sind reich und gesittet. Von Aethiopien, wo der Priester Johannes residirt, trennt sie der wilde Stamm der Bugia.

In Nigritien werden verschiedene Sprachen gesprochen; die eine heißt Sunghai (Souway) und herrscht in Gualata, Tombutto, Djenne, Melli und Gago, — eine zweite haben die Reiche Guber, Kano, Kasena, Begzeg und Wangara gemein, eine dritte gilt in zwei Dialekten in Borno und Gaoga; in Nubien redet man schon eine der chaldäischen und ägyptischen ähnliche Sprache.

Den Schluß der Berichte Leo's des Afrikaners mag sein Urtheil über den Charakter der Neger bilden. Die Neger, sagt er, sind treu, zuvorkommend gegen die Fremden, leben ordentlich und immer froh und lustig, tanzen, schmausen und vertreiben sich angenehm die Zeit. Sie sind höchst ehrlich und erzeigen den Gelehrten und Geistlichen die meiste Ehre. Unter allen Afrikanern sind sie am wenigsten zur Arbeit genöthigt.

So weit Leo's Erzählungen und Schilderungen über die Negerländer. Er behandelt dieselben allerdings nicht mit derjenigen Ausführlichkeit und Genauigkeit, wie die Länder des nördlichen Afrika, während ihm das seine Reisen im Sudan und sein längerer Aufenthalt in mehreren Hauptstädten desselben wohl möglich gemacht hätten. Die Namen der Reiche und ihrer Hauptorte haben sich vielfach geändert, einigermaßen zuverlässige Ortsbestimmungen giebt Leo nicht, stützt sich überhaupt wohl nicht auf regelmäßig geführte Tagebücher,



sondern auf sein Gedächtniß, und der eine Hauptpunkt, welcher den nachfolgenden Reisenden den wichtigsten Anhalt für die Auffindung der von Leo genannten Orte hätte gewähren können, der Lauf des Niger, überhaupt der Sudansflüsse, ist ihm selbst auffallend dunkel geblieben. Für glaubwürdig mußte gelten, was er zum Theil durch das Zeugniß seiner eigenen Augen bekräftigt, daß der Niger westwärts von Timbuctu nach Djenne und dann in den Ocean fließe, ebenso seine Verbindung mit einem östlicher gelegenen Sumpflande Wangara und sein Ursprung aus einem jenseits des Landes Seu gelegenen See, so daß er vielleicht als Abzweigung des Nil anzusehen sei. Unhaltbar mußte demnach, wie ihm selbst, so auch seinen Lesern die Ansicht anderer Reisenden erscheinen, nach welcher dieser Fluß von Westen nach Osten floß; möglich, daß er dieser richtigen Annahme nur deshalb widersprach, weil seine Erinnerung, von Timbuctu nach Djenne gefahren zu sein, und vielleicht auch das überwiegende Ansehen des Edrifi und des mißverstandenen Ptolemäus ihn selbst irre führte, und daß er, wie oben bemerkt, das Djenne oder Ghinea, durch welches er den Niger ins westliche Meer fließen läßt, mit der von den Portugiesen ebenso benannten Küste verwechselte, neben welcher der Fluß wirklich mündet. Vielleicht hätte sich jene richtigere Ansicht in Europa eher Anhänger gewonnen, wenn man einen 200 Jahre älteren Augenzeugen ebenfalls gehört hätte, welcher sie entschieden ausspricht, und auf den auch Leo hindeutet; so aber stellte sich seit dem Bekanntwerden seiner Beschreibung von Afrika in ganz Europa die alte Annahme um so unerschütterlicher fest, daß nämlich der Niger nach Westen ströme und sich südlich von der Wüste in den atlantischen Ocean ergieße.

Jener Augenzeuge aber, den Leo verwirft, und der erst in den letzten Jahrzehnten, und zwar als ein überaus glücklicher Beobachter und zuverlässiger Berichterstatter, bekannt geworden ist, mag hier noch kurz gehört werden, ehe wir auf die Bemühungen des Abendlandes, den Niger aufzufinden, übergehen. Es ist der Berber Muhamed Ibn-Batuta, der um 1450 seine Reisen durch Asien und Afrika beschrieben hat. Aus seinem Berichte theilen wir nur das in der Kürze mit, was auf seine afrikanische Reise Bezug hat.

Er wanderte von Fez nach Segelmessa, einer jetzt zerstörten Stadt im Dattellande, und schloß sich hier einer Karavane an, welche



die Wüste nach Süden durchschneiden wollte. Fünfundzwanzig Tagereisen brachten die Reisenden nach den uns schon bekannten Salzbrüchen von Teghaza, welche baumlos in der Mitte der Wüste liegen und wo das Salz in dicken regelmäßigen Platten gebrochen wird, deren je zwei eine Kameelladung ausmachen. Die Bewohner dieser trostlosen Einöde, welche der Erde nichts als ihr Salz abgewinnen, bauen auch ihre Hütten aus diesem Material und decken sie mit Kameelhäuten; für ihr Salz erhalten sie von Norden her Datteln, aus dem Sudan Kameele zur Speise, und die Neger schätzen das ihnen zugeführte Salz so hoch, daß sie es auch als Scheidemünze benutzen.

Wieder nach dreißig Tagemärschen gelangte die Karavane nach Gowelaten (Walet), von wo ihr schon vier Tagereisen weit Wasser entgegengesührt wurde; letzteres pflegt durch vorausgeschickte Boten bestellt zu werden, welche aber oft, zum Verderben der Karavananen, „durch die bösen Geister der Luft verblendet und in die Einöde verlockt werden.“

In Gowelaten, der ersten Stadt im Negerlande, wo Kaufleute aus allen Himmelsgegenden zusammenströmen, wurden die Waaren sofort in eine Niederlage gebracht; nach kurzem Aufenthalte, sobald die Geschäfte abgeschlossen waren, ging es sodann tiefer hinein ins Negerland, nach der vierundzwanzig Tagereisen weiter südlich gelegenen Stadt Mali (Melli bei Leo), der Hauptstadt des damals blühendsten Reiches im Sudan. Unterwegs setzten die ungeheuren Bäume unsern Reisenden in Erstaunen; dieselben erreichen einen so riesigen Umfang, daß in dem hohlen Stamme eines solchen Baumes ein Weber sein Geschäft betrieb. In anderen fand sich Regenwasser, wieder in anderen wilder Honig vor, so daß es den Reisenden an Erfrischung nicht fehlte. Aus den an ihrer Straße liegenden Dörfern kamen ihnen Negerweiber mit Hühnern, Milch, Mehl und Reis entgegen, um dafür Salzstückchen einzutauschen. So gelangte man über Karfsechu am Nil (Sego am Niger) nach Mali. Den König, welchem er sogleich seinen Besuch machte, fand Ibn-Batuta sehr geizig; das Geschenk desselben bestand aus Brod, einem gedörrten Fische und saurer Milch. Doch besann sich die afrikanische Majestät auf die Vorwürfe hin, zu denen sich Ibn-Batuta erkühnte, eines Besseren. Uebrigens genoß der Monarch knechtige Verehrung und stand im



Rufe der uneigennützigsten Gerechtigkeitsliebe, so daß man z. B. in seinem Lande sicher reiste, ja auch der Nachlaß der verstorbenen Fremden vollkommen sicher war. — Von Mali ging Ibn-Batuta nach Tombuctu, welches ein von Mali abhängiger Vicekönig regierte, und fuhr dann auf dem Nil, von welchem die Stadt eine Meile entfernt ist, in einem Rahne ostwärts nach der gleichfalls am Nil (Niger) gelegenen Stadt Kafaw, dann nach Tefedda. Letztere Stadt ist aus rothem Stein erbaut und hat reiche Erzadern in ihrer Nähe, von denen das Trinkwasser einen eigenen Geschmack und eine dunkle Farbe annimmt. Ihre Kaufleute führen das Metall in Stangen aus und handeln nach Aegypten.

Nach der Vorstellung des Ibn-Batuta strömt der Nil oder Niger am Südrande der Wüste hin gegen Osten, wie es der Wirklichkeit entspricht; aber er führt ihn zu weit, nämlich durch Nuwi (Neou) bis nach Nubien, wo er, wie bei Herodot, zum ägyptischen Nil wird. Diese Meinung wurde seitdem in Afrika die herrschende, wie es die des Leo in Europa geworden ist.

Doch gewann auch diese Ansicht, und überhaupt ein lebhaftes Interesse für die goldreichen Länder Afrikas, erst nach und nach eine größere Verbreitung in Europa, als die seefahrenden Nationen des letzteren eine Reihe von Anknüpfungspunkten an der Westküste jenes Erdtheils gefunden hatten. Denn in den nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien noch feindseliger gesinnten muhamedanischen Völkern von Nordafrika war eine für die gleich fanatischen Christen Südeuropas undurchbringliche Schranke gegeben, und das Mohrenland mit seinen Raubstaaten wurde der Schrecken der christlichen Seefahrer.

Das erste europäische Volk, welches sich zu glücklichen und erfolgreichen Entdeckungsfahrten in den Ocean hinauswagte, waren die Portugiesen. Manche günstige Umstände wirkten zusammen, daß ihr kleiner Staat, der allerdings durch seine Lage als westlicher in den Ocean vorgeschobener Posten Europas zu einer wichtigen Rolle in der Geschichte der Entdeckungen wie ausersahen war, diese seine Bestimmung mit solchem Glanze erreichen und zwei Jahrhunderte hindurch als eine der blühendsten Seemächte in Europa dastehen konnte. Durch die Kreuzzüge waren die köstlichen Producte des fernen Indiens den europäischen Völkern bekannt und zum Bedürfnisse geworden, durch die Eroberungen der rohen Türken im westlichen Asien aber



war der Handel dahin, welcher die italienischen Städte, namentlich Venedig und Genua, unter Vermittelung von Constantinopel und Alexandria längere Zeit hindurch bereichert hatte, ins Stocken gebracht, und man mußte auf neue Verbindungen mit dem östlichen Asien sinnen. Nun hatte die Seefahrt im offenen Ocean bereits einen Anstoß durch die Normannen gewonnen, deren tieffahrende auf dem Kiel gebaute Schiffe, von ihnen mit Stolz ihre Wellenrosse genannt, bald an die Stelle der zur binnenjееischen Küstenfahrt ausreichenden flachen Ruderschiffe traten, und der allgemeiner werdende Gebrauch der Magnetnadel erleichterte die freie Bewegung im Meere. Aber auch gründlichere Kenntnisse in der Astronomie und Geographie gingen von den längst mit diesen Wissenschaften vertrauten Arabern auf die mit ihnen zunächst verkehrenden christlichen Völker, insbesondere die der pyrenäischen Halbinsel über, und Portugal kam eher als Spanien in die vortheilhafte Lage, von allen diesen Umständen rühmlichen Gebrauch zu machen.

Denn während die spanische Südküste erst im Jahre 1492 gänzlich von den Mauren befreit wurde, so hatte Portugal bereits zwei Jahrhunderte früher seine jetzige Ausdehnung erlangt, und seine Herrscher sich sogar schon seit der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts eine gleiche Festigkeit und Unabhängigkeit den spanisch-christlichen Reichen wie den Mauren gegenüber gesichert. An Versuchen Seitens Castiliens, das schöne und vortrefflich gelegene Uferland in den Bereich seiner Macht zu ziehen, hatte es zwar auch später nicht gefehlt; aber die glücklichen Kämpfe gegen den mächtigen Nachbarn hatten nur dazu gedient, dem Könige Johann I. von Portugal eine erhöhte Macht im Inneren seines Reiches und nach Außen zu sichern. Zugleich war er der erste Fürst der Halbinsel, welcher die Glaubensfeinde auch jenseits der Meerenge in ihrem eigenen Erdtheile Afrika angriff; er entriß ihnen die Festung Ceuta an der Straße von Gibraltar (1415), eine Waffenthatsache, bei welcher sein ausgezeichnetester Sohn, der Infant Heinrich, den Preis der höchsten Tapferkeit errang. Dieser damals noch im ersten Jünglingsalter stehende Prinz, ein Vetter des tapfern Heinrichs V. von England, war es, dem Portugal auf Jahrhunderte hinaus seine Blüthe verdanken sollte. Er erkannte den Beruf Portugals zur Seemacht, und sobald er von den bezwungenen Mauren befriedigende Erkundigungen



über die goldreichen Länder jenseits der Wüste eingezogen hatte, unternahm er mit rastlosem Eifer die Erforschung der afrikanischen Westküste, in der doppelten Hoffnung, das goldreiche Küstenland Ghinea oder Djenne zu finden, welches wir aus Leo des Afrikaners mehr als hundert Jahre jüngerem Berichte kennen, und die südlichsten Punkte Afrikas zu entdecken, von welchen aus, wie er aus geographischen Angaben der Alten und der Araber schloß, eine Seefahrt nach Ostindien durch den indischen Ocean möglich sein mußte. Allerdings gehörte zu solchen Unternehmungen neben der günstigen Lage des Landes, der Thatkraft seiner Bewohner und der Einsicht seiner Fürsten auch eine tüchtige Grundlage materieller Mittel; aber eben diese stand dem Infanten in vollstem Maße zu Gebote, da er Großmäster des reichen Christusordens war, und seine Erfolge in Afrika aufs Unmittelbarste zur Ausbreitung des Christenthums führen mußten — besonders wenn die Auffindung des Priesters Johannes in Afrika gelang, jenes fabelhaften christlichen Beherrschers eines mächtigen Reiches im fernen Morgenlande, in welchem die Kirche einen starken Hort gegen die Ungläubigen zu gewinnen hoffte.

Schon im Jahre 1415 schickte der Infant Heinrich der Seefahrer zwei Caravellen aus, denen die Umschiffung des bisher von allen Schiffen gefürchteten Cap Nun gelang und die sogar bis zum Cap Bojador vordrangen, sich aber hier durch die furchtbare Brandung zur Umkehr genöthigt sahen. Unverzüglich folgten weitere Versuche, auch dieses Cap zu umfahren, doch hatten dieselben zunächst nur die Folge, daß die westlich von Afrika gelegenen Inseln entdeckt wurden. Im Jahre 1431 aber wurden die Küstenfahrten Afrika entlang wieder aufgenommen, und zwar mit den besten Seelenten, Karten und Instrumenten; die ersten Fahrten leitete der Edelmann Gilianez aus der Seestadt Lagos.

Schon im Jahre 1432 umsegelte dieser das Cap Bojador und wurde bei der Heimkehr mit gleicher Bewunderung begrüßt, wie sechszig Jahre später Columbus bei seiner Rückkehr aus Westindien. Bei wiederholten Fahrten nach den neuentdeckten Küsten kam man mit den maurischen Bewohnern der Wüste bereits in feindliche Berührung, brachte aber keine andere Ausbeute heim, als zahlreiche Robbenfelle und einige gefangene Mauren; doch gewann der Infant Heinrich aus diesen Fahrten die Ueberzeugung von der Möglichkeit, dieselben dem



ursprünglichen Zwecke entsprechend weiter auszudehnen, und so also auch Indien zu erreichen. Daher erwirkte er zunächst (1441), was ihm bei seiner geistlichen Würde nicht allzuschwer wurde, vom Papste Eugen IV. die Schenkung aller Länder, welche auf dem Wege von Cap Bojador bis nach Indien aufgefunden werden würden, nebst den geistlichen Zehnten in diesen Ländern und dem Monopol solcher Entdeckungen, hierauf von dem Regenten Dom Pedro, seinem Bruder, die Abtretung des der Krone zustehenden Fünftheils von allem zu erzielenden Gewinne und ein Handelsmonopol für die zu entdeckenden Länder, und setzte dann, von dem Beifalle der Gelehrten und der Bewunderung seines Volkes gehoben, seine Unternehmungen mit frischem Eifer fort.

Bei der nächsten Fahrt 1442 brachte der schon erprobte Gonçalvez als Lösung für die gefangenen Mauren eine Menge Goldstaub, Straußeneier und zehn Neger mit, die ersten, welche man in Europa sah; der Infant begrüßte freudig diese Erstlingsproducte eines neuen Erdstrichs, deren Kunde bald der Fluch desselben werden sollte. Nun folgten den Schiffen des Infanten ganze Geschwader reicher Bürger; schon 1443 entdeckte Diniz Fernandez aus Lissabon den Senegal und das grüne Vorgebirge, Cap Verde, den westlichen Punkt von Afrika, und jetzt begann an vielen Punkten der Küste, besonders in der Bai von Arguin hinter dem weißen Vorgebirge, Cap Blanco, ein förmlicher Handel um schwarze Sklaven, welche dann in den Colonien zu harter Arbeit verwendet wurden.

Ohne dieses verwerfliche Beginnen zu hemmen, dessen Folgen er nicht ahnen konnte, setzte der Infant seine Entdeckungsreisen fort, um Guinea endlich zu finden. In seinem Auftrage entdeckte Runo Tristan den Rio Grande, fiel aber hier von den vergifteten Pfeilen der Neger (1446). Ueberaus glücklich im Verhältniß zu ihm war der Venetianer Moys von Cadamosto, ein gewandter und energischer junger Mann, dessen Anerbieten, gegen die Hälfte des Gewinnes die Westküste weiter hin zu durchforschen, Heinrich gern annahm. Auf seiner ersten Fahrt gelangte er rasch über die nördlichen und südlichen canarischen Inseln nach der Bai von Arguin, wo bereits ein vollständiger Tauschhandel mit den Kaufleuten des Inneren bestand, dessen Hauptgegenstand Sklaven waren, und hatte hier vielfache Gelegenheit, von den neuen Handelsfreunden Erkundigungen über die Länder des Inneren einzuziehen. Als Bewohner der Wüste wurden



ihm die Azanaghen genannt, welche wir bei Leo unter dem Namen Zanhaga kennen lernten, und ihre Lebensweise und ihre Sitten übereinstimmend mit den Berichten des maurischen Reisenden geschildert. Sechs Tagereisen landeinwärts vom weißen Vorgebirge, erzählte man ihm weiter, liege die Stadt Hoden, ein Ruhepunkt für die zwischen der Verberei und den südlichen Ländern, namentlich Tombuctu, verkehrenden Karavanan, welche Kleiderstoffe, Silber und Pferde in die Negerländer brächten und Gewürze, Gold und Sklaven dafür ausführten. Sechs Tagereisen weiter im Inneren liege Teghaza, aus dessen Salzbrüchen nach den Negerreichen, insbesondere nach Tombuctu und dem dreißig Tagereisen weiter entfernten Reiche Melli, große Massen Steinsalz mit bedeutendem Gewinn ausgeführt würden. Denn dort, wie in allen Negerländern, fehle das Salz gänzlich, ohne dessen Gebrauch den Negern bei der unmäßigen Hitze das Blut in Fäulniß gerathen würde. Der Tauschhandel der Kaufleute von Melli mit den südlichen rohen Negervölkern, zu denen sie das Salz bringen, wurde in gleicher Weise beschrieben, wie ihn nach Herodots Erzählung schon die Karthager mit den libyschen Küstenvölkern getrieben hatten, durch stummes Hinlegen erst der Waare einerseits, dann andererseits des Goldes, bis beides einander entspricht.

Nachdem er diese Nachrichten erhalten, fuhr Cadamosto weiter bis zu dem Flusse Senegal, welcher seit Kurzem entdeckt und von den an seinen Ufern wohnenden Negern für die Mündung eines tief aus dem Inneren kommenden Stromes erklärt worden war, an dessen beiden Seiten viele verschieden benannten Reiche lägen. Cadamosto indessen, anstatt den Fluß zu verfolgen, begnügte sich damit, über die an der Mündung wohnenden Soloffen, deren Schwärze und schöner, kräftiger Körperbau im Gegensatz zu den nördlicheren unansehnlichen und bräunlichen Negern ihm auffiel, mancherlei Erkundigungen zu sammeln und dann mit dem Beherrscher von Gayor, Budomel, in Verbindung zu treten, welche zu einem für ihn einträglichen Handelsverkehr führte und ihm auch über die südlicher wohnenden Küstenvölker manche schätzbare Nachricht eintrug.

Kurz nach seiner Rückkehr nach Portugal unternahm er, von dem Infanten wiederum unterstützt, eine zweite Fahrt, auf welcher er die Inseln des grünen Vorgebirges und die Bissagosinseln entdeckte und für Portugal in Besitz nahm. Ueber den Rio Grande



hinaus aber kamen zu Heinrichs Lebzeiten die Portugiesen nicht. Dagegen wurde bald nachher die Sierra-Leoneküste entdeckt, dann 1471 auch die Goldküste, auf welcher das Fort Elmina angelegt wurde, so benannt wegen der Goldbergwerke, und endlich der Küstenstrich bis zum Aequator. Jetzt glaubten die Portugiesen das Reich Guinea gefunden zu haben, gaben dieser Küste den schon bedeutungsvoll gewordenen Namen, und der König Johann II. nahm sogar den Titel König von Guinea an, wobei er sich zugleich alle früher dem Infanten gemachten Zugeständnisse durch den Papst Innocenz VII. bestätigen ließ. Durch die gewaltige Energie dieses Königes gelang es denn rasch, daß jenseits der Aequatorinseln Fernao do Po, Principe und St. Thome auch das sogen. Niederguinea bekannt wurde; Diego Cao entdeckte den Congo unter 7° S. Br. und drang bis zum Cap Serra, 22° S. Br., vor, und Bartholomäus Diaz wurde im Jahre 1486 von einem entsetzlichen Sturme um die Südspitze von Afrika herumgetrieben, welche von ihm deshalb Cabo tormentoso benannt, statt dessen aber von dem hocherfreuten Könige Johann mit dem verheißungsvollen Namen Cabo de boa Esperanza, Vorgebirge der guten Hoffnung, belegt wurde. So war zwar nicht der Priester Johannes gefunden, über dessen Sitz man kurz vorher neue Andeutungen erhalten zu haben glaubte und zu dessen Auffindung gerade Diaz die gemessensten Aufträge gehabt hatte, wohl aber eine sichere Aussicht auf die Erreichung eines anderen Zieles, welches durch weltlichen Gewinn fortan zu nicht minderer Ausdauer in Verfolgung der begonnenen Entdeckungen anspornte.

Noch während der Vorbereitungen zu der nächsten bedeutungsvollen Fahrt langte plötzlich zu Vissabon, durch widrige Winde zum Einlaufen in diesen Hafen genöthigt, Christoph Columbus an, mit der zugleich entzückenden und betrübenden Neuigkeit, die Westfahrt nach dem reichen Indien sei gelungen, aber — für Spanien. Zwar beschwerte sich König Johann bei dem Papste Alexander VI. und begehrte Ausschließung der Spanier von den indischen Entdeckungen; aber das Gefühl der Billigkeit und die Scheu, das um die Christenheit so hochverdiente spanische Herrscherpaar Ferdinand und Isabella zu verletzen, ließ diesen den schon oben genannten Mittelweg einschlagen, eine Demarcationslinie zu ziehen, und so wurden die Spanier mit ihren Entdeckungen nach Westen, die Portugiesen um so nach-



drücklicher nach Osten gewiesen. Vasco de Gama fand den Seeweg nach Ostindien (1498), und fortan strömte aus Guinea und aus Indien unermessliche Schätze nach Portugal.

Als aber unter der Herrschaft des grausamen Philipp II. die Reiche Spanien und Portugal vereinigt wurden, sank diese Blüthe, und nach dem Abfalle der Niederlande fielen die afrikanischen und viele indische Besitzungen der Portugiesen in die Hände der Holländer. Mehr als letztere aber haben die Engländer und zu Ludwigs XIV. Zeit auch die Franzosen an der Aufgabe gearbeitet, in das Innere von Afrika einzudringen, von dessen Reichthümern und blühendem Handel sich sehr ermunternde Gerüchte in Europa zu verbreiten anfangen. Da man nun nach Allem, was ältere und neuere Erzähler, und unter letzteren besonders Leo der Afrikaner und Cadamosto aus Venedig berichtet hatten, den Senegal oder den Gambia, oder auch beide Flüsse für die Mündungen des Niger halten mußte, so ging das nächste Bestreben dahin, durch die Verfolgung ihres Laufes nach dem wunderbaren Tombuctu zu gelangen.

Im Jahre 1618 bildete sich in England eine Gesellschaft zur Erforschung des Gambia. Zuerst wurde George Thompson mit einem reich befrachteten Schiffe dahin abgesandt, verlor aber den größten Theil seiner Mannschaft durch Angriffe der eifersüchtigen Portugiesen und fiel dann durch Meuterei seiner eigenen Leute. Ihm folgte 1620 Richard Jobson, der unter großen Schwierigkeiten den Gambia aufwärts fuhr und nur mit Mühe ein Boot über die Stromschnellen von Barraconda hinausbrachte. Mit Spannung und Sorge erblickten die Engländer die Massen von Krokodilen und Flußpferden, welche ihr Boot umzustürzen droheten, die Schaaren von Elephanten am Ufer, die Löwen und Leoparden in der Nähe des Stromes, und die durch die dichten Baumgipfel freischwebenden Affenbanden. In Tenda, wo sie nach zwei Monaten anlangten, wurden sie von dem Negerkönige mit allen Ehren aufgenommen, versuchten aber vergebens, den Strom aufwärts zu verfolgen, um zu den goldbedachten Städten an seinen Ufern zu gelangen, von welchen die Eingeborenen bereitwillig die schönsten Dinge erzählten. Da inzwischen auch der Handel sich nicht nach Wunsch gestaltete, so kehrten sie, nicht ganz zufrieden mit ihren Entdeckungen, nach England zurück, und die Gesellschaft ließ ihre Versuche volle hundert Jahre ruhen.



Indessen hatten die Franzosen sich den Fluß Senegal zum Ausgangspuncte für ihre Versuche ausersehen und an seiner Mündung im Jahre 1625 das Fort St. Louis angelegt. Von hier aus wagte sich zuerst 1638 ein muthvoller Abenteurer, Claude Jannequin, einige Tagereisen weit in das Land hinein; tiefer in das Innere drang erst im Jahre 1697 der Generaldirector der französischen Senegalcompagnie, Andre Brue. Seine nächste Absicht war, mit den Fulahnegern Handelsverbindungen anzuknüpfen und zu dem Ende ihrem Könige oder Siratî, dessen Wohnsitz etwa 80 Meilen von den Niederlassungen der Franzosen entfernt am Senegal lag, einen Besuch abzustatten. Auch ihn überraschten, als er den Fluß aufwärts fuhr, die prächtigen Wälder und das üppige Grün, welches die Ufer bekleidete; die Umgebungen des Flusses an beiden Seiten waren von Elephantenheerden, von unzähligen Affen, aber auch an offenen Weideplätzen von Heerden zahmen Viehes belebt. Zu Rahayde wurde er von einem dem Siratî untergebenen Häuptlinge empfangen, welcher ein zahlreiches weibliches Gefolge mit sich führte, darunter seine Gemahlin, seine Töchter und einige Sclavinnen, welche sämmtlich auf Eseln ritten. Unfern der Residenz Gumel kam ihm der Prinz Bukar Sire mit einigen Hofbeamten entgegen, welche seine Geschenke, scharlachrothe Stoffe, buntwollene Strümpfe, kupferne Kessel, Glasperlen, Branntwein und dergl. dem Siratî vorlegten und Brue dadurch einen huldvollen Empfang vorbereiteten. Der Monarch empfing ihn in seinem Palaste, d. h. einigen mit Rohr umzäunten Lehmhütten, in deren einer er auf einem Ruhebette lag, umgeben von seinen Weibern und Töchtern, welche auf Matten am Boden saßen. Der Fremde erregte sichtbares Wohlgefallen, und das Zutrauen des Fulahherrschers ging soweit, daß er ihm nicht allein die Anlegung fester Plätze gestattete, sondern ihm auch eine schöne schwarze Prinzessin von siebenzehn Jahren zur Ehe anbot. Als man nach einigen Schwierigkeiten begriffen hatte, daß er, bereits vermählt, ein so schmeichelhaftes Anerbieten ablehnen müsse, beklagten die Damen den armen Mann, konnten aber doch nicht umhin, die Französinnen als wahrhaft beneidenswerth zu preisen. Bald nachher zog sich der Hof vor den überlästig werdenden Insecten in entferntere Landstriche zurück, und Brue hatte Gelegenheit, den königlichen Zug anzusehen: vorn ritten Musikanten, die einen betäubenden Lärm machten, dann in Weidenkörben auf Kameelen die königlichen



Frauen, Sclavinnen auf Eseln zur Seite, hierauf folgte eine lange Reihe von Kameelen und Eseln, welche das Gepäck trugen, endlich kam an der Spitze eines kriegerisch geschmückten Reiterhaufens der König selbst mit den Vornehmsten des Reiches. — Auf seiner zweiten Reise 1698 drang Brue noch weiter vor bis in das Reich Gallam, wo zwei Fürsten um den Thron stritten; beide bewarben sich eifrigst um die Gunst und um die Geschenke des französischen Machthabers, der aber bald dem Usurpator in eigenem Interesse den Vorzug gab und sodann bei der von Tombuctu nach dem Berichte ihrer Bewohner noch 200 Meilen entfernten Stadt Dramanet das Fort St. Joseph anlegte.

Ein weiteres Vordringen auf dem Flusse verhinderten die immer gefährlicher drohenden Untiefen, Klippen und Stromschnellen. Bevor er aber umkehrte, erkundigte sich Brue nach den Ländern des Innern und vor Allem nach dem Nigerrusse, erhielt indeß über den letzteren zwei ganz entgegengesetzte Angaben. Nach einigen sollte der Nil von Osten her aus dem See Maberia kommen und sich in zwei Arme, Senegal und Gambia, theilen; Andere dagegen erklärten ihn für einen von diesen beiden ganz verschiedenen Fluß, welcher seinen Lauf über Timbuctu hinaus nach Osten hin nehme.

Nur ungern gab Brue den Gedanken auf, in das Land Bambuk vorzudringen, doch hatten die Portugiesen dort zu arg gehauset, als daß ein Weißer sich sobald wieder dahin hätte wagen dürfen. Brues Vorschlag, mit 1200 Mann das goldreiche Land zu erobern, fand in Frankreich kein Gehör, würde auch wohl schwerlich dauernden Erfolg gehabt haben.

Erst im Jahre 1723 entschloß sich die englische Gambiagesellschaft zu neuen Erforschungen und schickte den Capitän Bartholomäus Stibbs den Fluß hinauf. Mit dem größten Widerstreben schafften die schwarzen Reuderer seine Boote über die Fälle von Barracunda hinweg, jenseits deren, wie sie fest behaupteten, die Welt aufhöre; erst nachdem sie durch eine Flasche des besten Brantweins ermuthigt waren, sahen sie den gefürchteten Gefahren getroster ins Auge, und die Fälle zeigten sich schließlich weit minder furchtbar, als das Gerücht sie geschildert hatte. Sie waren Stromengen, in denen das Boot, zwischen den Felsbänken hinauffahrend, nur mit Mühe die starke Strömung bewältigte. Nun aber kam leichtes Fahrwasser, die trockene Jahreszeit verschlimmerte



das Uebel und Stibbs mußte noch unterhalb Tenda umkehren. Demnach war Jobson vor hundert Jahren weiter gekommen als er. Aber die Ueberzeugung brachte Stibbs doch mit, daß der Gambia mit dem Niger nicht zusammenhängen könne; nach seinen Erkundigungen, erklärte er, komme der Gambia aus keinem See, stehe in keiner Verbindung mit dem Senegal oder irgend einem anderen großen Flusse, ja er schrumpfe zwölf Tagereisen oberhalb Barraconda zu einem kleinen Bache ein, über welchen Vögel hinwegträten. Gelehrte suchten den Reisenden durch die uns bekannten Stellen aus Herodot, Edrisi, Leo und anderen Geographen zu widerlegen, jedoch war die durch seine Versicherungen hervorgerufene Entmuthigung so stark, daß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts keine neue Entdeckungsreise in das Innere des afrikanischen Festlandes unternommen wurde.

Bis zu dieser Zeit waren die Vorstellungen der hervorragendsten Geographen über den Lauf des sogenannten Nigerflusses die folgenden.

Nach Herodot floß der „Nil“ im Süden der Wüste von West nach Ost bis Rubien und von da durch Aegypten nordwärts in das Mittelmeer.

Nach Plinius ist die Hauptrichtung dieselbe, doch verbirgt sich der Fluß zweimal unter dem Sande und bildet im mittleren Flußbette einen See.

Nach Ptolemäus sind vier Flußgebiete zu unterscheiden, das der Küste, das des Nigir, des Gir und des Nil; der Nigir und der Gir gehen von Nordwest gegen Südost, der letztere durch einen See.

Nach Edrisi geht der „Nil der Neger,“ von den Nilquellen westwärts, den Südrand der Wüste entlang; Jbu-Batuta läßt ihn von West nach Ost in den Nil strömen, Leo Africanus von Ost nach West in den atlantischen Ocean.

Auf das Ansehen des Letzteren hin, dessen Meinung die irrigste von allen ist, haben dann bis in das 18. Jahrhundert der Senegal und Gambia für Mündungen des Niger gelten müssen, und erst von Mungo Park wurde der durch Leo hervorgerufene Irrthum beseitigt.



## **Zweites Buch.**

### **Mungo Park und seine Zeitgenossen.**

---

V

#### **I. Major Houghton.**

Alle bisher gemachten Anstrengungen der Portugiesen, Franzosen und Engländer, in den noch immer verschleierte Hintergrund der Senegal-Gambia-Länder vorzudringen und so hindurch zu den Goldländern der Neger, den gepriesenen Reichen Djenne und Tombuctu zu gelangen, waren an einer Reihe von Hindernissen gescheitert. Einmal hatte es an den richtigen Vorbereitungen gefehlt, um den im Klima und in der Bodenbeschaffenheit liegenden Schwierigkeiten mit Erfolg entgegentreten zu können; dann aber hatte der Golddurst und die Grausamkeit der Europäer in Afrika den Argwohn und die Rachsucht der Eingeborenen gereizt und so die großen Gefahren noch gesteigert, welche das ungesunde Land und die Rohheit seiner Bewohner dem Reisenden bereiten. Zudem aber wurden Eifer und Kräfte der Europäer immer mehr auf andere Länder hingelenkt, welche leichter zugänglich waren und reichere Ausbeute versieften, insbesondere auf Amerika und Ostindien; eben dasjenige Volk, welches auf den größten Erfolg hätte rechnen dürfen, das englische, war hier am stärksten in Anspruch genommen.

Als aber im Jahre 1783 der Verlust der Vereinigten Staaten von Nordamerika für England ausgesprochen war, galt es, in um



so größerer Festigkeit des übrigen Colonialbesitzes einen Ersatz zu gewinnen, und der gesteigerte Verkehr mit dem immer mehr anwachsenden indobritischen Reiche an den asiatischen Südküsten lenkte den Blick der einsichtsvollsten Staatsmänner Englands von Neuem auf den ungeheuren tropischen Continent, welcher jedes nach Indien segelnde Schiff zwingt, zweimal die Linie zu durchschneiden. Die nächste Folge dieses Verkehrs war das Aufblühen der englischen Cap-colonie am Südennde von Afrika gewesen. Aber mußte nicht, um der Verbindung mit Asien eine sichere Dauer und die umfassendste Bedeutung zu geben, gerade auch auf den continentalen Kern von Afrika ein forschendes Auge geworfen werden? Hier war der englische Einfluß zu sichern, und mochte auch der augenblickliche Gewinn gering ausfallen, so war doch der für die Zukunft zu erwartende unberechenbar groß. Zugleich aber erschien es für England, die Entdeckerin der fernsten Länder und Meere, als eine Ehrensache, daß nicht das innere Afrika allein in völliges Dunkel gehüllt blieb. Diese Gründe veranlaßten im Jahre 1788 einen Kreis von bedeutenden Staatsmännern und Gelehrten, im Verein mit anderen einflußreichen Männern zu London eine Gesellschaft zur Erweiterung der Kenntniß des inneren Afrikas zu gründen. Der Ausschuß derselben bestand aus Lord Rawdon, Sir Joseph Banks, dem Bischof von Vlandaff, Sir H. Beaufoy und Mr. Stuart, und es wurden sogleich Schritte gethan, um für die unverzügliche Verfolgung ihres Zweckes die mit den erforderlichen Eigenschaften und Kenntnissen versehenen Männer zu gewinnen. Zwar reichten die Mittel der afrikanischen Gesellschaft nicht dazu aus, hohe Belohnungen auszusetzen; sie konnte sich nur erbieten, die Reisekosten zu tragen. Aber es stellten sich ihr sofort nach der ersten Aufforderung mehrere vorzüglich geeignete und bereits auf Reisen erprobte Männer für das so beschwerliche und gefährvolle Unternehmen zur Verfügung, einzig getrieben von wissenschaftlichem Eifer und gelockt durch den Ruhm, welcher den Entdecker lohnen mußte.

Völlig unglücklich jedoch fielen die Versuche der ersten Reisenden aus, welche die afrikanische Gesellschaft aussandte. Der Nordamerikaner Ledyard, welcher den Weg durch Aegypten südwärts und vom oberen Nil aus nach Westen zu machen gedachte, starb schon zu Kairo an einem Gallenfieber. Der Engländer Lucas, der drei Jahre lang





*George Thomson.*

geb. 1771 zu Fowlshiels in Schottland,  
gest. 1806, zu Bousla in Borgu.







Slave am Hofe zu Marocco und hierauf englischer Viceconsul daselbst gewesen war, begab sich gleichzeitig von Tripolis aus gegen Süden auf die Reise, mußte aber in Mesurata umkehren, da wegen einer unter den Arabern ausgebrochenen Empörung keine Karavane nach dem Inneren zu Stande kam. Doch brachte Lucas manche neue Nachrichten über die im Inneren gelegenen Länder mit, welche er von einem weitgereisten Araber, dem Scherif Imhammed, erhalten hatte. Sir H. Beaufoy, Secretär der afrikanischen Gesellschaft, brachte mit diesen in Verbindung, was er von einem zufällig in London anwesenden Karavanenkaufmann Ben Ali erfragen konnte, und entwarf danach einen Ueberblick über Mittelafrika, welcher neben manchen Berichtigungen früherer Karten den einen großen Irrthum als neu bestätigte Wahrheit hinstellt, daß nämlich der Niger von Ost nach West fließe und sich ins atlantische Meer ergieße. Veranlaßt war das durch den Umstand, daß Ben Ali den bei Kaschna fließenden Nebenfluß, welcher westwärts bei Saccatu vorüber in den Niger geht, für den Hauptfluß selbst gehalten hatte. Dies war wohl der Grund, weshalb die Gesellschaft von Neuem ihre Aufmerksamkeit dem Flusse Gambia zuwandte. Der Major Houghton, welcher einige Zeit als Consul zu Marocco gelebt hatte und dann Befehlshaber der englischen Forts auf der Insel Goree am grünen Vorgebirge gewesen war, erschien für das Unternehmen geeignet und entschloß sich, den Gambia aufwärts nach Osten zu reisen, um, wie sein Auftrag lautete, den Lauf, womöglich auch die Quelle und die Mündung des Niger zu bestimmen, die Städte Tombuctu und Haoussa zu besuchen und dann durch die Wüste zurückzukehren.

Er verließ England am 16. Oct. 1790 und kam am 10. Nov. an der Mündung des Gambia an. Hier nahm ihn der König von Barra, welchen er früher kennen gelernt, wohl auf und verhiess ihm gegen ein Geschenk von 20 Pfd. Sterl. seinen Schutz. Dann fuhr Houghton den Strom aufwärts bis Djunkafonda; hier kaufte er ein Pferd und vier Esel, um seinen Weg zu Lande weiter zu verfolgen, anstatt wie Jobson und Stibbs gethan, sich dem gefährlichen Flußbette anzuvertrauen.

Drohende Gerüchte über ein Complot gegen sein Leben bewogen ihn, zur Zeit der Ebbe seine Thiere über den Gambia zu schaffen; so gelangte er auf dem südlichen Ufer desselben, vor den nachfolgenden



Hausen gesichert, in das Königreich Wulli, kehrte dann auf das rechte Ufer zurück und meldete sich durch einen Boten bei dem Könige des Landes an. Er vergaß nicht hinzuzusetzen, daß er Geschenke mitbringe. Bald stieß er auf eine zu seinem Empfange ihm entgegen geschickte Schaar, an deren Spitze der Sohn des Königes stand; man führte ihn in die Stadt Medina vor den König, und dieser empfing und bewirthete ihn aufs Gastfreundliche.

Hier, 180 Meilen von der Küste entfernt, sah sich Houghton plötzlich in den angenehmsten Verhältnissen; die Berichte, welche er bald darauf nach London absandte, gingen zwar durch einen Schiffbruch verloren, doch zeigt ein Brief an seine Gattin, welcher zufällig gerettet wurde, daß er nicht abgeneigt war, nach Beendigung der begonnenen Reise in diesem Lande sich eine Heimath zu gründen. Die Ergiebigkeit des Bodens, die zuvorkommende Freundschaft des Königes Djatta, die gute Gesinnung des Volkes von Wulli, das herrliche Klima, die Sicherheit und Bequemlichkeit der Straßen, überhaupt die günstigsten Verhältnisse für den Handel ließen ihm das so annehmlich erscheinen, daß er seiner Gattin den Vorschlag macht, ihm nachzufolgen, um mit ihm in einem auf der Anhöhe Jatatenda anzulegenden Ort ein paradiesisches Leben zu führen. Ein jährliches Einkommen von 10 Pfd. Sterl., sagt er, würde sie in den Stand setzen, dort im größten Ueberfluß zu leben, und daneben sei es ein Leichtes, durch den Handel 800 Procent zu verdienen, also in Kurzem unermesslich reich zu werden.

Während er sich noch in solchen Träumen wiegte, brach zu Medina eine Feuersbrunst aus, welche sich in den mit Bambusrohr gedeckten Häusern windschnell ausbreitete und nicht allein das Haus, in welchem Houghton wohnte, sondern zugleich den größten Theil seiner Habe verzehrte, darunter auch die Waaren, mit welchen er die Kosten seiner Reise zu bestreiten hatte. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, bemächtigte sich sein Dolmetscher im Getümmel des Pferdes und dreier Esel und ging mit ihnen davon; Houghton ergriff eine Flinte, welche er während der Fahrt auf dem Flusse gekauft hatte, sie sprang ihm in der Hand und verwundete ihn im Gesicht und an den Armen. In dem nahen Barraconda nahm man zwar die Obdachlosen liebevoll auf, aber der besten Mittel, sein großes Ziel zu erreichen, sah sich Houghton auf einen Schlag beraubt.



Endlich vermochte er, in Gesellschaft eines Sklavenhändlers und mit zwei Eseln, aber zu Fuß und ohne Diener, am 8. Mai 1791 Abends bei Mondschein seine Wanderung fortzusetzen. Sie wandten sich nordöstlich und kamen nach fünf Tagen an das wüste Gebiet, welches Bulli von dem nächstgelegenen Reiche Bondu trennt. Hierher hatte noch kein Europäer seinen Fuß gesetzt, und Houghton sah sich mit Vergnügen inmitten des fremden Volkes. Es bildet einen Zweig von dem Stamme der Fulah und gehört theils dem Islam, theils noch dem Heidenthume an. Langsam ging die Reise weiter, da der Sklavenhändler aller Orten Geschäfte abzumachen hatte. Endlich gelangte man an den Fluß Falemeh, einen Nebenfluß des Senegal, welcher die Südwestgrenze des Reiches Bambuf bildet, eines Landes, welches schon seit lange für außerordentlich reich an Golde galt. Die Einwohner desselben leben, wie Houghton erfuhr, von Ackerbau und Viehzucht, sind daneben aber auch in der Gewinnung des Eisens erfahren und wissen aus Honig ein berauschendes Getränk zu bereiten, welches an festlichen Tagen am Hofe zu Bambut in großer Menge genossen wird.

Hier sah Houghton plötzlich wieder seine Reise gehemmt. Eben war ein Krieg zwischen dem Könige von Bondu und dem von Bambuf beendet und der erstere Sieger geblieben; da dieser augenblicklich in dem eroberten Landstriche am Falemeh verweilte, so mußte Houghton ihm einen Besuch abstatten und suchte sich auch bei ihm durch vorausgeschickte Geschenke zu empfehlen. Zwar wurden diese gnädigst angenommen, der Geber aber sehr ungnädig bis auf Weiteres in die Grenzstadt, von wo er kam, zurückgewiesen.

Andern Tages erkundigte sich dort der Sohn des Königes an der Spitze eines bewaffneten Gefolges nach seinem Wohlergehen und besah den Rest seiner Waaren; nachdem er nach Belieben ausgewählt, nahm er auch noch, zu Houghtons Verzweiflung, den blauen Staatsrock als Geschenk mit, welcher für die Audienz beim Kaiser von Tombuctu bestimmt gewesen war. Da brach Houghton baldigst auf, um ein besseres Glück bei dem Könige von Bambuf zu suchen, der in Farbana residirte. Aber ungeschickte Wegweiser führten ihn irre; dazu trat mit dem Neumonde und dem Westwinde am 4. Juli die Regenzeit ein, der Boden, auf welchem Houghton die Nacht zubrachte, war bald überschwemmt, der Himmel, von unaufhörlichen Blitzen



durchzuckt, bildete ein furchtbar flammendes Gewölbe. Fieberkrank hatte der Arme am Morgen den vom Regen geschwellten Fluß zu durchwaten, an dessen Ufern Krokodile lauerten, und kaum war er in Farbana angelangt, als die Fieberparoxysmen ausbrachen. Glücklicherweise aber fand er gute theilnehmende Pflege, unter der er bald genas, und dann bei dem Könige die beste Aufnahme. Auch die gehofften Handelsverbindungen zwischen dem Reiche Bambuf und England waren bestens vorbereitet und der König zu jedem Entgegenkommen willig — da rissen die Verhandlungen plötzlich ab, denn es war der Lieferungstermin gekommen, an welchem die Unterthanen jährlich ihre Geschenke an Meth zu bringen haben, und Feste und Schwelgereien drängten alle ernstern Geschäfte in den Hintergrund.

Mit Freuden ergriff daher Houghton das Anerbieten eines alten Kaufmanns von Bambuf, ihn für 125 Pf. Sterl. zu Pferde nach Tombuctu und von dort an den Gambia zurückzubringen. Auch der König billigte diesen Entschluß; Houghton verwandelte den Rest seiner Waaren in Goldstaub, vertauschte seine Esel gegen ein Pferd, reiste ab und — damit verschwindet seine Spur. Nur erhielt Dr. Laidley in Pisania einige Zeit darauf ein kurzes mit Bleistift geschriebenes Zettelchen von Houghton, des Inhalts, daß er sich bei guter Gesundheit zu Simbing auf dem Wege nach Tombuctu befinde, kürzlich indeß wieder gänzlich ausgeplündert worden sei. Aber dies ist auch die letzte Mittheilung von ihm, denn bald darauf brachten Neger die traurige Nachricht von seinem Tode nach Pisania. Einige Jahre später ermittelte Mungo Park in Ludamar folgende nähere Umstände. Maurische Kaufleute hatten den Major beredet, sie nach Tisbit in der Wüste zu begleiten, wo sie Salz holen wollten. Houghton ging mit; als er aber sah, daß er weit von seiner Reise abgelenkt wurde, schöpfte er Verdacht und bestand auf der Rückkehr: da raubten ihm die Mauren das Letzte, was er noch besaß, und ließen ihn allein. Der Unglückliche schleppte sich zu Fuße zu dem auch von Mauren bewohnten Wasserplatze Tarra. Seit mehreren Tagen hatte er nichts genossen, und jetzt verweigerten ihm die Unmenschen jede Nahrung. So ging der auf jedem Schritt von Unglück verfolgte Mann zu Grunde. Ob er verhungerte oder zuletzt ermordet wurde, ist unbekannt; Mungo Park sah noch die Stelle, wo sein Körper eine Beute der Raubthiere geworden war.



Die erste Nachricht von seinem Tode gelangte schon im Jahre 1792 nach London, aber so betrübend sie war, so erfüllte sie doch die afrikanische Gesellschaft mit neuen Hoffnungen und neuem Eifer. So nahe wie Houghton war noch kein Europäer der geheimnißvollen Wüstenstadt Timbuctu, der afrikanischen Palmyra, gekommen, und es mußte bei fortgesetzten Bemühungen gelingen, sie auf diesem Wege zu erreichen. Nun aber handelte es sich darum, einen muthigen, tüchtigen und, wie man hoffte, glücklicheren Nachfolger zu ermitteln, und zur rechten Zeit fand sich der rechte Mann. Die Wahl der Gesellschaft fiel auf Mungo Park, einen schottischen Wundarzt, und diesem ist es endlich gelungen, den Niger zu erreichen, das Räthsel seines Laufes zu lösen und die Stadt Timbuctu aufzufinden.

Mungo Park war am 10. September 1771 zu Fowlshiels in Schottland geboren, von seinem Vater, einem Gutsbesitzer, anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, dann aber seinem Wunsche gemäß, Arzneiwissenschaft zu studiren, zur Universität nach Edinburgh geschickt worden. Nach Beendigung seiner Studien gelang es ihm, durch die Empfehlung des Sir Joseph Banks auf einem Schiffe der ostindischen Compagnie als zweiter Wundarzt angestellt zu werden, und eben als er im Jahre 1793 von Sumatra zurückkehrte, erfuhr er, daß die afrikanische Gesellschaft einen Mann suche, dem die Fortsetzung der Erforschung des Niger anvertraut werden dürfe. Er bot dem Ausschuß der Gesellschaft seine Dienste an, und diese, bald von den trefflichen Eigenschaften Parks überzeugt, ging mit Freuden auf sein Anerbieten ein. Der ersteren der beiden von Park gemachten Reisen nach dem Niger verdanken wir die erste bestimmte und zuverlässige Nachricht von der Richtung dieses Stromes; nach seiner Heimkehr nach England, also gegen den Schluß des Jahres 1797, begann er die Ausarbeitung seines Reiseberichtes, von welchem wir in nachfolgendem einen gedrängten Auszug wiedergeben, ohne indeß irgend eine der Einzelheiten von allgemeinem Interesse zu übergehen, an welchen Parks Erzählung so reich ist.

---



## II. Mungo Parks Reise an den Niger.

Von dem leidenschaftlichen Verlangen beseelt, in den räthselhaften Erdtheil einzudringen und seine Erzeugnisse und die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner kennen zu lernen, und durch das traurige Geschick seines Vorgängers Houghton viel mehr angefeuert als entmuthigt, ging Mungo Park am 22. Mai 1795 zu Portsmouth unter Segel. Zur Bestreitung der Reisekosten besaß er einen Wechsel von 200 Pf. Sterl. auf Dr. Laidley, und zu weiterer Förderung seines gefährlichen Unternehmens eine Empfehlung an denselben Herrn von Sir H. Beaupoy, Secretair der afrikanischen Gesellschaft. Die von Seiten der Gesellschaft ihm ertheilten Verhaltungsbefehle wiesen ihn an, über Bambuf oder auf sonst irgend einem Wege bis zum Niger vorzudringen, sodann die Richtung seines Laufes, wo möglich auch die Quelle und die Mündung zu bestimmen, und die bedeutendsten Städte an seinen Ufern, vor allen Timbuctu und Haoussa zu besuchen. Die Brigg Endeavour, bestimmt, vom Gambia Wachs und Honig zu holen, nahm Park an Bord, schon am 4. Juni wurde Cap Ver in der Nähe von Mogador sichtbar, und am 21. Juni warf die Brigg bei Dillifree im Königreiche Barra an der Mündung des Gambia ihre Anker aus. Hier wurde der übliche sehr hohe Zoll erhoben, gegen zwanzig Pf. Sterl. für jedes Schiff, und unzählige andere Gaben mußten den Zubringlichen gewährt werden, welche in gebrochenem Englisch die Angekommenen begrüßten und die Sehenswürdigkeiten auf dem Schiffe zugleich besitzenswürdig fanden.

In der Stadt herrscht lebhafter Handel stromaufwärts, Salz wird ins Innere geführt, Mais, Baumwolle, Elfenbein und Goldstaub kommt dagegen zurück. Nach zwei Tagen fuhr die Brigg weiter, legte bei Bintain an, im Lande der Felups, welche in den Wäldern Wachs und Honig sammeln und den Seefahrern auch Lebensmittel, als Reis, Ziegen und Hühner verkaufen, und dann begann die langsame Fahrt den Fluß hinauf. Der Gambia ist tief und schlammig, das flache Uferland mit dichten Mangrovenwäldern bedeckt. Nahe der Mündung giebt es Haifische, weiter hinauf Krokodile und Flußpferde, welche letztere aber sehr scheu sind. In sechs Tagen gelangte man



nach Djunkafonda; Parks Ankunft ward dem Dr. Laidley gemeldet, und dieser kam sogleich von dem vier Meilen weiter aufwärts gelegenen Fort Pisania nach der Stadt, um Park als Gast in sein Haus zu holen.

Pisania war als englische Factorie in dem Gebiete des Königes von Jani erbaut worden, hatte zu jener Zeit nur noch drei weiße Bewohner unter einer zahlreichen schwarzen Bevölkerung und ist seitdem von den Engländern ganz aufgegeben worden. Parks erste Beschäftigung war, unter Laidleys Beihülfe die unter den Negern jener Gegend herrschende Mandingosprache zu erlernen und von den schwarzen Slavenhändlern oder Slatis Erkundigungen nach den inneren Landstrichen einzuziehen, welche allerdings, wohl um den Reisenden zurückzuschrecken, ungenau oder ganz falsch ausfielen. Plötzlich überfiel ihn das Fieber, welches europäische Reisende in jenen ungefunten Niederungen selten zu verschonen pflegt; er hatte die auf den 31. Juli berechnete Mondfinsterniß beobachtet, um durch genaue Feststellung des Momentes der ersten Verdunkelung die geographische Länge des Ortes zu bestimmen, sich dabei erkältet, heftige Paroxysmen ergriffen ihn, die bis zur Raserei gingen, und er mußte den ganzen Monat August hindurch das Haus hüten. Kaum frei vom Fieber begann er wieder seine botanischen Streifereien durch das Land, und ein Rückfall warf ihn auf neue drei Wochen darnieder. Inzwischen trat die Regenzeit und mit ihr ein neues Hinderniß der Weiterreise ein, so daß Park unwillkommene Muße erhielt, Natur und Menschen in Senegambien kennen zu lernen.

Fehlt es auch dem unteren Gambialande an Naturschönheiten, so leistet die große Fruchtbarkeit des Bodens dafür reichlichen Ersatz. Auf beiden Ufern des fischreichen Gambia dehnen sich fette Weiden, an diese stößt das ergiebigste Ackerland. Man baut Mais, Reis, mehrere Arten von *Holcus* oder Mäusegerste; in den Gärten zieht man Zwiebeln, Yamswurzeln, welche die Stelle der Kartoffel vertreten, Manioc, aus welchem das Cassavamehl gewonnen wird, Erdnüsse, deren Del einen bedeutenden Handelsartikel bildet, Kürbisse, Melonen und andere Früchte und Gemüse. Auch Baumwolle und Indigo wird hie und da angepflanzt. Das Getreide wird auf sehr kunstlose Weise gemahlen und aus dem Mehl als gewöhnlichste Kost der in ganz Nordafrika beliebte Kuskus oder Pudding bereitet. Das



mit Wasser angefeuchtete Mehl wird in einer Kürbisschale geschüttelt, bis es feinkörnig wird, wie Sago, dann in einen unten siebartig durchlöcherten irdenen Topf gefüllt, dieser auf den Fleischtopf festgekittet, und so der Pudding in den Dämpfen der Fleischbrühe gekocht. Auch an Vieh ist kein Mangel; man hat dieselben Hausthiere wie in Europa, benutzt aber die Schweine nicht. Auch Geflügel und Wildpret giebt es in Fülle. Park äußerte seine Verwunderung, daß man nicht den Elephanten zähme und abrichte, wie das in Indien geschehe; aber bei seiner Erzählung lächelten die Neger verächtlich und riefen: „Eines weißen Mannes Lüge!“ Auch Zugthiere zum Pflügen kennt man nicht; die Aecker werden durch Sclaven mit dem Karst bestellt.

Die Bewohner des Landes gehören vier Hauptstämmen an, den Felups, den Jolossen, den Julah und den Mandingo. Mit Ausnahme der unteren Classen, welche Kasirs, d. h. Ungläubige geblieben sind, bekennen sich alle zum Islam. Die Felups zeichnen sich aus durch manche vortreffliche Charakterzüge; sie sind zuverlässig, muthig und so rechtlich, daß die Engländer ihnen den Schutz ihrer Waaren gegen feindliche Angriffe anvertrauen dürfen. Dagegen sind sie jähzornig und rachsüchtig und geben sich, namentlich bei ihren Festen, gern der Trunkenheit hin.

Die Jolossen sind thätig und kriegerisch und beherrschen in verschiedenen Königreichen das Land vom Senegal bis zum unteren Gambia, wo die Mandingo wohnen. Ihre Gesichtszüge sind nicht negerartig, die Nase nicht so platt, die Lippen nicht so wulstig, ihre Haut dagegen von der tiefsten Schwärze, so daß sie für die schönsten Neger gelten. In der Verfertigung baumwollener Stoffe übertreffen sie die Mandingo, denn sie spinnen feiner, weben breiter und färben weit schöner.

Die Julah haben eine weit hellere Farbe, weiches Haar und eine angenehme Gesichtsbildung; sie sind als Landleute und Hirten in den Reichen des Küstenlandes vertheilt. Die Mandingo endlich sind der gebildetste der hier wohnenden Stämme; sie werden von Königen mit beschränkter Macht beherrscht, und der Rath der Ältesten ist für äußere und innere Fragen von großem Gewicht. Ihre Gerichtsverhandlungen, Palaver genannt, finden unter freiem Himmel statt, mit öffentlichem Zeugenverhör und größter Feierlichkeit. Da



in Ermangelung einer Schriftsprache auch jede feste heimische Rechtsüberlieferung fehlt, so dient als Grundlage für rechtliche Entscheidungen der Koran, auf welchen sich die Gesetzausleger oder Advokaten mit großer Gewandtheit zu berufen wissen.

Im Allgemeinen haben die Mandingo einen sanften, wohlwollenden Charakter. Die Männer sind meist von mehr als mittlerer Größe, kräftig und wohlgebaut, die Frauen gutmüthig, lebhaft und hübsch. Die Kleider sind von Baumwolle und sehr einfach; die Männer tragen kurze Beinkleider, darüber eine Art Hemde, die Frauen zwei Tücher, jedes sechs Fuß lang und drei Fuß breit, von denen das eine den unteren, das andere den oberen Theil des Körpers verhüllt. Die Kopfbedeckung der Männer ist eine leichte Mütze, die der Frauen ein um den Kopf gewundener Streifen von baumwollenem Zeuge, wozu als Zierrath in Bondu Schnüre weißer Perlen kommen, die von einer auf der Mitte der Stirne anliegenden Goldplatte ausgehen, in Kaffon kleine weiße Muscheln, anmuthig durchs Haar geflochten, in Kaarta und Ludamar rothe Korallen.

Die Wohnungen sind ohne Unterschied des Standes höchst dürftig; selbst der Palast des Königs besteht nur aus einem vier Fuß hohen Erdwalle, von welchem das aus Bambusrohr geflochtene und mit Gras gedeckte Dach kegelförmig emporsteigt. Das Bett ist eine Hürde von Rohr, die zwei Fuß über den Boden erhöht ist und mit einer Ochsenhaut oder einer Matte bedeckt wird. Ebenso einfach ist das übrige Hausgeräth.

Jeder freie Mandingo hat mehrere Frauen; aber jede derselben wohnt in einer besondern Hütte, und um den Sirk, d. h. die zusammengehörigen Hütten einer Familie, zieht sich ein kunstvoll geflochtener Zaun von Bambusrohr. Die Thüren wenden sich gegen Südwesten, um den Seewind einzulassen, übrigens stehen die Sirks eines Dorfes unordentlich durch einander.

Ein hervorragendes Gebäude, welches in keiner Stadt fehlt, ist der Bentang, eine Schaubühne aus Rohrgeflecht, meistens des Schattens wegen unter einem großen Baume errichtet; er dient für mancherlei öffentliche Zwecke, besonders zu Rath- und Gerichtsversammlungen, aber auch als Sammelplatz für die Müßigen, welche dort bei einer Pfeife sich Neuigkeiten erzählen.

Wenigstens dreimal so zahlreich wie die freie Bevölkerung der



Mandingo sind die Sklaven, welche durchweg das Hausgesinde bilden. Das Verkaufen derselben gilt für eine Strafe und ist sogar ohne Entscheidung eines Palavers nicht gestattet, außer bei Kriegsgefangenen, Sträflingen, d. h. solchen, welche durch Richterspruch zur Sklaverei verurtheilt sind, und den aus dem Inneren eingeführten Sklaven. Die im Lande geborenen oder Hausklaven haben also wichtige Vorrechte.

So viel über die Völker am Gambia. Die Waaren, welche die Europäer dorthin führen, sind Feuerwaffen und Schießbedarf, Eisenwaaren, Branntwein, Tabak, baumwollene Mützen, Tuch und kurze Waaren, als Glasfachen, Bernstein u. dgl. Sie handeln dafür Sklaven, Goldstaub, Elfenbein, Wachs und Häute ein. Den Hauptartikel bilden freilich die Sklaven, welche in Karavanen aus dem Inneren geholt und bei der kärglichsten Nahrung und der strengsten Behandlung bis zu einer passenden Verkaufsgelegenheit aufbewahrt werden; meistens werden sie, paarweise an einander gefesselt, zum Landbau verwandt. Kommt dann ein europäisches Sklavenschiff, so werden sie dahin zusammengetrieben; als Preis für einen gesunden Neger von sechszehn bis zwanzig Jahren pflegt man 18 bis 20 Pf. Sterl. zu fordern.

Für den Binnenhandel gelten eigenthümliche Werthmesser, nämlich Salzstückchen, Kauries und Eisenstäbe. Das eingeführte Eisen ist für die Neger von hohem Werthe, und daher rührt der Gebrauch, eine gewisse Waarenmenge, welche an Werth einem Stabe Eisen entspricht, einen Stab zu nennen. So heißen zwanzig Rollen Tabak ein Stab Tabak, eine Gallone Rum ein Stab Rum, und ein Stab gleichviel von welcher Waare hat stets denselben Werth. Hierneben giebt es allerdings Schwankungen im relativen Werthe, so daß z. B. zur Zeit von Parks Anwesenheit ein Stab Waare zwei Schilling galt, also ein Neger, der fünfzehn Pf. Sterl. kostete, hundert und fünfzig Stäbe werth war.

Gegen Mitte November hatte der Gambia seinen gewohnten Wasserstand wieder erreicht, und am 2. December 1795 schied Park aus der gastlichen Wohnung Laidleys. Ihn begleiteten zwei schwarze Diener; der eine, Johnson, war Sklave in Jamaika gewesen, hatte seine Freiheit erhalten und war über England in seine Heimath zurückgekehrt, der andere, Demba, welcher die Sprache der Mandingo und der am Senegal wohnenden Serawulli verstand, gehörte dem



Dr. Laidley als Sklave, doch hatte ihm dieser für den Fall eines musterhaften Verhaltens auf der Reise die Freiheit versprochen. Vier freie muhamedanische Neger schlossen sich an, unter ihnen zwei Slatis oder Sklavenhändler. Letztere reisten nach Bondu, die Uebrigen ins Innere nach ihrer Heimath, und Allen wurde die gewissenhafteste Sorge für das Wohlergehen Parks eingeschärft. Die Schwarzen gingen hinter ihren gepackten Eseln, Park ritt auf einem kleinen Pferde. Sein Gepäck bestand aus Lebensmitteln für zwei Tage, Glasperlen, Tabak und Bernstein statt kleiner Münze, Kleidern und Wäsche, einem Sonnenschirm, einem Taschensextanten, einem Compaß, einem Thermometer, zwei Paar Pistolen, zwei Flinten und einigen sonstigen kleineren Dingen.

Eine Tagreise weit wurde Park von Laidley und seinen weißen Landsleuten begleitet; am 3. Decbr. Nachmittags trennte er sich von ihnen und ritt langsam in die Wildniß hinein. So für lange Zeit von Europäern und Christen getrennt und seinen trüben Gedanken nachhängend wurde er plötzlich durch mehrere Schwarze unterbrochen, welche Zoll für den König von Wulli einforderten. Keine Einrede half, doch ließen sie sich durch drei Stäbe Tabak abfinden. Andern Tages mußte ein gleicher Zoll an den König von Wulli entrichtet werden, und am Abend des 4. Decbr. langte Park in der Hauptstadt desselben, Medina, ein.

Letztere Stadt hat einen ansehnlichen Umfang und zählt gegen 1000 Häuser; sie ist, wie alle Orte des Landes, mit bebauten Landstrichen umgeben, in welchen Tabak, Baumwolle und Gemüse gezogen wird, und wird von Mandingo bewohnt, von welchen nur ein kleiner Theil aus Buschrius, d. h. wahren Gläubigen, der größere und herrschende Theil aber noch aus Heiden oder Sonakis, d. h. Branntweintrinkern besteht. Zu den letzteren gehört auch der greise König Djatta, derselbe, welcher den Major Houghton so wohlwollend aufgenommen hatte. Er saß, als Park ihm vorgestellt wurde, vor seiner Thür auf einer Matte, auf beiden Seiten von Männern und Frauen umgeben, welche sangen und mit den Händen den Tact klatschten. Auf Parks ehrfurchtsvolle Begrüßung erwiderte er gnädig, daß er ihm die Durchreise gestatten und auch für ihn beten wolle. Als nun einer von Parks schwarzen Begleitern voll Rührung ein arabisches Lied anstimmte, freilich mehr brüllend als singend, erhoben der König und



alle Anwesenden, obwohl Heiden, beim Schluß jeder Strophe die Hand zur Stirne und riefen feierlich: „Amen, Amen!“ Hierauf versprach der König dem Reisenden einen Wegweiser durch sein Gebiet. Park schenkte ihm eine Anweisung an Dr. Laidley auf drei Stäbe Rum und erhielt dafür eine Menge Lebensmittel als Gegengeschenk.

Als Park sich am andern Morgen verabschiedete, fand er den König auf einer Ochsenhaut am Feuer sitzen; da die liebevollen Warnungen des letzteren und eine Hinweisung auf das traurige Ende Houghtons ihn nicht zur Umkehr zu bestimmen vermochten, so versprach ihm der König den Wegweiser nochmals, und Park konnte am Nachmittage des 6. Decbr. mit seinen Gefährten abreisen.

Auf einen eigenthümlichen Gebrauch der Neger wurde Park aufmerksam, als sie am Abende dieses Tages in einem Dorfe Halt gemacht hatten und für die Mahlzeit ein Schaf geschlachtet worden war. Es erhob sich nämlich unter zwei Dienern ein Streit um die Hörner des Thieres, den Park durch eine Theilung schlichten mußte, und bei dieser Gelegenheit erfuhr er, weshalb die Hörner so sehr geschätzt werden. Man macht Büchsen daraus, um in denselben die Saphis oder Amulette aufzubewahren, welche den Besitzer gegen allerlei Gefahren schützen sollen. Diese Saphis sind Koransprüche, welche von muhamedanischen Priestern auf Papierstreifen geschrieben und an die Neger verkauft werden, und Letztere, obwohl Heiden, sind von der Wunderkraft der geheimnißvollen Schriftzeichen völlig überzeugt. In die Haut einer Schlange oder eines Krokodiles gewickelt und am Beine festgebunden soll der Saphi gegen den Biß dieser Thiere Schutz gewähren, jeder Saphi soll den Besitzer im Kriege unverwundbar machen, Krankheiten verhüten und heilen und weder Hunger noch Durst aufkommen lassen.

Am Mittag des 8. Decbr. erreichten die Reisenden Kolor, eine ziemlich beträchtliche Stadt. Am Eingange derselben sah Park an dem Zweige eines Baumes einen wunderlichen Maskenanzug hängen, aus Baumrinde gefertigt, der als Eigenthum des Numbo Djumbo bezeichnet wurde. „Diese sonderbare Vogelscheuche,“ erzählt der Reisende in seinem Berichte, „findet sich in allen Mandingostädten und dient den Kasirs oder heidnischen Negern, um ihre widerspenstigen Frauen in Ordnung zu halten, insbesondere wenn das Ansehen des Mannes nicht hinreicht, um die Zänkereien zwischen seinen Weibern zu schlichten.



Er ruft dann den Mumbo Djumbo zur Hülfe. Am Abend erhebt sich im nächsten Walde ein entsetzliches Geheul, und bald erscheint der Gefürchtete in dem beschriebenen Anzuge, mit einem derben Prügel als seiner Amtsauszeichnung bewaffnet, auf dem Ventang des Ortes. Die Einwohner, Männer und Weiber, versammeln sich sogleich, die Letzteren nicht ohne große Sorge, und nun beginnt die Feierlichkeit mit Gesang und Tanz, welcher bis um Mitternacht währt. Plötzlich Stille; Mumbo Djumbo schreitet zum Entsetzen der Schuldigen auf diese los, sie wird auf der Stelle ergriffen, gänzlich entkleidet, an einen Pfahl gebunden und unter dem Geschrei und Gelächter der Zuschauer von dem geheimnißvollen Mumbo Djumbo auf das Derbste zerschlagen. Am heftigsten ereifern sich die übrigen Frauen gegen das unglückliche Opfer, dessen Leiden oft erst mit Tagesanbruch ein Ende nehmen.“ Wer hierbei den Mumbo Djumbo spielt, ist nicht schwer zu errathen; auch die Gezüchtigte wird ihn unter den Freunden des Hauses wieder zu erkennen wissen.

Die nächsten beiden Nachtquartiere wurden zu Tambafonda und Kuniakari gemacht, und am Mittag des 11. Decbr. war Kujar erreicht, der Grenzort zwischen Wulli und Bondu, wo der Wegweiser umkehrte, nachdem er ein Geschenk von Bernstein empfangen hatte. Vor den Reisenden lag eine zwei Tagereisen breite gänzlich wasserlose Wüste, und es wurden drei Elephantenjäger gemiethet, um sowohl als Wasserträger, wie als Wegweiser zu dienen.

Die Abreise konnte erst am andern Morgen stattfinden; hierdurch hatte Park am Abende Gelegenheit, einem am Ventang abgehaltenen Ringkampfe beizuwohnen, zu welchem man ihn auf's Achtungsvollste eingeladen hatte. Eigenthümlich war die Angriffsweise beider Kämpfer. Nur mit kurzen Beinkleidern versehen, aber über den ganzen Leib mit Del oder Baumbutter gesalbt, krochen sie auf allen Vieren auf einander los, um sich gegenseitig den Vortheil abzulauern. Plötzlich sprang Einer vor und erhaschte des Andern Knie, und nun begann ein hitziger Kampf der Kraft und Gewandtheit; eine Trommel feuerte die Kämpfenden an, und endlich behielt der Kräftigste den Sieg, den ihm wohl nicht viele europäische Ringer streitig gemacht hätten. Hierauf folgte ein Tanz, gleichfalls von der Trommel begleitet; der Trommelschläger führte den krummen Schlägel mit der Rechten und gab durch Dämpfung mit der Linken dem Tone Abwechslung, so daß die Trommel



deutlich den Klang der Mandingoworte nachahmte. Bei dem Kampfe klang sie: „Amuta, amuta!“ (Greift an, greift an!), beim Tanze „Ali bae si!“ (kauert nieder!) und dgl., und alle Theilnehmer verstanden sie. Zur Erfrischung wurde ein aus Holcus bereitetes Getränk gereicht, welches wie gutes englisches Ale schmeckte.

Ueber Nacht machte sich einer der Wegweiser mit der vorausbezahlten Löhnung davon; die beiden anderen führten mit Sonnenaufgang, Flaschenkürbisse mit Wasser tragend, die Reisenden in die Wüste hinein. Nach der ersten Viertelmeile machten Alle Halt, um die für den glücklichen Fortgang der Reise erforderlichen Zauberkünste anzuwenden. Einer der Neger murmelte einen Spruch, spie auf einen aufgehobenen Stein, wiederholte dies dreimal, und warf dann den Zauberstein in den Weg, als sichern Schutz oder Ableiter für jegliche von bösen Geistern etwa drohende Gefahr. Am Mittage kam man in der Nähe einer trüben Lache an einen Nima Taba, einen „heiligen Baum“, und auch diesem mußte ein Tribut gezollt werden, bestehend aus einem Stücke Zeug, wie deren schon viele hant an den Zweigen flatterten. Da die mehr als ängstlichen Begleiter Räuber in der Nähe vermutheten, so suchte man für die Nacht einen anderen Lagerplatz und gelangte am 13. Decbr. elf Uhr Vormittags nach Tassika, der ersten Stadt im Königreiche Bondu.

Ein Beamter dieses Ortes übernahm es für fünf Stäbe, Park nach Fattékonda zu geleiten, wo der König von Bondu Hof hält. Ein Brief an Dr. Laidley wurde einem schwarzen Elfenbeinhändler, welcher mit fünf Eselsfrachten nach dem Gambia abging, zur Besorgung übergeben, und die Gesellschaft machte sich am 17. Decbr. auf den Weg. Unterwegs erhob sich zwischen zweien der schwarzen Begleiter ein heftiger Streit, der zu blutigen Thätlichkeiten auszuarten drohete, als der Eine des Anderen Mutter schmähet. Dies gilt bei den Negern für die tiefste Kränkung. „Schlage mich,“ schrie der Empörte, „aber beschimpfe nicht meine Mutter!“ Dann zog er sein Messer und erst die von Park ihm vorgehaltene Pistole brachte ihn zur Besinnung. Ein gutes Abendessen stellte volle Harmonie wieder her, und die beiden Versöhnten blieben bei Park zurück, auch nachdem sich andern Tages die Sklavenhändler verabschiedet hatten. Auf der Weiterreise überschritt die kleine Gesellschaft den Nerico, einen nordöstlichen Nebenfluß des Gambia, dessen hohe Ufer mit Mimosen bewachsen sind, und hielt



dann eine zweitägige Rast in Kurfarani, einer ummauerten Stadt, in welcher sich eine Moschee befindet. Als sie wieder aufbrachen, kaufte Park in dem Dorfe Duggi für sechs Stückchen Bernstein einen Ochsen, und die Aussicht auf so gute Beköstigung zog eine solche Menge von Reisegefährten, Fullah und andere Neger, herbei, daß die Gesellschaft vor Räubern auf das Beste gesichert war. Unterwegs versagte einer der Esel den Dienst und ließ den Kopf hängen, aber ein bei den Sclavis gewöhnliches Verfahren brachte ihn rasch wieder in Gang. Ein gabelförmiger Zweig wurde dem störrigen Thiere wie ein Gebiß gegen das Maul geschoben und die Spitzen über dem Kopfe zusammengebunden, so daß das dicke Ende auf den Boden herabhing und aufstieß, sobald der Esel den Kopf senkte. Hierdurch fühlte sich dieser im Maule durch die Gabel so unangenehm berührt, daß er seinen Trotz bald aufgab und den Kopf hoch gehoben weiter trabte.

Am 19. Decbr. wurde der Bergrücken überschritten, welcher die Gebiete des Gambia und des Senegal von einander scheidet, und die Reisenden gedachten im Thale in dem nächsten Dorfe zu übernachten; aber die maßlose Zudringlichkeit der Negerweiber vertrieb sie. Die Kleidung derselben, die aus lustiger französischer Gaze bestand, war Park aufgefallen, und nun umringten ihn die Weiber schaarenweise, forderten Bernstein, Glasperlen, zerrissen Park's Rock, schnitten den Dienern die Knöpfe von den Kleidern, und als Park sein Pferd bestieg und mit seinen Gefährten eiligst davon ritt, liefen ihm die schwarzen Harpyien eine Viertelstunde weit nach.

Nach einer unangenehmen Nacht im Freien wurde der Falemeh erreicht, welcher an dieser Stelle zwischen Felsen rasch dahinschoß. Hier sah Park die Neger fischen; sie stellten der durch Steine noch verengten reißenden Strömung Körbe von Rohrgeflecht entgegen, zum Theil 20 Fuß lang, aus welchen auch die großen Fische nicht wieder stroman zu schwimmen vermochten; kleinere Fische wurden in Wurfnetzen gefangen. Die Letzteren von der Größe einer Sardelle, werden sogleich zerstampft, an der Sonne gedörret, und diese übelriechende Masse an die nördlicher wohnenden Mauren theuer verkauft. Man mischt sie auch des Wohlgeschmackes wegen unter den Kuskus.

In der Nähe des Dorfes traf Park einen alten maurischen Scherif, welcher ihm von Major Houghton und dessen Ende erzählte und sich zum Lohne einige Papierstreifen ausbat, um Saphis darauf



zu schreiben. Am 21. Decbr. überschritt Park den Jalemech und langte am Mittage in der Residenzstadt Fattakonda an. Er stand kaum am Ventang, als ihn schon, nach der Sitte des Landes, ein angesehenener Elati einlud, ihm als Gast in seine Wohnung zu folgen. Nicht lange, so kam auch ein Abgesandter des Königes, um den weißen Fremdling dem Fürsten zuzuführen. Park fand den Letzteren in der Nähe der Stadt unter einem Baume sitzend und bereit, in gewohnter Weise Audienz zu geben. Der Reisende und sein Dolmetscher näherten sich, und jener durfte sogar neben dem Könige auf der Matte sitzen. Nachdem dieser mit Erstaunen vernommen, daß der Weiße weder Gold noch Sklaven zu holen komme, beschied er ihn auf den Abend wieder vor sich. Park wußte, was ihm bevorstand; er erinnerte sich, wie Almami vor vier Jahren dem armen Houghton mitgespielt hatte, und versah sich, um seine Gunst zu gewinnen, mit verschiedenen werthvollen Gegenständen, einer Büchse mit Pulver, Tabak, Bernstein, und nahm auch den Sonnenschirm mit. Als sie in den hoch ummauerten Sirk des Königes gekommen waren und nun auf einem gewundenen Wege durch die verschiedenen Höfe des Inneren an den mit Flinten bewehrten Neger Schildwachen vorüber in den innersten Hofplatz gelangten, rief der Führer laut und wiederholt den Namen des Königes; dieser antwortete und Park trat vor. Der König saß auf der Matte, zwei Beamte standen neben ihm. „Warum,“ fragte der König, „reisest du durch dieses Land?“ Park wiederholte die frühere Antwort, er wolle das Land und seine Bewohner sehen. „Das ist unmöglich, aus bloßer Neugier unterzieht sich kein Vernünftiger solchen Mühen und Gefahren.“ Erst als Park ihm sein Gepäck gezeigt, wurde er überzeugt. Die Geschenke erfreuten ihn sehr, namentlich der Sonnenschirm. Er sowohl wie seine Beamten bewunderten die sonderbare Maschine, öffneten und schlossen den Schirm wiederholt und fingen auch endlich an, seinen Zweck zu begreifen. Park wollte sich jetzt empfehlen, wurde aber von dem Könige gebeten, noch einen Augenblick zu verweilen. Dieser hielt dann eine lange Lobrede auf die Weißen, rühmte ihren unermesslichen Reichthum, ging mit einer geschickten Wendung auf den blauen Rock über, dessen blanke Knöpfe seine besondere Gunst gewonnen hatten, und welchen Park, eben um ihn ganz sicher zu behalten, zur Audienz angezogen hatte, und schloß endlich mit der Bemerkung, daß wenn Park ihm dieses ganz vorzüg-



liche Kleidungsstück verehren wolle, er dasselbe bei allen feierlichen Gelegenheiten tragen und dabei des Gebers Großmuth preisen würde. Wohl oder übel, der Rock wurde dem Könige zu Füßen gelegt und hatte also ein gleiches Schicksal, wie Houghtons Rock vor wenigen Jahren, der dem Prinzen von Bondu zu wohl gefiel.

Andern Morgens sollte Park eine Probe seiner wundärztlichen Kunst an dem Könige ablegen, der sich unwohl fühlte und zur Ader gelassen zu werden wünschte; doch war derselbe plötzlich ganz gesund, als er die blanke Lanzette sah.

Von ihm entlassen ward Park zu den Frauen des Königes geführt, welche neugierig den Fremdling erwarteten und ihn beim Eintritt in den ihnen zugetheilten Hof sogleich lachend und plaudernd umringten. Die Einen verlangten Arznei, die Anderen Bernstein, Alle aber den Aderlaß, das große Heilmittel der Neger. Ihr größtes Erstaunen erregte Parks weiße Haut und vortretende Nase; sie neckten ihn, seine Mutter habe ihn in Milch gebadet und ihm die Nase durch Kneifen und Drehen zu dieser Mißgestalt ausgereckt. Der Reisende war artig genug, mit Bedauern über seine Häßlichkeit die Schönheit seiner jungen hübschen Gönnerinnen zu loben, und wenn dieselben auch abwehrend versicherten, daß in Bondu der Honigmund, die Schmeichelei, nichts gelte, so verriethen doch die Fische und die Schlüssel mit Honig, welche sie ihm nach der Vorstellung zuschickten, das Gegentheil.

Abends besuchte Park den König zum Abschiede und schenkte ihm Glasperlen und Schreibpapier; dafür erhielt er als Gegengeschenk fünf Unzen Gold und die Erlaubniß, undurchsucht das Reich Bondu zu verlassen.

Am 23. December brach die kleine Gesellschaft auf und setzte, um nicht beraubt zu werden, die Reise auch die folgende Nacht hindurch fort, während die Einwohner schliefen. Es war die schönste Mondnacht; die Luft war still, nichts regte sich in den Wäldern, nur zuweilen unterbrach das Geschrei der wilden Thiere das feierliche Schweigen; zu Zeiten sah man Panther und Hyänen, wie sie lautlos von einem Busche zum andern glitten. Am anderen Tage gelangte Park an die Grenze von Bondu und Kabjaaga und rastete in dem Städtchen Djoag.

Nun hatte er die Länder der Fulah hinter sich, welche sich von den westlich wohnenden Mandingo eben so sehr unterscheiden, wie



von den östlicheren Serawulli. Insbesondere sind sie kriegerischer als beide Nachbarstämme und breiten sich auch über deren Länder aus, wie das der zu Houghtons Zeit eben beendete Krieg gegen Bambuk zeigt; Waffen und Pulver müssen die durchziehenden Handelsleute dem Könige als Zoll geben. Uebrigens ist ihr Charakter sanft und gefällig, nur daß der durch den Jugendunterricht unmerklich verbreitete Islam sie hart und zurückhaltend gegen die übrigen Neger macht. Sie haben keine Züge, seidenartiges Haar und sind dunkelolivfarbig; doch zählen sie sich andern Negern gegenüber zu den Weißen. Ihre Hauptbeschäftigung in der Heimath ist Ackerbau und Viehzucht, ein unentbehrliches Nahrungsmittel ist die Kuhmilch, die jedoch nur in saurem Zustande, aber nie als Käse genossen wird. Neben ihrem Hornvieh haben die Fulah treffliche Pferde, welche aus einer Kreuzung der kleinen einheimischen mit der von Norden eingeführten arabischen Race entstanden sind. Die Serawulli dagegen, in deren Länder Park nun einzog, sind fast durchgängig Handelsleute, sehr auf Gewinn erpicht und fortwährend auf Reisen, daneben aber ehrlich und umgänglich. Kehrt einer ihrer Kaufleute mit gutem Gewinn heim, so theilt er davon freigebig an Verwandte und Freunde aus; schlagen seine Unternehmungen fehl, so zuckt man die Achsel über einen Menschen, der nichts als die Haare auf dem Kopfe heimzubringen wisse.

Das Reich Kadjaaga reicht bis an den Senegal und ist beherrscht von einem grausamen und kriegerischen Könige, dessen Bekanntschaft auch Park drohete. Der erste Empfang, welchen dieser in der Grenzstadt Djoag fand, war ziemlich höflich, und nach Volkssitte wurde seine Ankunft Abends — am Weihnachtsabende — durch Tanz und Musik gefeiert. Doch schon in der Nacht, gegen zwei Uhr Morgens, stellte sich eine Schaar von Reitern des Königes ein, welche den Weißen auf dem Ventang aussuchten und bis Tagesanbruch scharf beobachteten. Bald kamen noch zehn andere Reiter, geführt von einem Sohne des Königes, um nach dem Weißen zu fragen, der in das Land gekommen sei, und Park sah sich nicht ohne Sorge plötzlich von dreißig Bewaffneten umgeben. Jetzt eröffnete ihm einer der Reiter, ein kleiner kräftig gebauter Neger, der mit unzähligen Saphis behangen war, er habe sich an dem Gesetze vergangen, indem er in die Stadt gekommen sei, ohne dem Könige ein Geschenk oder einen Zoll darzubringen, und sei daher mit seinen Leuten, Thieren und sämmtlichem



Gepäck dem Staate verfallen. Er sollte sogleich nach Maana am Senegal, der Hauptstadt des Königes, geführt werden, und nur mit Mühe erlangte Park einen kleinen Aufschub, während dessen er seinen wohlgesinnten Wirth um Rath fragte. Dieser warnte ihn vor dem nicht sehr gewissenhaften Könige und rieth ihm, sich lieber mit den Reitern abzufinden. Park überreichte diesen also, sich mit seiner Unerfahrenheit entschuldigend, die fünf Unzen Gold, das Geschenk des Königes von Bondu; aber sie bestanden darauf, zum wenigsten sein Gepäck durchsuchen zu müssen. Sie hofften, Gold und Bernstein zu finden, und sahen sich hierin freilich getäuscht; aber desto schonungsloser eigneten sie sich von den Habseligkeiten Parks das Beste, ja alles Werthvolle an, einzelne kleinere Kostbarkeiten abgerechnet, welche er versteckt hatte. Erst gegen Sonnenuntergang verließen ihn die lästigen Gäste.

Parks Gefährten waren gänzlich entmuthigt. „Wie lächerlich“, sagte Johnson, „ohne Geld die Reise fortsetzen zu wollen!“ Ja, es drohete sogleich die äußerste Noth, denn am Abende gab es nur ein kärgliches Mahl, andern Tages aber gar keine Nahrung, da Park, wenn er, um zu kaufen, seine Bernsteinperlen sehen ließ, auch der letzten Habe beraubt worden wäre. Traurig saß er am zweiten Abende am Bentang und laute Stroh, da ging eine alte Sclavin mit einem Korbe auf dem Kopfe vorüber und fragte ihn verwundert, ob er nicht zu Mittag gegessen habe. Park hielt die Frage für Spott, aber sein Negerknabe Demba erzählte der Alten ihr Mißgeschick. Sogleich nahm die gute Frau ihren Korb vom Kopfe, zeigte die Erdnüsse, welche er enthielt, und bot sie Park zur Speise an. Da sie ihm behagten, so schenkte ihm die Sclavin, die wohl auch die Qualen des Hungers schon empfunden hatte, mit vollen Händen davon und Park bedankte sich voll Rührung und stillte seinen Hunger.

Ein Glück war es für ihn und seine Gefährten, daß Demba Sego, der Nefte des Königes von Kasson, sich eben im Reiche Kadjaaga aufhielt, mit dessen Könige er vergeblich einen Frieden zu vermitteln versucht hatte. Er hatte von Park reden hören und suchte ihn aus Neugierde auf; da er dessen hülflose Lage sah, bot er ihm seinen Schutz an, und Park entschloß sich leicht, mit Demba Sego nach Kasson zu reisen. Dreißig Personen stark brach die Gesellschaft auf. Johnson, der freigelassene Slave, unterließ nicht, als sie an einem heiligen



Bäume vorüber kamen, als Opfer ein weißes Huhn mit einem Beine an einem Zweige festzubinden. Er wollte damit, abergläubisch genug für seinen siebenjährigen Aufenthalt in England, die Geister des Waldes besänftigen, die er sich als mächtige Wesen von weißer Farbe mit langen fliegenden Haaren vorstellte.

Gegen Abend gelangten sie an den Senegal, der sich hier ziemlich leicht, aber zwischen hohen felsigen Ufern um den Fuß der Granit-Gebirge von Bambuf windet. Am anderen Mittage gingen sie bei Kayi, einem großen Dorfe, über den Fluß; ein durch einen prachtvollen Wasserfall gebildetes tiefes Becken, dessen ruhiges Wasser fast schwarz erschien, war gleich geeignet für das Kanoe, welches die Reisenden und ihr Gepäck tragen sollte, wie für die Lastthiere, welche schwimmen mußten. Letztere wurden zu einer in das Ufer eingehauenen fast senkrechten Rinne hingetrieben, auf deren glattem Boden schon manches Thier hinabgerutscht war; mühsam folgten die Menschen, und nun wurden die Thiere ins Wasser gezogen und gestoßen, was bei den Pferden leicht gelang, bei den störrigen Eseln aber mehrere Stunden dauerte; wieder eine Stunde nahm das Hinüberschaffen des Gepäcks in dem schmalen Kanoe in Anspruch, und zuletzt betraten Park und Demba Sego das schwankende Fahrzeug, das bei jeder Bewegung umzuschlagen drohete. Und wirklich geschah das; denn Demba Sego, der vorn im Rahne eine Park zugehörige zinnerne Büchse liegen sah, konnte der Ungebuld nicht widerstehen, sie zu untersuchen, streckte die Hand danach aus, der Kahn verlor das Gleichgewicht, schlug um, und Menschen und Sachen stürzten in den Fluß. Glücklicherweise waren sie noch dem verlassenen Ufer nahe und retteten sich; sie rangen ihre Kleider aus, bestiegen den Kahn aufs neue und traten glücklich an dem Ufer von Kasson an das Land.

Natürlich unterließ jetzt Demba Sego seinerseits auch nicht, sich von Park für Schutz und sicheres Geleit ein schönes Geschenk auszubitten. Etwas Bernstein und Tabak befriedigten ihn glücklicherweise und er führte Park nun nach der Grenzstadt Tisih, deren Befehlshaber Tiggity Sego sein Vater war. Der Letztere, ein Bruder des Königes, stellte dem Reisenden die Nothwendigkeit vor, sich dem Könige in dessen Residenz Kuniakari vorzustellen, behielt ihn aber einige Tage als Gast bei sich, während Demba Sego die Gelegenheit benutzte, auf Parks Pferde die Nachbarstämme, insbesondere die Mauren von



Gidumah zu besuchen, denen er mit Sattel und Zaum nicht geringe Achtung einzuflößen gedachte. Inzwischen sah sich Park bei den Einwohnern von Tisih wohl aufgenommen und bewirthet; freilich durfte er nicht wählerisch sein, denn die Neger von Tisih essen Eichhörnchen, Ratten, Maulwürfe, Heuschrecken und Schlangen, und ein Stück Schlangenhaut fanden auch Parks Leute bei einer festlichen Abendmahlzeit in ihrem Kuskus. Hier essen nur die Männer, den Frauen sie anzubieten wäre eine unverzeihliche Beschimpfung.

Einer eigenthümlichen Bestrafung wohnte Park bei; ein Buschrin, oder Muhamedaner, welcher eine grobe Unsittlichkeit begangen hatte, wurde vor der Thüre Tiggity Segos öffentlich geprügelt, und zwar erhielt derselbe die in dem mosaischen Gesetze verordnete Zahl Schläge, vierzig weniger einen.

Mancherlei Unruhe brachte der bevorstehende Krieg. So war von Tiggity Sego ein Tag anberaumt worden, wo die Bewohner der umliegenden Dörfer alle entbehrlichen Lebensmittel in die Stadt zu bringen hatten. Ein Zug von vierhundert Menschen bewegte sich heran, von denen jeder eine Kalebasse mit Korn und Erdnüssen auf dem Kopfe trug. Unter Gesang und Trommelwirbel zogen sie in Tisih ein, und nachdem die Vorräthe in Tiggitys Hause niedergelegt waren, begann Tanz und Jubel am Ventang; Manche blieben drei Tage da.

Ein gläubenscifriger Nachbar, der König von Juta-Toro, Mamami Abdellader, benutzte die Verlegenheit des Reiches von Kasson, um dessen Bewohner zum Islam zu bekehren. Um nicht neben dem Feinde im Süden auch diesen gefährlicheren im Westen zu haben, versprachen die Männer von Tisih, sich zu bekehren, und hielten die elf täglichen Gebete, welche der Islam verlangt. So war diese Gefahr beseitigt.

Im Begriff, nachdem er sein Pferd von Demba Sego zurück- erhalten, nach der Hauptstadt Kuniakari abzureisen, erfuhr Park wiederum den gewohnten Verdruß: sein früherer Beschützer Demba Sego plünderte ihn halb aus, um seinem Vater ein würdiges Geschenk von Seiten des Gastes bringen zu können. Am 10. Januar 1796 verließ er endlich Tisih, um in das Innere des Reiches Kasson zu gelangen. Unterwegs nöthigte ihn die Anhänglichkeit des einen unter seinen Begleitern, eines Schmiedes, welcher jetzt nach langer Abwesenheit sein Heimathsdorf wieder erreicht hatte, einige Tage bei diesem zu ver-



weisen. Es war rührend zu sehen, wie die ganze Bevölkerung, von der bevorstehenden Heimkehr des Landsmannes benachrichtigt, diesem voll Jubel entgegenzog, mit Gefängen und mit einem Festmahle den Freudentag feierte, und wie die alte blinde Mutter den geliebten Sohn umarmte und betastete und sich an dem Klange seiner Stimme erfreute. Auch Park sah sich von Allen hochgeehrt, als der Schmied erzählte, wie treu derselbe zu ihm gehalten und in Gefahren sein Eigenthum und sein Leben geschützt habe. „Affille ibi siring“, (da sitzt er) rief er aus, da er ihn erwähnt hatte, und wies auf ihn hin, und sogleich ward Park Gegenstand der allgemeinen und gespanntesten Aufmerksamkeit; die Weiber allerdings betrachteten sein fremdartiges Aussehen nicht ganz ohne Grauen.

In der Nähe wohnte ein Sklavenhändler, auf welchen Park eine Anweisung des Dr. Laidley auf einen Werth von fünf Sklaven hatte; er war so glücklich, einen Theil des Betrages zu empfangen, und eilte nun, von dem treuen Schmied begleitet, nach Kuniakari.

Der erste Besuch galt dem Könige Demba Sego Djalla. Dieser trug zwar auch Bedenken, Mungo Parks Worten über den Zweck seiner Reise Glauben zu schenken, erwies sich jedoch gütig und vergalt seine geringe Gabe reichlich, indem er ihm einen weißen Ochsen schenkte, was keine geringe Ehre war. Minder bescheiden war des Königes Sohn Samba Sego, welcher durch das Gerücht, daß Park wieder Gold erhalten habe, so zudringlich gemacht wurde, daß ihn dieser nur durch ein Opfer von sechszehn Stäben europäischer Waaren und etwas Pulver und Blei abkaufen konnte.

Bevor er die Abreise nach dem östlich gelegenen Königreiche Kaarta wagte, wartete Park die Rückkehr der Boten ab, welche der König dahin gesandt hatte, um über den bevorstehenden Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen diesem Staate und dem noch östlicher und schon am Niger gelegenen Reiche von Bambarra Erkundigungen einzuziehen. Inzwischen durchwanderte er die Umgegend und genoß eine herrliche Aussicht von dem Gipfel eines Berges auf das dicht bevölkerte Land. Das Gebirge selbst ist felsig, nackt und nur von Wölfen und Hyänen bewohnt, die sich Nachts bis an die Dörfer vorwagen und Rinder stehlen. Man erblickt von da die südlichen Höhen von Zulabdu, wohin Park gern seine Reise gerichtet hätte; leider war der König von Kasson vertragsmäßig verpflichtet, alle Reisenden mit ihren



Waaren nach Kaarta zu schicken. Dahin also brach Park, da die Rundschafter noch Alles ruhig gefunden hatten, am 5. Februar mit seinen Gefährten auf. Doch stieß er schon überall auf die Anzeichen des nahen Krieges, und täglich begegneten ihm Schaaren von Flüchtlingen, sowohl in dem fruchtbaren schönen Thale des Krieko, welchem er von Kunialari aus zwei Tage folgte, wie in dem felsigen Hügellande, welches die Grenze gegen Kaarta bildet. Der Marsch war beschwerlich, fern im Südosten zeigten sich die hohen Berge des Julahlandes, hinter welchen der Niger fließt, Park aber mußte sich östlich wenden, um Kemmu, die Hauptstadt von Kaarta, zu erreichen. Von Fisirah aus, wo sie übernachteten, wurden sie durch ihren Wirth in den nahen Wald begleitet, und hier nicht wenig erschreckt, als jener, der sie ohnehin schon übervorthielt hatte, sie plötzlich anhalten hieß und auf einem Stückchen Bambus, das ein Amulet schien, dreimal aus Leibeskräften pfiß. Doch war das nur ein Mittel, um sich zu überzeugen, ob im Walde keine Gefahr drohe; da Alles still blieb, legte er seinen Speer quer über den Weg, betete daneben und wiederholte das dreimalige Pfeifen, indeß abermals ohne Antwort zu erhalten. Ueberzeugt, daß keine Gefahr von bösen Geistern zu befürchten sei, hieß er nun die Reisenden weiter ziehen. Sie übernachteten in den Trümmern einer im letzten Kriege zerstörten Stadt und hatten nun noch eine kleine Tagereise bis Kemmu. Sie nahmen sich daher anderen Tages Zeit und zerstreuten sich beim Sammeln von Beeren; plötzlich, als Park auf einen Hügel zuritt, um von da nach seinen Leuten zu spähen, sprengten zwei berittene mit Flinten bewaffnete Neger aus dem Walde ihm entgegen. Er hielt sein Pferd an, sie stuzten gleichfalls, starrten ihn voll Entsetzen an, wandten dann rasch, ihre Augen mit den Händen bedeckend, ihre Pferde zur Flucht und verschwanden. Später aber, als sie auf Parks schwarze Begleiter stießen, erzählten sie diesen, daß ihnen ein furchtbarer Geist mit flatternden Gewändern begegnet sei, bei dessen Erscheinen ein schaurig kalter Wind sie angewehet habe.

Um zwei Uhr Mittags ritten Park und seine Genossen in Kemmu ein. Der König ließ ihnen Hütten anweisen, und Park wurde in der seinigen bis zum Abende, wo ihn der König zu sich beschied, von einer unzähligen Masse Neugieriger, die ihn sehen wollten, fast erdrückt. Dreizehnmal nach einander füllte und leerte sich, trotz der mit einem



Stocke bewaffneten Wache, Parks Zimmer, und Alle hatten ihn anzustarren, zu betasten oder zu befragen.

Indeß hatte der König seinen ganzen Hof versammelt, um den Reisenden in großer Audienz zu empfangen. Park ward durch mehrere hoch ummauerte und mit Kriegsvorräthen gefüllte Hofräume hindurchgeführt, und als er in den innersten trat, in welchem der König ihn erwartete, erstaunte er über die zahlreiche und wohlgeordnete Versammlung. Der König Daisy Kurabarri zeichnete sich in der Kleidung nicht vor seinen Unterthanen aus, saß aber auf einer zwei Fuß hohen mit einem Leopardenfell behangenen Rasenbank, während die Uebrigen zu ebener Erde saßen, die Krieger rechts vom Könige, die Weiber und Kinder links. Für Park war ein Durchgang frei geblieben. Als Park vor dem Könige auf der Erde Platz genommen, ihm den Zweck seiner Reise angegeben und ihn um Schutz gebeten hatte, antwortete ihm dieser freundlich, rieth aber entschieden ab, die Reise nach Bambarra zu wagen, da der König dieses Landes mit seinem Heere schon in Zulahdu stehe, und er Gefahr laufe, dort aufgefangen und als Spion behandelt zu werden. Er möge, da er nicht einmal in Kaarta vollkommen sicher sei, lieber nach Kasson zurückkehren, bis der Krieg beendet sei.

Park erwoß indeß, daß darüber die Regenzeit eintreten und seinem weiteren Vordringen entschieden hinderlich sein könne; er wäre auf alle Gefahr hin gerade durchgereiset, wäre nicht dem Könige der Ausweg eingefallen, auf einem nördlicheren Umwege den Reisenden durch das maurische Reich Lubamar geleiten zu lassen.

Auf diesen wohlgemeinten Rathschlag, der für ihn so verhängnißvoll wurde, ging Mungo Park ein, und da ein Bote auf einem mit Schaum bedeckten arabischen Renner mit der Nachricht in den Hof gesprengt kam, daß das Heer von Bambarra schon gegen Kaarta heranrücke, so ward die Audienz rasch aufgehoben. Noch an demselben Abende kam ein Geschenk des Königes an, ein fettes Schaf, das sogleich zubereitet wurde. Inzwischen ward draußen die Stunde des Gebetes den Gläubigen angezeigt, aber nicht, wie sonst, durch den Ruf der Priester, sondern durch die Töne von Trommeln und ausgehöhlten Elephantenzähnen, deren Klang mehr als der irgend eines anderen Instrumentes der menschlichen Stimme gleicht.

Nachdem am anderen Morgen, 13. Februar, Park seine Sattel-



pistolen dem Könige als Geschenk geschickt hatte, erschienen acht Reiter, um ihn bis nach Djarra zu bringen. Drei Söhne des Königes und zweihundert andere Reiter gaben ihnen eine Strecke weit das Geleit, und zwei der Prinzen blieben sogar im ersten Nachtquartier bei ihm. Unglücklicherweise brachen in der Nacht Diebe in Parfs Hütte ein, schnitten eines seiner Felleisen auf und stahlen Glasperlen, Kleider, und mit diesen den Bernstein und das Gold, das sich in den Taschen befand. Eine Beschwerde bei den beiden vornehmen Reisegefährten blieb ohne Erfolg; diese kehrten heim und Parf nebst seinen Genossen und den acht Reitern setzte bei einer fast unerträglichen Hitze seinen Weg fort. Unterwegs wurden sie fast handgemein mit zwei wohlbewaffneten Negern, welche sie anfangs für entlaufene Sklaven hielten. Doch ergab sich, daß dieselben friedliche Einwohner eines benachbarten Dorfes waren, welche hier Tomberongs oder Lotusbeeren sammelten. Diese Frucht ist der schon bei den Alten so hochberühmte Lotus, und noch jetzt, wie vormals, wird aus dem von den Kernen abgelösten Mehl der schmachhafteste Kuchen gebacken. Parf fand den Lotusstrauch in allen Ländern, welche er durchreiste, am häufigsten aber in dem leichten Sandboden von Kaarta, Ludamar und Nord-Bambarra; doch kommt er auch in Tunis und in vielen Gegenden der Wüste vor.

Nach wenigen Tagen vereinigte sich Parfs kleine Gesellschaft mit etwa dreißig anderen Reisenden, welche auch des Krieges halber nach Djarra zogen. Es machten sich in den Landstrichen, welche sie nun erreicht hatten, immer mehr die räuberischen Mauren bemerklich, deren Verwegenheit nicht gering war. Fünf derselben trieben bei einem nächtlichen Ueberfall, den Parf mit ansah, vor den Augen von fünfhundert Negern sechzehn der schönsten Ochsen mit sich fort, ohne daß jene sie anzugreifen gewagt hätten, und ein junger Neger erhielt bei der Gelegenheit einen Schuß durch das Bein. Parf, welcher ihn untersuchte, rieth eine sofortige Amputation an. Doch war weder der Verwundete noch seine Angehörigen zu solchem, wie man meinte, kannibalischen Mittel zu bewegen; man übergab jenen vielmehr der Sorge einiger alten Buschris oder Muhamedaner, welche sich sofort eifrigt an das Bekehrungswerk machten und sehr zufrieden waren, als der Sterbende in den letzten Zügen die Worte nachsprach: „Es ist nur ein Gott und Muhamed ist sein Prophet.“ Während war



die Klage der alten Mutter: „*J massa fonio, abada!*“ d. h. „Er hat nie eine Lüge gesagt, niemals!“

Zu möglichster Sicherheit zogen die Reisenden vor, die Grenzländer gegen Ludamar hin in den Nachtstunden zu durchwandern; erst gegen Mitternacht ward Halt gemacht und einige Stunden gerastet. Schlafen konnten die Neger nicht, denn die Temperatur von 68° F. oder 16° R. war ihnen zu kalt. Am Morgen des 18. Februar kamen sie nach Simbing in Ludamar, von wo aus der Major Houghton seinen letzten Brief an Laidley geschrieben hatte, und gegen Mittag war Djarra, die Hauptstadt von Ludamar, erreicht.

Als Park in Djarra einritt, ahnte ihm nicht, welchen entsetzlichen Leiden er in dem Reiche Ludamar entgegen ging. Er rechnete auf die friedlichen Beziehungen zwischen dem Könige von Bambarra, dem nächsten der am Niger gelegenen Negerreiche, und dem Könige Ali von Ludamar, welcher, wie er hoffte, ihn bald nach Bambarra geleiten lassen würde; dagegen erwartete ihn unter den trennlosen Mauren eine qualvolle viermonatliche Gefangenschaft, welche unter den Unruhen eines grausamen Krieges zugebracht wurde und endlich nur durch einen für Park glücklichen Wechselfall des letzteren ihr Ende fand.

Ein geringfügiger Anlaß hatte den König Mansong vom Bambarra vermocht, eine Kriegserklärung gegen Kaarta abzuschicken, dessen wachsenden Wohlstand er mit neidischen Augen ansah. Sie lautete dahin, daß er in der trocknen Jahreszeit mit 5000 Mann die Hauptstadt Kemmu besuchen würde und alsdann auf guten Empfang rechne. Auch fügte der Gesandte, welcher diese vielsagende Ankündigung überbrachte, ein eben so bedeutungsvolles Geschenk hinzu, ein Paar eiserne Sandalen, welche er dem Könige Daisy mit den Worten überreichte, Daisy solle nie vor den Pfeilen von Bambarra sicher sein, bis er diese Sandalen auf der Flucht abgenutzt habe.

Nach einigem Bedenken gab der König eine herausfordernde Antwort, und es wurde ein Aufruf im Volke verbreitet, welcher alle Freunde des Königes zu den Waffen rief. Wer den Krieg fürchte, dürfe das Land verlassen und nach dem Kriege zurückkehren; „wer gegen Kaarta kämpft,“ hieß es, „der hat den Schlüssel seiner Hütte zerbrochen und kann nie wieder in seine Thür eingehen.“

Viele Einwohner verließen Kaarta und flüchteten nach Kasson oder Ludamar, insbesondere die Stämme der Djowers und der Kaka-



rus, doch behielt der König eine Schaar von 4000 tüchtigen und muthigen Männern. Vor dem überlegenen Heere, mit welchem Mansong anrückte, zog sich Daisy von Kemmu aus nach dem nordwestlich gelegenen Gedinguma zurück, wo er sich verschanzte, während die Bambarraner sein Reich verwüsteten und die Einwohner der zerstörten Dörfer zu Sklaven mach'en. Dann begann eine längere aber vergebliche Belagerung von Gedinguma; einige glückliche Ausfälle Daisys und die im Lager eintretende Noth zwangen den feindlichen König sogar dazu, die Hülfe des Königes Ali von Ludamar anzurufen, den ein Vertrag zur Stellung von 200 Reitern verpflichtete. Das geschah nicht lange nach Parks Ankunft bei Ali. Aber treulos, wie alle Mauren sind, ließ der letztere den Mansong im Stich und erbitterte ihn dadurch so sehr, daß derselbe die Belagerung von Gedinguma und überhaupt den Krieg gegen Kaara aufgab, um den verhassten Ali zu züchtigen. Dieser jedoch entwich zeitig in die Wüste, eben während der unglückliche Park sein Gefangener war, und Mansong kehrte unverrichteter Sache in seine Hauptstadt Sego zurück. Für Daisy aber folgte eine zweite, und auf diese noch eine dritte Beunruhigung. Demba Sego Djalla, der uns bekannte alte König von Kasson, war gestorben, und zwischen seinen Söhnen ein Thronstreit ausgebrochen. Der ältere mußte vor Samba Sego flüchten und fand bei Daisy gute Aufnahme. Samba forderte vergeblich seine Auslieferung und rächte sich nun durch einen Raubzug nach Kaarta, das so zum zweiten Male in kurzer Zeit die Leiden der Plünderung, der Verwüstung und des Menschenraubes erfuhr. Die Gefangenen wurden in Karavanen an den Senegal geführt und in St. Louis an die Franzosen verkauft. Daisy rächte sich durch einen Einfall in Kasson, bei welchem drei große Dörfer in der Nähe von Kuniakari überfallen und alle Männer in denselben niedergehauen wurden.

Endlich brachen noch die Djowers und Kafarus und andere Flüchtlinge, welche Daisys Feinde unterstützt und dafür Züchtigung zu erwarten hatten, mit maurischer Hülfe in Kaarta ein und verwüsteten ein großes Dorf; an einem Rachezuge gegen diese Verräther ward Daisy durch die eintretende Regenzeit verhindert, eben in der Zeit, wo es Park glückte, aus der Gewalt der Mauren nach Bambarra zu entweichen.

Dieser hatte inzwischen, wie gesagt, alle Leiden einer langen Ge-



sangenschaft unter tückischen und grausamen Feinden zu erdulden. Sie begannen schon in Djarra, einer zum größten Theil von Negern bewohnten aber den Mauren zugehörigen Stadt; jene werden von diesen nur geduldet und mit der tiefsten Verachtung behandelt. Park wohnte bei einem schwarzen Sklavenhändler Daman Djumma, an welchen ihn Laidley wegen einer Forderung im Werthe von sechs Sklaven gewiesen hatte. Daman entrichtete willig einen Theil seiner Schuld und half Park den werthvolleren Theil seiner Habe, Glasperlen und Bernstein, gegen Gold umtauschen, das er vor den Mauren leichter verbergen konnte. Nun sandte Park an Ali ein Geschenk, bestehend aus fünf baumwollenen Kleidern, nebst der Bitte um freies Geleit durch Ludamar. Wirklich erschien ein Sklave Alis, der den weißen Reisenden nach Gumba, der Grenzstadt gegen Bambarra, zu geleiten versprach, sich aber dafür vorweg als Lohn ein blaues Kleid ausbat. Park ließ einen Theil seines Gepäcks der Sicherheit halber bei Daman zurück und schickte sich zur Reise nach Bambarra an.

Da aber weigerten sich seine Leute ihn weiter zu begleiten, und mit vieler Mühe erlangte er es, daß der Negerknabe Demba ihm treu blieb. Johnson wollte nach dem Gambia umkehren, und Park übergab ihm deswegen eine Abschrift aller seiner Papiere. Mit dem Sklaven Alis, seinem treuen Demba und einem von Damans Sklaven brach er dann endlich am 27. Februar ostwärts auf und erreichte nach drei mühevollen Tagereisen durch die Wüste die Stadt Dina, welche fast nur maurische Einwohner hat. Kaum war Park in der Hütte eines Negers abgestiegen, so versammelte sich eine Schaar von Mauren, um ihn zu peinigen, ja, manche spieen ihm in das Gesicht. Park ließ das geduldig über sich ergehen, um keinen Vorwand zur Plünderung zu geben, aber er entging dieser doch nicht. Was von seinen Sachen den Nichtswürdigen gefiel, eigneten sie sich ohne Bedenken an, denn der Beraubte war ja nur ein Christ. Unter diesen Umständen verließ Park am andern Morgen Dina so früh wie möglich; Alis Bote war treuloser Weise entlaufen, Demba und der andere Neger zogen mit ihrem Herrn weiter.

Am Mittage wurde Demba abgeschickt, um in der Nähe einiger verlassenener Negerhütten nach Wasser zu spähen; aber das Gebrüll eines Löwen scheuchte ihn zurück, und erst am Abende fand man Erfrischungen in einem Zulahdorfe. Andern Morgens zogen sie weiter



und fanden die Gegend weit und breit mit Heuschrecken bedeckt. Die Bäume waren von ihnen ganz schwarz und wenn der Stamm berührt wurde, so erhoben sich dichte Wolken dieser Insecten. Fallen sie auf einen Baum nieder, so ist derselbe in wenigen Augenblicken kahl, und die niederfallenden Aussonderungen der Thiere erregen ein Geräusch wie das des Regens. Sie fliegen stets mit dem Winde; wenn dieser sich drehte und sie auf ihre eigene Spur zurückführte, so würden sie verhungern, aber in dieser Jahreszeit weht der Wind stetig aus Nordost.

In der Stadt Sampaka, wo er Nachmittags anlangte, wohnte Park bei einem Neger, welcher Schießpulver zu machen verstand. Den Salpeter wußte derselbe aus dem Dünger der Thiere zu gewinnen. Schwefel erhielt er durch Mauren vom Mittelmeere, und durch Stampfen dieser Stoffe brachte er ein erträgliches, freilich sehr schwaches Pulver zu Stande. Am nächsten Tage sah Park, wie die Mauren ihre Kameele weiden lassen; die Thiere gehen in großen Heerden, und allen wird der eine Vorderfuß in die Höhe gebunden, um das Entlaufen zu verhüten. In dem Negerdorfe Dalli, welches sie Abends erreichten, war ein Festtag. Die Einwohner tanzten vor dem Hause ihres Duly oder Vorstehers, hatten aber kaum von der Ankunft eines Weißen gehört, als sie sich in geordnetem Zuge, zu zwei und zwei, mit Musik nach Parks Wohnung begaben. Bei dem sanften, fast melancholischen Klange ihrer eigenthümlich gebildeten Flöten, — dieselben haben das halb mit einem Holzplättchen verschlossene Mundloch an dem einen Ende — tanzten und sangen sie hier bis Mitternacht, während ein Haufe von Neugierigen Park dicht umringte und anstarrte.

Um der lästigen Menge zu entgehen, begab sich derselbe am folgenden Nachmittag nach Sami, einem Dörfchen östlich von Dalli, in der Hoffnung, den Morgen darauf mit einigen anderen Personen, welche gleichfalls nach Bambarra reisen wollten, nach Gumba aufzubrechen. Die treuherzigen Neger bewirtheten ihn aufs Herzlichste, zwei Schafe wurden geschlachtet, Gäste geladen, und bei einem aus Mais gebrauten Bier, das sich mit dem besten in England messen konnte, unter Gesang und Tanz der Abend zugebracht. Schon sah sich Park im Geiste an den Ufern des Niger und malte sich die entzückenden Scenen aus, die er im inneren Afrika sehen würde: da trat ein Haufe bewaffneter Mauren in die Hütte, welche erklärten, daß sie den Befehl hätten, ihn nöthigenfalls mit Gewalt zu Ali nach



Benaun zu führen, da dessen Gemahlin Fatime ihn sehen wolle. Voll Sorge fügte sich Park der Nothwendigkeit und nahm von seinem freundlichen Wirths Abschied, nur von Demba begleitet; Damans Slave war geflohen.

Die Mauren führten ihn auf demselben Wege zurück, auf welchem er hergereiset war, gerade gegen Westen; es war der Anfang des Monats Rhamadan, also die Zeit der Fasten, was Parks Beschwerden nicht wenig steigerte. In Dina begab sich Park zu einem dort anwesenden Sohne Alis, um denselben für sich zu gewinnen. Er fand ihn mit mehreren Begleitern in seiner Hütte beschäftigt, durch Fußwaschen und Ausspülen des Mundes sich zu kühlen, da das Trinken bei Tage verboten war. Kaum hatte Park sich niedergesetzt, als Alis Sohn ihm eine schadhafte Doppelflinte reichte mit dem Befehl, das Schloß auszubessern und den Schaft neu zu färben. Da Jener sich außer Stande dazu erklärte, verlangte Alis Sohn Scheeren und Messer zum Geschenke. Demba als Dollmetscher mußte antworten, daß sein Herr nichts dergleichen besitze; da ergriff der tückische Maure eine Flinte, spannte den Hahn und hätte unfehlbar dem armen Knaben den Kopf zerschmettert, wenn ihn die Umstehenden nicht gehindert hätten. Eiligst entfernten sich Park und Demba; der Knabe machte in der Nacht einen Fluchtversuch, ward aber dabei ertappt und um so strenger bewacht.

Unmittelbar vor Sonnenuntergang langten sie am nächsten Tage in Benaun an, wo Ali sein Lager hatte. Auf der weiten Ebene zerstreut stand eine Menge schmutziger Zelte; Kameele, Ochsen und Ziegen in großen Heerden weideten dazwischen. Sogleich umgab ein dichter Menschenknäuel den Europäer; die Männer zupften ihn am Rocke, rissen ihm den Hut vom Kopfe, untersuchten die Westenkнопfe, Einer rief: „Es ist nur ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet!“ indem er Park unter Drohungen aufforderte, die Worte zu wiederholen.

Endlich gelangten sie zu dem Zelte des Königes, vor dem viele Männer und Weiber versammelt waren. Ali saß auf einem Kissen, von schwarzem Feder, eben beschäftigt, die Haare der Oberlippe zu stutzen, wobei eine Slavein ihm den Spiegel hielt.

Er war ein Greis von arabischer Herkunft, trug einen langen weißen Bart und sah finster und vertrießlich aus. Nachdem er Park aufmerksam betrachtet hatte, fragte er die Führer, ob der Christ



arabisch verstehe. Da sie die Frage verneinten, verwunderte er sich und schwieg. Desto lauter wurden die Frauen; sie überhäuften Park mit Fragen, betrachteten alle Theile seiner Kleidung, durchwühlten seine Taschen und ließen ihn die Weste aufknöpfen, um die weiße Haut zu untersuchen; ja sie zählten ihm Finger und Zehen, gleich als bezweifelten sie, ob er ein Mensch sei wie sie.

Da nun das Abendgebet verkündet wurde, so gab Ali Befehl, daß dem Christen etwas zu essen gebracht würde; sogleich erschienen zwei junge Leute, welche ein Schwein herschleppten und sich auf Alis Wink anschickten, dasselbe zu schlachten. Mungo Park erkannte hierin eine absichtliche Verhöhnung seiner Religion und erklärte durch den Dolmetscher, daß er nie solche Speise genösse. Nun ward das Schwein losgelassen, das indeß nicht, wie man erwartete, aus Christenhaß auf Park losstürzte, sondern sich nach wildem Hin- und Herrennen unter Alis Polster verkroch.

Als Abendbrod erhielt Park nur in einer hölzernen Schüssel etwas Mais, mit Salz und Wasser gekocht, und mußte dann die Nacht auf einer Matte im Freien zubringen. Am Morgen erschien Ali zu Pferde und hieß ihn in ein für ihn bestimmtes Zelt führen. Dies Zelt bestand aus aufrecht stehenden Maisstengeln, über welche ein Dach von gleichem Stoffe gelegt war. Das letztere war gestützt durch zwei gabelsförmige Stangen und bot hinreichenden Schatten gegen die Sonnengluth, so daß Park es wohl dort hätte aushalten können. Aber an eine der Stangen hatte Ali das Schwein binden lassen, und mit solchem Zeltgenossen hätte Park das Lager theilen müssen, hätte nicht das Thier, durch die Neckereien der Knaben gereizt, den Strick zerrissen und das Weite gesucht. Aber nun kamen wieder die zudringlichen Mauren, um Park zu beschen und zu untersuchen, und er behielt nicht einen Augenblick Ruhe. Dürftige Speise, Ruskus, gab es erst am Abend; zugleich ward das Schwein wieder angebunden, und sobald es dunkelte, traten maurische Wächter von Zeit zu Zeit in die Hütte, um beim Scheine eines lodernnden Strohwisches sich zu überzeugen, daß er noch da sei. Gegen zwei Uhr Morgens schlich Jemand herein, ihn zu betasten, vielleicht auch ihn zu ermorden. Kaum berührt fuhr Park rasch in die Höhe, der Fremde stolperte über Demba, fiel auf das Schwein, dieses hieb um sich und verwundete ihn, so daß er laut aufschrie. Sogleich sammelten sich die Wachen, nach dem ge-



fangenen Weißen zu sehen, und auch Ali kam auf einem weißen Pferde herangesprengt, und zwar aus einem anderen Zelte als dem seinigen — denn aus Mißtrauen duldete er nicht, daß Jemand sein Nachtlager wisse. Als er die Ursache des Lärmens gehört, entfernte er sich, ebenso die Andern, und Park konnte bis zum Morgen neben dem Schweine ruhen.

Solche Mißhandlungen und Quälereien, und jede Art der ausgeputztesten Bosheit hatte Park nun täglich zu erdulden. Er war ein Fremder, war schutzlos, und war ein Christ, und jede dieser drei Eigenschaften hätte genügt, um alles menschliche Gefühl aus dem Herzen eines Mauren zu vertreiben.

Inzwischen hatte Ali auch auf Arbeit für die Gefangenen gefunden. Demba mußte für Alis Pferde dörres Gras sammeln, Mungo Park wurde zum Barbier bestimmt und sollte sein Probestück in Alis Gegenwart an einem von dessen Söhnen ablegen. Kaum aber hatte er angefangen, als er, dieser Art des Rasirens unkundig, denselben schon in die Kopfhaut schnitt. Er mußte sogleich das Zelt verlassen und lernte hiebei, daß je unbrauchbarer er sich stelle, je eher Befreiung für ihn zu hoffen sei.

Am 18. März sah Park seinen Johnson wieder. Dieser war in Djarra verhaftet worden und mußte nun vor Ali Rede stehen über Park und dessen bei Damam aufgefundenes Eigenthum; die Papiere hatte er glücklich an eine von Damans Frauen übergeben. Verdrießlich, weder Gold noch Bernstein unter den Kleidern zu finden, ließ Ali diese alle in eine Kuhhaut binden und in Verwahrung bringen, ohne Park auch nur das so nöthige Wechseln des Hemdes zu gestatten, und ließ ihn selbst am anderen Morgen scharf durchsuchen. Was er noch an Gold und Bernstein besaß, wurde ihm jetzt geraubt, dazu noch seine Uhr und der Taschen-Compaß. Ali eignete sich Alles sogleich an; bei dem Compaß aber fragte er, weshalb das „kleine Stück Eisen“, die Nadel, immer nach der großen Wüste hinweise. Park, um etwas zu antworten, sagte, seine Mutter wohne fern jenseits der Sahara, und so lange sie lebe, weise dieses Stückchen Eisen dahin, um ihn wieder zu ihr zu führen; sei sie todt, so werde es nach ihrem Grabe gerichtet sein. Erstaunt und argwöhnisch betrachtete Ali den Compaß, überzeugte sich von dem Zauber, der in demselben steckte, und gab das gefährliche Ding vorsichtig zurück. Aber schon am anderen



Morgen erfuhr Park durch die Blandereien von Alis neunjährigem Knaben, daß sein Vater beschloffen habe, ihn zu blenden, weil er Katzenaugen habe, damit aber warten wolle, bis die Königin Fatime ihn gesehen habe.

Mengstlich gespannt, sein Schicksal zu erfahren, richtete Park am nächsten Tage an Ali die Bitte, nach Djarra zurückkehren zu dürfen, und der arglistige König versprach ihm, sobald ihn Fatime gesehen habe, solle er ungehindert gehen dürfen und auch sein Pferd wieder erhalten. Diese trostlose Verzögerung, und dabei die Aussicht, erst in der ungesunden Regenzeit in die Negerländer zu kommen, dabei die unerträgliche Hitze und die unaufhörlichen Quälereien stimmten Park aufs Trübste; er verlebte eine schlaflose Nacht und erwachte in einem hitzigen Fieber. Aber Nichts vermochte die Unmenschlichkeit der Mauren zu mildern. Seine Hütte füllte sich wieder, sie rissen ihm den Mantel ab, und als er um Schonung bat, da er krank sei, verspotteten und höhnten sie ihn. Um nicht in der Fieberaufregung die Grenzen der Klugheit zu überschreiten und durch eine Handlung der Rache oder vielmehr der Nothwehr sein Leben zu verwirken, schleppte sich der Arme hinaus und legte sich in dem Schatten einiger Bäume unfern des Lagers nieder. Aber auch hieher verfolgte ihn die Bosheit der Mauren. Ein Sohn Alis sprengte mit einigen Reitern zu ihm heran und hieß ihn aufstehen und ihm folgen. Park bat um einige Stunden Ruhe, da riß Jener unter heftigen Drohungen eine Pistole aus seinem Sattelsack und zielte auf ihn. Zweimal drückte er ab, und mit so gleichgültiger Miene, daß Park fast glaubte, die Waffe sei nicht geladen; als aber der Prinz zum dritten Male spannte und den Stein schärfte, erhob sich Park und folgte ihm mühsam nach dem Lager. Er fand Ali im höchsten Grade aufgebracht; auch dieser ergriff eine Pistole, lud sie und fuhr den unglücklichen Reisenden mit einem wilden Blicke und einigen arabischen Worten an. Durch Demba, der zufällig in der Nähe war, erkundigte sich dieser, womit er Ali beleidigt habe, und erfuhr, daß er, da er das Lager ohne Erlaubniß verlassen, also die Flucht versucht habe, den Tod verdiene und auch bei dem nächsten Versuche auf der Stelle niedergeschossen werden solle.

Schon von Anfang an hatten sich die maurischen Weiber, alte und junge, ganz besonders zudringlich und unverschämt gezeigt und Park schaarenweise in seinem Zelte besucht. Jetzt regte sich die Neu-



gierde auch bei Ali's Frauen, und Park erhielt den Befehl, den König zu den Zelten derselben zu begleiten, wobei er, um nicht durch die engen Mantelbeinkleider den Anstand zu verlegen, sich in seinen Mantel hüllen mußte.

Die vier Damen, welche nun einzeln besucht wurden, waren übermäßig dick, also nach dem Geschmacke der Mauren ausgezeichnet schön. Sie gaben dem Fremdlinge Milch und Wasser zu trinken, befragten ihn, betasteten Haut und Haar, verhehlten aber nicht ihren Abscheu vor einem von der Natur so verwahrlosten farblosen Menschen, indem sie die Stirn runzelten und sich schauernd schüttelten.

Ali pflegte auf einem Schimmel mit roth gefärbtem Schweife zu reiten und ging nur zum Gebete zu Fuße. Stets standen drei bis vier Pferde für ihn gesattelt da; überhaupt legen die Mauren auf schnelle Pferde, wie sie zu ihren Raubzügen taugen, hohen Werth und sind überaus geschickte Reiter. So trieben sie ihren Spaß mit Park, indem sie in den verwegendsten Schwenkungen ihn umkreisten und ihn dabei mit den Flinten bedrohten, wie ein Raubthier, das man reizen will.

Gegen den Anfang des April wurde die Hitze so unerträglich, daß man den Boden mit nackten Füßen nicht betreten konnte und selbst die Negerclaven nicht ohne Sandalen von einem Zelte zum andern zu laufen wagten. Parks Thermometer hatte Ali geraubt; aber der Wind war oft so heiß, daß er einen wirklichen Schmerz empfand, wenn er die Hand dem Luftzuge aussetzte, welcher die Spalten seiner Hütte durchdrang.

Am 7. April kam ein heftiger Wirbelwind, welcher die Hälfte seiner Hütte zerstörte; solche Stürme kommen aus der Sahara und wirbeln den Sand zu hohen Säulen empor, deren Park oft fünf bis sechs zugleich sah. Hierauf ging der Wind nach Südwesten und brachte Gewitter mit starkem Regen. Doch war die Regenzeit noch fern und die heißesten Monate standen noch bevor.

Am 10. April kündigte die Tabala oder große Trommel in einem nahen Zelte eine Hochzeit an; Park schaute der Festlichkeit zu, fand aber nichts von der kindlichen Heiterkeit der Negerhochzeiten. Paukenlärm und Gefreisch der Weiber bildeten die Hauptbelustigung, so daß Park sich bald entfernte und in seiner Hütte die Ruhe suchte. Eben schlummerte er ein, als ein altes Maurenweib mit einer Schale ein-



trat und mit dem Bemerken, das schenke ihm die Braut, den übelriechenden Inhalt derselben ihm in das Gesicht goß. Als Park den Argwohn äußerte, die Alte wolle ihn beschimpfen, bethenerte diese, ihm sei eine Auszeichnung widerfahren, um welche die maurischen jungen Männer ihn beneiden würden, und es blieb ihm nichts übrig, als sein Gesicht zu trocknen und der Neuvermählten seinen ergebensten Dank sagen zu lassen. Der Lärm und das Gekreisch währte die ganze Nacht; am Morgen, als das Gelage aufhörte, führten die Gäste das junge Paar an den Platz, wo hinfort dessen Zelt stehen sollte, schlugen dasselbe auf, banden an die vier Eckpflöcke vier Ochsen als Hochzeitsgabe, deren einer sogleich an das Volk vertheilt wurde, und hiermit schloß das Fest.

Um diese Zeit reiste Ali nach dem Norden, um seine Gemahlin Fatime abzuholen, und waren Park, Johnson und Demba vorher übel versorgt und beköstigt gewesen, so lernten sie jetzt täglich aus schlimmerer Erfahrung den Hunger und seine Qualen kennen. Die beiden Schwarzen lagen oft in einem Zustande der Bewußtlosigkeit da, aus welchem sie Park, wenn die Schüssel mit Kuskus, die einzige Speise der drei Männer für einen ganzen Tag, endlich gebracht wurde, nur mit Mühe erwecken konnte. Ihn selber befiel keine Schlassucht, dagegen mußte er tief und krampfhaft athmen und fühlte Anwandlungen von Ohnmacht, welche, auch wenn er gegessen hatte, noch eine Zeitlang anhielten. Wurden sie ganz vergessen, so bettelte Demba bei nahe wohnenden Negern Erdnüsse, welche sie dann roh verzehrten. Um eine Beschäftigung zu haben, bemühte sich Park, von seinen Wächtern und den ihn besuchenden Mauren die arabische Sprache zu lernen, und genoß dadurch zugleich den Vortheil, sie von der Ausübung mancher auf ihn zielenden Bosheiten abzuhalten. Eine höchst erfreuliche Abwechslung kam in sein trauriges Leben, als ein Scherif aus Walet, der Hauptstadt von Biru, im Lager ankam und in Ermangelung eines Zeltes in Parks Hütte einquartirt wurde. Er hatte Salz und andere Waaren bei sich, verstand die Sprache von Bambarra und das Arabische, war oft in den östlichen Negerreichen gewesen und gab Park gern die gewünschte Auskunft, rieth ihm aber ab, Walet und Timbuctu zu besuchen, da man dort die Christen als Feinde des Propheten und als Kinder des Teufels betrachte.

Haoussa, erzählte der Scherif, sei die größte Stadt, welche er je gesehen habe. Walet sei größer als Timbuctu, werde aber viel weniger



von Fremden besucht, weil es vom Niger entfernt liege und fast nur mit Salz handle. Von Benaun sei Walet zehn Tagereisen entfernt, doch führe der Weg durch keine irgend bemerkenswerthe Städte, so daß Reisende von den an Wasserplätzen weidenden Mauren Milch kaufen müßten. Mehr Wasser finde sich auf der elf Tagereisen langen Wegstrecke von Walet nach Timbuctu, welche mit Ochsen zurückgelegt zu werden pflege. In Timbuctu gäbe es zahlreiche Juden, doch sprächen alle Arabisch und hielten ihre Gebete ganz wie die Mauren. — Um die Lage von Timbuctu anzugeben, wies der Scherif, wie Park aus der Richtung seiner Magnetnadel schloß, fast gegen Ost Südost, also wirklich (was schon der Major Rennell in seinem Anhang zu Parks Reisen durch Aufstellung und Verfolgung der magnetischen Ablenkungslinien in Afrika nachwies) 17° weiter nordwärts, d. h. gegen Osten mit geringer Abweichung gegen Nord.

Ein anderer Scherif kam wenige Tage nach diesem von Marocco her; er hatte fünf Monate zu der Reise gebraucht, sich aber lange des Handels wegen unterwegs aufgehalten, besonders in dem zehn Tagereisen von Benaun nordwärts gelegenen Tichit. Uebrigens, erzählte er, dauere die Reise von da durch die Wüste nach Marocco nur 40 Tage.

Plötzlich, noch ehe Ali mit Fatime angelangt war, kam die Nachricht, daß Mansong von Bambarra, welchem Ali, wie oben erzählt worden, die erbetenen 200 Reiter zum Streit gegen Daisy von Kaarta verweigert hatte, mit einem Heere gegen Ludamar anrücke. Unmittelbar hierauf erschien Alis Sohn mit zwanzig Reitern im Lager und ordnete den schleunigsten Aufbruch an, und schon am andern Morgen, den 30. April, war das ganze Lager in Bewegung. Das Gepäck wurde von Lastochsen fortgeschafft; die Zeltstangen vertheilte man zu beiden Seiten des Thieres, legte das Zelttuch darüber, und oben darauf saßen die Weiber; nur Alis gewichtige Damen bestiegen Kameele. So rückte man vorsichtig nordwärts und langte am vierten Tage in Alis Lager an, nicht ohne große Unbequemlichkeit für Park, der seine Speise unterwegs von gutherzigen Regern zu erbetteln hatte.

Ali nahm ihn freundlicher auf als früher, stellte ihn seiner Gemahlin Fatime vor, in deren Corpulenz Park wiederum ein Muster maurischer Schönheit zu bewundern Gelegenheit hatte, und die Königin entließ ihn nach der ersten Vorstellung mit Beweisen einer günstigen



Gefinnung, indem sie ihm eine Schale Milch reichte. Als die Hitze und Dürre unerträglich wurde, schickte sie ihm von Zeit zu Zeit Wasser, und Ali ließ ihm sogar einen Schlauch einhändigen mit der Genehmigung, sich Wasser schöpfen zu lassen. Leider gestattete dies der Fanatismus der Mauren nicht; wo sich der arme Demba sehen ließ, wurde er gestoßen und geprügelt, so daß er endlich ganz verzagt die Versuche aufgab. Park mußte bei Negerknaben Wasser betteln und hatte oft Tantaluspein zu erdulden. Nachts entrückte ihn wohl ein Traum der qualvollen Gegenwart und zeigte ihm die Flüsse der Heimath mit ihren grünen Ufern; aber kaum beugte er sich nieder, um in vollen Zügen seinen Durst zu löschen, so erwachte er mit brennendem Gaumen, um sich als ein verlassener Gefangener in den Wüsten Afrikas wiederzufinden. In einer Nacht hatte er vergebens im ganzen Lager um Wasser gebettelt und entschloß sich, von Fieberglut gefoltert, sein Glück an dem Brunnen selbst zu versuchen. Aber überall wiesen ihn die Mauren mit Scheltworten zurück, bis an dem letzten Brunnen ein alter Mann, welcher Wasser schöpfte, einen Eimer voll für ihn heraufzog. Plötzlich mochte ihm einfallen, daß der Christ durch die Berührung mit seinen Lippen den Eimer unrein machen würde: rasch riß er denselben zurück und schüttete das Wasser in den Trog, an welchem schon drei Kühe standen. Hieraus hieß er Park trinken, und dieser zwängte, um nicht vor Durst zu vergehen, den Kopf zwischen den Kühen hindurch und schlürfte begierig mit ihnen, bis die Thiere um die letzte Reige zu kämpfen angingen.

Der Monat Mai mit seiner glühenden Hitze war fast vorüber; mit dem Ende des Juni stand die Regenperiode bevor, und mit ihr die Entscheidung über Parks Schicksal. Die Mauren pflegen sich um diese Jahreszeit von den Negerländern nach Norden bis an den Rand der großen Wüste zurückzuziehen, und bei dem Ausbruche mußte es Park gelingen, seine Freiheit und den Weg zum Niger wiederzufinden. Aber er sollte eher befreit werden, als er gedacht hatte.

Eben in dieser Zeit war Ali von den aus Kaarta flüchtig gewordenen Negerstämmen, welche den Bambarranern gegen Kaarta geholfen und jetzt von Daisy Züchtigung zu gewärtigen hatten, um Hilfe angesprochen worden; um von den Flüchtlingen Geld zu erpressen, zog er nach Djarra, und da Fatime sich bewegen ließ, für Park ein günstiges Wort einzulegen, so erhielt dieser die Erlaubniß,



den König zu begleiten. Seine Sachen wurden aus der Kuhhaut wieder hervorgeholt und ihm zurückerstattet, nachdem er vorher der Königin den Gebrauch der verschiedenen Gegenstände erklärt und ihr gezeigt hatte, wie man Strümpfe, Schuhe und dergleichen anziehe. Am Abende vor der Abreise schickte ihm Ali auch sein Pferd nebst allem Geschirr zurück.

Am 26. Mai frühmorgens verließen Park, Johnson und Demba das Lager, von mehreren maurischen Reitern begleitet; Ali war mit fünfzig Reitern schon in der Nacht abgegangen. Am nächsten Tage erhob sich einer jener wüthenden Sandstürme, welche den Wüstenand in ungeheuren Massen nach Südwesten treiben. Kaum konnten sie die Augen aufschlagen, die Thiere wurden von dem Sande, der in Maul und Nase, Augen und Ohren eindrang, bis zur Naserei gepeinigt, liefen wild umher und gefährdeten doppelt das Leben der Menschen. Am 28. Mai vor dem Ausbruche kam Alis Slavenvogt, ergriff den armen Demba beim Arm und erklärte ihm in der Mandingosprache, daß Ali fortan sein Herr sei; zu Park gewandt fuhr er fort, daß Demba und Parks sämtliche Habe dem Ali verfallen sei, er selber aber mit seinem Pferde und dem alten Narren — Johnson — nach Djarra abgehen solle. Park eilte sogleich zu Ali und beschwerte sich heftiger, als klug war, über dessen grausames und willkürliches Verfahren. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, äußerte der König mit boshaftem Blicke gegen seinen Dolmetscher, wenn der Christ nicht sogleich zu Pferde steige, so würde er mit Demba nach dem Lager heimgesandt werden. Im Innersten empört, aber ohnmächtig dem Tyrannen gegenüber, nahm Park unter Thränen Abschied von dem treuen Negerknaben und versprach ihm, daß er sein Möglichstes thun würde, um ihn los zu kaufen.

Nun ging Alis Zug nach Djarra weiter; unterwegs stießen noch mehrere Reiterhaufen zu ihnen, und sie zogen 200 Mann stark in Djarra ein. Freilich glich der Zug keinem geordneten europäischen Reitertrupp; eher hatte es den Anschein, als ginge es zu einer englischen Fuchsjagd.

In Djarra wohnte Park bei seinem alten Freunde Daman Djumma. Dieser versprach ihm auf sein inständiges Bitten, daß er den Versuch zur Loskaufung Dembas bei Ali machen wolle, und Park sicherte ihm dafür eine Anweisung auf Dr. Laidley über einen Werth von



zwei Sklaven zu. Ali bezeugte wenig Lust, einen Neger frei zu geben, der dem Christen als Dolmetscher dienlich sein könnte, in Bambarra einzubringen; er zögerte lange, erklärte sich jedoch endlich bereit, Demba zu dem gewöhnlichen Sklavenpreise an Daman abzutreten. Bevor aber die Sache ins Reine kam, begab er sich wieder in das nördlichere erst kürzlich verlassene Lager, eben als die Flüchtlinge aus Kaarta seiner Hülfe gegen Daisy aufs Dringendste bedurften. Für Park war dies ein Glück, denn Ali ließ ihn in Djarra zurück und verlor ihn hierdurch aus den Augen.

Aber die von Daisy bedroheten und wenig kriegstüchtigen Rebellen entbehrten desto schmerzlicher Alis Anwesenheit; sie wurden durch das Heer von Kaarta zurückgedrängt, Simbing fiel dem rasch nachrückenden Daisy in die Hände, und gegen Ende des Juni war dieser im Begriff, in Djarra einzurücken. Eben fielen die ersten Regenschauer, als die Einwohner von Djarra sich anschickten, nach Bambarra zu flüchten. Alles war in Verwirrung, die Männer bewaffneten sich und spähetten nach dem Feinde, die Weiber rüsteten Lebensmittel für die Flucht, die Nächte hindurch wurde Korn gedroschen und die werthvollste Habe zusammen gepackt. Für Park aber war auch diese Wendung günstig. Er hätte es vielleicht wagen können, dem Sieger, der sich ja früher so gütig gegen ihn bewiesen hatte, geradezu entgegen zu gehen, aber er durfte sich dessen wilden Kriegersleuten nicht anvertrauen. Dagegen bot sich ihm die erwünschteste Gelegenheit dar, sich den nach Bambarra ziehenden Flüchtlingen anzuschließen. Er stieg zu Pferde, nahm einen großen Sack mit Mais vor sich und folgte langsam den fliehenden Einwohnern. Von dem Gipfel des ersten Berges aus blickte er auf die Stadt Djarra und die Umgegend zurück. Alles war mit Flüchtlingen bedeckt, welche ihre Kühe, Schafe und Ziegen vor sich her trieben und ihre Kleider und Lebensmittel auf dem Rücken mit sich schleppten; ja die Meisten mußten auch Kranke, Kinder und Greise mit sich tragen, weil die Feinde dieselben niedergemetzelt haben würden. Das Schicksal der jammernden Menschen rührte ihn zu Thränen.

In Queira machte Park auf zwei Tage Halt, um seinem erschöpften Pferde einige Erholung zu gestatten. Da kam am 1. Juli ein unerwünschter Besuch, Alis Sklavenvogt mit vier maurischen Begleitern, und zwar, wie Johnson durch einige bestellte Lauscher auskundschaftete, in der Absicht, Park zu Ali zurückzuführen. Sie hatten sein Pferd



schon weiden sehen und es glücklicherweise so erbärmlich gefunden, daß sie keinen Versuch zur Flucht auf demselben für möglich hielten; sonst würden sie Park kurzweg verhaftet haben. Jetzt noch frei, hatte er zu wählen: entweder die augenblickliche Flucht unter den schwierigsten Verhältnissen, oder eine vielleicht lebenslängliche Gefangenschaft bei dem unmenschlichen Gebieter. Er entschied sich ohne Besinnen für das Erstere, obgleich auch Johnson ihn jetzt zu verlassen drohte. Der Platz jatt, hatte dieser sich an Daman als Sclavenführer verdungen.

Um Mitternacht packte Park in aller Stille seine letzte Habe zusammen, zwei Hemden, zwei Paar Beinkleider, zwei Taschentücher, Rock, Weste, Hut und Mantel, und hielt sich zu dem gefährlichen Wagniß bereit. Gegen Tagesanbruch trat Johnson leise ein und flüsterte ihm zu: „Sie schlafen.“ Jetzt war der verhängnißvolle Augenblick da; das Gewicht desselben preßte kalten Schweiß auf seine Stirne. Aber es galt kein Ueberlegen mehr; augenblicklicher Tod war nicht furchtbarer, als sein Loos, wenn er zauderte. Behutsam, sein Gepäck im Arme, schritt er über die Neger hinweg, die vor seiner Thüre schliefen, bestieg sein Pferd und empfahl Johnson noch zum Abschiede gute Besorgung der ihm anvertrauten Papiere. Nun ritt er mit der größten Vorsicht aus der Stadt gegen Osten, musterte mit scharfen Blicken jeden Busch, horchte und blickte zurück. Bald sah er sich eine halbe Stunde vor der Stadt an einem Wasserplatze, wo maurische Hirten ihre Thiere tränkten. Unbekümmert um deren Scheltworte und Steinwürfe verfolgte er seinen Weg. — Da plötzlich hörte er hinter sich rufen. Er sah sich um und entdeckte drei Mauren, welche ihre Doppelflinten über den Köpfen schwingend ihm nachjagten. Jetzt war kein Entkommen möglich; langsam wandte Park sein Pferd und ritt ihnen entgegen, ergeben in sein furchtbares Geschick, ja mit einem Gefühle der Beruhigung, daß nun sein Loos geworfen sei. Gleichgültig folgte er ihnen zu dem nächsten Gebüsch, wo sie ihm Halt zu machen befahlen. Aber zu seinem Staunen wiederholte sich nur die oft erlebte Scene der Durchsuchung und Beraubung. Den Mauren gefiel der Mantel, Parks unentbehrlicher Schutz gegen Regen und Moskitos, aber außer diesem begehrten die Raubgesellen nichts. Sie waren dem Flüchtlinge gefolgt, nur um ihn zu bestehlen, und sie bedrohten sein Leben erst, als sie befürchteten, daß er etwa mit ihnen umkehren wolle. Mit der Flinte im Anschlag zwangen sie ihn, gegen Osten umzuwen-



den, sprengten rasch davon und Park sah sich gerettet. Eilig ritt er bis zu den nächsten Felsen, wandte sich dann nördlich und fand glücklich einen betretenen Pfad.

Es war ihm wie Jemanden, der nach langer Krankheit zuerst Genesung fühlt. Sogar seine Glieder leisteten williger ihre Dienste, er athmete in langen Zügen die für immer verloren geglaubte Freiheit. Aber nach und nach drängte sich das Bedenkliche seiner Lage in den Vordergrund. Es konnten ihm Haufen streifender Mauren aufstoßen und ihn Ali zurückschleppen; und mochte er diesen durch Vorsicht entgehen, nicht entweichen konnte er dem Hunger und dem noch gefährlicher drohenden Durste. Er hatte nicht eine einzige Glaskoralle mehr, um Brod für sich und Mais für sein ausgehungertes Pferd zu kaufen, und von den wasserreicheren Gebieten war er noch fern.

Anfangs folgte er, Menschen ängstlich vermeidend, seinem Com-  
passe in der geraden Richtung nach Ostjüdost, um baldigst nach Bam-  
barra zu gelangen. Aber schon gegen Mittag wurde der Durst uner-  
träglich und er begann, sich nach Menschenspuren umzusehen; nach  
langem Spähen und Hören stieß er auf einige maurische Knaben,  
welche Ziegen weideten und eben im Begriff waren, mit ihren Heerden,  
die dem Ali gehörten, nach Dina zu gehen, wo es noch Wasser gab.  
Ihre Schläuche waren trocken und in den Wäldern nirgends eine Spur  
von Wasser zu finden. Aber sollte Park ihnen folgen, um aufs Neue  
in seine schimpfliche Gefangenschaft zurückzukehren? Trotz dem quälenden  
Durst wandte er wieder sein Pferd gegen Osten und ritt den ganzen  
Tag hindurch, in der Hoffnung, bis zur Nacht doch einen Platz zu  
erreichen, wo es Wasser gäbe. Er litt gräßliche Qualen; sein Mund  
war trocken und entzündet, ein Schwindel folgte dem andern, die Kräfte  
schwanden rasch dahin. Um den brennenden Schlund zu erfrischen,  
versuchte er es, Blätter von dem Gestrüpp abzustreifen und zu kauen,  
aber vergebens, sie waren saftlos und bitter. Gegen Sonnenunter-  
gang strengte er seine letzten Kräfte an, einen Baum zu erklettern,  
der auf einem kleinen Hügel stand. Ueberall sah er dieselbe trostlose  
Einöde, nirgendwo Spuren menschlichen Daseins, bis zum fernsten  
Horizonte, der dem des unendlichen Meeres glich.

Da er zu schwach war, um weiter zu gehen, und sein Pferd ihn  
nicht mehr tragen konnte, so nahm er, um die letzte Pflicht der Mensch-



lichkeit zu erfüllen, dem armen Thiere die Zügel ab und überließ es sich selbst. Dann beschloß er, allein und verlassen sein Geschick zu erwarten. Ein Schwindel erfaßte ihn und unbefiegbare Schwäche zog ihn auf den Boden nieder, von dem er sich nicht wieder zu erheben vermochte. Er schaute über seine Umgebung hin, um Abschied von der so schönen und so furchtbaren Welt zu nehmen, und seine Sinne schwanden. Er glaubte sein Ende gekommen.

Aber er erwachte noch einmal, und fühlte er auch noch Todeschwäche in den Gliedern, so vermochte er doch sich zu erheben. Die Sonne war untergegangen, als er beschloß, eine letzte Anstrengung zu machen. Sein Pferd am Zügel führend schritt er langsam gegen Osten, stets nach Wasser suchend. Da plötzlich sah er zur Linken Blitze am nördlichen Himmel aufflammen, die sich rasch wiederholten, und nicht lange, so strich ein kühlerer Wind rauschend durchs Gebüsch. Er öffnete schon den Mund, um die ersten Tropfen des heiß ershnten Regens gierig einzusaugen; da führte der Wind eine ganze Wolke erhitzten Sandes daher, der ihn fast erstickte und ihn nöthigte, zu Pferde zu steigen und hinter Bäumen Schutz zu suchen. Wieder eine Stunde des schmerzlichsten Harrens verging; da endlich, gegen zehn Uhr Abends, schlugen nach einigen grellen Blitzen die ersten dicken Wassertropfen herab, und die Sandwirbel sanken zu Boden. Rasch sprang Park zur Erde und breitete alle seine Wäsche am Boden aus; es regnete reichlich eine volle Stunde lang, und er stillte seinen Durst, indem er die Kleider ausdrückte und ausfog.

Die Nacht war so dunkel, daß er sein Pferd am Zaume führen mußte; doch vermochte er bei dem Leuchten der Blitze mit Hülfe seines Compasses, den er in der Hand trug, die Richtung zu erkennen und kam daher ziemlich rasch vorwärts. Nun aber wurden die Blitze seltener und er mußte sich weiter tasten. Gegen zwei Uhr Morgens stuzte das Pferd plötzlich. In der Ferne zwischen den Bäumen wurde ein Licht sichtbar. Park fühlte auf dem Boden umher nach Wurzeln von Mais oder Baumwolle, den Spuren eines Negerdorfes, aber er fand nichts. Neue Feuer zeigten sich, und als er noch näher kam, hörte er deutlich das Brüllen des Viehes und laute Stimmen der Hirten. Aber so süß der Klang der menschlichen Stimme war: ehe er sich von Mauren ergreifen ließ, wollte er lieber in den Wäldern verschmachten. Nur um zu sehen, wo die Brunnen sich befänden,



wagte er sich in die Nähe der Zelte; ein Weib erblickte ihn, schrie laut auf, Männer liefen herbei und Park rettete sich eiligst in das Gehölz.

Wieder eine halbe Stunde war er vorwärts getappt, da hörte er zu seiner Rechten deutlich entfernten Lärm vieler Stimmen — es waren Frösche, deren Gequack ihm wie die lieblichste Musik erklang, denn es kündigte ihm Wasser an. Gegen Tagesanbruch hatte er die schlammigen Lachen erreicht, schlug mit Baumzweigen die Schreier zur Seite und ließ sein Pferd sich satt trinken. Hierauf erfrischte er selbst den brennenden Gaumen. Von einem Baume aus entdeckte er fern im Ostüdosten eine Rauchsäule. Auf diese wanderte er zu und gelangte gegen elf Uhr an einige Felder, wo Neger beschäftigt waren, Mais zu pflanzen. Von ihnen erfuhr er, daß das nahe liegende Dorf Schrilla heiße, von Fulah bewohnt sei und unter Ali's Herrschaft stehe. Zwar machte dieser Name ihn stutzig, aber bei Negern durfte er es schon wagen, sich sehen zu lassen, und betrat die Hütte des Vorstehers. Er wurde abgewiesen und bedachte nun, daß es bei den Negern mit der Gastfreundschaft ähnlich bestellt sein möchte, wie in Europa; er täuschte sich nicht, denn eine arme alte Frau, welche er bittend ansprach, nahm ihn freundlich in ihre Hütte auf und setzte ihm, da er durch Zeichen um Speise bat, eine Schüssel mit Kuskus vor. Mit heißer Begierde verzehrte Park das köstliche Mahl, schenkte der guten Alten ein Taschentuch und erhielt auf seine Bitte auch noch reichlich Mais für sein Pferd. So aufs Neue vor den Qualen des Hungers gerettet, erhob er seine Augen gen Himmel, voll Dank gegen den Allgütigen, der ihn aus Noth und Drangsal erlöst und auch hier in der Wüste ihm einen Tisch bereitet hatte.

Das Gerücht von dem fremdartigen Gaste hatte eine Menge Neger herbeigelockt; Park sah, wie einer von ihnen sich der Wirthin näherte und ihr einige Worte zuflüsterte. Glücklicher Weise verstand er von der Sprache der Fulah so viel, um zu ahnen, welche neue Gefahr ihm drohe: in der Hoffnung nämlich auf eine gute Belohnung wollten die Neger ihn greifen und zu Ali bringen. Ohne einen Augenblick zu verlieren, raffte er seinen Mais zusammen, machte sich, von den Kindern des Dorfes weit begleitet, auf den Weg und ritt eilig fort, und zwar nach Norden, damit man nicht argwöhnen möchte, daß er vor Ali floh.



Nach einer Stunde war er wieder allein; er wendete sich nun dem Walde zu und ruhte unter dem Schatten eines großen Baumes bis zwei Uhr Nachmittags. Dann ritt er weiter und kam in eine fruchtbare Ebene, in der er gegen Abend einen nach Süden führenden Pfad einschlug. Erst um Mitternacht machte er an einer Lichtung Halt und übernachtete neben einem flachen Teiche von Regenwasser unter einem riesigen Baume. Zweige bildeten sein Bett, der Sattel sein Kopfstissen. Aber die Moskitos ließen ihm keine Ruhe, und zweimal wurde sein Schlummer durch das Gebrüll wilder Thiere gestört, welche auch sein Pferd in steter Furcht erhielten.

Am 4. Juli mit Tagesanbruch setzte er seinen Weg fort. Mehrere Rudel von Antelopen flogen vor ihm durch die Ebene, zur Seite zeigten sich Wildschweine und Strauße. Allmählig wurde das Land hügelig, von einem hochstehenden Baume aus ward in der Ferne besautes Land sichtbar, und gegen Mittag langte Park in einem Negerdorfe an, wo arme Fulahhirten ihn gastlich aufnahmen und mit Datteln und gekochtem Mais bewirtheten.

Die Enge des Zeltes setzte unsern Reisenden in Erstaunen; wie Waaren in einer Kiste waren die Bewohner und ihr Geräth zusammen gedrängt, und als Park auf Händen und Füßen dem Bewohner nachgekrochen war, hatte sich der ganze Raum durch die beiden Männer, das Weib und die drei Kinder angefüllt. Während Park aß, wendeten sich die Augen der Letzteren keinen Augenblick von ihm ab. Als aber der Hirt das Wort Nazarani (Christ) sprach, fingen sie laut an zu weinen, die Mutter warf sich wie ein Windspiel auf Hände und Füße und sprang aus der Hütte, die Kinder ihr nach, und keine Bitten konnten sie bewegen, zurückzukehren, ehe Park sich entfernt hatte.

Mit etwas Mais für sein Pferd ausgerüstet, den er mit einigen Metallknöpfen bezahlte, begab sich dieser wieder in die Wälder. Er verfolgte einen Weg, welcher geradezu nach dem Königreiche Bambarra führte, und gedachte die Nacht durch zu reisen, aber der Anblick von Menschen, die ihm entgegen kamen, trieb ihn in das Gebüsch. Um den wilden Thieren nicht verrathen zu werden, hielt er seinem Pferde das Maul zu, kehrte dann, als die Straße frei war, auf seinen Weg zurück und ritt gegen Ostindost. Um Mitternacht machte er an einem Froschteiche Halt und suchte, nachdem er getrunken, unter einem



großen Baume ein Lager. Gegen Morgen wurde er von Wölfen geweckt und ritt schon vor Sonnenaufgang weiter. So erreichte er gegen zehn Uhr Morgens die Negerstadt Baura, welche eigentlich zu Kaarta gehört, durch den letzten Krieg aber dem Könige Mansong von Bambarra zinspflichtig geworden war.

Hier, glücklich in der Gewißheit, sich außer dem Bereiche des gefürchteten Ali zu befinden, ergab sich Park zum ersten Male wieder dem Genuße eines sorglosen Schlafes in der Hütte des Vorstehers, welcher ihn freundlich aufgenommen hatte. Länger als zwei Stunden indeß ließ ihn die Neugier der Einwohner nicht ruhen. Sie hatten seinen Sattel und Zaum gesehen und stritten nun, sein Lager umdrängend, ob er ein Araber oder ein maurischer Sultan sei, bis der Vorsteher erklärte, er sei wirklich und ohne Zweifel ein Weißer.

Am 6. Juli ritt er weiter und kam gegen Mittag nach Dingyee; da der Vorsteher auf dem Felde war, so folgte er der Einladung eines alten Fulah, der ihn auf's Beste bewirthete. Freilich nicht ohne Eigennuß, denn als Park am andern Morgen weiter reisen wollte, bat er um die Erlaubniß, sich eine Haarlocke von Parks Haupte schneiden zu dürfen. Haare eines Weißen waren seiner Meinung nach ein kostbarer Zauber, der seinem Besitzer die gesammte Weisheit des Weißen verschaffe. Er schien diese außerordentlich zu schätzen, denn er schnitt gleich so viele Haare ab, daß die eine Seite des Kopfes fast kahl wurde. Park setzte, um den Rest zu schonen, den Hut auf und erklärte dem Fulah, daß er die andere Hälfte seiner kostbaren Haare für eine andere Gelegenheit zu behalten wünsche.

In Wassibu, wo er Mittags anlangte, mußte er einige Tage rasten, um einen Führer nach Satile zu finden, wohin man ohne irgend einen gebahnten Weg durch dichte Wälder zu reisen hat.

Am Abend des 11. Juli holten ihn hier acht der Flüchtlinge von Kaarta ein, welche, wie er, vor der Tyrannei der Mauren nach Bambarra flohen und sich dem Könige Mansong zu unterwerfen beabsichtigten. Ihnen schloß sich Mungo Park an und kam unter so stattlichem Geleite nach Satile, daß die Bewohner zuerst, einen feindlichen Ueberfall fürchtend, ihre Thore schlossen und bewaffnet die Reisenden erwarteten. Nach einigen Verhandlungen aber ließen sie dieselben einziehen und gewährten ihnen Obdach, während draußen ein gewaltiger Orkan wüthete. Am nächsten Tage ritt die Gesellschaft



früh weiter auf Wegen, die noch vom Regen schlüpfrig waren, und durch Gießbäche hindurch, welche sich während der Nacht gebildet hatten. Da Parks Pferd mit den übrigen nicht Schritt halten konnte, so blieb einer der Reisegefährten bei ihm zurück, die andern aber ritten voraus nach Gallu, einer in einem schönen Thale gelegenen großen Stadt, wo sie sich niederzulassen gedachten und daher für sich und Park die zuvorkommendste Aufnahme fanden. Am andern Morgen setzten sie ihren Weg nach Sego fort, um sich zunächst dem Könige vorzustellen, und langten um drei Uhr Nachmittags in Murbja an. Auch hier nahm man sie gastfreundlich auf und schickte ihnen reichlich Korn und Milch zum Bentang. Die Einwohner sind wohlhabend durch den Zwischenhandel mit Salz und theilen sich in Mubamedaner und Kasirs: die letztern dürfen nur in gewissen Häusern Bier trinken, überlassen sich aber daselbst, wie Park sich zu überzeugen Gelegenheit hatte, der ungezwungensten Fröhlichkeit. Die nächste Tagesreise führte Park und seine Reisegesellschaft durch felsige Wege, welche oft durch Mauren unsicher gemacht wurden, nach Datlibu. Hier zerstörte während der Nacht ein fürchterlicher Orkan durch den niederzuschlagenden Regen ihre Hütte, löschte ihr Feuer aus und verwandelte den Fußboden in einen Sumpf. Sie verbrachten den Rest der Nacht auf einigen Bündeln Reisig. Am andern Tage begegnete ihnen eine große Karavane, welche mit Spaten, Matten und anderem Hausgeräthe von Sego heimkehrte. Die Wege waren sehr belebt, und in Folge dessen die Gastfreundschaft in den Dörfern so gering, daß die Reisenden zwar nach einiger Mühe Aufnahme für die Nacht fanden, aber am Morgen hungrig aufbrechen mußten. Auch den ganzen Tag hindurch erhielten sie nichts zu essen, die Pferde litten gleichfalls Mangel, und Park mußte das seinige führen.

In Geosorro, wo sie um acht Uhr Abends anlangten, geriethen seine schwarzen Begleiter in Streit mit dem Vorsteher, der ihnen nichts zu essen geben wollte, und erst um Mitternacht ward Park, der vor Schwäche eingeschlummert war, aufgeweckt durch den willkommenen Ruf: Kinnenate! (das Essen ist da!). Wegen der gänzlichen Entkräftung seines Pferdes mußte er am andern Tage hinter seinen Reisegefährten zurückbleiben und in einem Dorfe allein übernachten, wo es nichts zu essen gab und ihm die Nachtruhe durch Sturm und Regen geraubt wurde. Am Morgen erhielt er nur mit Mühe von der



Hausfrau, nachdem der Mann auf das Feld gegangen war, etwas Mehl, das mit Wasser angerührt sein Frühstück ausmachte. Auf dem Wege traf er um Mittag zwei Neger, welche nach Sego gingen. Ihnen schloß er sich an, und ihre Gesellschaft verschaffte ihm im nächsten Dorfe eine Einladung zu einer öffentlichen Gasterei. Männer und Weiber schmauseten zusammen und tranken Bier. Das Hauptgericht bestand aus Mehl und saurer Milch, Bier war reichlich vorhanden und die Gäste sprachen ihm fleißig zu. Aber es erhob sich kein Zank, Alles blieb friedlich und anständig. Die Sprache von Bambarra verstand Park mit geringer Mühe, da sie sich von der der Mandingo nur wenig unterscheidet.

In den Dörfern, welche Park mit den beiden Negern durchritt, hielt man ihn für einen Mauren und neckte und foppte ihn wegen seiner traurigen Figur. Kurz vor Einbruch der Nacht machten sie in einem kleinen Dorfe Halt, wo Park wieder einen Metallknopf von seiner Weste schnitt, um einige Nahrungsmittel und Mais für sein Pferd zu kaufen. Hier erfuhr er, daß er in der Frühe des nächsten Tages den Niger sehen würde, welcher von den Schwarzen Djoliba oder das große Wasser genannt wird.

Dieser Gedanke hielt ihn die ganze Nacht hindurch wach, und am 20. Juli hatte er schon lange vor Tagesanbruch sein Pferd gesattelt und war reisefertig. Aber er mußte bis zur Eröffnung der Thore warten, welche wegen der Menge von Löwen Nachts geschlossen werden. In Sego war Markt und die Wege wimmelten von Leuten, welche Waaren zum Verkaufe dorthin trugen. Am Mittage kündigte sich die Stadt durch den aufsteigenden Rauch an. Zu seiner Freude holte Park jetzt auch die Reisegefährten von Kaarta wieder ein, welche ihn so wohlwollend behandelt hatten und sich freiwillig erboten, ihn dem Könige Mansong vorzustellen. Man ritt auf sumpfigem Boden dahin, Park in der gespanntesten Erwartung, und rings um sich schauend, um den Fluß zu entdecken. Da rief ihm einer der Neger zu: „Geo affili“ (da ist das Wasser!). Park blickte hin und sah mit namenlosem Entzücken den großen Gegenstand seiner Sendung vor sich, den lange gesuchten majestätischen Niger, der im Sonnenschein erglänzte und breit, wie die Themse bei Westminster, seine Wogen langsam gegen Osten wälzte. Park eilte an das Ufer, trank von dem Wasser des Flusses und sandte seinen heißen Dank empor im Gebete



zu dem Allmächtigen, der seine Mühen endlich mit so reichem Erfolge gekrönt hatte.

Allerdings hatte Mungo Park schon längst durch viele Erkundigungen sich überzeugt, daß der Niger nicht, wie er bei seiner Abreise von Europa geglaubt, nach Westen flösse; wie Houghton vor ihm, so hatte auch er von Negern jedes Stammes nur übereinstimmende Berichte von der östlichen Richtung des Flusses erhalten. Nun stand er an seinen Ufern und sah vor sich die Hauptstadt eines der mächtigsten Negerreiche. Zwei Stadtviertel, Sego Korro und Sego Bu, lagen an dem nördlichen Ufer, wo Park sich befand, und zwei auf dem entgegengesetzten südlichen, Sego Su Korro und Sego Si Korro. Hohe Erdwälle umgeben die ganze Stadt; die Häuser sind von Lehm und viereckig gebaut, mit flachen Dächern, manche sogar zweistöckig, manche auch weiß angestrichen. In jedem Viertel giebt es maurische Moscheen. Die Straßen sind eng, aber für den gewöhnlichen Verkehr breit genug, da man hier kein Räderfuhrwerk kennt. Die Einwohnerzahl aller vier Stadtviertel mag sich auf 30,000 Seelen belaufen. In Sego Si Korro residirt der König; er hält eine große Menge Sklaven, um gegen ein Jahrgeld von zehn Kauries Fremde und Einheimische überzusetzen, und der Ertrag beläuft sich bei dem starken Verkehr hoch genug. Die Kähne sind lang und schmal und bestehen aus zwei ausgehöhlten Baumstämmen, welche einer in der Verlängerung des andern mit einander verbunden sind. Sie haben weder Verdeck noch Masten, sind aber so geräumig, daß Park in einem derselben außer den Menschen vier Pferde zählte. Es waren drei Fahrplätze und an jedem derselben ein dichtes Gedränge von Menschen, welche übergesetzt sein wollten; zu Parks unangenehmer Ueberraschung auch manche Mauren darunter. Länger als zwei Stunden saß er am Ufer und staunte die Menge an, die immer wieder anwuchs, so fleißig auch die Fergen fuhren, und blickte auf die weit ausgebreitete Stadt, auf den von Kähnen wimmelnden Strom und seine grünenden und reich bebauten Ufer. Es war ein Anblick von Bildung und Reichthum, wie ihn Park im Herzen von Afrika nicht erwartet hatte.

Inzwischen mußte Mansong seine Ankunft schon erfahren haben, denn es kam einer von dessen Dienern, um ihn nach dem Zwecke seiner Reise zu fragen. Ohne die Genehmigung des Königes, fügte derselbe hinzu, dürfe er nicht über den Fluß gehen. Ungern, aber



nothgedrungen folgte Park der Weisung des Dieners, in einem benachbarten Dorfe ein Nachtquartier zu suchen und auf die Entscheidung des Königes zu harren.

Von den Bewohnern des Dorfes aber wollte Keiner den Fremdling aufnehmen; voll Unruhe und Erstaunen betrachteten sie ihn, doch wiesen ihn Alle ab, und so saß er bis zum Abende unter einem Baume, müde, hungrig und ohne Schutz gegen wilde Thiere; dazu drohete die Nacht stürmisch zu werden. Da sah ihn eine Frau, die vom Felde heimkehrte. Voll Mitleid blieb sie stehen und fragte ihn, weshalb er traure. Kaum hatte ihr Park in wenigen Worten seine Lage mitgetheilt, so ergriff sie mit theilnehmender Miene Sattel und Zaum, die er seinem müden Pferde abgenommen hatte, und forderte ihn auf, ihr zu folgen. In ihrer Hütte angelangt, zündete sie eine Lampe an, breitete ihm eine Matte hin und ging dann, um für den hungrigen Gast Speise zu holen. Bald kehrte sie mit einem schönen Fische zurück, den sie in der Asche briet und ihm vorsetzte. Dann streckte er sich zur Ruhe nieder, in der Hütte aber sammelten sich die Hausgenossinnen, um zu spinnen, und unterhielten sich dabei stundenlang durch einfache Lieder, die sie in sanften, rührenden Weisen absangen. Wie staunte unser Reisender, als er bemerkte, daß er selbst der Gegenstand dieses Gesanges war. Eines der Lieder, das ohne Zweifel auf der Stelle entstanden war, hieß so:

„Der Sturmwind heulte, der Regen goß herab.

„Der arme weiße Mann kam matt und traurig und setzte sich  
an unserm Baume hin.

„Er hat ja keine Mutter, die ihm Milch reicht; er hat ja kein  
Weib, das ihm Mais mahlt.

Chor: „Beklagt den armen weißen Mann! Er hat ja keine Mutter,  
die ihm Milch reicht, er hat ja kein Weib, das ihm Mais mahlt!“

Das rührende Mitgefühl, welches aus diesen einfachen Worten sprach, bewegte Park zu Thränen, und die Aufregung über sein unter so mannigfaltigen Eindrücken wechselndes Schicksal hielt ihn die Nacht hindurch wach. Am Morgen schenkte er der edelmüthigen Wirthin die Hälfte von den noch übrigen vier Metallknöpfen seiner Weste, um ihr auf die einzig mögliche Weise zu danken.

Der Bote des Königes Mansong ließ Park zwei Tage warten und kam dann, um anzufragen, was für Geschenke derselbe seinem



Gebieten bringe. Als er erfuhr, daß die Mauren ihm Alles geraubt hätten, entfernte er sich, kam aber schon am Nachmittage zurück und brachte Park einen Beutel mit fünftausend Kauries (etwa 1 Pfd. Sterl.) nebst der Weisung, seine Reise unverzüglich fortzusetzen, Sego aber nicht zu betreten. Ueberzeugt von der gütigen Gesinnung des Königs, der sich wohl nur nicht getraute, Park gegen seine eigenen maurischen Unterthanen zu schützen, folgte dieser dem Boten, welcher den Auftrag hatte, ihn, sofern er den Niger verfolgen wolle, bis zu der Stadt Sansanding zu begleiten. Daß der Reisende keine andere Absicht habe, als nur die, den Fluß kennen zu lernen, wollte der Führer eben so wenig glauben, wie sein Herr. Kopfschüttelnd fragte er Park, ob denn nicht ein Fluß aussehe, wie der andere.

Auf dem Wege wurden große Besorgnisse rege gemacht durch die gleichlautenden Warnungen aller Neger und die Mittheilung, daß stromabwärts die muhamedanische und insbesondere die maurische Bevölkerung immer mehr vorherrsche, und daß man ihn in Timbuctu wohl nicht aufnehmen werde. Doch beschloß er, so weit wie möglich seinen Weg fortzusetzen. Am 24. Juli kamen sie durch eine große Stadt, welche Kabba hieß und deren Umgebung mehr den schönen bebauten Ebenen in England glich, als dem Bilde, das Park sich von dem Inneren Afrikas gemacht hatte. Hier fand er die Einwohner beschäftigt, die Früchte des äußerst merkwürdigen Schihbaumes einzusammeln, aus welchem die Baumbutter bereitet wird. Diese Bäume sind in ganz Bambarra sehr häufig und in allen Waldungen verstreut; lichtet man die letzteren, so läßt man diese unschätzbaren Bäume stehen. Sie gleichen der amerikanischen Eiche und tragen olivenartige Früchte mit grüner Rinde, süßem Fleische und einem festen Kern, aus welchem durch Auskochen die Butter gewonnen wird. Diese ist weißer, fester und schmackhafter, als die beste aus Kuhmilch bereitete Butter, und hält sich in jenen heißen Ländern das ganze Jahr hindurch ohne Salz, ein Umstand, der sie dort zu einem vorzüglich geschätzten Handelsgegenstande macht.

Am Abende kamen sie nach Sansanding, einer Stadt von 8000 bis 10000 Einwohnern. Dieselben treiben bedeutenden Zwischenhandel mit den Mauren, welche vom Mittelmeere Glaswaaren und Korallen und von Biru her Salz bringen, und mit den Negern, welche dafür Goldstaub und Baumwollwaaren liefern. Der Führer



geleitete Park den Fluß entlang durch die Stadt; gegen zwanzig große Rähne, größtentheils befrachtet und durch Matten gegen den Regen geschützt, lagen im Hafen, drei andere langten an, einer mit Waaren, die anderen mit Reisenden beladen. Anfangs hielten die Neger Park für einen Mauren; aber bald wurde durch einen am Ufer sitzenden Mauren der Irrthum entdeckt und durch dessen Geschrei eine große Schaar anderer Mauren herbeigezogen, welche sich durch die gleichfalls dicht versammelten Neger hindurchdrängten, Park mit Fragen über seinen Glauben belästigten und ihn endlich zur Moschee geschleppt haben würden, wenn nicht der Vorsteher, bei welchem der Reisende übernachten sollte, diesen als Gast seines Königes in Schutz genommen hätte, mit dem Versprechen, ihn andern Morgens früh wegzuschicken. Doch konnte Park eine öffentliche Ausstellung nicht vermeiden.

Nahе bei der Moschee mußte er sich auf einen erhöhten Platz stellen, und Jung und Alt, Neger und Mauren, drängten sich herbei, kletterten auf die Häuser, ja, die Einen auf die Köpfe der Anderen, ihn zu sehen. Endlich konnte er sich in die für ihn bestimmte Hütte zurückziehen; wiewohl aber Kanuti Mamadi, der Vorsteher, um ihn zu schützen, den Hof verschloß, so überstieg doch eine Menge von Menschen die Umzäunung, um den Weißen Eier essen zu sehen. Unter den Negern des Inneren herrscht nämlich das seltsame Vorurtheil, als genössen die Europäer nichts anderes als rohe Eier. Als Park jedoch die Hühnereier, welche sein Wirth ihm brachte, zurückwies und mit Appetit von dem Schafe aß, welches derselbe darauf schlachten ließ, faßte dieser mehr Zutrauen und kam endlich mit der Bitte zu Park, ihm einen Saphi zu schreiben, der doch noch wirksamer sein müsse, als der von einem Mauren geschriebene. Park schrieb ihm das Gebet des Herrn auf ein Brettchen; als Feder diente ein Stückchen Rohr, statt der Tinte etwas Gumminwasser mit Kohle.

Am anderen Morgen verließ er Sansanding früh genug, ehe die Mauren ihn plagen konnten, schloß die Nacht in Sibili, brachte die folgende in Nyara in dem sehr bequem eingerichteten zweistöckigen Hause des Vorstehers zu, und erhielt am 28. Juli in Nyami einen Führer nach Madibu. Dieser leitete ihn mit großer Behutsamkeit in gerader Linie durch die Wälder hin, indem er oft abstieg und unter dem Gebüsch sich nach Löwen umsah. Während er noch erzählte, wie häufig solche die Reisenden anfielen, stuzte plötzlich Parks Pferd, und



er sah nahe vor sich mit gefleckter Haut und langem Halse und Beinen das riesige Thier, welches bei den Alten der Kameelparder hieß und in jüngerer Zeit den Namen Giraffe erhalten hat. Der Kopf war mit zwei kurzen schwarzen rückwärtsgebogenen Hörnern versehen, die Farbe mäusefahl, der Trab, als es floh, schwerfällig und schwankend. Als sie eine Strecke weiter geritten waren, rief der Führer plötzlich: „Wara billi billi!“ (ein ungeheurer Löwe!) An Flucht war bei der Ermüdung der Pferde nicht zu denken, und sie mußten an dem Gebüsch vorbeireiten, wo das Ungethüm ausgestreckt lag, ein großer Löwe von rother Farbe, den Kopf zwischen die Taten geduckt. Unwillkürlich zog Park die Füße aus den Steigbügeln, um bei dem Sprunge des Thieres sein Pferd allein preiszugeben. Doch mußte der Löwe nicht hungrig sein, er wagte keinen Sprung, und die beiden Reisegefährten ritten ungefährdet vorüber, Park freilich nicht ohne den Löwen fest im Auge zu behalten, wie bezaubert durch dessen stieren Blick, bis er ihn aus dem Gesichte verlor und frei aufathmete.

Mit Sonnenuntergang war Madibu erreicht, ein äußerst anmuthiges Dorf am linken Ufer des Niger, der hier noch viel breiter als bei Sego ist. Mehrere grüne Inseln im Niger dienen den Fulah als sichere Weideplätze, in dem Flusse werden unglaublich viele Fische gefangen, und die Krokodile sind zwar häufig, doch weit minder gefürchtet, als die in unendlichen Schwärmen aus den morastigen Ufern aufsteigenden Moskitos. Die Stiche der letzteren belästigten auch Park dergestalt, daß er in der Nacht keine Ruhe hatte und am Morgen mit entzündeten und von Blasen übersäeten Armen und Beinen und fieberhaft aufgeregte kaum zur Weiterreise im Stande war. Doch nöthigte ihn sein Wirth, die Hütte zu verlassen, und gab ihm nur einen Führer mit. Das Pferd war nicht vermögend, ihn zu tragen, und stürzte wirklich bald neben seinem Reiter nieder, der nach vielen vergeblichen Versuchen, es aufzurichten, ihm endlich Sattel und Zaum abnahm und dem treuen Genossen seiner Leiden und Mühen voll Kummer Lebewohl sagte. Er schob ihm noch einen Haufen Gras vor das Maul und ging traurig weiter. In dem nächsten Dörfchen suchte er vergeblich Aufnahme und stand schon rathlos da, als ein Fischerfahn vorbeifuhr. Der Eigenthümer ließ sich bewegen, Park aufzunehmen, und versprach, ihn nach Silla zu bringen, wo sie am Nachmittage gegen vier Uhr anlangten. Die Stadt ist groß und liegt auf



dem rechten Nigerufer. Park ließ sich übersehen, aber die Stadt zu betreten wagte er vor Sonnenuntergang nicht. Viele Menschen umringten den Baum, unter welchem er saß, deren Sprache er kaum mehr verstand. Er erfuhr, daß gegen Osten eine ganz andere Sprache herrsche und schon in Djenne ihn kaum mehr Jemand verstehen würde.

Nach vielen Bitten nahm ihn am Abend der Vorsteher von Silla in seiner Hütte auf, und Park schon fieberkrank, übernachtete auf dem feuchten Boden derselben. Trübe Gedanken erfüllten ihn. Er war erschöpft und krank; die ungesunde Regenzeit war da, in welcher er nur hätte zu Wasser reisen können, wenn er nicht auch hierzu zu arm gewesen wäre. Und gelang ihm die Fortsetzung der Reise auf dem Niger, so führte sie ihn gerades Weges zu den Mauren, seinen unversöhnlichsten Feinden, wo er schwerlich einen mächtigen Beschützer, wahrscheinlich den Tod fand. Und dann war auch Alles verloren, was er durch so schwere Opfer bisher gewonnen hatte, seine Entdeckungen gingen mit ihm zu Grunde.

Mit schwerem Herzen faßte er in dieser Nacht den Entschluß, auf weiteres Vordringen zu verzichten und die Fußreise von mehr als hundert Meilen nach Bisania rückwärts zu unternehmen. Aber ehe er Silla verließ, stellte er noch möglichst genaue Erkundigungen an über den weiteren Lauf des Niger gegen Osten und die von demselben durchströmten Länder, deren Hauptergebniß folgendes war.

Djenne ist volkreicher als irgend eine Bambarrastadt und liegt zwei Tagereisen von Silla abwärts auf einer Insel des Niger. Zwei Tagereisen weiter bildet dieser den See Dibbie oder das dunkle Wasser, bei dessen Durchschiffung von Westen gegen Osten man auf einen ganzen Tag das Land aus dem Gesichte verliert, und verläßt denselben in vielen Armen, aus welchen sich weiterhin zwei Hauptarme bilden. Diese schließen die große von Negern bewohnte Insel Djimbala ein und vereinigen sich eine Tagereise nördlich vom Dibbiesee bei Kabra, der Hafenstadt von Timbuctu. Zu Lande ist diese Stadt zwölf Tagereisen von Djenne entfernt.

Das äußerste Ziel für die Handelsreisen der schwarzen Kaufleute von Bambarra pflegt das Königreich Haoussa zu sein, welches elf Tagereisen östlich von Timbuctu in dem Gebiete des Niger liegt; sie treffen dort zusammen mit Händlern aus weit östlich gelegenen Neger-



reichen, deren Sprache für die Westvölker unverständlich ist und zwischen denen der Niger die Haupthandelsstraße zu bilden scheint. Die Mündung dieses Flusses aber kannte keiner dieser Kaufleute; „er strömt“, sagten sie, „bis an das Ende der Welt.“

Eines der östlicheren Reiche ist Kassina, ein anderes am Niger, östlich von Djenne, Massina, und nordöstlich davon liegt Timbuctu, der berühmte Zielpunkt der europäischen Forschungen. Sie ist einer der wichtigsten Märkte für den Handel zwischen den Negern und den Mauren, und für die Letzteren zugleich ein religiöser Mittelpunkt, von wo sie mit Eifer und Strenge ihren Glauben ausbreiten. Der König und seine ersten Beamten sind bereits Muhamedaner. Ein ehrwürdiger Greis erzählte unserem Reisenden, als er auf seiner ersten Reise nach Timbuctu in einer Herberge dieser Stadt eingekehrt sei, habe der Wirth eine Matte auf die Erde hingebreitet und einen Strick darauf gelegt mit den Worten: „Verehrest du Muhamed, so bist du mein Freund, und es soll dir vergönnt sein, hier zu ruhen; bist du aber ein Kasir, so werde ich dich an diesem Stricke als meinen Sklaven auf den Markt führen.“ Der regierende König von Timbuctu, Abu Abrahima, besitzt unermessliche Schätze und seine Weiber gehen in Seide. So viel trägt der auf dem Handel lastende Zoll ein, denn Steuern werden nicht gezahlt.

Noch größer als Timbuctu ist die Hauptstadt des Reiches Haoussa, wo die Neger noch nicht ihren Einfluß durch die Mauren verloren haben. Auch die Neger von Djimbala sind vor den Letzteren durch die ihr Land umgebenden Flüsse geschützt. Südlich von Djimbala liegt das Negerreich Ghotto, aus einer Menge kleinerer Staaten zu einem Reiche vereinigt durch Mussih, einen der kleineren Könige, und zwar bei Gelegenheit eines Krieges mit dem übermächtigen Bambarra, gegen welches Mussih die gesammten Streitkräfte der Ghottovölker mit glücklichem Erfolge ins Feld führte.

Die Bewohner des Reiches Minjana, südwestlich von Ghotto, sind wild und grausam und sollen Menschenfresser sein, was auch ihr Beiname Madummolo andeutet.



### III. Mungo Parks Rückreise.

Da zahlreiche Sümpfe und Flüsse es unmöglich machten, auf dem rechten, d. h. südöstlichen Ufer zu reisen, so trat Park am 30. Juli 1796 seine Rückreise auf dem früheren Wege an. In Murzan mietete er für sechzig Kauries einen Kahn, der ihn nach Kih brachte, schief dort für vierzig Kauries in einer Sklavenhütte des Vorstehers, gegen die Kälte geschützt durch eine Decke des mitleidigen Bewohners, und wurde dann von dem Bruder des Vorstehers nach Madibu begleitet. Sein Gefährte trug ihm den Sattel, welchen er nach dem Verluste seines Pferdes in Kih zurückgelassen hatte und nun dem Könige von Bambarra schenken wollte. In ihrem freundschaftlichen Gespräche sahen sie plötzlich vor sich in dem weichen Boden frische Spuren eines Löwen. Sie gingen behutsam vorwärts, und in einem dichten Gebüsch forderte der Neger, daß Park vorangehen solle. Da dieser auf dem Gegentheil bestand, so warf der Neger den Sattel nieder und machte sich davon. Außer Stande, den Sattel selbst zu tragen, warf Park denselben in den Fluß und behielt nur Gurt und Steigbügel bei sich. Da sprang der Neger aus dem Gebüsch hervor, holte mit seiner Lanze den Sattel aus dem Wasser und eilte mit der Beute davon. Als Park aber nach einem langen Umwege in Madibu anlangte, fand er seinen Sattel wieder. Der entlaufene Gefährte hatte ihn aus Furcht vor dem Könige hier zurückgelassen. Während der Vorsteher ihm denselben einhändigte, hörte Park in einer Hütte ein Pferd wiehern. Lächelnd fragte ihn der Vorsteher, ob er wisse, wer da mit ihm rede, und erzählte ihm dann, wie er sich seines verlassenen Thieres angenommen habe. Dann gab er es ohne Schwierigkeiten dem hoch erfreuten Reisenden zurück.

Schon stürzten täglich bedeutende Regengüsse herab und machten die weitere Reise äußerst schwierig. In Nyami war ein dreitägiger Aufenthalt nöthig, und beim Ausbruche fand Park die ganze Gegend überschwemmt. Stundenlang mußte er bis ans Knie im Wasser waten, sein Pferd blieb zweimal im Schlamm stecken und konnte nur mit Mühe daraus befreit werden.

Als er nach abermaliger gezwungener Rast zu Nyara wieder weiter zog, sank er mehrere Male bis an den Hals ins Wasser. In



Nemabu, einem kleinen Dorfe, fand er nach langem vergeblichen Suchen endlich zufällig einen Führer, einen Mauren, der auf zwei Ochsen Salz nach Sego bringen wollte und seine Frau mit sich führte. Aber so heimisch die Mauren im Sande sind, im Wasser wollte es nicht vorwärts. Anstatt ihrem Ochsen voranzuschreiten und den durchweichenden Weg zu prüfen, ritt die Frau blind in den Morast hinein, und so geschah es sehr bald, daß das Thier in ein tiefes Loch stürzte und die Reiterin in das Schilf flog. Ihr Mann war so erschreckt, daß er sie fast ertrinken ließ, ehe er ihr beisprang.

In Sibiti wurde Park in einer erbärmlichen, durch den Regen schon ganz baufällig gewordenen Hütte untergebracht und am zweiten Morgen trotz des herabstürzenden Regens durch den Vorsteher ohne Wegweiser fortgeschickt. Man hatte erfahren, daß Mansong den Weißen nicht hatte sehen wollen, und daher war kein Vorsteher zu dessen Aufnahme verpflichtet. Sehr ungastlich war daher der Empfang auch zu Sansanding, wo er früher durch Kaunti Mamadi so wohl bewirthet worden war. Erst spät am Abende wagte dieser einen allerdings sehr freundschaftlich gemeinten Besuch, um Park zu warnen. Mansong habe einen Kahn bis Djenne geschickt, um ihn nach Sego holen zu lassen; ohne Zweifel sei er bei demselben als Spion verläumdeter worden. Daher möge er vor Sonnenaufgang abreißen und alle Städte in der Nähe von Sego vermeiden, wenn er glücklich nach dem Westen zurückkehren wolle.

Park befolgte diesen Rath und kam am Nachmittage des 5. Aug. nach Kabba. Hier aber wehrten ihm Neger, welche außerhalb der Thore standen, den Eingang und zwangen ihn, westwärts nach den Wäldern zu reiten. Wahrscheinlich befanden sich Gesandte Mansongs in der Stadt, vor welchen die wohlgesinnten Neger ihn retten wollten.

Voll Besorgniß, die Nacht auf den Zweigen eines Baumes zu bringen zu müssen, schlug Park den Weg nach Sego ein. Er fand ein Dorf, wo er zu übernachten beschloß, ward aber unter Androhung von Schlägen fortgetrieben. Ein zweites Dorf lag abseits von der Straße, und er wandte sich diesem zu. Doch wäre es ihm hier wohl nicht besser ergangen, hätten nicht zwei Frauen, denen er seine Noth mittheilte, bei dem Vorsteher für ihn gebeten. Er wurde in einer Hütte untergebracht, welche zum Dörren der Schihnüsse diente. Diese sollten am Feuer drei Tage lang gedörrt, eine weit bessere Butter



liefern, als wenn man sie vor dem Auskochen nur an der Sonne trocknet.

Am 13. Aug. langte Park wieder bei Sego an, wo er zuerst den Niger erblickt hatte. Jetzt vermied er ängstlich die Stadt, aber auch in dem Dörfchen, wo er übernachtete, ward er geflohen wie ein Geächteter. Der Sohn des Vorstehers rieth ihm an, eiligst aus Bambarra zu entfliehen, denn Mansong habe Leute ausgesandt, ihn zu verhaften. So ritt er denn rasch nach Westen hin, bis er sich vorläufig sicher glaubte, und überlegte nun, was weiter zu thun sei. Gern wäre er mit seinem Pferde durch den Niger geschwommen, um gegen Süden bis zum Cap Coast Castle auf der Guineaküste hindurchzudringen. Aber ein solches Wagniß, zehn Tagereisen weit bis zum Konggebirge und dann durch das Gebiet wilder Negerstämme, deren Sprache er nicht kannte, bis zur atlantischen Küste zu reisen, mußte er bei genauerer Prüfung als unausführbar aufgeben. Doch entschloß er sich, den Niger aufwärts zu verfolgen und zu erforschen, wie weit derselbe schiffbar sei. Er brach auf und erreichte am Abende das Zulahdorf Sabu, wo er Nachtquartier erhielt. Am 14. Aug. kam er durch fruchtbares und gut bebautes Land und fand auch in den Städten und Dörfern wieder bessere Aufnahme. Am folgenden Morgen ritt er durch die große Stadt Sai, deren eigenthümliche Verschanzungen ihm auffielen. Dieselben zogen sich etwa zweihundert Ellen außerhalb der Stadtmauer rings um die Stadt und trugen viele viereckige Thürme. Ihre Entstehung wurde folgendermaßen berichtet. Vor fünfzehn Jahren hatte der Vorsteher der Stadt, nachdem zwei seiner Söhne in einem Kriege gegen die Minjana gefallen waren, den dritten trotz des erneuten Aufgebotes nicht zum Heere des Königes geliefert. Darüber ergrimmt zog der König, Mansongs Vater, vor Sai und schloß die Stadt, die ihren Vorsteher schützte, durch die Verschanzungen so völlig ein, daß nach Verlauf von zwei Monaten die furchtbarste Hungersnoth ausbrach und die Belagerten die Rinde des Ventangbaumes abnagten. Nun versprach der König Verzeihung, wenn der Vorsteher ausgeliefert würde. Edelmüthig ging der Greis aus freien Stücken in das Lager und wurde sogleich hingerichtet; sein Sohn, der zu entfliehen versuchte, wurde auf einer Schanze ergriffen und niedergehauen. Die Stadt ergab sich, aber der König hielt nicht sein Wort, sondern verkaufte alle Einwohner an Slati, welche sie als Sklaven an die Küste führten.



In dem Dorfe Kaimu suchte Park vergebens Lebensmittel zu kaufen und wollte eben fortreiten, als ein Einwohner ihm einen kleinen Vorrath von Mais zum Geschenk überbrachte mit der Bitte, ihm seinen Segen zu geben. Er hielt den bärtigen und sonnenverbrannten Reisenden für einen maurischen Scherif und war erfüllt von Dank, als derselbe einige Segensworte in englischer Sprache über ihn sprach. Dies war der dritte Tag, an welchem Park von rohem Mais lebte.

In dem Dorfe Song, das er am Abende erreichte, wurde ihm wieder die Aufnahme verweigert, ja nicht einmal das Thor ihm aufgethan. Dazu war die Gegend sehr unsicher durch zahlreiche Löwen, deren einer wirklich gegen zwei Uhr Park durch sein Gebrüll erschreckte und dann so nahe an ihm vorüber durch das Gras rauschte, daß er entsetzt auf einen Baum flüchtete. Jetzt ließen ihn die Einwohner auf seine dringenden Bitten in die Stadt ein, schon überzeugt, daß er kein Maure sei, da er die Stadt nicht bereits verflucht habe.

Von Djabba aus, wo eine Moschee ist, wird die Gegend hügelig und zeigt im Westen hohe Gebirge. Der Weg, welcher sich am Flusse hinzog, war dadurch um so schlimmer und meist überschwemmt, so daß Park sein Pferd aufs Gerathewohl durch das Wasser führen mußte. Einmal stürzten beide in ein tiefes Loch und wurden dergestalt mit Lehm überzogen, daß die Leute des nächsten Dorfes sie mit zwei Elephanten verglichen, welche sich im Sumpfe gewälzt hätten. Aber gern ließ sich Park solchen harmlosen Spott der Neger gefallen und ging nur den Mauren überall, wo er noch solche antraf, aus dem Wege. In Jamina, einer trotz der vor vier Jahren durch Daisy von Kaarta erlittenen Zerstörung noch recht ansehnlichen Stadt, sah er maurische Handelsleute an den Ventangs und anderen öffentlichen Plätzen sitzen und ritt daher so rasch hindurch, daß für keine neugierige Frage Zeit blieb. Er übernachtete unangefochten in einem Dorfe und kam am nächsten Tage, wo sein Weg ihn aus der Ebene die Hügel hinan führte, an noch drei zerstörten Städten vorüber, deren Einwohner durch Daisy als Sklaven verkauft worden waren. In Kanika wurde er von dem Vorsteher freundlich aufgenommen, reichlich mit Milch und Mehl bewirthet, einer köstlichen Speise nach solchen Entbehrungen, und setzte am anderen Morgen, unverdrossen wie immer, den Weg über die Höhen fort. Bald aber nahm er wahr, daß er den Neger verloren hatte; er wandte sich links, um ihn wieder



zu gewinnen, und sah sich plötzlich durch einen nicht großen, aber reißenden Fluß gehemmt. Er blickte sich vergebens nach einer Fährre um und mußte sich, da kein Reisender erschien, der ihn hätte zurechtweisen können, schon entschließen, hindurchzuschwimmen. Eben hatte er einen weiter stromauf gelegenen freien Platz zwischen dem Röhricht und dem Gebüsch gefunden, von wo er bei der starken Strömung auf dem jenseits sichtbaren Landeplatz anzulangen hoffen konnte, und suchte jetzt, entkleidet und bis an den Hals im Wasser stehend, sein Pferd am Zügel nachzuziehen, als ein Mann, der zufällig am Ufer hinging, ihm laut und heftig zurief, er solle sogleich aus Land steigen, sonst würden die Krokodile, von denen der Fluß wimmelte, ihn und sein Pferd unfehlbar zerreißen. Park stieg rasch hervor; der Fremde aber entsetzte sich über den ganz neuen Anblick eines Europäers aufs Hestigste. Er führte zweimal die Hand an den Mund und flüsterte zweimal leise: „Hilf Gott, wer ist der Mensch!“ Auf Parks freundliche Aureden in der Bambarrasprache beruhigte er sich und half ihm bald aus der Verlegenheit, indem er den jenseits im Schilfe mit seinem Rahne verborgenen Fährmann herbeirief. Der Fluß war der Frina, einer der kleineren Nebenflüsse des Niger.

In der Stadt Tassara, die Park am Abende erreichte, hörte er zuerst wieder die reine Mandingosprache anstatt des schlechten Dialekts von Bambarra. Die Aufnahme war wenig erfreulich. Der Vorsteher, welchem die Pflicht der Bewirthung obgelegen hätte, war gestorben und die Bewohner zeigten sich sehr aufgeregt durch die eben stattfindende Wahl eines Nachfolgers; keine Hütte öffnete sich dem Fremden. Unter dem Bentangbaume die Nacht zuzubringen war um so mißlicher, da eben ein heftiger Tornado mit Sturm und Regen losbrach. Da fand ihn spät um Mitternacht der Mann, welcher ihn am Flusse gewarnt hatte und jetzt auch in der Stadt angelangt war. Er erbarmte sich des schutzlosen Reisenden und nahm ihn mit sich, zwar nicht in die Hütte, die ihm sein Gastfreund angewiesen hatte, denn dazu fehlte des Letzteren Genehmigung, aber doch in die Umzäunung, und hier verbrachte Park nach einer karglichen Mahlzeit auf einem Grashaufen, sein Pferd aber ohne Futter und Obdach, die stürmische Nacht.

In dem Dorfe Suha, das er am andern Nachmittage erreichte, war die Aufnahme noch unfreundlicher, ja unheimlich; der Vorsteher



sah Park, der um Mais bat, mürrisch und mißtrauisch an, rief dann einen Sklaven herbei und hieß denselben ein Grab graben. Schon fürchtete Park, es sei für ihn bestimmt und wollte eiligst von dannen reiten, als der Sklave die nackte Leiche eines Knaben herbeischleppte, in das Loch warf und verscharrte. Der Tod dieses jungen Sklaven, oder besser der Verlust des an denselben gewandten Kaufgeldes, hatte den Alten so geärgert, daß er Park kein Korn weder verkaufen noch schenken wollte. „Naphula attiniata“, (weggeworfenes Geld) waren die einzigen Worte, die er hervorbrummte.

Besser traf es Park in Kulikorro, einer als Stapelort für den Salzhandel wichtigen Stadt, welche er am Abende erreichte. Ein Bambarraner, der früher Sklave eines Mauren gewesen war, nach dessen zu Djenne erfolgtem Tode aber die Freiheit erhalten und zu Kulikorro einen Salzhandel eröffnet hatte, bewirthete den Reisenden, da er hörte, daß derselbe ein Christ sei, auf's Reichlichste mit gekochtem Reis, unter der einzigen Bedingung, daß derselbe ihm einen Saphi schreibe, der ihn vor neidischen Menschen schütze. Park beschrieb ihm gern das herbeigebrachte Walha oder Schreibebrett auf beiden Seiten, und sein Wirth, um sich sogleich in den unbestreitbaren Besitz der kostbaren Schrift zu setzen, wusch dieselbe in einer Kürbisschale mit Wasser ab, murmelte einige Gebete und trank die Brühe begierig aus; ja, er leckte, damit nichts umkäme, das Walha auf beiden Seiten sorgfältig ab.

Rasch verbreitete sich im Orte die Nachricht, es sei ein weißer Saphischreiber da. Der Sohn des Vorstehers kam mit einem halben Bogen Schreibpapier heran und bat um einen Naphula-Saphi für seinen Vater, d. h. einen Saphi, der seinen Besitzer zu einem reichen Manne mache. Er brachte Mehl und Milch mit, und Park schrieb den Saphi, mit welchem der junge Neger so wohl zufrieden war, daß er ihm für den andern Morgen zum Frühstück noch Milch versprach. Nach einer Abendmahlzeit von gekochtem Reis mit Salz suchte Park dann seine Ochsenhaut auf und versank bald in einen erquickenden Schlaf, von dem er erst am Morgen erwachte. Seit lange hatte er nicht so gut gegessen und geschlafen.

Am andern Tage, den 21. Aug., erreichte er die Stadt Marrabu, wo gleichfalls Salzhandel getrieben wird, und hoffte am nächsten Abende bis nach Bammaku zu kommen. Aber er verfehlte den rechten



Weg und konnte nur dadurch zum Niger zurückgelangen, daß er einen Fluß, seit Sego den dritten, mit seinem Pferde durchschwamm. Um dieses in den Fluß zu bringen, mußte er es rücklings an den hohen Uferrand führen, über Kopf hinabstürzen, selbst nachspringen und schwimmend den Zügel in den Zähnen halten. Die ohnehin immer nassen Kleider trug das Pferd; das Tagebuch steckte im Hute und war da gut geschützt.

In Bammaku, das er erst einen Tag später, am 23. Aug., erreichte, sah er seine Erwartung sehr getäuscht; anstatt eines großen Salzmarktes fand er eine mäßige Stadt, kleiner als Marrabu. Doch sind ihre Einwohner sehr reich, indem sie von den hier rastenden Mauren größere Salzvorräthe einhandeln und diese im Kleinen verkaufen.

Da der Niger hier bereits zwischen felsigen Ufern eingeeengt ist und in so rascher Strömung dahinrauscht, daß die leichten Bambarrakähne durch Stangen hinauf geschoben oder vom Ufer aus mit Seilen gezogen werden müssen, so beschloß Park, jetzt den Fluß zu verlassen und nach dem Westen zurückzukehren. Manche Einwohner von Bammaku hatten Kunde über die westlichen Länder und begegneten dem Reisenden mit Achtung, ja, ein Maure, der am Rio grande die Christen kennen gelernt hatte, schickte ihm gekochten Reis mit Milch.

Auf seine Nachforschungen wegen der Reise zum Westen erfuhr er, daß es zwei Wege gebe, eine gebahnte Straße, welche eine halbe Tagereise oberhalb Bammaku den Niger überschreite, und zwar bei hohem Wasserstande mit Hülfe von Fährkähnen, deren keiner aber groß genug sei, ein Pferd aufzunehmen, und noch einen für Pferde gangbaren Pfad über die Gebirge, der freilich ohne Führer nicht zu finden sei. Da sich inzwischen ein solcher fand, und zwar in der Person eines Sängers, welcher nach Sibidulu reiste, so schloß sich Park diesem an. Aber sie waren kaum eine halbe Meile weit in einem Felsenthale aufwärts gegangen, so fand sich, daß sie den für Pferde gangbaren Weg verfehlt hatten. Kaltblütig warf der Sänger seine Trommel auf den Rücken und kletterte die Felsen hinan. Park aber mußte aufs Gerathewohl zurückreiten und fand glücklich gegen Mittag in einem zweiten Thale den richtigen Weg. An einigen Schäferhütten vorüber gelangte er auf die Höhe, wo (durch eine dünne Erdschicht) Eisenstein und Thonschiefer mit Quarz zu Tage trat. Die weite Aus-



sicht wurde im Südosten von einem Gebirge begrenzt, das, wie Park schon früher gehört hatte, zu dem mächtigen Reiche Kong gehörte. Mit Sonnenuntergang ritt er nun, das Nigergebiet verlassend, westwärts den sanften Bergeshang hinab, schon gefaßt auf eine unruhige Nacht unter irgend einem dicht belaubten Baume. Aber es ward ihm besser, als er gehofft hatte. Es zeigte sich in einem reizenden Thale ein freundlich gelegenes Dorf, Kuma, die Besitzung eines im letzten Kriege hieher geflüchteten Mandingokaufmannes, welcher den Fremdling mit patriarchalischer Gastlichkeit aufnahm. Der Ort war durch die umgebenden Felsen vor feindlichem Ueberfall gesichert, und weite Kornfelder und zahlreiche in den Thälern weidende Heerden gewährten einen Ueberfluß, an dem der Besitzer seinen Gast mit Freuden theilnehmen ließ, während die Bewohner dieser idyllischen Einsamkeit ihn mit Fragen nach seiner Heimath bestürmten und sein ausgehungertes Thier mit trefflichem Futter überhäuften.

Am 25. August verließ er Kuma mit zwei Hirten, welche nach Sibidulu reisen wollten. Der Weg war steil und mühsam, um so mehr, da das Pferd an einem Fuße verwundet war und behutsam an den tiefen Abgründen vorübergeleitet werden mußte. Die Hirten waren daher vorausgeritten. Plötzlich ward Park durch ein Geschrei mehrerer Stimmen und einen lauten Hülfseruf erschreckt. Vorsichtig ging er weiter und sah einen seiner Begleiter wie todt am Boden hingestreckt; als er näher kam, flüsterte ihm dieser zu, Räuber hätten ihn überfallen und seinen Gefährten fortgeschleppt, er möge auf seiner Hut sein. Noch überlegte Park, wie er sich retten wolle, da sah er in kleiner Entfernung sieben bis acht bewaffnete Männer am Boden sitzen, welche ihn bereits bemerkt hatten. Er konnte nicht entweichen und ritt daher anscheinend ruhig auf sie zu, für sich hoffend, es möchten Elephantenjäger sein. Auf seine Frage indeß, was sie geschossen hätten, befohlen sie ihm, abzustiegen und ihnen zu folgen, angeblich, weil sie Auftrag hätten, ihn zu dem Könige von Zulahdu zu führen. In fünf Minuten kamen sie an ein dichtes Gehölz. Hier rief einer in der Mandingosprache seinen Genossen zu: „Dieser Ort ist gut.“ Augenscheinlich handelte es sich um Parks Leben. Alle Fassung und Ruhe zusammennehmend, gestattete er aufs Willigste die Durchsuchung seiner Taschen und aller Theile seiner Kleider, wobei er sich zur Erleichterung dieses Geschäftes nackt ausziehen mußte. Sein Taschen-



Kompaß rollte auf den Boden; Park wollte ihn den Räubern zeigen, aber kaum griff er darnach, so richteten sich die Musketen auf ihn. Ihm wurde nach kurzer Berathung Alles genommen, nur soviel Menschlichkeit übten die diebischen Gefellen, daß sie ihm ein paar dünne Beinkleider und das schlechteste seiner Hemden zurückgaben. Schon hielt er sein Kostbarstes, seinen Hut mit dem Tagebuche, für verloren, als ihm einer der Räuber denselben als ein ganz werthloses Ding verächtlich zuwarf.

Nun war Park allein; betäubt und verwirrt setzte er sich zur Erde und sah um sich. Mit einem Male stürmten alle Schrecken und Gefahren seiner Lage auf ihn ein: entblößt bis aufs Hemde, in der ungesundesten Jahreszeit, mitten in einer unermesslichen Einöde, über hundert Meilen von der nächsten europäischen Niederlassung entfernt, war er der Grausamkeit der wilden Thiere und der ebenso wilden Menschen preisgegeben. Ihm sank der Muth, am liebsten hätte er sich niedergestreckt, um zu sterben.

Aber die Religion gab ihm Kraft und Trost; menschliche Klugheit hatte sein trauriges Geschick nicht abwenden können, es war unverschuldet, und er faßte ein erhöhtes Vertrauen zu der weisen und gütigen Führung Gottes, der bisher sein Schutz gewesen war. Voll von diesen frommen Empfindungen wandte er seinen Blick auf ein unscheinbares Moos zu seiner Seite, und die wunderbare Schönheit dieses zarten Pflänzchens, der zierliche Bau der Wurzeln, Blätter und Samentkölbchen fesselte seine Blicke. „Wie sollte es geschehen“, rief er in andächtiger Bewunderung aus, „daß die mächtige und liebende Hand, die auch in dieser Wildniß das winzige Moos gepflanzt, getränkt und zu solcher Schönheit entfaltet hat, mich schutzlos ließe!“

Bei diesem Gedanken wich seine Verzweiflung, und trotz Hunger und Ermüdung schritt er voran, der sicher erwarteten Hülfe entgegen. Er hatte sich nicht getäuscht. Bald kam er an ein Dorf, wo er die beiden Hirten wieder fand, die ihn nicht mehr unter den Lebenden glaubten, und erreichte mit ihnen, nachdem noch einige felsige Bergrücken überstiegen waren, die Stadt Sibidulu, die erste im Reiche M a n d i n g.

Die Westgrenze des Reiches Bambarra, welches Park jetzt verließ, berührt, von Norden an gerechnet, erst das maurische Reich Ludamar, den Schauplatz so großer Leiden für unseren Reisenden, dann das Regereich Kaarta, südlich hiervon Fulahdu, d. h. das Land



der Fulah, und endlich noch südlicher Manding, die Heimath der Mandingo, ein Gebirgsland in dem Quellbezirke des Flusses Senegal, welches östlich bis an den Niger reicht. Die Regierung ist eine republikanische und wird in jeder Stadt von ihrem Vorsteher ausgeübt, der in Manding nicht mehr, wie in Bambarra und den übrigen früher von Park durchreisten Negerländern, Dutu, sondern Mansa heißt. Allgemeine Angelegenheiten aber werden in Versammlungen aller Freien berathen und beschlossen.

Die Stadt Sibidulu, in welche Park nun eintrat, liegt in einem fruchtbaren Thale und wird durch einen Wall felsiger Berge, in denen Pferde nicht gebraucht werden können, gegen Ueberfälle in den ziemlich häufigen Kriegen zwischen Fulahdu und Manding geschützt. Das Volk sammelte sich um den Fremden und folgte ihm zu dem Mansa auf den Ventang. Als er diesem sein Ungemach erzählte, nahm derselbe die Pfeife aus dem Munde, streifte die Aermel seines Mantels in die Höhe und rief entrüstet aus: „Setze dich nieder und sei getrost, du wirst alles zurückerhalten, ich habe es geschworen.“ Dann rief er einen Diener und sagte: „Reiche dem Fremden einen Trunk Wasser. Morgen aber gehe bei Sonnenaufgang nach Bammaku und sage dem Vorsteher, daß heute ein armer weißer Mann, ein Gast des Königes von Bambarra, von Unterthanen des Königes von Fulahdu beraubt worden ist.“ Hierauf ward Park reichlich und liebevoll bewirthet und ihm bis zur Rückkehr des Boten eine Hütte angewiesen; Ruhe freilich fand er erst um Mitternacht, wo die theilnehmenden und neugierigen Besuche aufhörten.

Da in den beiden nächsten Tagen keine Nachricht über sein Pferd und seine Sachen eintraf, so zog Park vor, um seinen Gastfreunden bei dem herrschenden Mangel an Lebensmitteln nicht lästig zu werden, auf einige Tage nach der benachbarten Stadt Wonda zu gehen. Der Mansa des Ortes, welcher als unterrichteter Buschri zugleich Schullehrer war, quartirte ihn in seinen offenen Schuppen ein, in welchem der Unterricht stattfand. Noch immer blieb die ersehnte Nachricht über Pferd und Kleider aus, und der letzteren bedurfte Park auf's Dringendste. Sein einziges Hemde war dünn wie Musselin und schützte weder am Tage gegen Sonnenbrand noch Nachts gegen Thau und Moskitos; dazu war es so schmutzig, daß eine Wäsche unvermeidlich war. Während es auf einem Strauche trocknete und









Fischer del.

Druck v. Arnz & Co. Düsseldorf

*Hugh Clapperton.*

geb. 1788 zu Annan in Schottland  
gest. 1827 zu Sakkatu in Haousia.



Part indeß nackt im Schatten saß, stellte sich das Fieber, welches schon seit der Abreise von Bammaku ihn wiederholt befallen hatte, mit plötzlicher erschreckender Heftigkeit ein, und nun wiederholte sich dasselbe von Tage zu Tage. Zwar wich Part den Menschen möglichst aus, die ihn doch nicht hätten pflegen können, und lag meist in einem Maisfelde, um seinem Wirth die Krankheit zu verbergen, da derselbe ihn ohnehin in dieser Zeit des Mangels nur ungern länger behielt. Die Hungersnoth hatte einen solchen Grad erreicht, daß Mütter ihre Kinder als Sklaven verkauften, um für ihre übrige Familie Lebensmittel zu erhalten. So wurden fünf bis sechs Frauen von dem Mansa vierzig Tage lang beköstigt, und dieser erhielt dafür einen fünfjährigen hübschen Knaben, der freilich bei ihm nicht übel aufgehoben war; auch zeugten die Züge der Mutter durchaus nicht von Nothheit.

Endlich am sechsten September, zwölf Tage nach der Veranbung, erhielt Part seine sämmtlichen Sachen zurück; nur ein Verlust war nicht zu ersetzen, der Compaß war zerbrochen. Auch das Pferd war nicht mehr brauchbar und zu einem bloßen Gerippe geworden. Fast hätte er es ganz verloren, da es einmal in einen tiefen Brunnen von zehn Fuß Durchmesser fiel oder vielmehr, während es daneben weidete, einsank; aber die Neger wußten es mit bewundernswerther Geschicklichkeit durch Stricke, die man aus der Schlingpflanze Rabba fertigte, wieder heraufzuholen. Da es indeß auf dem theils felsigen, theils sumpfigen und überschwemmten Wege ihm nicht mehr zu Statten kam, so schenkte er es seinem Wirth zu Wonda und bat diesen zugleich, Sattel und Raum dem Mansa von Sibidulu zuzuschicken, als den einzigen Dank, den er demselben für die Bemühungen um die Wiedererlangung seines Eigenthums darzubringen vermochte.

Als Gegengabe und Andenken erhielt er von dem Mansa zu Wonda am Tage seiner Abreise, 8. Sept., einen Speer und einen lebernen Mantelsack für seine Kleider. Aus seinen Stiefeln schnitt er sich Sandalen und wanderte nun, wiewohl vom Fieber geschüttelt, weiter gegen Westen. In den Gegenden, die er durchschritt, war der Mangel an Lebensmitteln so groß, daß ihn der Mansa zu Nimaku bei seinem Abendessen den hungrigen Zuschauer machen lassen mußte. Zufällig hatte ein dort anwesender Kaufmann aus Kinyeto seine Noth vernommen. Dieser brachte ihm zu essen, nahm ihn dann mit sich



in seine Stadt und beherbergte ihn freundlich einige Tage, bis seine von der Anstrengung des Gehens geschwellenen Knöchel sich gebessert hatten und sein Fieber etwas gewichen war. Am 14. Sept. sagte Park seinem menschenfreundlichen Wirthes Lebewohl und ging, auf einen Stock sich stützend, tiefer in das Gebirgsland von Manding hinein, durch schöne trefflich angebaute Gegenden, aber so fieberkrank, daß er Nachts förmlich rasete und bei beschwerlicheren Stellen seines Weges vor Schwäche nieder sank. In Mansia, einer bedeutenden Stadt, in deren Umgegend einiges Gold gewaschen wird, fand er zwar Aufnahme und Speisung bei dem dortigen Mansa; da er aber nicht zahlen konnte, gerieth derselbe in heftigen Zorn, ergriff Park's Speer als Pfand und ging unter Drohungen hinweg. Voll Besorgniß bat Park einen anderen Regier aus Mansia, welcher Bogen und Pfeile besaß, in seiner Hütte mit ihm zu schlafen. Wirklich that ein solcher Schutz noth, denn um Mitternacht wurde leise die Thüre geöffnet, und nur der Anblick der Waffen, welche Park sogleich ergriff, verscheuchte den unheimlichen Gast; später kehrte derselbe nochmals zurück, versuchte vergebens, die jetzt versperrte Thüre aufzudrücken, und entwich erst, als Park seinem Schlafgenossen zurief, er solle rasch öffnen. Mit Tagesanbruch reiste Park sogleich ab, ohne das Erwachen seines Feindes abzuwarten, aus dessen Hause jener hülfreiche Regier ihm vorher noch seinen Speer wieder brachte. Mit Mühe, aber ohne weitere Aufsechtung kam er bald nach der Stadt Kamalia, in der er endlich freundliche Aufnahme und Pflege und das Ende so furchtbarer und unablässiger Leiden finden sollte.

Ein Buschrein oder Muhamedaner des Ortes, Karfa Taura, der Bruder des edelmüthigen Gastfreundes zu Kinyeto, zu welchem Park sogleich geführt wurde, nahm sich seiner mit vertrauensvoller Güte an. Allerdings erschien der angebliche Weiße so entstellt vom Fieber, so härtig und zerlumpt, daß Karfa Taura zunächst eine Probe mit ihm für nöthig hielt. Er bat einen der in Handelsangelegenheiten bei ihm anwesenden Statis, ihm das kleine sonderbare Buch zu holen, das aus dem Westen gekommen sei, und forderte Park auf, darin zu lesen. Mit Ueberraschung und Rührung erkannte dieser das Prayerbook, das allgemeine englische Gebetbuch. Nun vollkommen überzeugt, daß sein Gast kein verkleideter Araber, sondern ein wirklicher Europäer sei, schenkte ihm Karfa Taura das Mißliche seines Vorhabens, sogleich und



allein durch die Djallonkawildniß zu reisen, auseinander und versprach ihm, da er selbst gleich nach der Regenzeit nach dem Gambia gehen werde, ihn dann mitzunehmen. Als Park offen seine Armuth eingestand, so lud ihn Karfa Taura ein, bei ihm zu bleiben und sich am Gambia nach Belieben erkenntlich zu zeigen. Mit welchem Danke nahm der kranke, seit seiner Abreise vom Gambia von stetem Unge-  
mach verfolgte Reisende dieses edelmüthige Anerbieten an! Er hatte schon nicht gezweifelt, in der fünf Tagereisen langen Djallonkawildniß in den Fluthen des reißenden Kotorostromes, welchen er von fern gesehen hatte, oder eines der anderen sieben zum Senegal hinab-  
strömenden Flüsse seinen Tod zu finden.

Zu der ihm angewiesenen Hütte fand er als Lager eine Matte, daneben einen Wasserkrug und als Becher eine Kürbischale. Ein Slave brachte Wasser und Feuerung und zweimal täglich Speise. Aber trotz aller Sorgfalt ließ sich der Ausbruch der Krankheit nicht mehr zurückhalten. Das Fieber entkräftete ihn so, daß er seinen Zustand nicht zu verbergen vermochte, und bei einem Spaziergange stürzte er an Karfa Taura's Seite vor Schwindel und Schwäche in eine Lehmgrube.

Aber sein edler Gastfreund war nur um so gütiger, rieth ihm, während des Regens nicht auszugehen, ließ ihn sorgfältig versorgen, besuchte ihn täglich, um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen, und nach Verlauf von fünf Wochen, als der Regen nachließ und das Land trocknete, verließ ihn auch die Krankheit. Noch schwach trug der Genesende täglich seine Matte in den Schatten eines nahen Tamarindenbaumes, um den erquickenden Duft der Kornelbeer einzunathmen und sein Auge an dem frischen Grün zu weiden; allmählig kehrten seine Kräfte wieder, er beobachtete das harmlos friedliche Leben der Neger und las fleißig in Karfa's kleinem Buche.

Das Geschäft Karfa's bestand darin, Sklaven von den Slati aufzukaufen und in den Gambialändern wieder zu verkaufen. Mit Wehmuth erkannte Park in einem der Sklaven, welche ein Serawullikaufmann herbeigeführt hatte, einen Mann aus Kaarta, welcher ihn früher in der Zeit der Noth gespeiset hatte, „als die Eisen noch nicht an seinen Knöcheln hingen.“ Er erbat sich von Karfa einige Erdnüsse, um sie dem Unglücklichen zu schenken, der aus einem freien Manne zu einem Kriegsgefangenen wurde in dem so leichtfertig zwischen Daisy



und Mansong entzündeten Kriege, und jetzt dem furchtbarsten Loose, der Sklaverei jenseits des Oceans, entgegen ging.

Um die Zahl seiner Sklaven voll zu machen, reiste Karfa nach einem der wichtigeren Sklavenmärkte des Inneren, Kankaba, und übergab seinen Schützling inzwischen der Pflege eines guten alten Buschrins, welcher der Schullehrer des Ortes war. Hierdurch hatte Park einen Monat hindurch Gelegenheit, jede Art von Erkundigungen über die Beschaffenheit des Landes und die Lebensweise seiner Bewohner einzuziehen, und er hat uns in seinem Reiseberichte viele anziehende Einzelheiten darüber mitgetheilt.

Alles bisher von Park durchwanderte Land war entweder eben oder hügelig, nirgendwo gebirgig, und hatte daher bei der Nähe des Aequators —  $12^{\circ}$  bis  $16^{\circ}$  N. Br. — fast durchgängig ein sehr heißes Klima. Die Sonnenstrahlen fallen zweimal in jedem Sommer senkrecht auf dieses Land, und von Anfang Mai bis Mitte August, wo sie der Wüste ihre größte Gluth zusenden, entwickelt sich in derselben jene unerträglich hohe Temperatur, unter welcher Park als Altes Gefangener zu Benaun dem Verschmachten nahe war. Auch beim Zurückweichen der Sonne nach dem Süden hatte Park die Gewalt ihrer scheitelrechten Strahlen empfunden, in den Tagen, wo er den Niger verließ, mitten in der Regenzeit; die in Uebermaß aufsteigenden feuchten Dünste wirkten auf die Menschen wie ein Dampfbad, erweichend und erschlassend, und Kleider, Schuhe und ähnliche Gegenstände konnten nur durch wiederholtes Austrocknen am Feuer vor dem Vermo- dern geschützt werden. Es weht nämlich den größten Theil des Jahres hindurch hier, wie in allen Ländern gleicher geographischer Breite, ein anhaltender Nordostwind, auf dem Meere der Passat, südlich von der Wüste wegen seiner Hitze und Trockenheit der Harmattan genannt; im Juni aber, wo die erhitzte Luft der Wüste wie von einem Gluth- heerde emporewirbelt, entsteht eine entgegengesetzte Luftströmung aus Südwesten, welche die feuchte Seeluft über die Gebirge und Hügel- länder des Südens bis an den Rand der Wüste führt. Entsetzliche Tornados, Gewitterstürme von rasender Gewalt, kündigen dieses Umspringen des Windes und damit den Eintritt der Regenzeit an, und gleiche Stürme erheben sich, wenn gegen November der Harmattan den Regenwind wieder niederkämpft, um bis zum Juni das durch- weichte Land aufs Neue auszutrocknen. Ein dicker Dunst, wie Rauch



anzusehen, steigt von ihm auf, durch den die Sonne mattröth hindurchschimmert, die Flüsse fallen rasch, das Gras verdorrt, viele Bäume verlieren ihr Laub. Für die Menschen aber ist die trocknere Luft sehr heilsam und belebend. Park empfand das in Kamalia eben so rasch, wie früher in Pisania; beide Male verließ ihn bald nach Eintritt des Harmattan sein Fieber. Freilich veranlaßt die plötzliche Trockenheit auch leicht Augenentzündungen.

Das dürre Gras muß in Ludamar dem Vieh bis zur nächsten Regenzeit als Nahrung dienen; in Manding sah Park, wie meilenweite Strecken angezündet und abgebrannt wurden, um das Hervorkommen frischen Grases zu beschleunigen. Es war ein furchtbar schöner Anblick, in der Nacht die Feuerstreifen über Berg und Flur schreiten und den Himmel weithin röthen zu sehen. Am Tage erhoben sich Rauchsäulen in jeder Richtung; ihnen voran schwebten Raubvögel, um auf die aufgeschreckten Schlangen, Eidechsen und das kleine Wild niederzustoßen. Nach wenigen Tagen aber folgte ein neues liebliches Grün, so zuträglich für die Gesundheit wie erfreulich für das Auge.

Wie häufig der Lotusstrauch und der Butterbaum in dem ganzen von Park durchzogenen Gebiete vorkommt, ist bereits gesagt; auch Jams, Maniof und andere den westindischen Inseln eigene esbare Wurzeln finden sich vor, aber nirgends das Zuckerrohr, der Kaffee und der Cacao, ebensowenig die Ananas, Pisang und andere der köstlichen Tropenfrüchte, nur daß an der Gambiamündung, wahrscheinlich durch Portugiesen angepflanzt, Orangen und Bananen wachsen.

Alles unbebaute Land gehört dem Könige, oder in Republiken dem Staate, doch wurden den Privatleuten durch die Vorsteher auf ihren Antrag Strecken überlassen, welche durch Bebauung ihr erbliches Eigenthum werden, andernfalls aber an den König oder den Staat zurückfallen. Uebrigens ist das Land trotz seiner Fruchtbarkeit nur dünn bevölkert, namentlich an den Grenzen der verschiedenen Reiche, in den ungesunden Küstenstrichen in der Nähe der Flüsse aber fast menschenleer.

Wie alle Negervölker, welche Park kennen lernte, so sind auch insbesondere die Mandingo gutherzig, heiter, neugierig, leichtgläubig, einfach und der Schmeichelei zugänglich. Daneben halten sie unter einander strenge auf Ehrlichkeit und hassen und strafen den Diebstahl, während freilich Park öfter den Verlust glänzender Kleinigkeiten



zu bemerken hatte, welche die Standhaftigkeit der armen Neger einem Fremden gegenüber wohl auf eine zu harte Probe gesetzt hatten. Aber in wie schönem Lichte steht dagegen ihre Uneigennützigkeit und das rührende Mitgefühl, das Part in seinen Leiden bei Negern aller Stände fand, von dem mächtigen Bambarrafürsten Mansong bis zu den ärmsten Weibern herab. Ueberhaupt bewährte sich hier, was auch andere Reisende in verschiedenen Ländern gefunden haben und mit Nachdruck hervorheben. Die Frauen waren überall mitleidig und hilfsreich; mochten die Männer aus Geiz oder Glaubenshaß ihre Hülfe verweigern, nie zauderten die Frauen, dem Fremden beizustehen. Dieselbe Liebe wenden die Weiber ohne Zweifel ihren Kindern zu, und wie reichlich sie ihnen von den letzteren vergolten wird, spricht sich darin aus, daß ein Neger nicht empfindlicher gekränkt werden kann, als wenn man von seiner Mutter verächtlich redet. Schon die Sitte, mehrere Weiber zu haben, entfremdet den Kindern den Vater; leibliche Sorgfalt, die eifersüchtigste Zärtlichkeit, aber auch eine gewisse höchst achtungswerthe sittliche Einwirkung finden sie bei den Müttern. Namentlich prägen diese ihren Kindern Achtung vor der Wahrheit ein; der Leser erinnert sich jener unglücklichen Mutter, deren einziger Trost beim Sterben ihres von maurischen Räubern ermordeten Sohnes der war, daß er nie eine Lüge gesagt habe. Wie ergreifend und ermunternd muß dieses laut ausgesprochene Lob aus dem Munde der klagenden Mutter auf die anwesenden jungen Männer und Knaben gewirkt haben!

Die Negerinnen säugen ihre Kinder so lange, bis dieselben ohne Hülfe gehen können, oft sogar bis ins dritte Jahr. Dann aber überlassen sie dieselben ihrer eigenen Geschicklichkeit und hüten und hüttseln sie wenig. Die Mädchen lernen Baumwolle spinnen, Korn stampfen und helfen im Hause, die Knaben im Felde. Der Eintritt in die Reihe der Erwachsenen wird durch das Beschneidungsfest bezeichnet, bei den Kasirs sowohl wie bei den Buschrins, und die so aufgenommenen jungen Leute, jedesmal mehrere zu gleicher Zeit, sind zwei Monate hindurch von allen Arbeiten befreit. Sie ziehen dann mit einander singend und tanzend durch die nahen Städte und Dörfer, deren Einwohner eine solche Gesellschaft, Solimana genannt, gut bewirthten.

Wünscht ein junger Mann sich zu verheirathen, so befragt er



nicht seine Auserwählte, sondern deren Eltern, um festzustellen, welche Entschädigung er ihnen für die in Zukunft zu entbehrenden häuslichen Dienste des Mädchens zahlen soll. Haben sie sich über den Preis geeinigt, der gewöhnlich den Werth zweier Sklaven beträgt — sehr schöne Mädchen gelten etwas mehr — so essen sie einige Kollanüsse mit einander, und der Handel ist geschlossen. Will die Tochter nicht einwilligen, so muß sie zeitlebens Jungfrau bleiben; gäben die Eltern ihre Zustimmung zu einer anderen Heirath, so würde der Abgewiesene die Braut als seine Sklavin einfordern können.

Zu der Hochzeitsfeier wird eine Anzahl geachteter Gäste geladen und ein Widder oder Stier geschlachtet. Eine Gesellschaft älterer Frauen schmückt die Neuvermählte in einer Hütte mit dem weißen baumwollenen Brautgewande, das den ganzen Körper einhüllt, und belehrt sie über die Pflichten ihres neuen Standes, während die jungen Mädchen die Gesellschaft durch Gesänge und Tänze voll Ausgelassenheit unterhalten. Der junge Ehemann macht indeß den Wirth, schenkt den Gästen Kollanüsse, sorgt für die Bewirthung und trägt so seinen Theil zu der allgemeinen Freude bei. Nach dem Essen wird von Allen getanzt und gesungen, das junge Paar entfernt sich, und den Schluß der Feier bildet ein Tanz der Frauen um die Hütte der Neuvermählten, ohne welchen die ganze Ehe keine Geltung haben würde.

Bei den Kasirs herrscht unbeschränkte Vielweiberei, während die muhamedanischen Neger, die Buschrins, nur vier Frauen haben dürfen. Jede ist der Reihe nach Herrin des Hauses, sorgt für die Speisen und beaufsichtigt die Sklavinnen. So groß übrigens die Gewalt der Männer über ihre Frauen auch ist, so sieht man nie, daß sie dieselben roh oder grausam behandeln; auch die bei den Mauren so widerwärtig hervortretende Eifersucht kennen sie nicht und scheinen auch keinen Grund dazu zu haben. Streitigkeiten der Weiber schlichtet der Mann; eine Verurtheilung der Frau von dessen Ausspruch und Bestrafung an den Palaver oder das Gericht der verheiratheten Männer ist selten von Erfolg, und murren sie gegen die Entscheidung des Gerichtes, so macht Mumbo Djumbos Zauberstab rasch der Sache ein Ende.

Die Namen erhalten die Kinder der Mandingo oft nach dem der Verwandten, oft auch nach Zufälligkeiten. „Karfa“ war ein Ersatz für den gestorbenen Bruder, „Modi“ heißt ein guter Mensch, „Fadibba“ ein Vater der Stadt. Aehnlich bei Städten; „Sibudulu“



heißt Stadt der Eiboabäume, „Kenneyetu“ hier Speise, „Dofita“ hebe den Löffel, „Bammaku“ wasche ein Krokodil, „Karrankalla“ kein Becher zum Trinken.

Die Ceremonie, durch welche das acht Tage alte Kind den Namen erhält, wird „Dinkunli“, Kindesopfschur, genannt und ist bei Kasirs und Buschrins dieselbe. Der Schullehrer, der stets ein Buschrin ist hier als Priester auftritt, spricht zuerst ein langes Gebet über das Festgericht Dega, welches aus Maismehl und saurer Milch besteht, während jeder Anwesende seine Kalebasse mit der Rechten berührt; dann nimmt er das Kind in seine Arme, flehet den Segen Gottes auf dasselbe und die Anwesenden herab, flüstert ihm einige Sätze ins Ohr, speit ihm dreimal ins Gesicht, ruft laut seinen Namen aus und giebt es dann der Mutter zurück. Hierauf theilt der Hausvater das Festgericht in eine Anzahl Kugeln, für jeden Gast eine; giebt es einen Kranken im Dorfe, so erhält auch dieser eine Portion des Dega, welchem große Heilkraft zugeschrieben wird.

Kurze Zeit nachher wird die Haut des Kindes geritzt und tätowirt. Neben dem Eigennamen führt jeder Neger den Geschlechtsnamen oder Kontong, und läßt sich bei diesem am liebsten benennen. Auch auf die Begrüßungen, welche die Neger bei ihren Begegnungen nie vergessen, wie „Abbe\_häretto“, „Ening seni“, „Anawari“ (geht es dir wohl?), oder „Ening somo“ (guten Morgen) u. s. w. antwortet der Begrüßte stets durch den Kontong des Begrüßten, mit dem Zusatz „Marhaba“, mein Freund.

Ueber die Angelegenheiten des täglichen Verkehrs und über die Kunde des Koran, soweit der Islam gedrungen ist, geht die geistige Bildung der Neger selten hinaus. Beobachtungen über den Lauf der Gestirne sind ihnen fremd, und Parks Frage, wo wohl Nachts die Sonne bleibe, erschien ihnen als völlig kindisch. Den Verlauf der Zeit messen sie nach den Regenperioden, jedes Jahr theilen sie in Monde, die Tage zählen sie nach Sonnen, und für genauere als die allgemeinen Bestimmungen von Morgen, Mittag und Abend zeigen sie nach der Stelle des Himmels, wo zu dieser oder jener Zeit die Sonne stand. Außer den Verfinsterungen, welche sie der Zauberei zuschreiben, sind die Lichtwechsel des Mondes die einzige Himmelserscheinung, welche ihre Aufmerksamkeit erregt. Bei abnehmendem Monde wird nie eine Reise oder irgend ein wichtiges Geschäft begonnen, und der neue



Mond wird mit Gebeten begrüßt. Der Betende bedeckt dann die Augen mit den Händen und murmelt leise Dankesworte gegen Gott für die Güte, die er während des letzten Monats dem Menschen erwiesen, mit der Bitte, sie auch für den folgenden fortbauern zu lassen. Hierauf speit er in die Hände und reibt mit denselben das Gesicht.

Die Erde halten die Neger für eine unbegrenzte Ebene mit Berg und Thal und Flüssen, deren äußerste Ferne von Nacht und Nebel verhüllt sei. Auch das Meer gilt ihnen für einen breiten salzigen Fluß, an dessen entgegengesetztem Ufer in geringer Entfernung von einander zwei Länder liegen, das Land der Weißen, Tobaubodu, und das Land, wohin die Sklaven verkauft werden, Djong sang du; das letztere ist ihrer Meinung nach von menschenfressenden Riesen, Kumi, bewohnt. Ihr eigenes Land ziehen die Neger jedem anderen vor und beklagen die Menschen, welche in minder fruchtbaren Ländern und unter rauhem Klima leben müssen.

Ueber ihre Glaubensansichten reden sie nicht gern. Zwar nehmen sie ein Leben nach dem Tode an, wo den Menschen Lohn und Strafe für dieses Leben erwartet; fragt man aber, wie sie sich das jenseitige Leben denken, so weichen sie aus mit der Antwort: „Mo o mo inta allo“, darüber weiß Niemand etwas. Das Gebet halten sie für überflüssig, da Gott zu hoch über den schwachen Menschenkindern stehe, um auf ihre Bitten seinen Willen zu beugen; den untergeordneten Geistern aber, welchen er die Weltregierung anvertraut habe, glauben sie zu Zeiten Gaben darbringen zu müssen, ein weißes Huhn, das an die Zweige eines Baumes gehängt wird, einen Schlangenkopf oder nur einige Handvoll Früchte, um so deren Zorn zu besänftigen.

Die Mandingo leben nicht lange, mit vierzig Jahren kommen Runzeln und graue Haare, mit fünfzig, höchstens sechzig der Tod. Ihr Geburtsjahr bestimmen sie nach irgend einem wichtigen gleichzeitigen Ereignisse, einem Kriege, einer Plünderung u. dgl. „Tobaudo tambi sang“, das Jahr, wo der Weiße durchkam, meint Park, werde noch lange das Jahr 1796 bezeichnen. Krankheiten sind so selten, wie ihr Leben einfach und thätig. Eben so einfach sind auch die Heilmittel, Saphis u. dgl., welche in der That oft durch den Glauben Wunder wirken. Doch wenden sie bei starken Fieberanfällen auch Dampfbäder an, indem sie auf glühende Kohlen Zweige der *Raualea orientalis*, einer Art Chinarindenbaum, und obendrauf den in baumwollene Tü-



her gewickelten Kranken legen. Wiederholte Besprengung mit Wasser erzeugt reichlichen Dampf, dadurch Schweiß und meistens auch Genesung. Andere Krankheiten sind die Elephantiasis und ein anderer unheilbarer Ausatz, „Balla ju“, welcher unter scharfer und übelriechender Eiterung die Nägel, die Finger und Zehen, ja oft ganze Arme und Beine zerstört. Ferner findet man in manchen Gegenden den Guineawurm und den Kropf, beide nach der Meinung der Neger von dem Gebrauche des Brunnenwassers herrührend. Brüche und Verrenkungen werden durch geschickten Verband und kalte Bäder, Geschwüre durch Brennen mit glühenden Eisen und Aufschläge von Blättern, Schibutter oder Kuhdünger geheilt. Auch Aderlässe sind sehr beliebt, namentlich in der Nähe der Küste, wo die Neger europäische Lancetten benützen; das Schröpfen geschieht mittelst eines festaufgedrückten Büffelhornes, dessen spitzes Ende durchbohrt ist. Der Chirurg nimmt ein Stück Wachs in den Mund, saugt die Luft aus dem Horne und stopft dann durch einen geschickten Druck der Zunge das Wachs in das Loch.

Wenn ein angesehenener Mann stirbt, so versammeln sich am nächsten Abende die Freunde und Verwandten, um den Todten durch lautes Geschrei zu beklagen. Hierauf wird ein Büffel oder eine Ziege geschlachtet und gegessen, während in der Hütte des Verstorbenen oder unter seinem Lieblingsbaume das Grab gegraben wird. Gegen Einbruch der Nacht wird die Leiche, die in weiße Baumwolle gehüllt und in Matten gewickelt ist, eingescharrt und die Gruft durch Dornen gegen die Wölfe geschützt.

Daß die Neger die Musik in hohem Grade lieben, ist schon mehrfach erwähnt. Ihre Instrumente sind folgende: der Kunting, eine Art von Guitarre mit drei Saiten; der Korro und der Simbing, beides Harfen, jene mit achtzehn, diese mit sieben Saiten; der Balafu, aus zwanzig Stücken Holz von verschiedener Länge gebildet, deren Schall durch untergebundene harte Kürbisschalen verstärkt wird; der Tangtang, eine unten offene Trommel; endlich die schon oben genannte Tabala, die große Lärmtrommel. Noch giebt es kleine Flöten, Klingbogen, Elephantenzähne und Glöckchen; eine nie fehlende Begleitung des Tanzes und Gesanges ist das Händeklatschen.

Die Sänger sind bei allen Negern beliebt und zahlreich. Eine Art derselben heißt Djillikis und ist in jedem Dorfe zu finden. Sie singen das Lob eines Jeden, der sie bewirthe, verherrlichen aber auch



geschichtliche Ereignisse durch ihre Lieder und begleiten die Krieger ins Feld. Eine andere Art von Sängern sind die begeisterten Muhamedaner, welche mit Lob- und Dankgesängen gegen Allah von Ort zu Ort wandern und überall gastliche Aufnahme finden.

Die gebräuchlichste Nahrung der Neger, wie sie Park kennen lernte, ist Morgens eine mit Tamarindensaft gesäuerte Mehlsuppe, um zwei Uhr ein Pudding mit Schibutter, und gegen Mitternacht die Hauptmahlzeit, Kuskus mit etwas Fleisch oder Schibutter vermischt. Man ißt nur mit der rechten Hand. Bier oder Meth trinken nur die Kafir, oft im Uebermaß; Tabakrauchen und Schnupfen ist allgemein. Die größte Leckerei ist das Salz, welches in manchen Gegenden kaum zu haben ist; „er kann Salz essen“ wird sprichwörtlich gesagt, um einen Reichen zu bezeichnen. Kinder lecken Salz, wie in Europa Zucker, und wirklich wird bei dem Uebermaß von Pflanzenkost das Bedürfniß nach Salz oft unwiderstehlich.

Man nennt oft die Neger träge. Dies ist ein grundloses Vorurtheil. So viel sie gebrauchen, verschaffen sie sich leicht durch Arbeit, aber mehr zu erwerben wäre zwecklos, da es keine Art der Verwendung für größere Vorräthe von Lebensmitteln giebt. In der Regenzeit treiben sie Feldarbeit, außerdem Fischerei und Jagd, jene mit Körben und Netzen, diese mit Bogen und Pfeilen, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit handhaben. Nur im Kriege werden vergiftete Pfeile gebraucht.

Die Verarbeitung der Baumwolle geschieht durch beide Geschlechter. Die Frauen richten dieselbe zu und spinnen sie mittelst einer Spindel zu einem zwar nicht feinen, aber sehr festen Faden, und es ist nichts seltenes, daß eine Frau das Garn zu sechs bis neun Kleidern in einem Jahre spinnt, also nach dortigem Preise neun bis zwölf Minkalli in Gold, d. h. gegen sechs Pfd. Sterl. oder vierzig Thaler verdient. Das Weben geschieht durch die Männer auf Webestühlen, die den europäischen gleichen, nur schmaler sind und wegen der Dicke des Fadens ein größeres Schiff haben. Die Weiber haben wieder die Arbeit des Färbens. Zu diesem Zwecke zerstampfen sie die Indigoblätter, gießen eine Lauge von Holzasche darüber und tauchen das Gewebe hinein. Hierdurch erhält das letztere ein dauerhaftes etwas ins Purpurfarbene spielendes Blau und steht dem schönsten indischen oder europäischen Blau nicht nach. Zum Nähen der zuge-



geschnittenen Stoffe gebrauchen die Neger selbstgefertigte Nadeln. Uebrigens versteht jeder Sklave die Weberei und jedes Kind das Nähen.

Eigentliche Handwerker sind nur die Lederarbeiter und die Eisenschmiede. Jene sind auf einer steten Wanderschaft und verweilen an jedem Orte nur so lange, wie sie dort Häute zu gerben finden. Dies geschieht, indem sie die Haut in eine Lauge von Holzasche legen, bis die Haare sich ausgelöst haben, und sie dann mit den zerstampften Blättern des Gu-Baumes beizen. Um die Haut geschmeidig zu machen, reiben sie dieselbe zwischen den Händen und klopfen sie auf einem Steine. Aus den Rindshäuten werden Sandalen geschnitten, die Schaf- und Ziegenhäute dagegen dienen zu Ueberzügen für Köcher, zu Futteralen für Saphis, zu Scheiden für Messer und Schwerter, zu Gürteln, Taschen und allerlei Verzierungen und werden gewöhnlich roth gefärbt mit einem Pulver von gestoßenen Hirsfestengeln oder gelb mit dem Absud einer Pflanzenwurzel.

Nicht so zahlreich, aber nicht minder kunstreich sind die Eisenarbeiter, welche im Innern, wo das europäische Eisen nicht zu haben ist, in folgender Weise die Erze behandeln. Ein Ofen aus Lehm von zehn Fuß Höhe und drei Fuß Durchmesser, der Hitze wegen mit Bast und biegsamen Zweigen umwunden, hat auf seinem Grunde eine Vertiefung und über derselben zu gleicher Höhe mit dem Erdboden einen Kranz von Löchern mit Thonröhren für den Luftzug. Er wird zugereicht, indem zu unterst eine Lage trockenen Holzes gelegt wird, auf dieselbe eine Schicht Holzkohlen, dann eine Schicht Rotheisenstein in eigroßen Stücken, dann weiter abwechselnd Kohlen und Eisenstein, bis der Ofen gefüllt ist. Durch eine der Röhren wird Feuer an das Holz gebracht und mit Blasebälgen von Ziegenhaut angefacht. In wenigen Stunden schlägt die Flamme oben heraus, doch dauert es immer drei Tage, bis das geschmolzene Metall sich auf dem Grunde gesammelt hat. Indes werden oben Kohlen nachgeschüttet, unten mehr Windröhren geöffnet, um die Hitze nicht abnehmen zu lassen, während über dem Ofen eine bläuliche Flamme erscheint. Am vierten Tage bricht man den Ofen so weit los, daß man die erkaltete Eisenmasse hervorholen kann. Dieselbe enthält dann noch manche Kohlenstücke und ist nur zum Theil brauchbar, giebt aber beim Zerschlagen einen hellen Klang und hat eine körnige Bruchfläche, wie der Stahl. Um geschmiedet werden zu können, muß solches Eisen vor zwei Blasebäl-



gen noch bedeutend durchgearbeitet werden, doch werden sehr gute Messer, Scheeren u. s. w. geliefert. Die Werkzeuge sind äußerst einfach, aber die Schmiede um so geschickter. Auch Gold pflegen dieselben zu verarbeiten, das sie mit einer aus Maisstengeln gewonnenen scharfen Lauge behandeln. Sie ziehen es zu feinem Drath aus und verfertigen sehr zierliche Schmucksachen daraus.

Alle solche Arbeiten, seien es die allgemeinen oder die der Handwerker, vollbringt der Herr mit seinen Claven; gemiethete freie Gehülften kennt man nicht. Dafür ist die Zahl der Claven verhältnißmäßig sehr groß, etwa dreifach wie die der Freien. Die Behandlung der Hausclaven richtet sich nach dem Charakter des Herrn, doch ist ihre Stellung nicht schlimmer wie die des Hausgesindes anderswo. Völlig schutzlos aber sind die fremden Claven, die denn auch härter behandelt und nach Gefallen verkauft werden können. Bei den Hausclaven darf das nur zur Zeit einer Hungersnoth geschehen. Zu jener härteren Claverei führt gewöhnlich die Kriegsgefangenschaft; doch ist auch das meist nur bei geborenen Claven der Fall, die den größeren Bestandtheil der Heere bilden und als Fußvolf ihr Gepäck selbst tragen müssen. Diese werden leicht zu Gefangenen gemacht und dann an Elatis verkauft; freie Männer werden gewöhnlich gegen je zwei Claven ausgelöst, und gelten auch nicht für so brauchbar wie die hartgewöhnten und fügsamen Hausclaven. Die Veranlassung zu einem Kriege pflegt bei so vielen kleinen einzeln neben einander wohnenden Völkerschaften nur eine geringfügige zu sein. Ein paar gestohlene Ochsen sind hinreichender Grund, daß Städte und Dörfer verwüstet und Tausende ihrer Einwohner hingemordet oder nach der Küste geschleppt werden. Es fällt alsdann entweder der eine Stamm dem anderen nach vorheriger Ankündigung ins Land und kehrt mit der gewonnenen Beute rasch zurück, oder es finden zwischen feindlichen Nachbarn plötzliche Ueberrumpelungen statt, ja oft bloße Handstreichs Einzelner, die sich von Angehörigen des benachbarten Reiches gekränkt glauben. Was dann dem Angreifer in die Hände fällt, verliert das Leben oder die Freiheit. Eine andere Ursache der Claverei ist die Verarmung, indem der Arme sich entweder, um sein Leben zu fristen, freiwillig zum Claven anbietet, oder wegen Zahlungsunfähigkeit von dem Gläubiger verkauft wird. Ist ein Schuldner nicht zu finden, so muß ein Verwandter, ja irgend ein Landsmann desselben, dessen der



Gläubiger habhaft werden kann, bis zu dessen Auslieferung als Pfand dienen. Endlich dient die Slaverei auch als Strafe für schwere Verbrechen, indem der Schuldige Eigenthum des Verletzten wird. Es ist etwas Gewöhnliches, daß Slaven sich durch die Flucht befreien, besonders die in Gebirgsgegenden geborenen, welche mehr als die aus der Ebene ihre Heimath lieben. Man verkauft diese daher gern nach immer weiter entfernten Orten, und sie steigen von Markt zu Markt im Preise.

Nach allen Erkundigungen, welche Park einzog, schien ihm die Slaverei bei den Negern älter als der Islam, und mit den gesammten gesellschaftlichen Verhältnissen in dem Grade verwachsen, daß sich nur sehr schwer derselben ein Ende machen ließe, während die Abschaffung für eine Besserung der inneren Zustände keinen wesentlichen Erfolg verheißte. Erst nach Parks Zeit fand in England und in Europa überhaupt ein höherer Maßstab auch für die Beurtheilung der Slaverei Geltung und allgemeine Anerkennung, nämlich der der mißachteten Menschenwürde, während Park in seinem Urtheile wohl nur von der Rücksicht auf die augenblicklichen Zustände in Afrika geleitet wurde.

Neben den Slaven ist Gold und Elfenbein Hauptgegenstand des Handels für alle die Negerreiche, mit denen Park bekannt wurde. Das Gold wird in beträchtlicher Menge nicht nur in steinigten, sondern auch in den fruchtbareren und schöneren Landstrichen gefunden, so namentlich in Manding und Djallonkadu, und lockt ausländische Salz Händler aus fernen Gegenden auf die Salzmärkte der Mandingo; Mauren kommen mit Stein Salz aus der Sahara und Neger mit See Salz aus dem Westen vom Rio grande.

In Manding hat man bisher nur Goldstaub und Körner gefunden, letztere bis zu der Dicke einer Erbse. Entweder werden sie aus dem kiesigen Sande der Flüsse gesucht, oder aus dem Lehm Boden ausgewaschen, welcher auf weite Strecken hin mit Goldstaub untermischt ist. Anstatt aber in den Bergen nach Goldadern zu suchen, von denen die Körner durch Flüsse und Regengüsse abgeschwemmt sind, durchsuchen die Neger alljährlich dieselben Fundplätze, die sich doch allmählig erschöpfen müssen. Nur durch tieferes Eindringen in den Lehm suchen sie reichere Ausbeute zu erhalten, indem sie Brunnen graben, bis sie eine röthliche Schicht mit schwarzen Flecken finden, welche für die goldhaltigste gilt. Das Waschen geschieht durch die Weiber, und



zwar meistens in den Dörfern. Die Männer bringen den goldhaltigen Lehm in Kalebassen mit nach Hause, die Frauen schütteln denselben in kleineren Portionen mit Wasser um, gießen das lehmige Wasser ab, untersuchen den schweren Bodensatz und finden mit großer Sicherheit die feinsten Goldkörnchen heraus. Man bewahrt den Goldstaub in Federtielen, welche die Weiber sodann mit Baumwolle verschließen und in die Haare stecken. Im Ganzen darf man annehmen, daß Jemand durch fleißiges Suchen in geeignetem Boden im Laufe einer einzigen trockenen Jahreszeit Gold bis zum Werthe von zwei Sklaven sammeln kann.

Ein Theil des Goldes wird verarbeitet, ein anderer Theil geht für das eingeführte Salz aus dem Lande. Plump und geschmacklos sind die Schmuckfachen, welche für die Weiber gearbeitet werden, besonders die Ohrringe, welche wegen ihrer Schwere gewöhnlich einen Streifen von rothem Leder zur Unterlage erhalten, der vom Scheitel bis unter beide Ohren hinabreicht. Geschmackvoller sind dagegen die Halsbänder, in welchen Glascorallen und Goldplatten abwechseln. Eine reiche Negerin in vollem Fuß trägt oft bis zu 60 Pfd. Sterl. Werth an Golde mit sich.

Während der fünf Monate, die Park zu Kamalia zubrachte, belief sich der Werth des gegen Salz von da ausgeführten Goldes auf fast 200 Pfd. Sterl.; welche Summen mögen auf den größeren, besonders den nördlichen Salzmärkten umgesetzt werden!

Die Salztafeln, deren vier eine Eselslast bilden, sind etwa  $2\frac{1}{2}$  Fuß lang, 14 Zoll breit und 2 Zoll dick und kosten ungefähr 2 Pfd. Sterl., also der Kubizoll etwa 5—6 Pfennige nach deutschem Gelde. Die Rückfrachten bestehen aus Sklaven, von denen die besten mit 9—12 Minkallis bezahlt werden, d. h. mit 5—6 Pfd. Sterl. oder fast 40 Thaler. Eben so viel kosteten drei europäische Flinten; für einen Minkalli erhielt man 18 Flintensteine, 48 Blätter Tabak, 20 Schuß Pulver oder einen Hirschfänger.

Für kleinere Gewichte dient eine schwarze Bohne, Lilitissi, deren sechs einen Minkalli aufwiegen. Jeder Neger, der zu Markte geht, trägt seine Bohne bei sich, um das gelöste Gold damit zu wägen. Gewöhnliche Lebensmittel für einen Tag kosten etwa einen Lilitissi oder einen halben Thaler, eben so viel ein junges Huhn; ein Schaf



kostet einen halben Minkalli, ein Ochse einen, ein Pferd zehn bis sieben-zehn Minkallis.

Mehr als über die Liebe der Europäer zum Golde wundern sich die Neger über deren Verlangen nach Elephantenzähnen. Wie kann man Schiffe bauen und weite Reisen machen, sagen sie, um einen Stoff für Messerhefte oder Kämme zu erhalten, wozu doch das Holz gut genug ist! Doch hat durch den Elfenbeinhandel die Zahl der Elephanten an den Küstenländern, wo Feuerwaffen häufig sind, schon merklich abgenommen. Sehr zahlreich sind sie dagegen im Innern, wo sie allerdings nie eingefangen, sondern nur um der Zähne willen von den Negern, welche Flinten besitzen, gejagt werden. Gewöhnlich gehen vier oder fünf Jäger zusammen in die Wälder, mit Maismehl für fünf bis sechs Tage versehen, und forschen nach den frischen Spuren der Elephanten. Sehen sie eine Heerde, so folgen sie derselben so lange, bis ein einzelner, von den andern getrennt, ihnen schußgerecht wird. Nun feuern Alle zu gleicher Zeit und werfen sich gleich nach dem Schusse mit dem Gesichte nach unten auf den Boden. Das verwundete Thier läuft wüthend im Walde umher, um seine Feinde aufzusuchen, und giebt bald, von Blutverlust erschöpft und müde, den Jägern Gelegenheit, durch eine zweite Salve seinem Leben ein Ende zu machen. Das beste Fleisch wird in Streifen herausgeschnitten und an der Sonne getrocknet; die Zähne hauen die Jäger mit ihren kleinen Handbeilen aus, welche sie zum Fällen von Honigbäumen immer bei sich tragen.

Außer den so erbeuteten Zähnen, welche die Jäger gegen Schießbedarf an die umherziehenden Händler verkaufen, bringen die Letzteren auch viele zerbrochene Zähne an die Küste. Diese werden häufig in den Wäldern gefunden, wo die Elephanten es lieben, ganze Büsche und Gesträuche mit den Zähnen auszuheben, um deren zarte, saftreiche Wurzeln zu fressen, und sich dabei oft die gewaltigen Hauer abbrechen. Im Durchschnitt gilt das Pfund Elfenbein einen Stab europäischer Waaren, welcher, wie früher gesagt ist, etwa zwei Schillinge oder zwanzig Groschen werth ist.

Außer Sklaven, Gold und Elfenbein gelangen auch Häute, Honig und Wachs, Gummi und Farbhölzer zur Ausfuhr; Indigo, Tabak und Baumwolle bauen die Neger nur für ihren eigenen Bedarf, doch könnte bei lebhafterem Verkehr und der richtigen



Anleitung das Land diese Producte in reichster Fülle liefern. — Den größten Theil dieser Aufschlüsse über das Leben und Treiben der Neger auf den Terrassenländern des Westjudan verdankte Park, wie gesagt, dem Schullehrer von Kamalia, Fankuma, einem liebenswürdigen sanften Manne, der zwar Muhamedaner war, aber nichts Unduldsames in seinem Wesen hatte. Er unterrichtete die Jugend des Dorfes vorzüglich sich zur Freude, am Tage die Mädchen, frühmorgens und nach Sonnenuntergang bei einem hellflackernden Feuer die Knaben. Am Tage mußten die Letzteren wie eine Art Hausclaven für ihn arbeiten, Mais pflanzen, Holz tragen u. dgl. Unter den Büchern des Fankuma sah Park außer dem Koran und verschiedenen Erläuterungsschriften zu demselben auch die fünf Bücher Moses, die Psalmen und das Buch des Propheten Jesaias in arabischer Sprache, aber ohne Zweifel mit eingeschobenen Sätzen untermischt, denn er erkannte den Namen des Propheten Muhamed an vielen Stellen. Auf diese Weise werden also die Neger mit manchen der anziehendsten Erzählungen des alten Testaments bekannt, mit der Geschichte der ersten Menschen, dem Tode Abels, der Sündfluth, dem Leben der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob, der Geschichte von Joseph und seinen Brüdern, den Thaten des Moses, David und Salomon. Verschiedene Neger erzählten das Alles dem Reisenden in der Mandingosprache und waren hoch erstaunt, daß auch er von diesen Dingen wußte. Denn so hohe Begriffe die Neger von der Macht und dem Reichthum der Europäer haben, so gering denken sie von deren Bekanntschaft mit Gegenständen des Glaubens, halten sie vielmehr für ein Geschlecht furchtbarer, aber unwissender Heiden.

Wenn die Schüler eines Mandingolehrers ihren Koran durchgelesen und eine gewisse Anzahl von Gebeten auswendig gelernt haben, so ordnet der Lehrer ein Fest an, um die Knaben öffentlich zu prüfen und prüfen zu lassen. Park wohnte drei solchen Prüfungen bei und war überrascht durch die klaren und verständigen Antworten, welche die Schüler auf die Fragen der versammelten Buschrins gaben. Wenn die Letzteren sich von den Kenntnissen und Anlagen eines Schülers hinlänglich überzeugt hatten, so mußte dieser die letzte Seite des Koran laut vorlesen. Hierauf führte der Knabe das Buch an die Stirne und rief Amen, worauf die Buschrins sich erhoben, ihm herzlich die Hand drückten und auch ihn als Buschrin begrüßten.



Nach einer solchen Prüfung bleibt aber der Jüngling Hausclave des Lehrers, bis der Vater ihn durch einen Sklaven oder die entsprechende Menge Goldes ausgelöst hat; ist der Vater zu arm, so muß der Sohn so lange als Sklave des Lehrers arbeiten, bis er die Lösesumme verdient hat. Man sieht, welch' ein weiter Unterschied besteht zwischen der inländischen Sklaverei der Neger und dem Loose der schwarzen Sklaven in Amerika; den Uebergang zwischen beiden Verhältnissen bilden die kriegsgefangenen Sklaven in Afrika, welche meistens durch Slatis an die Küste geführt werden.

In ihrem Vaterlande dagegen verwischt sich fast der Unterschied zwischen Hausclaven und freien Negern, indem die letzteren sich freiwillig um ihrer Ausbildung willen in zeitweilige Sklaverei begeben.

Am 24. Jan. 1797 kam Karfa mit dreizehn neu eingekauften Sklaven nach Kamalia zurück und brachte auch eine junge Negerin mit, die er in Kankaba, einem großen Marktforte am Niger, von ihren Eltern für drei Sklaven erster Güte eingehandelt hatte und die jetzt seine vierte Frau wurde. Sie wurde von den drei anderen Frauen freundlich willkommen geheißen und in ihre zu ihrer Aufnahme neu angestrichene Hütte geführt.

Da Parks Kleider völlig abgenützt und durchlöchert waren, so erhielt er einen neuen Anzug, Oberkleid und weite Hosen von Karfa geschenkt, der über seinen Handel sehr erfreut schien. Desto niedergeschlagener waren seine Sklaven, sämmtlich Kriegsgefangene, welche eine dunkle Ahnung hatten von dem Schicksale, das ihnen bevorstand. Sie betrachteten Park mit Abscheu und sprachen ihren Argwohn aus, daß auch er ein Menschenfresser sei, stellten aber doch viele Fragen an ihn. Namentlich verlangten sie zu wissen, was aus den Sklaven werde, wenn man sie über das salzige Wasser geführt habe. Die Antwort, daß man sie zur Feldarbeit verwende, wollten sie nicht gelten lassen, und einer fragte, indem er den Boden mit der Hand berührte: „Habt ihr denn wirklich solche Erde wie diese, auf die man den Fuß setzen kann?“ Die Furcht, in Amerika von den Weißen geschlachtet und gegessen zu werden, ist so allgemein, daß die Sklaven auf dem Transporte nach der Küste streng bewacht und hart gefesselt werden müssen, um nicht zu entfliehen. Es werden je zwei aneinander geschmiedet, der rechte Fuß des einen an den linken Fuß des andern, und je zwei Paar durch einen aus Lederstreifen geflochtenen



Halsstrick zusammengebunden. In der Nacht werden jedem Sklaven Handschellen angelegt, oder auch an den Halsring von Eisen eine leichte eiserne Kette befestigt. Hat ein Sklave sich schon einen Fluchtversuch zu Schulden kommen lassen, so wird ihm ein Holzblock von drei Fuß Länge an das Bein geschmiedet. Trotzdem gelang es einem der dreizehn Sklaven Karfas, mit einem Messer die Ringe der Ketten zu lösen und zu entweichen.

Da sich über allerlei unwichtigen Hindernissen die Abreise der Slati, welche nach dem Gambia zu gehen beabsichtigten, bis gegen Ende Februar verzögert hatte, so beschlossen sie, nun auch den Fastenmonat, den Rhamadan, in Kamalia zuzubringen. Ueberhaupt kennen die Neger den Werth der Zeit wenig und verschieben die wichtigsten Geschäfte ohne Noth, während sie sich harmlos vergnügen.

Um den Buschrins zu zeigen, daß er auch ihre Ueberzeugungen achte, fastete Park freiwillig drei Tage mit ihnen, und das reichte hin, um ihn vor dem Schimpfnamen Kasir zu beschützen. Jeden Morgen fand in Karfas Hause die gemeinsame Andacht der Slati statt, wobei der Schullehrer aus einem Buche vorlas, und am Abende hielten die Negerfrauen muhamedanischen Glaubens ihr gemeinschaftliches Gebet. Ihre weißen Kleider und der Anstand bei den vorgeschriebenen Kniebeugungen machten den wohlthuendsten Eindruck und bildeten einen vortheilhaften Gegensatz gegen die plumpe Frömmerei der Mauren, welche Park vor einem Jahre beobachtet hatte.

Nachdem am letzten Tage der Fasten die ersuchte neue Mondesfichel erschienen und von den versammelten Buschrins mit Händeklatschen, Trommeln und Flintenschüssen bewillkommt worden war, wurde am 19. April vor Karfas Hause die Kasla oder Sklavenkaravane gebildet. Sie bestand aus siebenundzwanzig Sklaven, welche dem Karfa und vier anderen Slati gehörten, und vierzehn freien Schwarzen, deren jeder von einer oder zwei Frauen und einigen Hausklaven begleitet war, so daß die Gesamtzahl der Karavane dreiundsiebenzig Personen betrug. Der Schullehrer, der nach seinem Geburtslande Woradu zurückkehrte, hatte acht seiner Schüler bei sich. Zu den Freien gehörten sechs Djillakis oder Sänger, welche viel zur Erheiterung und zur guten Aufnahme unterwegs beitrugen.

Eine Anzahl von Freunden und Verwandten, welche die Karavane begleiteten, sagten ihren Angehörigen unter Thränen Lebewohl



und eilten nach einer auf der nächsten Anhöhe begangenen religiösen Abschiedsfeierlichkeit nach Kamalia zurück, während die Karavane sich westwärts wandte. Der erste Theil des Weges wurde ohne Schwierigkeit zurückgelegt, und am Morgen des 21. April betraten sie die Wälder von Worumbang, dem Grenzdorfe von Manding gegen das fast unbewohnte und unangebaute Gebiet der Djallonka, Djallonka-du. Um Lebensmittel zu sparen, wurde beschlossen, einen kleinen Umweg über die eine Tagereise entfernte Stadt Kinykaturo nicht zu scheuen; mehr laufend als gehend kamen sie zu dem Kokoroflusse, der jetzt sehr seicht war, durchwateten diesen und einige kleinere Zuflüsse und sahen die Stadt gegen Abend vor sich liegen, mitten in einer großen wohlangebauten Ebene, im Viereck gebaut und von Mauern umgeben. Da zwei Slavinnen trotz der grausamsten Peitschenhiebe vor Unwohlsein nicht weiter zu gehen vermochten und durch Erbrechen verriethen, daß sie, wohl um sich krank zu machen, Leherbe gegessen hatten, so sah sich ihr Besitzer genöthigt, sie unter Bewachung zurück zu lassen und am andern Tage ganz mit ihnen umzukehren. Die Karavane zog indeß in feierlicher Ordnung in Kinykaturo ein, voran die sechs Sänger, dann die freien Männer, hierauf die Slaven, aber so, daß hinter jedem Doppelpaare derselben ein Wächter ging, dann die Hausclaven, endlich die Weiber. Karfa hatte dies so angeordnet in der richtigen Voraussicht, daß die Gastfreundlichkeit der Einwohner durch den Zug und durch die Vorträge der Sänger eine wohlthätige Anregung erhalten würde. Nachdem die am Bentang versammelte Bürgerschaft aus dem Munde der Sänger die Erlebnisse der Karavane seit der Abreise von Kamalia, und zwar in umgekehrter Ordnung, in Kinykaturo anfangend, mit großer Theilnahme vernommen hatten, nahm jeder seinen Gast mit nach Hause, auch die Slaven nicht ausgeschlossen, die Sänger aber wurden von dem Häuptlinge der Stadt besonders beschenkt. Erst am andern Mittage setzte die Karavane ihren Weg fort.

Unterwegs zeigten sich mehrere Dörfer, welche von den benachbarten Fulah bei ihren letzten Einfällen in das Gebiet der Djallonka ausgebrannt worden waren; nur die Lehmmauern der Hütten standen noch, waren aber von der Hitze roth gebrannt und wie verglast. Die Einwohner eines andern Dorfes waren beschäftigt, sich neu anzubauen, und zwar auf einem Felsen über einem jähen Abgrunde.



Auf dem Wege vor der Stadt waren mehrere Haufen von Felsblöcken aufgeschichtet, um bei einem etwaigen Angriffe auf die Fula herabgerollt zu werden.

Der Fluß Wonda, der erste in der Djallonkawildniß, war etwas breiter als der Koforo und so fischreich, daß das Wasser davon trübe erschien und nach den Fischen schmeckte und roch. In bestimmter Ordnung ging der Zug weiter, die Wegweiser und Knaben voran, die Frauen und Sklaven in der Mitte und die Stalits hinten. Das Land war waldig, aber sehr schön, in reizender Abwechslung von Thälern und Hügeln, und überreich an Rebhühnern, Perlhühnern und Hirschen. Gegen Abend, als die Karavane an dem romantischen Flusse Comeisfang ruhte, erquickte sich Park durch ein kühles Bad, nachdem die Hitze des Tages — die Sonne brannte wieder senkrecht auf das Land herab — ihm Hals und Arme mit Blasen bedeckt hatte. Drei Viertelstunden weiter nach Westen schlugen sie ihr Nachtlager bei helllodern den Feuern auf und ruhten nach einem starken Tagemarsche von fast sieben deutschen Meilen auf den aus Baumzweigen bereiteten Lagern bis zum Morgen, freilich oft gestört durch das Brüllen wilder Thiere und die kleinen braunen Ameisen. Nach einem Morgengebete und einem Frühstücke von Grüze ging es weiter durch eine wilde und felsige Gegend, wo Parks Füße auf den Steinen bald wund wurden; doch waren die Andern nicht besser daran und er konnte wohl hoffen, mit ihnen Schritt zu halten. Uebel erging es einer von Karsas Sklavinnen, welche Rili hieß. Schon am Morgen hatte sie nichts genießen können, jetzt wurde sie, da sie über heftige Schmerzen in den Beinen klagte, an die Spitze des Zuges gestellt, um nur nicht zurück zu bleiben; aber ein unerwartetes Ereigniß raubte ihr die letzten Kräfte. Bei der Mittagsrast nämlich fanden einige der Schwarzen an einem Bache einen Baum mit wilden Bienen und fingen sogleich an, den Honig herauszuholen. Plötzlich brauste ein ungeheurer Schwarm Bienen hervor und stürzte sich auf die Karavane mit einer solchen Wuth, daß Menschen und Thiere wild auseinanderstoben. Als die Bienen endlich ihre Rache gekühlt hatten, sammelten sich die Reisenden wieder und es zeigte sich, daß Park allein nicht zerstoßen war, alle Andern hatten heftige und zahlreiche Stiche, und die arme Rili war nicht wieder erschienen. Nach langem Suchen, während das in Brand gesetzte Gras durch Rauch und Hitze die Bienen verschreckte, wurde



sie am Ufer des Baches gefunden, wo sie ganz erschöpft niedergefunken war. Ihr Körper war furchtbar zerstoßen und sie erklärte, daß sie lieber sterben als noch einen Schritt weiter gehen wolle.

Noch einmal wurde sie durch furchtbare Peitschenhiebe in Gang gebracht, schleppte sich einige Stunden weiter, machte dann einen Versuch zu entlaufen, sank aber sogleich kraftlos in das Gras. Da erneuerte Züchtigungen mit der Peitsche jetzt ohne Wirkung blieben, so wurde sie auf einen Esel gesetzt; aber weil sie sich nicht aufrecht hielt, so ging das Thier nicht vorwärts. Endlich wurde sie auf eine durch die Sclavis aus Bambusrohr zusammengeflochtene Tragbahre gelegt, mit Bast festgebunden und durch zwei Sclaven bis zu dem für die Nacht ausgewählten Lagerplatze getragen.

Im Allgemeinen verrieth sich große Entmuthigung und Erschöpfung unter den Sclaven; einige von ihnen schnellten mit den Fingern, was bei den Negern das sicherste Zeichen der Verzweiflung ist. Sie wurden deshalb für die Nacht um so fester gefesselt. Am Morgen schienen sie beruhigt, nur die unglückliche Nili klagte, als sie geweckt wurde, über Schmerz in allen Gliedern und war so steif, daß sie weder stehen noch gehen konnte. Sie ließ sich wie eine Leiche auf den Esel heben, sank aber gleich auf dessen Hals nieder. Zwar band man ihre Hände unter dem Halse und ihre Füße unter dem Bauche des Thieres mit Bast zusammen, aber sie rutschte an der Seite hinab und verletzte sich schwer an einem Beine. Da so jeder Versuch, sie fortzuschaffen, fehlschlug, so schrie die ganze Karavane: „Kang-tegi, kang-tegi!“ (Schneidet ihr den Hals ab!). Park eilte, um eine solche Scene nicht mitanzusehen zu müssen, an die Spitze der Karavane und erfuhr bald darauf von einem der Hausclaven Karfas, der Nilis Kleid auf der Spitze seines Bogens trug, daß sich zwar Karfa dem Willen der Andern widersetzt hatte, das arme Geschöpf aber nackt auf die Straße geworfen worden war, wo sie ohne Zweifel bald umkam. Die Gesellschaft hatte zwar ihren Tod gefordert, doch waren alle tief erschüttert und der Schullehrer fastete den ganzen folgenden Tag.

In düstrem Schweigen, aber hastig und mit größter Kraftanstrengung zog nun die Karavane weiter und kam bald über den nicht unbedeutenden Fluß Furtuma, einen Zufluß des Kotoroflusses. Gegen Mittag zeigte sich eine starke Elephantenherde, welche aber die Reisenden kaum beachtete. Nach einem Tagemarsche von sechs bis sieben



Meilen ward an einem kleinen Flützchen das Nachtquartier aufgeschlagen. Am größten war die Anstrengung des Weges am 26. April, wo der Felsenberg Boki-Koro mit einem Zeitaufwande von 3 Stunden überstiegen wurde. Nun waren die Reisenden in dem Gebiete des Basing, des größten unter den Nebenflüssen des Senegal.

An einem Kreuzwege fanden sich zahlreiche Spuren von Pferdehufen; die Elatis erkannten darin den Beweis, daß kürzlich eine Schaar Räuber des Weges gezogen war, und um denselben bei deren Rückkehr nicht in die Hände zu fallen, mußte die Karavane sich auflösen und Alle einzeln durch das Gestrüpp schleichen, bis sie sich an dem vorbestimmten Rastorte für die Nacht, dem Brunnen Gullong Qui, (Quelle des weißen Sandes) wiederfanden. Erst am nächsten Tage gegen vier Uhr Nachmittags erreichte die Karavane die ersten menschlichen Wohnungen, nachdem sie fünf Tage vorher Kinykaturo verlassen und einen Weg von fünf und zwanzig Meilen zurückgelegt hatte.

Da die Bewohner derselben kein Korn mehr hatten und sich bis zur Ernte, vier Wochen lang, von dem gelben Mehl der Nittamimose ernähren mußten, so bewirthete Karfa dieselben am Abende mit Kuskus, erntete aber für diese Freigebigkeit üblen Lohn. In der Nacht nämlich stahlen einige der Gäste einen der Schüler, der unter dem Bentangbaume schlief, und schleppten ihn in den Wald. Glücklicherweise gaben sie ihn zurück, da sie hörten, daß er dem Schullehrer gehöre, dessen Wohnort nur drei Tagereisen von dort entfernt war, beraubten ihn jedoch vorher seiner Kleider.

Bei der Stadt Manna in der Nähe des Basing oder schwarzen Flusses sah Park die Einwohner mit dem Einsammeln der Nittamimose beschäftigt; dieselben sind lange schmale Hülsen mit wenigen Samentörnern, welche in ein glänzend gelbes süßliches Mehl eingehüllt sind. Allein genossen ist dies Mehl schleimig und zähe, aber mit Milch oder Wasser gemischt liefert es eine wohlschmeckende und gesunde Speise.

Die Einwohner von Manna gehören zu dem Stamme der Djalonka, welche eine der der Mandingo ähnliche Sprache reden und in gleicher Weise wie diese von einer Menge unter sich wenig einiger Häuptlinge beherrscht werden. Der Häuptling von Manna gab den Reisenden das Geleite bis zum Flusse und verließ sie an der Brücke. Letztere war von seltsamer Bauart. Der Fluß hat eine sehr schwache



Strömung und so geringe Breite, daß zwei an den Spitzen verbundene Bäume von einem Ufer zum andern reichen. Man hatte daher mehrere Paar so verbundener Bäume derart über den Fluß gelegt, daß die Wurzeln fest auf dem felsigen Ufer auflagen und die Gipfel auf dem Wasser schwammen, die neben einander liegenden Stämme dann mit trockenen Bambusstäben bedeckt und so eine schwimmende Brücke mit abschüssigen Auffahrten gebildet. Zwar wird die Brücke in jeder Regenzeit durch das Anschwellen des Stromes mit fortgerissen, doch stellen die Bewohner von Manna sie schnell wieder her, um von den Reisenden ihren geringen Zoll einzufordern.

In der stärker bevölkerten Gegend erhöhte sich die Gefahr, von räuberischen Horden überfallen zu werden. In der That gelangte das Gerücht zu den Reisenden, daß zweihundert Djallonkas ihnen auf-lauerten. Vorsichtig machten sie daher einen Umweg und gingen die ganze Nacht hindurch, bis sie nach Koba kamen, einem kleinen Djallonkadorfe, wo sie für Glascorallen eine Menge Erdnüsse eintauschten und so viele Bewaffnete mieteten, wie zum Schutz gegen die Räuber nöthig schienen. So überstiegen sie, zwar gesichert, aber unter den größten Beschwerden und fast ohne Nahrung zu sich zu nehmen den hohen felsigen Gebirgsrücken, der die westliche Grenze des Basinggebietes bildet. Von Lingikotta aus, einem Dörfchen der Landschaft Woradu, sandte der Schullehrer einen Boten voraus nach Malakotta, seinem Geburtsorte, um dort für Alle eine gute Aufnahme vor-zubereiten. Bald kehrte der Bote zurück, von dem Bruder des Lehrers begleitet, und es war wahrhaft rührend zu sehen, wie die beiden lang-getrennten Brüder einander begrüßten. Sie umarmten sich und waren lange vor innerer Bewegung sprachlos. Als der Lehrer endlich Worte fand, zog er seinen Bruder zu Karfa Taura hin und sagte: „Dies ist der Mann, der in Manding mein Vater war. Ich hätte ihn dir eher gezeigt, aber mein Herz war zu voll!“

Malakotta, wo die Reisenden am Abende anlangten und drei Tage hindurch die trefflichste Aufnahme und Pflege fanden, hat keine Mauern, was bei Regerdörfern selten ist, und auch die Hütten haben nur von Rohr geflochtene und mit Lehm bekleidete Wände. Die Einwohner treiben mancherlei Gewerbe, so z. B. außer der Eisenbereitung auch die der Seife, indem sie Erdnüsse im Wasser kochen und in die fettige Brühe eine Lauge von Holzasche gießen. Diese vortreffliche



Seife und andere Fabricate führen die Kaufleute nach Bondu und holen dafür Salz.

Einige solche Händler brachten von ihrer Reise die Nachricht mit von einem Kriege zwischen dem glaubenseifrigen Könige Abdellader von Futa Toro und dem Ioloffenkönige Damel. Wie vordem den Bewohnern von Kasson, so hatte Abdellader auch dem Damel einen feindlichen Ueberfall gedroht, indem er einen Gesandten zu demselben schickte, begleitet von zwei Buschrins, deren jeder an der Spitze einer Stange ein Messer trug. Während sie diese Messer vor Damel niederlegten, redete der Gesandte denselben also an: „Mit diesem ersten Messer will Abdellader, mein Herr, dir selber das Haupt zu scheeren geruhen, wenn du, Damel, dich zu dem Propheten bekennest. Und mit diesem zweiten Messer wird Abdellader dir den Hals durchschneiden, wenn du dich dessen weigerst. Nun, Damel, wähle!“

Ruhig erwiderte Damel, daß er Hals und Haar zu bewahren gedente, und entließ die Gesandten ungekränkt. Wirklich fiel bald darauf Abdellader mit einem starken Heere in Damels Gebiet ein, fand aber keinen Widerstand, da die Einwohner mit ihrer beweglichen Habe vor ihm wichen, die Brunnen verschütteten und ihm die öden Wohnungen ohne Lebensmittel zurückließen.

Als das Heer unter diesem Mangel zu leiden anfang, sah sich Abdellader genöthigt, einen Wasserplatz in den dichten Waldungen aufzusuchen. Hierauf hatte Damel gewartet; als die Peuls von Futa Toro (helle Neger vom Fulahstamme) ihren Durst gelöscht hatten und ohne Ordnung umher lagen, wurden sie von den Ioloffen überfallen, und was nicht dem Schwerte erlag oder von den Hufen der Pferde zertreten wurde, zu Gefangenen gemacht.

Abdellader selbst wurde gefesselt vor Damel geführt und zu dessen Füßen niedergeworfen. Aber anstatt ihm mit dem Fuße auf den Nacken zu treten oder den Rücken mit dem Speere zu durchbohren, fragte der edelmüthige Damel seinen gedemüthigten Gegner: „Was hättest du, Abdellader, gethan, wenn das Kriegsglück für dich gewesen wäre und du mich in diese deine Lage gebracht hättest?“ „Mit dem Speere dich durchbohrt,“ erwiderte furchtlos Abdellader, „wie du es mir thun wirst!“ „Rein,“ rief Damel, „und könnte ich auch meinen Speer, der roth ist von dem Blute deiner Krieger, durch das deine noch dunkler röthen, das würde meine verbrannten Städte nicht auf-



richten, die erschlagenen Tausende nicht wieder beleben. Mein Sklave sollst du sein, bis ich weiß, daß dein Sinn friedlicher geworden ist, und dann werde ich über dich weiter beschließen!" Er hielt sein Wort und als nach drei Monaten die Bewohner von Futa Toro dringend um die Befreiung ihres Königs baten, gab ihn Damel ohne Bedingung los. Diese großherzige That, welche Park später durch Europäer am Gambia bestätigen hörte, lebte bald im Munde aller Säger und war Gegenstand der Unterhaltung in der ganzen Länderstrecke vom Gambia bis zum Senegal.

Am 7. Mai ging die Reise von Malakotta weiter durch ein an Goldkörnern reiches Bergland in das Thal des Falemeh, welchen Park siebenzehn Monate früher im Reiche Bondu überschritten hatte. Die Stadt Satadu, einst stark bevölkert, stand fast leer, da die meisten Einwohner durch die wiederholten Raubzüge der Fulah verschreckt waren. Nach dem Uebergange über den Falemeh, der hier in flachem Bette klar über Kiesel fließt, ruhten sie am 12. Mai in dem Dörfchen Medina, dem alleinigen Eigenthum eines Mandingokaufmannes, welcher lange mit europäischen Kaufleuten verkehrt hatte. Man speis'te aus zinnernen Schüsseln und die Häuser glichen denen der Engländer am Gambia. Am folgenden Tage wurde nach einer langen ermüdenden Tagereise die Stadt Beniserile in Dentila erreicht, die Geburtsstadt eines der Slati, der dort nach dreijähriger Abwesenheit von seinen Freunden mit lauten Freudenbezeugungen, Umarmungen, Gesang und Tanz empfangen wurde. Park mußte sein Gast sein und war Zeuge des Willkommens. Unter andern Angehörigen nahte auch die Braut des Heimgekehrten, kniete, eine Kalebasse mit Wasser emporhaltend, vor diesem nieder und bat, daß er sich die Hände waschen möchte. Als er das gethan, trank das Mädchen mit Freudenthränen in den Augen das Wasser aus. Dies gilt dort als der stärkste Beweis der Treue und Ergebenheit. — Da man wußte, daß der Preis der Sklaven an der Küste augenblicklich sehr gering war, so entschloß sich der Slati, mit den drei ihm zugehörigen Sklaven auf günstigere Preise zu warten und sich inzwischen zu verheirathen. Die übrigen Slati machten ihre Einkäufe an Baumbutter, Eisen und andern am Gambia verkäuflichen Waaren und betraten mit ihrer Begleitung am 16. Mai die dichten Waldungen, welche das Gebiet des Senegal von dem des Gambia trennen. In dem Städtchen Kirwani, welches in



einer Richtung in der Nähe eines zum Gambia fließenden Baches liegt, fand Park thätige und gewerbsfleißige Einwohner, welche nicht nur ein sehr gutes Eisen zu bereiten wissen, sondern auch, was er bei den Negern noch nirgendwo wahrgenommen hatte, die Sorgsamkeit besaßen, den Dünger ihres Viehes in großen Haufen zu sammeln und vor Eintritt der Regenzeit auf das Land zu bringen.

In der Tendawildniß, welche jetzt durchschritten werden mußte, wurde nach einem sehr einförmigen Marsche durch Bambusdickichte kein Nachtquartier gemacht, sondern nach mehrstündiger Ruhe an einem Teiche unter einem Labbabaume die Reise die Nacht hindurch fortgesetzt. Um elf Uhr Morgens erreichten sie Tambaconda, wo sie gute Aufnahme fanden und einige Tage verweilten, um den Ausgang eines eigenthümlichen Palavers abzuwarten, welchen einen der Slatis von der Karavane, Madi Lemina, betraf. Dieser hatte vor acht Jahren hier gewohnt und war dann nach Manding gezogen, ohne seiner Frau, die er nebst zwei Kindern zurückließ, seitdem irgend eine Nachricht von sich zu geben. Lemina fand sie jetzt als Frau eines Andern, dem sie gleichfalls zwei Kinder geboren hatte, und machte sein älteres Recht geltend. Aber wiewohl die Gesetze des Landes in solchem Falle der Frau nach drei Jahren volle Freiheit zuerkennen, so gab doch der Palaver schließlich, anstatt den neuen Gatten in seinen Rechten zu bestätigen, die Entscheidung der schwarzen Dame völlig in die Hand. Nach einiger Bedenkzeit wählte diese ihren ersten Mann wieder, zum Beweise, daß alte Liebe nicht rostet. Freilich war Lemina nicht bloß älter, sondern auch reicher, als der Nebenbuhler, der nun das Feld räumen mußte.

Beim Ausbruche von Tambaconda ward Park von Karfa darauf aufmerksam gemacht, daß der Schihbaum weiter westwärts nicht mehr vorkomme, und pflückte deßhalb anstatt der verdorbenen Blätter und Früchte, die er aus Manding mitgebracht hatte, einen frischen Zweig, um ihn später englischen Naturforschern vorzulegen. Der Baum gehört zu der Familie der Sapoteen und ist ein Verwandter des Gutta-Percha-Baumes.

Nun begann der rauhere Theil der Tendawildniß, mit dichten Wäldern bedeckt, welche von Affen und anderen wilden Thieren wimmelten, und mit fischreichen Flüssen in den Thälern. Anstatt in den Ruinen zerstörter Städte oder in den wegen der Diebereien ihrer Ein-



wohner übelberücktigten Dörfern zu übernachten, brachten die Reisenden mehrere Nächte unter freiem Himmel zu, bis sie in einer besser angebauten Gegend einige Fulahdörfer erreichten, wo sie sicheren Verbleib fanden und Mundvorräthe für die Reise durch die nun noch vor ihnen liegenden Simbanirwälder kauften.

In Djallakotta, einer beträchtlichen Stadt, welche indeß sehr durch die Fulahräuber leidet und auch während Parks Anwesenheit einen Einfall derselben abzuschlagen hatte, fand eine erschütternde Scene statt. Einer der sechs Sänger bei der Karavane hatte einen Sklaven, welcher seit einigen Tagen nicht mehr vorwärts konnte. Diesen tauschte er gegen ein junges Mädchen, die Sklavin eines Einwohners, aus, natürlich ohne daß die letztere bei dem Tausche befragt worden wäre. Erst in dem Augenblicke, als die Karavane aufbrach, erfuhr sie ihr Schicksal; arglos stand sie mit ihren Freundinnen da, um den Abgang mit anzusehen, als ihr Herr sie bei der Hand ergriff und dem Sänger übergab. An die Stelle unschuldiger Heiterkeit in ihren Mienen trat mit einem Schlage der Ausdruck des tiefsten Entsetzens; es zerriß dem fühlenden Reisenden das Herz, als der Weinenden das Gepäck auf den Kopf gelegt, der Strick um den Hals geschlungen wurde und sie ihren Gespielinnen voll Jammer Lebewohl sagte. Aber das war gewohnter Handel, gegen den sich nichts einwenden ließ, und Jeder fand den Vorgang, wenn auch traurig, doch ganz natürlich.

Nun kam der Zug in eine weite von Ciboapalmen bedeckte Ebene, durch welche der Nerico zum Gambia hinfließt, jetzt ein seichter Bach, in der Regenzeit aber ein reißender Strom. Als derselbe überschritten war, stimmten die Sänger ein eigenthümliches Lied an, in welchem sie das „Land der sinkenden Sonne“ begrüßten und jetzt eilte die Karavane so rasch durch die Ebene hin dem Gambia zu, daß nach kurzer Nachtruhe im Freien am Nachmittage des nächsten Tages, am 1. Juni 1797, Park die Freude hatte, diesen Fluß wieder zu erblicken. Welche Erlebnisse hatten ihn in den achtzehn Monaten betroffen, seit er vom Gambia sich nach den nördlichen Negerreichen und nach dem Rande der Wüste hingewendet hatte! Jetzt war er wieder im Königsreiche Wulli, unfern der Stromschnellen von Barraconda, und am 4. Juni sah er auch Medina wieder, die Hauptstadt und Residenz des guten alten Königes Djatta. Leider war dieser krank und Park konnte ihm, da Karfa vorwärts eilte, nur durch den Beamten, welcher den



Ross erhob, seinen Gruß sagen lassen, mit dem Zusatz, daß die Gebete des Königes für die glückliche Rückkehr des Reisenden erhört worden seien.

Am folgenden Morgen kam Park wieder nach dem Städtchen Djindey, wo er einst von seinem Freunde Laidley Abschied genommen hatte. Seitdem hatte er nicht ein einziges Mal das Antlitz eines Christen gesehen, nicht einen einzigen Laut seiner Muttersprache gehört. Von Pisania, dem Ausgangspuncte seiner Reise, trennte ihn nur noch eine geringe Entfernung. Karfa entschloß sich, seine Sklaven in Djindey zu lassen, bis sich günstige Gelegenheit zum Verkauf böte, miethete von dem Vorsteher einige Hütten und ein Stück Land für sie, und begleitete Park, dem er versprach, daß er bis zu seiner Abreise aus Afrika bei ihm bleiben wolle. Einen schmerzlichen Abschied nahm Park von den Sklaven, welche ihm bisher so viele Theilnahme und uneigennützig Hülfe geschenkt hatten und jetzt einem so ganz anderen Schicksale entgegen gingen als er.

Am Abende erreichte er mit seinem schwarzen Freunde Karfa das Dörfchen Tendacunda und fand freudigen Willkommen bei einer alten Negerin Namens Camilla, welche durch längeren Aufenthalt in Pisania die englische Sprache gelernt hatte und mit Park vor seiner Abreise von da bekannt geworden war. Zuerst hielt sie ihn für einen Mauren, als er sich aber zu erkennen gegeben, war sie sprachlos vor Erstaunen und erzählte dann, daß Niemand ihn wiederzusehen erwartet hätte; schon vor längerer Zeit seien Nachrichten aus dem Inneren gekommen, daß er, wie vordem Major Houghton, in Eudamar ermordet worden sei. Auch waren weder Demba noch Johnson heimgekehrt. Nicht minder erstaunt aber war seinerseits Karfa, der gute Neger; Alles, was er sah und hörte, war ihm fremd und neu. Parks englische Unterhaltung mit Frau Camilla, das sonderbare Hausgeräth, die Stühle, die Betten mit Rückenbezügen erregten seine höchste Verwunderung, welcher Park kaum durch Erklären genug thun konnte.

Noch höher aber stieg Karfas Staunen, als andern Tags Herr Winsley die beiden Reisegenossen nach Pisania, und zwar, da Laidley eben abwesend war, zu sich in sein Haus holte. Winsleys Schoner, der im Gambia vor Anker lag, ein Riesenschiff für ihn, aus Balken und Planken gefügt und mit verstopften Fugen, aufgetakelt mit Masten,



Tauen und Segeln, und bei seiner Größe bewegbar durch den Wind, — der Anblick überwältigte ihn und die Vorstellung von diesem Wunderbau beschäftigte ihn Tag und Nacht.

Schon gegen Mittag kam auch Vaidley zurück und begrüßte Park wie einen Auferstandenen. Da Letzterer einiges früher zurückgelassene Gepäck jetzt wieder vorfand, so konnte er sich auf englische Art kleiden. Karfa betrachtete ihn mit neugieriger Freude und bedauerte nur lebhaft den Wegfall des langen ehrwürdigen Bartes, wodurch er jetzt aus einem Manne in einen Knaben verwandelt sei. In wahres Entzücken gerieth er, als ihm statt des bedungenen Lohnes für Parks glückliche Heimgeleitung das Doppelte ausgezahlt, für den guten alten Schulmeister Jankuma ein Geschenk eingehändigt und jede Verwendung zu gutem Verkaufe seiner Sklaven zugesichert wurde. Oft aber wurde er auch betrübt, wenn er die unendliche Ueberlegenheit der Europäer über die Neger bedachte. „Fato feng inta feng“, wir Neger sind doch nichts, rief er dann mit einem Seufzer aus.

Wider Erwarten schnell fand Park, der sich schon auf einen Monate langen Aufenthalt zu Pisania gefaßt gemacht hatte, Gelegenheit zur Abreise nach England und sah daher seinen Freund Karfa nicht mehr, der zu Anfang der Regenzeit nach Djinden zu seinen Sklaven zurückgekehrt war. Ein amerikanisches Schiff, die Charlestown, lief in den Gambia ein, um Sklaven einzunehmen, und Park eilte, obwohl das Schiff nach Süd-Carolina bestimmt war, sich mit einzuschiffen. Nach langer Zögerung auf der Insel Goree war endlich für genügende Lebensmittel gesorgt, und man fuhr auf das atlantische Meer hinaus mit einer Ladung von hundert und dreißig Sklaven. Freiwillig trat Park an die Stelle des verstorbenen Wundarztes, um den guten Schwarzen, deren viele ihn in Afrika gesehen oder von ihm gehört hatten, Trost und Zuspruch in ihrer Muttersprache gewähren zu können. Bald brach eine Krankheit aus, veranlaßt durch Mangel an Luft und an Bewegung, und im Ganzen starben zweiundzwanzig Sklaven, außerdem geriethen Viele in den kläglichsten Zustand. Fünf- unddreißig Tage nach der Abfahrt von Goree wurde die Charlestown wegen eines gefahrdrohenden Leckes nach Westindien gesteuert und landete bei der Insel Antigua, von wo Park nach zehn Tagen, am 24. Novbr., auf dem Packetboote Chesterfield nach England abfuhr.



Nach einer kurzen aber stürmischen Reise landete er am 22. Decbr. in Falmouth, von wo er sich unverzüglich nach London begab.

Er war zwei Jahre und sieben Monate von England abwesend gewesen.

#### IV. Mungo Parks zweite Reise und Tod.

So war es zum ersten Male einem Europäer gelungen, bis in die inneren Gebiete des mittleren Afrika einzudringen, und die That-  
sachen, welche durch Parks Reise festgestellt wurden, waren, so wenig sie ihn selbst und auch die hochgespannten Erwartungen vieler Zeit-  
genossen befriedigten, doch von überraschender Wichtigkeit. Es stand nun fest, daß von einem hohen Gebirge, welches die Küstenländer Guineas von dem eigentlichen Sudan trennt, ein Höhenzug unter etwa 8° bis 10° N. B. gegen Nordosten zieht, als Wasserscheide zwischen den Küstengebieten Senegambiens und dem centralen Gebiete des Niger; ebenso stand fest, daß der Niger von diesem Gebirge aus seinen Lauf nach Nordosten, dann nach Osten und bis weit in das Innere des Continentes nimmt. Ueber den endlichen Verbleib des Flusses freilich war man jetzt wieder denselben wirren Muthmaßungen preisgegeben, welche seit Herodots Zeiten die Geographen beschäftigt hatten und erst durch die falsche Angabe Leos des Afrikaners zum Schweigen gebracht worden waren. Genug aber, daß Leo jetzt völlig widerlegt war. In der Wissenschaft ist die Zurückweisung einer irrigen Annahme ein größeres Verdienst, als die Aufstellung einer noch so schön geschmückten und dem Vorurtheile schmeichelnden Hypothese. War also durch diese Entdeckung dem nun so unverhofft zurückgekehrten Mungo Park ein dauernder Ruhm gesichert, so diente der schmucklose und wahrheitsgetreue Reisebericht um so mehr dazu, durch die lebhaften Schilderungen von der Sinnesart der ihm bekannt gewordenen Völker, insbesondere der Mauren und der Neger, und von seinen so vielfach wechselnden Schicksalen unter denselben die Theilnahme für seine Person und das Interesse an den mit solcher Hingebung beförderten For-



schungen zu erhöhen. Parks Reisebeschreibung wurde überall mit Begierde gelesen, und während die fashionible Welt voll Nahrung das mit geringer Textabänderung von Ferrari componirte Lied der Regentinnen bei Sego sang, arbeiteten die Männer der Wissenschaft mit rastlosem Fleiße, um die Ergebnisse der Reise zu einer brauchbaren Grundlage für weitere Forschungen zu verarbeiten. Vor Allen zeichnete sich der Major Rennell durch scharfsinnige Bemerkungen aus, welche insbesondere die Berichtigung der bisherigen Karten des Sudan zum Zwecke hatten. Freilich gelang ihm dieselbe nur in Hinsicht der Flüsse von Senegambien und des oberen Nigerauslaufes. Für die östliche Fortsetzung dieses Flusses, der Hauptschlagader des inneren Afrikas, an welche sich jede Vorstellung von der gegenseitigen Lage der Regereiche, so wie überhaupt von den gesammten geographischen Verhältnissen des Inneren anlehnen muß, war Rennell auf die Berichte der ältesten Geographen, auf Einzelheiten in den der Hauptsache nach falschen Angaben des Edrisi und Leo, und endlich auf einige Ermittlungen der letzten Zeit angewiesen; daß er da irrte, ist nicht zu verwundern. Er ließ, durch ungenaue Angaben verleitet, den Niger von Timbuctu aus noch weit gegen Osten fließen, an Haoussa vorüber, welches man für eine große Stadt hielt, bis nach den von Edrisi und Leo genannten Sumpfländern Ghana und Wangara, und zwar mit um so größerer Zuversicht, da Leo sowohl wie neuere Gewährsmänner behaupteten, daß der Fluß von Timbuctu sich bei Ghinea, welches Rennell fälschlich mit Ghana verwechselt, in das große Wasser ergieße. Anstatt durch den letzteren Wink auf eine oceanische Mündung aufmerksam gemacht zu werden, ließ er den Niger in den weit ausgedehnten Sumpfländern des Inneren enden; er widersprach aber wenigstens aufs Bestimmteste einer Verbindung mit dem weißen Nil, für welche sich jetzt, auf das Ansehen des Herodot gestützt, die Ansichten vieler Neueren laut erhoben.

Ein junger deutscher Gelehrter, Fr. Hornemann aus Göttingen, war 1797, noch vor Parks Rückkehr, gleichfalls im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft nach Kairo gegangen und hatte von dort im folgenden Jahre die Reise durch den nördlichen Theil der Wüste nach Fezzan gemacht, der erste Europäer, welcher von diesem den Alten bereits bekannten Oasenreiche wieder bestimmte Kunde gab. Mit der arabischen Sprache und den heiligen Schriften des Islam wohl



vertraut hoffte derselbe das Räthsel des Niger zu lösen, indem er als Araber gekleidet nach dem Süden reiste; aber außer seinem von Murzuk aus der afrikanischen Gesellschaft übersandten Tagebuche ist nur noch die dunkle Kunde in die Heimath gelangt, daß er in den Nigerländern längere Zeit als Marabut, d. h. als heiliger Muselman, gelebt habe. Seitdem ist er verschollen. Sein Tagebuch zeugt von außerordentlicher Befähigung zu solchen Forschungen, aber dennoch sind die darin enthaltenen Nachrichten über den Lauf des Niger und die an seinen Ufern gelegenen Negerreiche, welche auf Erkundigungen bei weitgereisten Kaufleuten beruhen, durchaus schwankend und unzuverlässig. Hornemann hatte z. B. erfahren, daß der Niger oder Gülbi (Djoliba) von Timbuctu aus durch das Land Haoussa nach Osten fließe, und zwar unter dem Namen Goara (Rowara), d. h. das große Wasser, sodann in Burnu oder Bornu den Namen Zad (Tsad), d. h. wieder das große Wasser, führe, dort zwei Meilen, zur Regenzeit sogar eine Tagereise breit sei, von da sich südöstlich wende und mit dem ägyptischen Nil vereinige. Mitten im „Zadflusse“ wohnten die heidnischen Buduma (Biddumah). Kennell widerlegte durch Benützung der Reiseberichte des von Darfur heimgekehrten Browne auf das Nachdrücklichste die Möglichkeit, als könne zwischen den von Darfur aus nach Westen gerichteten Flüssen Batha und Misselab der Niger sich ostwärts bis zum Nil hindurchwinden.

Anstatt aber ähnlich der Wasserscheide, welche er westlich vom Nil nachwies, auch die andere zwischen dem Tsadsee und dem Niger zu ahnen, welche schon Ptolemäus zwischen Gir und Nigir kennt, ließ er sich durch Hornemanns Angaben nur in seinem Irrthume bestärken, als sei der sumpfige See von Wangara das Verdunstungsbecken des Niger.

Anderer Hoffnungen knüpfte Paré an die Hornemann'schen Nachrichten. Ohne Zweifel hatte er Grund genug, einen Ausfluß des Niger in den atlantischen Ocean durch eine westwärts gerichtete Mündung zu ahnen, denn er ergriff begierig die Idee des schottischen Kaufmanns George Maxwell, welcher die Küste von Oberguinea bereiset und eine Karte von der Mündung des Zaire oder Congo herausgegeben hatte, daß nämlich dieser Fluß die eigentliche Mündung des Niger sei. Vermittelt des von Hornemann und Browne überein-



stimmend genannten Bahr Kulla sollten diese beiden Flüsse südlich von Darfur zusammenhängen.

Nur ein deutscher Geograph, E. G. Reichardt, traf das Rechte, indem er erklärte, daß die Benueinfahrt in dem Guineabufen die Mündung des Niger sein müsse, aber seine Ansicht blieb vereinzelt stehen.

Im Jahre 1799 verheirathete sich Mungo Park mit der Tochter seines früheren Lehrherrn, des Wundarztes Anderson in Selfkirk, versuchte sich bald in der Landwirthschaft, bald in der Ausübung seiner Kunst, aber sein Geist war zu sehr an die Aufregungen gewöhnt, welche die Verfolgung großer und gefährlicher Unternehmungen mit sich bringen, als daß er sich jetzt in einem ruhigen Alltagsleben hätte gefallen können. Schon im Jahre 1795 stand er in Unterhandlung mit der Regierung wegen einer Anstellung in der Colonie Neu-Süd-wales, konnte sich aber nicht entschließen, auf das Land seiner Ver-  
liebe zu verzichten. Mit Begierde ergriff er dagegen den Vorschlag des Sir Joseph Banks, der ihn nach der Beilegung der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich im Jahre 1801 aufforderte, im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft noch einmal Afrika zu be-  
reisen. Lange stockte die Ausführung, bis Park im Herbst 1803 plötz-  
lich durch das Staatssecretariat der Colonien nach London berufen wurde, um von der Regierung unmittelbar mit der Anordnung und  
Anführung einer großen afrikanischen Expedition beauftragt zu wer-  
den. Sein Entschluß war bald gefaßt, und mit der ihm eigenen  
Rastlosigkeit wendete er nun sogleich alle Zeit dazu an, die arabische  
Sprache zu erlernen und sich in astronomischen Beobachtungen zu  
üben. Ein besonders lieber Umgang wurde ihm in den letzten Mo-  
naten seines Aufenthaltes in Schottland geboten durch die Freundschaft des großen Walter Scott, mit dem er sich oft über seine Er-  
lebnisse unterhielt. Kurz vor seiner Abreise nahm er Abschied von  
diesem Freunde und wurde von ihm bis auf das Gebirge begleitet. Ein  
schwerer Herbstnebel wälzte sich vor ihnen durch das Thal.  
„Seht, Park“, sagte der Dichter, „ein Bild Eurer Zukunft, wenn  
Ihr wieder nach Afrika geht!“ Lebhaft setzte Park auseinander, was  
ihn mit der frohesten Zuversicht erfüllte, und erzählte, wie man sicher  
und ungefährdet dort reisen könne. Als sie Abschied nehmen wollten,  
strauchelte Parks Pferd und wäre fast gestürzt. „Ich fürchte, Mungo“,



sagte W. Scott, „dies ist eine üble Vorbedeutung!“ „Ueble Vorbedeutungen treffen nur die, welche daran glauben!“ versetzte Park lächelnd und sprengte davon, ohne Lebewohl zu sagen.

Dem Abschiede von seiner Familie wich er gänzlich aus, um die zu heftigen Gemüthsbewegungen zu vermeiden, und sagte den Seinigen nur von Edinburgh aus schriftlich Lebewohl. Nun kam er nach London und setzte dem Colonialamte mündlich und schriftlich seine Pläne auseinander. Die Hauptaufgabe sei, erklärte er, einen leichten und sichern Weg nach dem Niger zu finden, Beschaffenheit und Werthverhältnisse der Waaren festzustellen, durch welche ein gewinnreicher Handel mit den Völkern des Innern ins Leben gerufen werden könne, passende Plätze zur Anlegung brittischer Colonien zu ermitteln, Naturproducte kennen zu lernen, welche für den Handel oder die Anpflanzung von Werth sein könnten, und endlich den Lauf, die Mündung und die sonstigen geographischen Verhältnisse des Niger so genau wie möglich zu erforschen. Eingedenk der unaufhörlichen Placereien, denen er als einzelner Reisender ausgesetzt gewesen, und der Sicherheit, mit der er als Mitglied von Karfas Kasla gereiset war, forderte er zu seiner Ausrüstung dreißig europäische Soldaten, um den Zug zu schützen, sechs europäische Zimmerleute, um auf dem Niger in Bambarra zwei große Boote zu bauen, zwanzig Neger als Handwerker, fünfzig Esel und sechs Pferde, dazu einen großen Apparat von Waffen und Kleidern, Schiffsgeräth und Waaren, wie sie sich zum Verkauf und zu Geschenken für die Negerkönige eigneten. Auf den beiden Booten beabsichtigte er von Sego über Djenne nach Timbuctu, dann nach Haoussa und so in östlicher Richtung weiter nach Wangara zu fahren, auf sein Glück vertrauend, wenn der Fluß hier enden sollte, zugleich aber in der Hoffnung, von da eine südliche Ausfahrt zu finden, welche ihn zum Congo leiten sollte.

Alles, was er wünschte, wurde bewilligt, seine Verhaltungsbefehle richteten sich nach seinen eigenen Vorschlägen, eine Summe von 5000 Pfd. Sterl. wurde zu seiner Verfügung gestellt, er selbst erhielt den Charakter eines Hauptmanns, sein Schwager Anderson, der ihn als Wundarzt begleitete, den eines Lieutenants, ein Hr. Scott ward ihm als Zeichner beigegeben, kurz, er verließ England unter den günstigsten Verhältnissen, deren sich wohl je eine ähnliche Expedition zu



erfreuen gehabt hat. Und doch hat kaum je eine andere ein so unglückliches Ende genommen.

Am 30. Jan. 1805 gingen Park, Anderson und Scott nebst vier Zimmerleuten von Portsmouth auf der Crescent unter Segel, einige Monate später, als er beabsichtigt hatte; sie landeten am 8. März auf San-Jago, einer der capverdischen Inseln, wo 42 Esel und die nöthigen Kornvorräthe eingekauft wurden, waren bis Anfang April in Goree, um die nöthige Mannschaft unter den dortigen bereits an das afrikanische Klima gewöhnten Truppen anzuwerben, und langten am 8. April in Djillifren am Gambia an. Außer den fünfunddreißig Soldaten und dem sie befehlighenden Lieutenant Martin waren auf Goree noch zwei tüchtige Seeleute geworben, um die beiden Barken auf dem Niger zu führen.

Aber die beste Zeit zum Reisen war verstrichen und nur noch wenige Wochen übrig bis zum Eintritt der Regenperiode, deren nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit Park mehrere Male an sich selbst erprobt hatte. Er hatte zu wählen. Entweder mußte er sieben Monate warten, was mindestens die Kosten bedeutend erhöht, zugleich aber auch seine eigene Ungeduld auf die höchste Folter gespannt haben würde, oder er mußte augenblicklich und in starken Tagemärschen dem Niger zuwenden, auf dem, wenn er glücklich erreicht war, sich eine bequemere und minder gefährvolle Reise hoffen ließ. Park zog das Letztere vor, und dies stürzte ihn und die Seinigen ins Verderben.

In Kayi am Gambia nahm er einen Mandingopriester Namens Jsaako, der zugleich reisender Kaufmann und daher an das Reisen in seinem Lande gewöhnt war, zum Führer der Karavane an und rückte dann am 27. April nach Bisania vor. Schon auf dem Marsche dahin zeigten sich unerwartete Hindernisse für den schwerfälligen Zug. Drei Esel blieben in einem morastigen Reisfelde stecken, und während Park mit den Treibern die nöthigen Anstalten traf, sie herauszuziehen, kam ihnen die Karavane nebst dem Führer aus dem Gesichte. Bald holten sie zwölf Soldaten ein, welche mit ihren Eseln zurückgeblieben waren und, um sich nicht zu verirren, auf Park gewartet hatten; sie zogen mit einem gemietheten Führer weiter, fanden aber den Lieutenant Martin erst am Abende wieder, da derselbe einen Umweg gemacht hatte. Unter einem ungeheuren Ventangbaume bei der Stadt Lamain im Königreiche Kataba wurde den Eseln das Gepäck abge-



nommen; aber der Vorsteher dieses Bezirkes, welchem Park seine Aufwartung machte, drang darauf, daß dasselbe unter einen andern Baum geschafft würde, da, wenn die Reisenden unter diesem Baume schliefen, es unfehlbar ihr Tod sein würde. Zugleich zeigte er Park zwischen den riesigen Wurzeln des Baumes drei blutbefleckte Lanzenspitzen und einige halbverbrannte Knochen, neben welchen ein gleichfalls verkohltes Tauende lag. Ohne ihn ganz zu verstehen, folgte Park seinem Rathe; dann beschenkte er den Vorsteher mit einem Fäßchen Brantwein und erhielt dafür von diesem einen jungen Stier. Das Wasser für die Menschen und Thiere mußte gekauft werden, da alle Brunnen trocken standen.

Am andern Tage um halb zwölf erreichten sie die Ufer des Gambia, hielten an, fütterten die Thiere, kochten das Mittagmahl, ruhten bis drei Uhr und waren mit Sonnenuntergang in Pisania. Zwei Tage später kam auch der Schooner des Hrn. Minsley an, welchen dieser aus Freundschaft für Park zum Transporte der Reisvorräthe hergegeben hatte. Da sich die Zahl der Lastthiere als zu gering erwies, um die letzteren zu tragen, so wurden fünf Centner Reis zurückgelassen und noch einige Esel gekauft; endlich, als Alles fertig war, konnte die Gesellschaft am 5. Mai Pisania verlassen. Die Esel und die Ladungen waren mit rother Farbe gezeichnet, theils damit sie von den Eingeborenen nicht gestohlen werden möchten, zugleich auch, um sie den verschiedenen Abtheilungen der Mannschaft zu überweisen und in denselben an die einzelnen Leute zu vertheilen. An der Spitze ging Isaako, der Führer, nebst dem Zeichner Scott, in der Mitte Lieutenant Martin, und Park und Anderson schlossen den Zug. Bis Tendaconda gab ihnen Minsley und Park's gute alte Freundin Camilla das Geleite. Nach manchen Mühseligkeiten, welche besonders durch die überladenen und störrigen Esel veranlaßt wurden, erreichten sie am Abende das Dorf Sami, welches nur zwei Meilen von Pisania entfernt ist, und luden unter einem großen Labbabaume ab. Der Slati oder Vorsteher von Sami, welchem Park und Isaako einen Besuch machten, war betrunken und forderte statt des einen Kruges mit Rum, den ihm Park als Geschenk anbot, deren zehn, war aber doch mit zweien zufrieden.

Am nächsten Tage mußten die Ladungen einiger Esel theils den Pferden aufgelegt, theils in den Wäldern zurückgelassen werden, und



am 7. Mai sandte Park von Djindcy aus Leute zurück, um dieselben herbeizuholen. Er selbst benutzte den Aufenthalt, um sich mit der zu Djindcy gebräuchlichen Art der Indigofärberei bekannt zu machen. Man gießt eine geringe Quantität einer Lauge, welche aus Holzasche, am besten von der Rittamimose, durch Wasser ausgezogen ist, auf die frischen oder an der Sonne getrockneten Indigoblätter, läßt dieselben vier Tage stehen und rührt sie täglich viermal um. Dann wird eine größere Menge Lauge nachgegossen und die Flüssigkeit die nächsten vier Tage hindurch noch häufig durchgerührt, während sie in Gährung geräth und einen kupferfarbigen Schaum aufstreibt. Einen Tag muß sie nun ruhen, am zehnten Tage aber wird das in Wasser ausgezogene Zeug hineingetaucht und bleibt zwei Stunden in der Farbe; danach wird es in der Sonne über einen Stock aufgehängt, bis nichts mehr abtropft, dann ausgewaschen und auf's Neue eingetaucht. Dies wiederholt sich vier Tage hindurch je viermal, und vor jedem Eintauchen werden die anhängenden Blätter mit Stöcken abgeklopft. Auf diese Weise erhält das Zeug eine blaue Farbe, wie der schönste ostindische Bast. Gewöhnlich haben die Negerweiber, deren Arbeit das Färben ist, zwölf bis vierzehn solcher Farbentöpfe um sich stehen, so daß die Arbeit wechselt und keine Zeit verloren geht.

Um ähnliche Verlegenheiten wie die des vorigen Tages zu vermeiden, miethete Park in Djindcy mehrere Esel und kaufte in den nächsten Tagen, um diese zu ersetzen, noch sieben andere. Zum Treiben entschloß er sich, die Soldaten zu gebrauchen, da die gemietheten Treiber zu kostspielig waren. Am 12. Mai war endlich Medina erreicht, und Park eilte, den König Djatta günstig zu stimmen, was um so nöthiger schien, da dessen Sohn ihm schon erzählt hatte, mit welchem Verdruß die Serawulli und andere einheimische Händler ihn das Land durchziehen sähen. Aber hatte der König früher den einfachen Reisenden gut aufgenommen, so trat jetzt bei dem Anblick der unermesslichen Schätze, welche derselbe bei sich führte, die Habsucht unbezwingbar hervor. Das nach Parks Ansicht überreichliche Geschenk befriedigte ihn keineswegs, ein Paar mit Silber ausgelegte Pistolen, zehn Dollar, zehn Stäbe Bernstein und zehn Stäbe Glasperlen, und er mußte fünfzehn Dollar, zehn Stäbe Bernstein und zehn Stäbe Glasperlen hinzufügen, ehe seine Majestät es anzunehmen geruheten. Fast eben so hoch beliefen sich die Geschenke an die Söhne, Minister und Hof-



beamten des Königes. Jetzt endlich wurde die Erlaubniß zur Fortsetzung der Reise durch das Gebiet des Königes Djatta gegeben.

Am 13. Mai ging es vorwärts über Barracunda bis Bambaku, drei Meilen weit, und am nächsten Tage um zehn Uhr Morgens war der Zug bei dem Dorfe Kanipe. Die Einwohner hatten gehört, daß Park zu Medina das Wasser hatte kaufen müssen, und deshalb auch ihr Wasser aus den Brunnen gezogen. Die Soldaten suchten das neu hervorquellende Wasser mit ihren Feldflaschen heraufzuziehen, aber die Negerweiber brachten das mit ihren Kalebassen gewandter zu Stande und die Soldaten mußten, da sie nicht kaufen wollten, unter dem Gelächter der Weiber ohne Wasser abziehen. Ein paar Reiter holten nun Wasser aus einem eine kleine Stunde von da entfernten Teiche, am Abende aber gelang es den Soldaten durch eine List, Wasser aus dem Brunnen des Dorfes zu bekommen. Einer derselben ließ, wie aus Ungeschick, seine Feldflasche hinein fallen und wurde mittelst eines Seiles hinabgelassen, um sie wieder zu holen. Aber einmal unten, füllte er alle Flaschen, und die Weiber, die sich schon in Gedanken mit Bernstein und Glasperlen geschmückt sahen, blieben jetzt ihrerseits mit langen Gesichtern am Brunnen zurück.

Das nächste Nachtquartier war zu Kussai, eine Meile weiter östlich. Hier hatte ein Soldat einige Früchte des Rittabaumes auf-gelesen und davon gegessen. Plötzlich stürzte der Vorsteher des Dorfes wüthend herbei und versuchte, ihm die Früchte mit Gewalt zu entreißen. Da er ausgelacht wurde, so beruhigte er sich, und auf Parks Versicherung, daß sie von keinem Verbote gewußt hätten und in Zukunft solche Früchte nicht berühren würden, erklärte er, an sich habe die Sache nichts zu sagen, aber auf die Früchte sei ein „Tung“ d. h. ein Bann gelegt, denn sonst würden die Weiber und Kinder sie wegnaschen und es würde dann in Zeiten der Hungersnoth an diesem Auskunftsmittel fehlen.

In den Simbaniwäldern sah sich Park zu großer Vorsicht genöthigt. In dem benachbarten Reiche Bondu war ein Krieg um die Erbfolge ausgebrochen zwischen zwei Brüdern, deren jeder, wenn er mit seinem Heerhaufen Park angefallen und überwältigt hätte, sich in Besitz aller Mittel hätte setzen können, um den Andern zu besiegen. Park verbot daher alles unnöthige Schießen, ließ aber seine Leute schußfertig sein, um auf das Signal des ersten Schusses den Kampf



beginnen zu können. Beim Eintritt in die Walbung, am 16. Mai, legte Isaako, um die Waldgeister zu versöhnen, einen schwarzen Widder quer über den Weg und schlachtete ihn dann. Das Fleisch gab er den Sklaven zu Kussai, damit sie für die Reisenden beten möchten.

Nach einer Meile Weges gelangten diese an eine lichte Stelle, wo eine Heerde von mehr als hundert Antelopen der größten Art weideten, und gegen elf Uhr an die Ufer des Gambia. Dieser Fluß hat hier noch eine regelmäßige Fluth, durch welche er um vier Zoll steigt. Er wimmelte von Krokodilen; Park zählte am Ufer dreizehn derselben und drei Flußpferde. Die letzteren Thiere suchen nur Nachts ihre Nahrung; am Tage gehen sie auf dem Grunde des Flusses hin und strecken bloß den Kopf hervor.

Ein Berg, den die Reisenden bestiegen und Prospecthill benannten, gewährte ihnen eine schöne Aussicht auf die schönen und fruchtbaren Gefilde des unteren Gambia, durch welche sich der Fluß, von dunkelgrünen Bäumen eingefast, hindurchschlängelt. Von einer benachbarten Höhe aus ließ sich auch das südliche Ufer weit hinaus überschauen; in südöstlicher Richtung war die Aussicht begrenzt durch eine etwa zwei Meilen entfernte Anhöhe, die oben abgeflacht war und einer Festung glich. Gegen Sonnenuntergang erreichten sie einen Tränkplatz, fanden aber kein Wasser. Noch ehe die Esel abgeladen waren, wurde einer der Soldaten, John Walters, von der fallenden Sucht ergriffen und war in einer halben Stunde todt. Zum Andenken an ihn wurde der Brunnen, welchen Park hier durch die Neger graben ließ, Walters Brunnen genannt. Wasser fand sich in Menge, um Menschen und Thiere zu erquickern.

Der Uebergang über den Fluß Neaulico war leicht, da derselbe fast trocken lag. Nur einzelne Vertiefungen hatten noch Wasser und wimmelten von Fischen. Auf einer trockenen Stelle des Flußbettes zündeten einige Neger ein Feuer an, um an einem Bratspieße, den sie an einem roh aus drei Stangen zusammengestellten Dreifuße befestigt hatten, ein Stück Fleisch zu rösten. Das Thier, das sie in dieser Weise halb räucherten, halb brieten, gehörte zu der oben genannten Antelopenart, Daqui genannt, von der Größe eines Ochsen und mit weißer Schnauze. Ein Löwe hatte es in der Nacht erwürgt, einen Schenkel davon gefressen und den Rest liegen lassen.



Auch der Uebergang über den Nerico war weniger beschwerlich als zeitraubend, und nun kamen die Reisenden in die Tendawilbniß. Um dieselbe sicher zu durchreisen, kauften sie in Djallacotta noch mehr Mais und einige Esel und zogen dann ostwärts. Bei Tambico wurde ihnen ein so hoher Zoll für den Faranba oder König abgefordert, daß sie wieder umzukehren droheten. Zwar ließ man sie jetzt weiter ziehen, doch nahm der Sohn des Königes den Führer Jsaako gefangen und gab ihn erst wieder heraus, als Park mit einem kriegerischen Angriffe auf die Stadt Bady drohete.

Als der Zug durch die Samafarawälder kam, kündete ein starkes Gewitter den nahen Eintritt der Regenzeit an; in Südosten blitzte und donnerte es, weshalb Park das Gepäck mit Heu bedecken ließ. In der Nacht zerrissen Wölfe einen der stärksten Esel, nicht zwanzig Schritte weit von dem Platze, wo Park und Anderson schliefen.

Kurz darauf erreichten sie das Gebirgsland; der erste Berg, welchen sie erstiegen, bot eine wundervolle Aussicht dar und erhielt daher den Namen Panoramaberg. In dem gleich einem Zuckerhute zugespitzten Gipfel befanden sich viele Wolfshöhlen. In den Thälern gab es Teiche mit unzähligen Fischen und die Gegend gilt für sehr geeignet zur Elephantenjagd.

Am nächsten Tage begingen einige von Jsaakos Leuten die Unvorsichtigkeit, ganz in der Nähe des Lagerplatzes nach Honig zu suchen. Plötzlich stürzte ein ungeheurer Bienenschwarm hervor und warf sich auf Menschen und Vieh, die Esel rannten in das Thal hinab, Pferde und Menschen wurden mit Stichen überdeckt und mußten flüchten. Indessen griff das zum Kochen angezündete Feuer in dem trockenen Bambusrohre um sich, und beinahe wäre das Gepäck ein Raub der Flammen geworden. Erst am Abende konnte das Vieh wieder gesammelt werden, aber sechs Esel waren theils todt, theils verloren, auch Jsaakos Pferd fehlte und fand sich erst am andern Tage wieder.

Am 1. Juni gelangte der Zug in die Wälder hinter Tambaconda; auf dem Wege fiel Park ein großer runder Quarzklumpen in die Augen, „Ta Kuro“, d. h. Stein der Reisenden genannt. Alle Reisenden pflegen denselben einmal umzudrehen; dadurch ist der Stein kugelförmig geworden und es hat sich eine napfartige Vertiefung in dem Eisenerze gebildet, auf welchem er ruht. Abends gab es kein Nachtessen, da kein Wasser zu finden war.



In Djulifunda sandte Park ein ansehnliches Geschenk an den Statthalter oder Mansa Kuffan; doch verlangte derselbe mehr, und als er auch das erhalten, forderte er Schießpulver und andere Sachen, die nicht entbehrt werden konnten. Nur durch eine entschiedene Weigerung und die daran geknüpfte Androhung gewaltsamer Maßregeln erlangte Park die Erlaubniß, weiter zu reisen.

Durch einen prachtvollen Wald von Nittabäumen kamen sie am 5. Juni nach Beniserile. Hier wurde der Geburtstag des Königes (er fällt auf den 4. Juni, aber Parks Tagebuch zählt irrig 31 Aprilstage) Georg III. festlich begangen, und aus den Feldflaschen in Wasser die Gesundheit des Herrschers von Großbritannien getrunken.

Jetzt, wo das Gebiet des Senegalflusses erreicht war, wurden die Regengüsse häufiger, Orkane mit Donner und Blitz gesellten sich dazu und der Gesundheitszustand der Reisenden verschlimmerte sich täglich. Einer der Zimmerleute mußte zurückgelassen werden, und bald brachten die Soldaten, denen seine Pflege aufgetragen worden war, die Nachricht von seinem Tode. Bei Medina wurde der Falemech überschritten. Sein langsam fließendes Gewässer wimmelt von Fischen; einige, die sich über die Oberfläche emporschnellten, wogen mindestens sechszig Pfund. Während eines Orkanes, der am Abende des 9. Juni ausbrach, erkrankten fünf Soldaten, und am 12. Juni erhob sich, kurz ehe die Reisenden die Stadt Schrondo erreichten, ein so wüthender Tornado, daß Alle bis auf die Haut durchnäßt, ihre Hüte fortgeführt wurden und der Boden auf dem Lagerplatze sich drei Zoll hoch mit Wasser bedeckte. Jetzt stieg in Park die traurige Gewißheit auf, dies sei der Anfang unjäglicher Leiden. Und doch war der Weg nach dem Niger erst zur Hälfte zurückgelegt. Kaum hatte es drei Minuten geregnet, so bekamen viele der Soldaten Erbrechen, andere fielen in Schlaf und schienen wie betrunken; auch Park konnte der Schlafsucht nicht widerstehen, und als der Orkan vorüber war, schiefen Alle auf den durchnäßten Waarenballen oder dem nassen Erdboden ein. Am andern Tage mußte zu Schrondo angehalten werden, da zwölf Soldaten krank waren. Mit dem rastlosen Eifer, der ihn auch unter den mannigfaltigsten Bedrängnissen nicht verließ, suchte Park bei dieser Gelegenheit sich durch den Augenschein über die hier übliche Art der Goldwäscherei zu belehren. Mit Genehmigung des Vorstehers ließ er sich von einem Negerweibe auf einen Wiesenplan



führen, auf welchem etwa dreißig brunnenartige Löcher waren, durchschnittlich gegen 10 Fuß tief, dazwischen flachere Gruben mit Regenwasser, und neben letzteren viele Haufen farbigen Kiesel, dessen Hauptbestandtheile eine schwarze Erde, ein leicht zerreibbarer gelblicher Stein, eine gelbe Erde, Kiesel, Quarzstücke und Eisenerz waren. In nicht völlig zwei Minuten hatte das Weib einige Goldstückchen gefunden, indem sie eine Handvoll Kies in einer großen flachen Kalebasse von etwa 2½ Fuß Durchmesser mit Wasser vermengt in eine wirbelnde Bewegung brachte, die größeren Steine mit der linken Hand heraus suchte, dann bei jedem Umschwunge etwas Sand und Wasser hinweg warf, bis die schwerere Masse von schwarzem Goldoryd mit einzelnen Goldkörnern zurückblieb. „*Sanu affili*“, da ist Gold! rief sie aus und zeigte ein Stückchen reines Gold, etwa einen Gran an Gewicht. Aus einer größeren Menge Kies fand sie in gleicher Zeit dreißig Goldtheilchen, abgesehen von einer wohl vierzigfachen Quantität *Sanu mira* oder Goldoryd.

Die Frau versicherte Park, daß sich zuweilen beim Waschen faustgroße Stücke Goldes fänden. Ohne Zweifel liefert diese Wäscherei bedeutenden Ertrag, wenn sie auch nur zu Anfang und zu Ende der Regenzeit betrieben wird.

Am andern Tage wurden die Kranken auf die lebigen Esel und Pferde geladen und der Zug bewegte sich langsam das steile Konkadugebirge entlang, bis er in Dindiku wieder durch einen Tornado gehemmt wurde. Rasch flüchteten sich Alle in die Hütten der Einwohner — das erste Mal seit dem Verlassen des Gambia, daß sie eine Stadt betraten. Park und Anderson besahen auch hier die Goldgruben und fanden besonders die offen gelegten steilen Ufer eines Baches geeignet, die Beschaffenheit des Erdreiches daran zu beobachten. Unter einer fast zehn Fuß dicken Erdschicht mit runden Steinen darin bis zu der Dicke eines Kopfes befand sich eine zwei Fuß dicke Schicht von rostfarbenem und gelbem Sande mit fast eigroßen Kieseln, darunter eine dritte von zähem weißen Thon; die mittlere enthielt das Gold.

Die Konkaduberger bestehen aus grobkörnigem Granit und haben steile Wände, die aber selten über dreihundert Fuß hoch sind. Das Gestein besteht aus rothem Feldspath, weißem Quarz und schwarzem Schörl, umschließt aber auf eine eigenthümliche Weise rund abgeschliffene Blöcke eines helleren Granits von der Dicke einer Kanonenkugel und von feinerem



Korn. Ueberaus romantisch ist die Lage der Dörfer in diesem Gebirge; über die jähnen Abgründe vor ihren Füßen sehen die Bewohner hinaus auf die wilde und walbige Ebene zwischen dem Falemeh und dem Basing, welche sich acht Meilen weit von Süden nach Norden ausdehnt.

Während Park und Anderson die Berge durchstreiften, wurde Martin vom Fieber ergriffen. Langsam und traurig zog am andern Morgen die Karavane von Dindiku ab, die Thiere, welche außer dem Gepäck auch alle Kranken schleppen mußten, hatten zu viel der Last und zu wenige Treiber; der Zug löste sich auf, eine Abtheilung ging fast verloren und konnte nur mit Mühe wiedergefunden werden, einer der Esel, welcher das Teleskop und andere unentbehrliche Dinge trug, verlief sich und wurde erst am nächsten Tage wieder beigebracht. Einige Soldaten erkrankten auf dem Wege und sanken unter jedem Baume nieder, an sich selbst verzweifelnd. Park hatte unsägliche Mühe, mit dem ganzen Zuge nach Fankia zu kommen, und mußte hier wieder einen Tag ruhen. Er selbst hatte heftiges Fieber, ließ sich aber dadurch nicht muthlos machen. Er kaufte Mais für die Esel, Geflügel für die Kranken, und stellte dann seine astronomischen Beobachtungen an.

In Fankia verließ er seine vorige Straße und schlug einen nördlicheren Weg zum Niger ein, auf welchem er die Djallonkawildniß vermied. Die Kranken, von denen einige bereits irre zu reden anfingen, wurden auf Pferde und Esel gesetzt, das Gepäck den übrigen Thieren aufgeladen, und nun keuchte die Karavane mühevoll die nächsten Anhöhen hinan. Ueberladene Esel stürzten, kranke Soldaten konnten nicht mehr fort, diebische Neger umschlichen den Zug, um ihren Vortheil zu erlauern. Nach einem Marsche von einer kleinen Stunde waren alle Kräfte erschöpft und es mußte in Tumbin Halt gemacht werden; die zurückgelassenen Soldaten wurden mit Pferden nachgeholt. Am 17. Juni, als eben der Zug abging, kam Parks alter Freund heran, der Schullehrer Fankuma aus Malacotta, und begleitete den Reisenden bis zu dem Dorfe Serimanna, wo ihn Park reichlich beschenkt entließ. Inzwischen waren die Diebereien ins Große gegangen, Mantelsäcke aufgeschnitten und leer gestohlen, und auch die Kranken wurden schlimmer und schlimmer. Zwei derselben mußten in dem Dorfe zurückbleiben, als Park nach Fadjemmia aufbrach.



Hier wurden ungeheure Abgaben für den König verlangt; erst sollte Park für jeden Esel vier Flaschen Schießpulver geben, dann blieb es bei 150 Stab Waaren, einem Mantel und einer Anzahl Waffen. Park wurde zu Fadjemmia krank und mußte drei Tage rasten; endlich half ihm das allgemeine Mittel, ein Chinarindendecoct, wovon er seit Dindiku täglich einen Feldkessel voll bereiten ließ. Indeß besorgte Anderson die Einkäufe und sah auch nach den in Serimanna zurückgelassenen Soldaten, die aber zu krank waren, um dem Zuge zu folgen. Erst am 21. Juni konnte man Fadjemmia verlassen, abermals mit Hinterlassung eines Kranken. Kaum auf dem Marsche ward die Gesellschaft wieder von einem Tornado überfallen, der viele Ladungen durchnässte und den Weg sehr schmutzig und schlüpfrig machte. Der Esel, welcher die Kleider zum Wechseln trug, ging verloren, und die Leute, welche ausgesandt wurden, ihn zu suchen, brachten ihn erst am andern Tage wieder. Nachdem noch ein Fluß und mehrere Bäche mit Mühe überschritten waren, erklärte sich auch einer der Zimmerleute für krank und unfähig, weiter mitzugehen. Er unterzeichnete eine Erklärung, daß er selbst gewünscht habe, zurück zu bleiben. Weiter ging die Reise den Fluß Bali entlang an dem Berge Kullalei vorüber, von dem die Neger erzählten, daß auf seinem flachen Gipfel ein See liege; sie versicherten, daß man oft in der Regenzeit unter den steilen Abhängen Schildkröten todt fände, welche von oben herabgestürzt wären. Noch viele malerische Felspartien zeigten sich auf der Erhebung, welche den Bali von dem Basing trennt. Unterwegs ging ein Esel verloren, der unter anderem achtzig Pfund Kugeln trug.

In dem nächsten Dorfe, Gimbia, verursachte die Habsucht der Eingeborenen den Reisenden einen verdrießlichen Aufenthalt. Dieselben mochten gehört haben, daß eine Kasta von kranken weißen Männern mit unermesslichen Reichthümern sich in ihrem Bereich befände, und wollten sich nun ohne Zeitverlust in den Besitz der Erbschaft setzen. Sie sprangen hervor, als die Ersten in das Dorf kamen, wendeten die Esel um und griffen einem Reiter in die Zügel. Als dieser den Hahn seiner Pistole spannte, ließen sie los, und da die Soldaten kaltblütig ihre Bajonette aufsteckten, wichen sie soweit zurück, daß diese die beladenen Esel zu einem gesicherten Plaze treiben konnten. Indeß fand Park den Jsaako mit dem Vorsteher des Orts, auf welchen sich die Angreifer berufen hatten, in heftigem Wortwechsel, ging hinzu



und stellte denselben gleichfalls zur Rede. Dieser wies trotzig auf seine dreißig Bogenschützen hin, die in der Nähe standen. Park lachte ihn aus und forderte ihn auf, er möge nur versuchen, die Esel abladen zu lassen, er werde sehen, wer der Stärkere sei. Da gab der Vorsteher gute Worte und erlaubte den Durchzug, Park aber war weise genug, ihn nun zu beschenken und zu beruhigen, um nicht für den Fall, daß er etwa Kranke zurückschicken müßte, einen Feind im Rücken zu haben.

Kurz darauf ging es einen felsigen Abhang hinab und es stürzten wieder viele Esel. In Sullo, wo sie die Nacht blieben, fiel das Pferd des Lieutenant Martin und wurde den Negern des Ortes preisgegeben, welche sich gierig um das Fleisch zankten. Auf den Felsen, welche die Stadt überragten, zeigten sich Schaaren großer Affen. Am andern Tage, 25. Juni, sah Park in einer entzückend schönen Gegend mannigfaltige wunderbare Bildungen des rothen Granitgesteins, die bald in zierlichen Durchbrechungen täuschend an gothische Thürmchen, Fenster und Nischen erinnerten, bald kolossale Felsblöcke mit zusammenhängenden Wänden bis zu sechshundert Fuß Höhe darstellten.

Am 26. Juni war Rasttag zu Sekoba, der zum Einkauf von Milch und Geflügel für die Kranken verwendet wurde. In den nächsten Tagen ging die Ueberschreitung des Basing vor sich. Vier Kanoes brachten das Gepäck hinüber, die Esel mußten nebenher schwimmen, indem sie bei den Ohren festgehalten wurden. Die Kanoes aber waren so schmal, daß eines umschlug und ein Soldat ertrank; man konnte ihn nicht retten, da der Fluß hier breit und tief ist. Abends ward er am Ufer des Flusses begraben. In der Nacht konnte Niemand schlafen vor dem Schnarchen der Flußpferde, welche bis an das Ufer kamen.

Um zehn Uhr zogen die Reisenden an einem ungeheuren Felsengebirge vorüber, der Sankari hieß; man sah am Fuße desselben das Grab eines gefallenen Kriegers, dessen Denkmal aus unzähligen Steinen aufgehäuft war. Jeder Verwandte des Todten, der des Weges zieht, pfllegt einen Stein auf die Halde zu werfen. Wieder wurde ein Esel vermißt, der Glaskorallen trug; der Soldat, welcher umkehrte, um ihn wieder zu suchen, fand statt dessen einen verirrten Kranken und brachte diesen zurück. Der Esel stellte sich später von selbst wieder ein. Es war kaum möglich, den Zug zusammenzuhalten, und man mußte



unaufhörliche Signalschüsse für die Vereinzelten thun. An gebahnte Pfade im Walde war natürlich nicht zu denken. Der vorher wieder aufgefundenen Kranke war schon so schwach, daß er auf dem Esel festgebunden werden mußte, wurde jetzt immer kraftloser und starb bald darauf. Park und zwei Soldaten gruben ihm mit Degen und Bajonetten ein Grab in der Wildniß, und wenige Zweige, über den Hügel gedeckt, waren die einzigen Lorbeeren des Braven.

Als Park die Karavane einholte, waren wieder zwei Soldaten verloren gegangen. Einer kam nach langem Warten nach, der andere mußte aufgegeben werden; ein dritter früher schon Verirrter kam statt dessen heran, war aber so müde, daß er wieder zurückblieb, um zu ruhen. Der Zug machte eine halbe Meile weiter auf einer flachen Anhöhe Halt, wo sich in den Vertiefungen Regenwasser gesammelt hatte, und erwartete den Kranken, aber vergebens. Lange durchstreifte Park mit einigen Leuten im Dunkel der Nacht die Wälder, brennende Heubündel in den Händen tragend, um ihn zu suchen und zugleich die Löwen zu verschrecken; vergebens, keine Spur war zu entdecken. Auch er war verloren. In der Nacht wurden die Schlafenden sehr durch Wölfe beunruhigt. Zu Randy, einer früher beträchtlichen Stadt in Zulahdu, welche vor zwei Jahren durch einen Sohn des Königs Daijy von Kaarta verwüstet worden war, bekamen Anderson und Scott das Fieber; in derselben Nacht wurde ein Ballen mit Perlen gestohlen. Park mußte hier die noch übrigen Esel unter die noch gefunden Leute neu vertheilen, und erst am 3. Juli reisten sie weiter. Gleich nach dem Ausbruche wurden wieder zwei Soldaten vom Fieber befallen, und bald darauf wurde ein alter Soldat, der früher stark dem Trunke ergeben gewesen, wahnsinnig und mußte, wie alle die früheren, in einem Dorfe zurückbleiben. Bei Koina, einem Dorfe, das sich auf drei Seiten an steile Felswände anlehnt und von einer Mauer umgeben ist, sollte die Nacht geruhet werden; jetzt bedurfte auch Park selbst der Ruhe außerordentlich, da von allen Bedrängnissen die aufregendsten ihn täglich trafen. Krank kam er ins Lager; aber die ganze Nacht hindurch wurden Alle wach gehalten, indem erst ein Tornado mit starken Regengüssen das Feuer auslöschte, und dann mehrere junge Löwen bis zum Morgenrauen unter lautem Brummen das Lager umstreiften und unter den Eseln gewaltiges Geschrei und große Verwirrung anrichteten.



Am 4. Juli kam der Zug, welcher schon mehr einem wandelnden Lazareth als einer Gesellschaft von Entdeckern glich, nur eine Meile weiter nach Kumbandi. Einige Eselhändler holten ihn ein und berichteten von dem Tode des alten wahnsinnig gewordenen Soldaten. Ihre Thiere wurden ihnen abgekauft. Anderson und Scott beschworen Park, noch eine Nacht dableiben zu dürfen, doch ließen sie sich endlich erbitten, ihre Thiere zu besteigen. Ein Matrose wurde so elend, daß er von seinem Esel fiel und diesen laufen ließ. Alle Versuche, ihn wieder beritten zu machen, schlugen fehl, und Park mußte ihn liegen lassen, indem er ihm eine Pistole und einige Patronen zu seinem Schutze zurückließ. Unerwarteter Weise holte dieser Kranke am andern Tage die Gesellschaft wieder ein, zwar gesund, aber ganz nackt, da die Neger ihn vollständig ausgeplündert hatten.

Indeß hatte Park mit den Uebrigen den Fluß Wonda erreicht und bei dessen Ueberschreitung am Morgen fast den Führer Jsaako eingebüßt. Der Fluß ist hier nicht tief, hat aber felsigen Grund; sobald die Esel festen Fuß fassen konnten, blieben sie mitten im Wasser stehen und verursachten solchen Aufenthalt, daß Jsaako ungeduldig wurde und an einer seichten Stelle sechs Esel zugleich hindurchzutreiben unternahm. Plötzlich fuhr mitten im Flusse ein Krokodil empor, packte ihn am linken Schenkel und zog ihn unter das Wasser. Mit bewundernswerther Geistesgegenwart fühlte Jsaako rasch nach dem Kopfe des Ungeheuers und stieß seine Finger in dessen Auge. Sogleich ließ es seine Beute fahren und Jsaako suchte das Ufer zu gewinnen, indem er nach einem Messer schrie. Aber das Thier holte ihn ein und zog ihn am rechten Schenkel abermals unter das Wasser. Er griff wieder zu demselben Mittel und bohrte ihm die Finger so heftig in die Augen, daß das Krokodil betäubt wurde, ihn fahren ließ, sich auf der Oberfläche des Flusses plätschernd umherwälzte und dann in der Mitte der Strömung davon schoß. Jsaako erreichte blutend das Ufer, und Park, der ihn untersuchte, fand eine Wunde von vier Zoll Länge im linken Schenkel und noch mehrere sehr tiefe Bisse. Er verband ihn mit Gesteppflaster und Binden und sie eilten nun, zu dem nächsten Dorfe zu kommen, Jsaako erschöpft von Kampf und Blutverlust, Park so krank, daß er sich kaum aufrecht halten konnte, ohne ohnmächtig zu werden. Auch die meisten Leute waren krank. Es ward nöthig, in Bulinkumbu vier Tage zu rasten. Während Park



Chinarinde für die Kranken kochte und Jsaakos Wunden besorgte, kauften die Leute des Vekteren, um dem drohenden Mangel an Lebensmitteln vorzubeugen, aus der Nachbarschaft allen Reis zusammen und brachten 123 Pfd. ins Lager. Am 11. Juli wurde endlich unter nicht größeren als den gewöhnlichen Beschwerden und Hemmnissen das Dorf Sabusira, und nach einer Wendung gegen Norden am 12. Juli die feste Stadt Maniakorro erreicht. Ein acht Fuß tiefer Graben umgab einen dreifachen Gürtel von Mauern, von denen die äußere sechs, die mittlere zehn, die innere sechzehn Fuß hoch war. Um den Vorsteher Manja Numma zufrieden zu stellen, mußte Park nicht allein zu den Geschenken, welche aus einer Flinte, einem Paar Pistolen und hundert Stab Waaren bestanden, noch eine mit Silber ausgelegte Flinte für Numma und 43 Stab Waaren für dessen nächste Verwandte hinzufügen, sondern auch die wenigen dazu noch fähigen Soldaten in ihren rothen Röcken zum Vergnügen des Numma eine Art von Parade mit Schwenkungen und einer Gerchrsalve ausführen lassen. Nahe bei der Stadt sah man einen Haufen menschlicher Gebeine, unter ihnen mehr als dreißig Schädel. Es war die Richtstätte, wo Numma die Todesstrafen eigenhändig zu vollziehen pflegte. Freilich verschonte er die Hauptverbrecher der Stadt, nämlich seine eigenen Söhne, deren er mehr als dreißig hatte, und die an Dieberei und Unverschämtheit Alles hinter sich ließen, was Park je erlebt hatte; die übrigen Bewohner der Stadt gaben ihnen allerdings nicht sehr viel nach. Hier fehlten den Soldaten ihre Musketen, dort waren Perlen oder Mäntel gestohlen, oder die Pistolen aus den Halstern geholt. Einer von des Manjas Söhnen zog zum Schutz der Reisenden mit ihnen, konnte aber nicht verhindern, daß Diebereien unter ihren Augen vorfielen. Mehr noch als die Verluste fürchtete Park die endliche Ungebuld seiner Leute, die nicht übel Lust hatten, die Unverschämtesten mit dem Bajonette niederzustoßen, und doch fühlte er selbst mehrere Male die größte Versuchung, Gewalt zu gebrauchen. Zwei von Nummas Söhnen traten zu ihm, und während der eine ihn um eine Priße Tabak bat, entriß ihm der andere die Flinte und sprang davon. Park verfolgte ihn mit dem Degen, und Anderson war schon auf dem Punkte, den Flüchtigen zu erschießen, als er zum Glück den Sohn des Häuptlings in ihm erkannte. Der Bruder desselben, Parks gemietheter Führer, erklärte jetzt die Europäer für berechtigt, jeden Neger, der zu



stehlen versuchen würde, zu erschießen, und Park ließ die Soldaten laden. Ein Tornado zwang die letzteren, den Eseln das Gepäck abzunehmen, und einer der vornehmen Spitzbuben nahm wieder die Gelegenheit wahr, mit der Flinte und den Pistolen eines Soldaten auszureißen. Es wurde Halt gemacht, um die Ballen zu trocknen, so gut es bei dauerndem Regen ging, und etwas Reis zu kochen; da trieben drei Neger die Esel hinweg. Rasch ward ihnen die Beute abgejagt und die Thiere wieder beladen; aber es fand sich, daß inzwischen Ballen aufgeschnitten und beraubt worden waren. Noch einmal verschärfte Park jetzt den Befehl, die Diebe auf dem Fleck niederzuschießen, und ließ dann aufbrechen. Das Gepäck zweier gefallener Thiere nahmen Park und Anderson auf ihre Pferde, zum großen Verdruß eines Duzends von Negern, die hinter den Vorsprüngen des felsigen Weges lauften. Die Nacht wurde im nassen Grase zugebracht, so gut es angehen wollte.

Auch in den nächsten Tagen dauerten die Diebereien fort, und dazu kam am 17. Juli ein so furchtbares Gewitter, daß Park das Zelt, unter welchem das Pulver geschützt lag, verließ, da er eine Explosion desselben für unvermeidlich hielt. Von jetzt an suchte er sich so einzurichten, daß die Pferde frei blieben, um die Diebe verfolgen zu können, und bald darauf sah er sich schon genöthigt, eine solche Jagd anzustellen. Ein Neger umschlich den Zug und riß plötzlich an einer Wendung des Weges von einem Esel, den ein Knabe trieb, einen Mantel herab. Park sah ihn in die Büsche springen, war rasch hinterdrein und hatte eben das Gebüsch umritten, als der Neger an der andern Seite hervorkam; schnell schlüpfte derselbe zurück, Park verfolgte ihn und endlich blieb der Dieb an den Stamm eines großen Baumes gedrückt stehen. Park feuerte und ritt dann mit vorgehaltener Pistole auf ihn los. Da rief Jener mit kläglichem Tone: „Tödt mich nicht, weißer Mann, ich kann dir nicht entlaufen, du hast mir das Bein zerbrochen!“ Wirklich blutete er stark unter dem Kniegelenke. Während er in der Angst den Baum zu erklettern suchte, kamen mehrere Leute herbei, mit ihnen der Führer aus Maniakorro, und verlangten laut den Tod des Diebes. Nur mit Mühe konnte Park ihnen wehren.

Während eines Regengusses, welcher am Nachmittage den Zug überfiel, wurde ein Kranker, der zurückgeblieben war, von vier Dieben



seiner Jacke beraubt. Park und Anderson jagten sie ihnen glücklich wieder ab, fanden aber, als sie zu den Uebrigen zurückkamen, daß indeß einem andern Soldaten die Jacke und das Felleisen gestohlen war. Eine kleine Strecke weiter wurde, während sich Park bei dem Nachtrabe befand, einem Esel ein Felleisen, ein Paar Pistolen und sechs Gewehre abgenommen, und, was schlimmer war, einer der Kranken kam nicht nach, da ihn vermuthlich die Neger beraubt und getödtet hatten. In der Nacht wurde einer der besten Esel gestohlen und am 19. Juli wurden wieder drei Esel untüchtig und mußten liegen bleiben; Andersons Pferd, welches nicht mehr zu gebrauchen war, schenkte Park dem Führer aus Maniakorro. Einige Kranke blieben zurück und kamen am andern Morgen ganz nackt bei den Zelten an.

Kurz nach Mittag kamen die Ersten zu den Ufern des Ba Bulima oder rothen Flusses, welcher der östliche Quellfluß des Senegal ist. Er war nur 50 bis 60 Fuß breit, aber durch den Regen so angeschwollen, daß seine Tiefe 20 Fuß betrug. Der Abend verging über vergeblichen Versuchen, einige auf den Ufern stehende Bäume zu fällen, welche quer über den Fluß fallen und eine Brücke bilden sollten; der reizende Strom vereitelte jede Mühe. Am andern Tage versuchte Park, von den Zimmerleuten ein Floß bauen zu lassen, aber die behauenen Bäume waren so schwer, daß die vereinten Kräfte der gesunden Mannschaft nicht hinreichten, sie an das Wasser zu bringen. Endlich stellten die Mandingo eine Negerbrücke her. Zwei lange schlanke Bäume, die an den Spitzen zusammen gebunden waren, wurden mittelst eines Seiles quer über den Strom niedergelassen und die Wurzeln auf beiden Seiten an den Uferbäumen festgebunden. Oberhalb derselben stellten die Neger eine Reihe gabelförmiger Pfähle, welche der Tiefe des Flußbettes entsprachen, so auf, daß dieselbe durch die Strömung gegen jene beiden Bäume angedrückt wurden, und legten zwei in derselben Weise wie die ersteren verbundene Bäume der Länge nach über die Gabeln, so daß sie etwa einen Fuß über der Oberfläche des Wassers blieben. Eine ganz gleiche Reihe von Gabeln wurde ebenso etwas oberhalb aufgestellt und trug gleichfalls zwei an den Spitzen verbundene Bäume; jetzt wurden Pfähle quer übergelegt und die Brücke war fertig. Alles Gepäck wurde durch Jsaakos Neger hinübergetragen, die Park zu dem Ende miethete; die Weißen waren nicht im Stande, dasselbe ans Ufer zu bringen. Einen kranken Soldaten,



der mit dem Tode kämpfte, ließen sie auf dem linken Ufer des Flusses liegen.

Am 22. Juli gingen sie weiter durch stark bewaldetes ebenes Land nach Marina und warteten dort auf Scott und Martin, welche unterwegs liegen geblieben waren und jetzt durch Isaaks Leute abgeholt wurden. Einige der verdächtigen Geleitsmänner, welche mit der Karavane über den Fluß gegangen waren, verbreiteten indeß in Marina die Nachricht, die Weißen seien ein „Dummula song“, ein gefundener Bissen. Deshalb versäumten die Einwohner der Stadt ebenfalls nicht, in der Nacht fünf Esel zu stehlen; als aber Park am Morgen drohete, einen Boten an den König zu schicken und sich zu beschweren, wurden drei derselben zurückgebracht. Zur Fortschaffung des Gepäcks, welches die anderen Esel getragen hatten, mietete Park einige Neger und kam so am Abende in Bangassi an, einer großen Stadt von fünfacher Ausdehnung wie Maniakorro und ebenso befestigt. An der Ostseite unter einem Baume wurde das Lager aufgeschlagen und eine Raft von vier Tagen gehalten.

Der König Serenummo empfing Park in einer Art von Laube sitzend, nur von einigen Vertrauten umgeben, und befragte ihn umständlich über den Zweck seiner Reise. Park belehrte ihn, so gut er konnte, und breitete dann die für den König bestimmten Geschenke aus, Bernstein, Glascorallen, Spiegel, dazu Andersons Flinte, Degen und Pistolen. Der Negerfürst sah Alles schweigend und mit verstellter Gleichgültigkeit an und ertheilte die Erlaubniß zur Durchreise; zugleich versprach er, daß in einigen Tagen sein Sohn als Führer bis nach Sego mitgehen solle. Ohne Zweifel beabsichtigte er, durch den Erlös der eben erhaltenen Geschenke den Tribut für den König von Bambarra zu vervollständigen, welcher dreihundert Minkallis in Gold betrug und in diesen Tagen durch seinen Sohn in Sego abgeliefert werden mußte. Nachdem Park entlassen war, kaufte er einige Esel und sorgte dann mit gewohnter Umsicht für seine leidende Mannschaft; jeder Mann erhielt täglich zwei Feldkessel voll frischer Milch. Aber trotz aller Pflege wurden zwei von ihnen so krank, daß er an ihrer Herstellung verzweifelte. Einen ließ er in den Schatten eines Baumes legen, aber fast hätten diesen, als er einschlief, die Wölfe geholt; sie schnupperten schon an seinen Füßen, da erwachte er von ihrem Geheul, sprang entsetzt auf und lief, so krank er war, zu den Zelten zurück.



Er mußte, als die Uebrigen aufbrachen, in Bangassî bleiben; der andere war schon gestorben. Kurz nach dem Ausbruche am 28. Juli mußten drei Soldaten und ein Zimmermann nach Bangassî zurückgeschickt werden. Park, der sich sehr übel befand, hatte außer seinem mit Reis beladenen Pferde auch den Esel zu treiben, welcher die Sägen trug. Da sah er von einer Anhöhe aus im Südosten eine Reihe ferner Berge, und der plötzlich in ihm aufleuchtende Gedanke, daß ihren Fuß der Niger bespüle, ließ ihn sein Fieber sogleich vergessen; auf dem ganzen Wege dachte er nur, wie er ihren blauen Gipfel übersteigen wollte.

In der Nacht, welche wieder in durchnäßten Kleidern auf der nassen Erde zugebracht werden mußte, störten Löwen die Ruhe, bei deren Annäherung alle Esel sich losrissen. Am Morgen schickte Park einen namhaften Betrag an Bernstein nach Bangassî, damit die dorthin zurückgekehrten Soldaten Pflege und Mittel zur Reise hätten, und reiste zwei Tage später weiter. Wieder mußte er einen Soldaten zurücklassen, W. Allen, der ihn und die Uebrigen oft durch seine fröhlichen Launen unterhalten und ihnen schottische Volkslieder gesungen hatte. Der Vorsteher des Dorfes versprach, für ihn zu sorgen. Unterwegs stürzte der letzte der in S. Jago eingekauften Esel, die nun alle vierzig todt oder verloren waren. Auf dem ganzen Wege regnete es, ebenso am 1. August und den folgenden Tagen; mehrere Male hemmte einer der Quellflüsse des Senegal, welcher hier im Gebirge entspringt, den Marsch, und der Uebergang wurde noch unnöthig erschwert, indem Isaako mit einigen Soldaten Handel anfang, bei denen er ohne Andersons Dazwischenkunft unfehlbar erstochen worden wäre, und dann zum Dank, trotzig durch Parks Verweis, mit seinen Leuten vorwärts ging, ohne sich um die hülfsbedürftigen Europäer zu kümmern. Erst nach einigen Tagen stellte er sich wieder ein. Wieder mußte ein Soldat zurück bleiben; Scott, der sehr krank war, ritt auf Parks Pferde, Park trieb einen Esel und munterte seine Leute auf, welche zu schwach waren, einem Esel, der seine Ladung fallen ließ, dieselbe wieder aufzuladen. Es waren noch dreizehn Esel da, die Park zum Theil selbst beladen mußte. Am Abend des 5. Aug. holten die Wölfe einen derselben, nachdem das Wachfeuer durch starken Regen ausgelöscht war. Das Fleisch verzehrten am anderen Tage die Einwohner des nahen Dorfes Kulihori; die Wölfe hatten nur das Eingeweide



herausgefressen und den Rest dort liegen lassen. Wahrscheinlich war auch ein kranker Soldat, welcher sich nicht wieder einstellte, diesen Raubthieren zur Beute geworden; jede Nacht umheulten dieselben das Lager, und es that strenge Wachsamkeit noth, um Menschen und Thiere zu schützen.

Am 7. Aug. blieben wieder drei Mann zurück, von welchen sich nur einer wieder einfand; ein starker Regen durchnässte das Gepäck, zwei Esel, welche vier Kisten mit Flintenkolben, Pistolen und Spiegeln trugen, fielen in's Wasser, es fehlte an Mundvorrath, und die Neger stahlen den besten Esel. Park ließ in einer benachbarten Stadt Reis und Mais kaufen, schickte Isaaqs Leute dem vermißten Esel nach, den sie erst am 9. Aug. wieder brachten, und benutzte selbst die Tage, um die zehn noch übrigen Pistolen (neunzig hatte er im Anfange der Reise besessen) und die Flinten zu putzen und mit Fett einzureiben. Dann wurden Neger gemiethet, um das Gepäck über den nahen Fluß Ba Wulli, der zum Senegal fließt, zu schaffen. Die Soldaten waren nicht dazu im Stande, und einer von ihnen starb in der Nacht vor der Abreise. Die Ueberfahrt des Gepäcks ging ziemlich gut von Statten; schwieriger war das Hinüberschaffen der Esel, von denen sechs beinahe ertrunken wären. Da die Lebensmittel zur Reize gingen, so bemühte sich Park, am anderen Tage nach Bambarra zu kommen, welches noch etwa 3 Meilen entfernt sein mußte.

Wirklich erreichten sie nach achttündigem angestrengtem Marsche Dabadu, das erste Dorf des Königreiches Bambarra. Viele Leute blieben am Wege liegen und sammelten sich erst wieder, als ein Fluß die Vordersten, unter denen Park war, zum Verweilen zwang. Anderson, der unter einem Busche lag und dem Tode nahe schien, wurde von Park auf dem Rücken durch den Fluß getragen. Dann schleppte Park die Ladung seines Esels hinüber, trieb hierauf den Esel hindurch, darauf Andersons Pferd, und war schon sechszehn Mal durch den Fluß gewatet, als endlich auch ihm die Kräfte versagten. Vier Soldaten ließ er mit ihren Eseln zurück, belud noch den seinigen, setzte Anderson auf sein Pferd und ging dann mit dem Vortrabe nach dem nächsten Dorfe. Hier waren leider keine Lebensmittel zu bekommen, kein Reis, nicht ein einziger Vogel war zu haben. Erst am Morgen gelang es, einen kleinen Stier von maurischer Zucht zu kaufen, der mit etwas Mais zubereitet und gegessen wurde. Anderson befand sich sehr schlecht,



Scott hatte sich ein wenig erholt. Ein Pferd war unbrauchbar geworden und Park mußte dessen Ladung dem Vorsteher in Verwahrung geben, bis er danach schicken würde.

Am 13. Aug. ließ Isaako wieder durch seine Neger die Esel beladen, Park ließ sein Pferd einem kranken Soldaten und führte das seines Schwägers am Zügel. Bald legte sich der Soldat am Wege nieder, und Park mußte sein Pferd ohne Reiter weiter treiben, dazu einen mit Schießpulver beladenen Esel, dessen Treiber gleichfalls verloren gegangen war. Bald versagten auch Anderson die letzten Kräfte, Park legte ihn in das Gras, ließ Pferd und Esel weiden, gab sein eigenes Pferd einigen Kranken mit, die sich mühsam daherschleppten, und setzte sich bekümmert neben seinen todtkranken Freund. Gegen halb sechs, als sich ein erfrischender Windzug erhob, war dieser etwas gestärkt und bereit zu einem nochmaligen Versuche, durch den Park noch vor der Nacht Kumikumi zu erreichen hoffte.

Nicht lange nachher hörten Beide einen eigenthümlichen Ton, der dem Bellen eines großen Bullenbeißers glich, jedoch mit einem Zischen endigte, wie es Katzen auszustoßen pflegen. „Das ist ein tüchtiger Bursche“, sagte Park zu Anderson, in der Meinung, es müsse ein großer Affe sein; gleich darauf aber ertönte dasselbe heisere Bellen, von einem stärkeren Brummen begleitet, und plötzlich, kaum noch hundert Schritte weit entfernt, sah Park drei Löwen auf sich los kommen. Sie waren von riesiger Größe und fahler Farbe, nicht roth, wie der, welchen er früher am Niger gesehen hatte; in weiten Sätzen sprangen sie durch das hohe Gras hin, alle drei neben einander. Park ließ rasch den Zügel los und trat ihnen entgegen. So wie sie auf Schußweite herangekommen waren, feuerte er auf den mittelsten. Sie blieben stehen und sahen sich verdutzt an, wichen etwas zurück, einer wandte sich nochmals nach Park um, der eben beschäftigt war, wieder zu laden, dann sprangen alle drei feige ins Gebüsch. Aber durch das Dickicht hin begleiteten sie die beiden Reisenden noch lange. Als diese nach einer halben Stunde, bei einbrechender Dunkelheit, das Gebell und Gebrumm von Neuem hörten, fingen sie an, laut zu schreien und zu lärmen, worauf sich die gefährlichen Begleiter endlich verloren.

Der Weg senkte sich zu einem Bache hinab und verlor sich am entgegengesetzten Abhange zwischen den tiefen Klüften, in welche das



angeschwemmte Erdreich zerrissen war. Park und sein kranker Freund konnten die Thäler nicht wiederfinden und verirrten sich so, daß sie auf einem schroffen Gipfel zwischen zwei Abgründen übernachten mußten. Ein kranker Soldat Namens Watkins stieß zu ihnen, der auch im Dunkel umherirrte, und mit seiner Hülfe zündete Park ein Feuer an, wickelte Anderson in seinen Mantel, und sorgte, so gut es eben anging, für dessen Ruhe. Noch mehreren Kranken diente das Feuer zum Führer, und als der Morgen tagte, fanden sich die Uebrigen ebenfalls zusammen. Um zehn Uhr war Kumikumi erreicht, der erste Ort auf Parks früherem Wege, nachdem er den Niger verlassen. Der arme Watkins starb, Anderson blieb leidend wie zuvor, auch Scott erkrankte, um nicht wieder aufzustehen.

Es war die Zeit, wo die Sonne senkrecht über jenen Gegenden steht und solche Gluth entwickelt, daß der Regen etwa elf Tage lang aufhört. In dieser Zeit blüht der Mais und streut dicke Wolken von Samenstaub über die Felder hin, so daß, wer hindurchgeht, fast erblindet. Bei aller Sorgfalt Parks konnte es nicht ausbleiben, daß der Zug, als man nach einem Rasttage am 16. Aug. von Kumikumi weiter ging, noch mehrere Kranke verlor. Anderson wurde in einen Mantel gewickelt und an eine Stange gehängt, welche zwei Neger trugen; zwei andere zur Ablösung schritten hinterher. Ein Soldat ritt auf Parks Pferde, Park selbst beaufsichtigte vier gleichfalls zu Kumikumi angeworbene Neger, welche Gepäck trugen. So kamen sie nach Dumbila, etwa drei Meilen weit, in fast fünf Stunden. Hier hatte Park die Freude, seinen alten Freund Karfa Taura wieder zu sehen, welcher auf die Nachricht, Park reise mit einer weißen Kasta durch das Land, von seinem jetzigen Wohnorte Buri aus sechs Tagereisen weit bis nach Bammaku geeilt war, um ihn zu sehen, und nun von da nach Dumbila ihm entgegen kam. Aber was konnte alle Bereitwilligkeit des treuen Negers den dahin ziehenden Europäern helfen! Scott, der zurückgeblieben war, wurde nicht wieder aufgefunden, und als Park mit neuem Eifer zum Niger hin aufbrach, der nun ganz nahe war, konnte nur ein einziger Soldat noch seinen Esel treiben. Der Weg war schlecht und die Nacht im Freien für Park überaus mühselig, da er die Esel überwachen mußte; denn wenn dieselben auch nur einen einzigen Maisstengel von den Felbern der Neger abgefressen hätten, so wären sie nach dortigem Gesetze bis zur Entschädigung den



Eigenthümern verfallen gewesen. Am Morgen aber trieb Park seine Leute mit neuem Eifer vorwärts; es galt, die letzten Berge zu ersteigen, die ihn noch vom Niger trennten. Um drei Uhr Nachmittags am 20. Aug. war die Höhe erreicht, und Park sah mit freudig klopfendem Herzen den Niger wieder, wie er seinen unermesslichen Strom über die Ebene dahin wälzte. Um halb sieben Uhr wurde bei Bamaku das Lager aufgeschlagen; es fand sich, daß wieder drei Soldaten verloren gegangen waren. Von vierunddreißig Soldaten und sechs Zimmerleuten hatten nur sechs Soldaten und ein Zimmermann den Niger erreicht.

Nach kurzer Rast schiffte Park das Gepäck auf einigen Negerkähnen ein und fuhr mit ihnen den Fluß hinab, der hier etwa 5000 Fuß breit war; er hatte Anderson bei sich, während Martin und die letzten Leute zu Lande auf den Eßeln nachkamen. „Nichts“, sagt er in seinem Tagebuche, „kann schöner sein, als der Anblick dieses unermesslichen Stromes; jetzt glatt wie ein Spiegel, dann wieder vom fauksten Winde leicht gekräuselt, führte er uns in jeder Stunde sechs bis sieben (engl.) Meilen hinab.“

Die Strömung war so stark, daß kein Rudern nöthig war; es ging über drei Stromschnellen mit solcher Gewalt, daß Park fast den Untergang des Rahmes fürchtete. Auf einer Insel sah er einen großen Elephanten von röthlicher Farbe mit schwarzen Füßen, hierauf drei Flußpferde, welche der Knall einer Flinte rasch verscheuchte. Einer der Ruderer spießte am Ufer eine große Schildkröte auf, welche am Abende nach der Landung einen trefflichen Schmaus lieferte. Nachts strömte der Regen, früh schifften sich die Reisenden durchnächt wieder ein und kamen bald nach Marrabu, wo spät Abends auch Martin mit den Leuten eintraf. Hier wurde Halt gemacht, und Park beauftragte Jsaako, der jetzt hier seine Aufgabe gelöst hatte und den Werth von zwei Sclaven als Lohn erhielt, mit einer neuen wichtigen Sendung. Er übergab ihm nämlich eine Auswahl der schönsten Geschenke, farbige Tücher, Waffen u. dgl., welche er in seinem Namen dem Könige Mansong in Sego überbringen sollte. Park blieb zurück, da er selbst heftig an der Ruhr litt, und suchte sich mit Quecksilber zu heilen. Es gelang, doch hatte er sechs Tage hindurch so starken Speichelfluß, daß er weder sprechen noch schlafen konnte.



Bald kam Mansongs Sänger als Gesandter an, um Park mit seinen Leuten und dem Gepäck nach Sego zu holen. Die Geschenke, erklärte derselbe, wolle der König nur aus Parks eigenen Händen annehmen. Vier Tage lang wurden die Begleiter des Gesandten zu Marrabu reichlich bewirthet, dann schifften sich Alle am 14. Sept. ein, übernachteten zu Dina, dann zu Yamina, wo sie am 16. liegen blieben und Park sich mit Kauries versah, dann zu Sami, und hier wartete Park auf Befehle von Sego, wohin der Sänger des Königes voraus ging. Beim Einkauf der Kauries erfuhr Park, daß man achtzig Stück derselben ein Hundert nennt; ein Mandingohundert zählt nur sechzig Kauries. In allen anderen Dingen zählt man dagegen das Hundert voll.

Nach wenigen Tagen langte Jsaako an, aber seine Erzählungen lauteten nicht günstig. Die Geschenke wollte Mansong durch einen Gesandten von Park selber in Empfang nehmen lassen und dann den Durchzug erlauben; die Weißen zu sehen hatte er kein Verlangen, ja es schien, als fürchtete er sie, denn so oft Jsaako derselben erwähnte oder von der Reise erzählte, fing der König an, Figuren mit dem Finger in den Sand zu zeichnen, gleichsam um einem Zauber zu wehren. Zwei Tage später kam Mansongs Minister Modibinne an, von vier Freunden begleitet, und verhandelte mit Park, der die Abgesandten des Königes in der Bambarrasprache so anredete: „Ich bin der weiße Mann, der vor 9 Jahren nach Bambarra kam. Auf meine Bitte erlaubte mir Mansong, nach Osten weiter zu reisen, und schenkte mir 5000 Kauries, da mir die Mauren alle meine Habe geraubt hatten. Darum achten meine weißen Landsleute den Namen Mansong hoch, und ihr König hat mich noch einmal hieher geschickt. Wenn Mansong mich schützen will und Ihr Alle es wohl mit mir meint, so will ich Euch sagen, warum ich kam!“ Modibinne bat ihn, weiter zu reden, sie Alle seien seine Freunde. „Das weiße Volk“, fuhr Park fort, „ist ein Handelsvolk, wie ihr wißt, und die Waaren, welche die Mauren zu euch bringen, sind von uns gemacht. Sprecht ihr von einer guten Plinte, wer hat sie gemacht? das weiße Volk! Seht ihr eine schöne Pistole, ein gutes Schwert, buntes Tuch, Perlen oder Schießpulver, wer hat das Alles gemacht? das weiße Volk! Wir verkaufen diese Waaren an die Mauren, diese überlassen sie um höheren Preis an die Leute von Timbuctu, und diese gewinnen wieder, wenn



sie sie nach Djenne bringen, von wo aus ihr sie erhalten. Jetzt will ich versuchen, den Djoliba zu befahren bis zu der Stelle, wo er sich mit dem Salzwasser vermischt, und auf dem Wege sollen künftig, wenn Mansong es erlaubt, die weißen Leute mit ihren kleinen Schiffen nach Sego kommen und euch köstliche Waaren wohlfeil verkaufen. Hiervon aber sollt ihr nur Mansong und seinem Sohne Da erzählen; denn wenn die Mauren es erführen, so würden sie mich gewiß ermorden.“

Modibinne billigte seine Worte und versprach, am anderen Tage Mansongs Antwort zu überbringen. Die Geschenke versetzten die Gesandten in großes Erstaunen; einige Stücke Scharlachtuch, welche Park ihnen selber schenkte, erhöheten die Freude, und nachdem sie alles Gepäck, soweit der vorsichtige Park sie dasselbe sehen ließ, durchsucht hatten, kehrten sie nach Sego zurück. In der Nacht starben wieder zwei Soldaten. Das Recht, sie zu begraben, mußte theuer erkauft werden, da die Neger befürchteten, daß über den Leichen von Weißen nie mehr Korn wachsen würde.

Am 26. Sept. kam Modibinne zurück und eröffnete Park in Mansongs Namen, daß dieser sie schützen wolle, sie möchten nun ostwärts nach Timbuctu reisen oder über Zulahdu und Bondu nach dem Westen zurückkehren; wollten sie zu Sami oder Sego, zu Sansanding oder Djenne Schiffe bauen, so würde er sie dorthin bringen lassen. Park ließ ihm danken und wählte Sansanding, um dort ein Boot zu bauen und auszurüsten; als Modibinne in Mansongs Namen noch vier Doppelhaken, drei Säbel, Scotts Violine und einige Perlen schnüre zu kaufen wünschte, fügte Park diese Gegenstände zu seinen früheren Geschenken hinzu, und nahm dann ein Paar Ochsen, Mansongs Geschenk, in Empfang. Letztere schickte er zu Lande nach Sansanding, und am 27. Sept. fuhr er mit seinen Leuten ebenfalls dahin ab. Die Hitze war so übermäßig groß, daß man, wie Park meinte, wohl ein Lendenstück hätte dabei braten können; er war nahe daran, wahnsinnig zu werden. Als sie nach Sego kamen, machten sie an der Stelle Halt, wo Park einst auf die Ueberfahrt gewartet hatte, und meldeten dem Könige ihre Anwesenheit. Aber Isako kam allein zurück. Er schützte den kranken Park gegen die Hitze durch eine Art von Baldachin, indem er zwei Mäntel über vier Stangen hing, und am Abende befand sich Jener so wohl, daß er am Ufer aussteigen



konnte, wo sie an einem Feuer übernachteten. Am nächsten Tage erreichten sie Sansanding, und ihre Ankunft erregte solches Aufsehen, daß Kaunti Mamadi, Parks alter Gastfreund, das zudringliche Volk mit Stockschlägen vertreiben mußte. Nun landeten sie ihr Gepäck und brachten es in eine Hütte, welche Kaunti ihnen anwies.

In der Nacht starben wieder zwei Soldaten; die Leiche des einen wurde sogleich von Wölfen fortgeschleppt, den anderen ließ Park in der Nähe der Moschee begraben. Zugleich kam die Nachricht, daß Scott zu KumiKumi gestorben sei.

Zwar hatte Mansong die Fremden nicht vergessen, denn er ließ Park auffordern, ein Paar alte Flintenschlösser und eine zinnerne Platte auszubessern, und auch sein Sohn ließ sich noch allerlei Waffen und Tücher ausbitten; aber er war wenig zur Beförderung ihrer Weiterreise behülflich. Nur ein Kahn wurde vom Prinzen Da geliefert; wollte Park bessere Fahrzeuge haben, so mußte er selbst sorgen. Er beschloß daher, die zum Ankauf einiger Kähne nöthigen Kauries auf dem Markte einzuhandeln. Die Stadt Sansanding ist nicht unbedeutend und soll, wie Kaunti Mamadi erzählte, 10000 Einwohner haben. Der Marktplatz, ein großes Bierck, ist von früh bis spät mit Menschen gefüllt, welche sich zu den Buden der Verkäufer drängen. Diese sind mit Matten gedeckt; in einigen werden Perlen verkauft, in anderen Indigo in Klumpen, in anderen Holzasche, wieder in anderen Stoffe aus Haoussa und Djenne. In einer Bude hat man Spiegeln in kleinen Stücken feil, welcher zum Schwärzen der Augenlider dient, in einer anderen Schwefel, in einer dritten kupferne und silberne Ringe und Armbänder. Auch Scharlachtuch, Bernstein, maroccanische Seide, Tabak ist in den Läden zu kaufen. In einer Ecke ist der Salzmarkt; eine Salzplatte kostet etwa 6000 Kauries. Mitten auf dem Markte steht eine Fleischbank mit dem besten und fettesten Fleische, in der Nähe liegt der Biermarkt, etwas weiter hin wird gelbes und rothes Leder verkauft. Ein besonderer Platz dient zu einer Art von Wochenmarkt oder Messe, wo an jedem Dienstage die Kaufleute und Hausirer ihre Waaren einhandeln, um sie auf den Dörfern im Kleinen wieder abzusetzen.

Park eröffnete einen großen Laden und legte eine Auswahl europäischer Waaren zum Verkauf aus. Er hatte ungeheuren Zulauf, da er wohlfeiler als die Mauren verkaufte, und mußte drei Kassirer zu-



gleich anstellen; an einem Markttage löste er 25765 Kauries. Gern hätten die neidischen Mauren ihn um's Leben gebracht; aber Mansong schützte den Fremden und wies alle Verläumdungen und Anerbietungen entrüstet ab.

Aus einem Preisverzeichnisse europäischer Waaren, welches Park in seinem Tagebuche mittheilt, geht hervor, daß ein Minkalli Gold, etwa 4 Thaler an Werth, mit 3000 Kauries bezahlt wurde, ein großer Elefantenzahn die dreifache Summe kostete, ein Slave zehn, eine Sclavin bis zu fünfundzwanzig Minkallis, ein Pferd von zwei bis zu zehn Sclaven, eine fette Kuh oder ein Esel fünf Minkallis, ein Schaf einen bis zwei. Für einen Minkalli erhielt man zehn Stück Geflügel, oder Fleischvorrath für sieben Mann auf fünf Tage; Bier für sieben Mann auf fünf Tage kostete die Hälfte. Ein Klumpen Indigo galt 40 Kauries. Ebenso viel löste Park für einen Bogen Papier, für einen Flintenstein oder für eine Schnur Granaten; eine Muskete oder zwei Flaschen Schießpulver oder drei Säbel wogen einen Elefantenzahn von mittlerer Größe auf, ein silberner Dollar galt zwei bis vier Minkallis, d. h. acht bis sechszehn Thaler.

Mansong ließ durch Modibinne fragen, welche Gegengeschenke Park die liebsten sein würden, und dieser bat um zwei große Kähne, welche auch versprochen wurden. Anstatt derselben kam aber nur ein einziger, welcher halb verfault war, nebst der Bitte, Park möge dem Könige alle entbehrlichen Waffen verkaufen. Er bat sich für zwei Doppelhaken, zwei Vogelflinten, zwei Paar Pistolen und fünf alte Gewehre einen zweiten und besseren Kahn aus, und erhielt wieder ein ganz untaugliches Fahrzeug, wo möglich noch hauffälliger, als das erste war. Was war zu thun? Er mußte gute Miene machen und begab sich mit Hülfe des Soldaten Bolton an die Arbeit, selbst aus den beiden noch brauchbaren Hälften ein erträgliches Boot zusammen zu setzen. Nach achtzehntägiger harter Arbeit war das Boot fertig, die faulen Stellen geflickt, die Löcher verstopft, und Park hatte ein Fahrzeug, welches vierzig Fuß lang, sechs Fuß breit war, flachen Boden hatte und beladen einen Fuß tief im Wasser ging. Er gab ihm den stolzen Namen: Er. Majestät Schooner Djoliba.

Indeß war Parks Schwager Anderson nach viermonatlichem Siechthum erlegen; er starb am 28. Oct. und Park hatte wohl kaum auf seiner ganzen Reise einen schwereren Augenblick gehabt, als den, wo



er diesen treuen Gefährten ins Grab legte. Jetzt fühlte er sich wahrhaft allein.

Nun drängte auch Mansong darauf, daß er abreisen sollte, da er ihm gegen die Mauren schwerlich länger Schutz würde gewähren können, und Park rüstete rasch zur Abfahrt. Um ein Schutzdach gegen Wurfspeie und Pfeile feindlich gesinnter Uferbewohner machen zu können, kaufte er Ochsenhäute, schiffte seine Sachen ein, sandte Jsaako mit Briefen und seinem Tagebuche nach dem Gambia zurück und vertraute sich am 20. Nov. 1805 mit seinen vier letzten Begleitern dem Strome an, welcher das Ziel seines Strebens war und für ihn das Bett der Ehre werden sollte. Noch war sein Muth nicht gebrochen; er hoffte mit Martin und den drei Soldaten den Niger abwärts ohne Aufenthalt zum Meere zu gelangen, sei es durch den Congofluß oder durch irgend eine andere Mündung, und im Mai oder Juni wieder in England zu sein; „sollten aber auch alle Europäer, die noch bei mir sind, sterben, und wäre ich auch selbst halbtodt“, schreibt er an den Staatssecretair Camden, „ich würde doch ausharren, und gelänge es mir nicht, das Ziel meiner Reise zu erreichen, so stürbe ich zuletzt auf dem Niger.“

Keine weitere Nachricht gelangte nach Europa, man hoffte von Jahr zu Jahr auf die Heimkehr des kühnen Entdeckers, aber vergebens. Ungünstige Gerüchte wurden allmählig laut, er sei am Niger ermordet. Endlich, im Jahre 1810, schickte Maxwell, Gouverneur der englischen Colonie Sierra Leone, den früheren Führer Jsaako mit dem Auftrage an den Niger, über Parks Schicksal Erkundigungen einzuziehen. Dieser war etwa zwanzig Monate abwesend und brachte im September 1811 die volle traurige Gewißheit mit, daß Park nicht mehr unter den Lebenden sei, daß er, wie er in dunkler Vorahnung sich einst selbst prophezeigte, auf dem Niger seinen Tod gefunden hatte.

Jsaako hatte in Sansanding das Glück gehabt, denselben Mann wieder anzutreffen, welchen er Park früher als Führer empfohlen hatte; er hieß Amadi Jatuma. Als ihn dieser erblickte und Parks Namen aussprechen hörte, fing er an zu weinen, und seine ersten Worte waren: „Sie sind alle todt!“ Dann erzählte er, am zweiten Tage nach der Abfahrt seien sie nach Silla gekommen, wo Park noch einen Sklaven gekauft habe, so daß die Besatzung des Bootes jetzt aus neun Personen bestand, nämlich aus Park, Martin, drei anderen



Weißer, drei Sklaven und dem Erzähler Amadi Fatuma, der als Führer und Dolmetscher diente. Sie seien an Djenne vorübergefahren, am Dibbiesee von Eingeborenen mit drei Kähnen angegriffen worden, deren sie sich nur mit Gewalt erwehrt hätten; dasselbe sei bei Kabara und Timbuctu geschehen. Ein späterer Angriff von sieben wohlbesetzten Kanoes sei gleichfalls glücklich abgeschlagen, und kurz darauf einer der Weißen gestorben. Die übrigen acht hätten einmal eine ganze Flotte, etwa sechzig bemannte Kanoes, zurückgeschlagen, weiter stromabwärts eine Armee von Pouls oder Zulahs am Ufer gesehen, nur aus Fußvolk bestehend, der sie glücklich ausgewichen wären. Einmal tauchte neben dem Boote ein Flußpferd auf und hätte dasselbe fast umgeworfen; dann geriethen sie auf einen Felsen und wurden nur mit Mühe wieder flott. Auf einer Insel lagen acht Flußpferde, die sich bei der Annäherung des Bootes mit solcher Hast ins Wasser stürzten, daß das Boot beinahe umschlug.

Der Dolmetscher wollte von den Bewohnern einer Insel Lebensmittel kaufen und wurde von ihnen festgehalten; als Park dagegen zwei Kähne mit Eingeborenen anhielt, gaben sie Amadi wieder los. Im Lande Haoussa, bis wohin sich letzterer verdungen hatte, mietete ihn Park auf nochmals zwei Tage, um von ihm Angaben über die weitere Fahrt zu erhalten, und sandte ihn in Zauri mit einem Geschenke für den Häuptling an das Land. Da dieser sich freigebig und wohlwollend zeigte, so schickte Park den Dolmetscher abermals an's Ufer mit dem doppelten Auftrage, Lebensmittel zu kaufen und dem Häuptlinge ein Geschenk für den König zu überbringen, welcher nur einige hundert Schritte vom Flusse entfernt wohnte.

Zener nahm die Gaben in Empfang und fragte, ob die Weißen noch einmal vorbeikommen würden. Auf Parks Geheiß gab Amadi auf diese Frage eine verneinende Antwort, welche vielleicht Parks Tod herbei führte. Amadi verabschiedete sich, wie er weiter an Issako berichtete, in Zauri von Park, der seinen Weg fortsetzte. Als Amadi sich dem Könige vorstellte, fand er dort Boten jenes Häuptlings, welche in dessen Namen Klage führten, daß Park weder für ihn noch den König Geschenke gegeben habe; dies erzürnte den König so, daß er den Dolmetscher in Ketten legen ließ und sogleich eine Abtheilung seiner Krieger den Fluß hinab nach Bussa schickte, um dort, wo der Fluß durch Felsen eingeengt ist, die schmale Durchfahrt



zu besetzen und den geizigen Weißen anzuhalten. Sobald Park ankam, wurde er mit Lanzen, Pfeilen und Steinen von oben herab angegriffen; zwei Sklaven fielen, die Weißen feuerten unaufhörlich — für jeden Mann waren fünfzehn Musketen da — und warfen alle ihre Habseligkeiten in den Fluß. Endlich, da es kein Entkommen mehr gab, ergriff Park einen der Weißen und sprang mit ihm in's Wasser; Martin that dasselbe. Aber sie versuchten vergebens, an das andere Ufer zu schwimmen; Alle ertranken. Der Sklave, der letzte im Boote, wurde zu dem Könige geführt, und als Amadi drei Monate später aus der Haft entlassen wurde, erfuhr er durch diesen die letzten Ereignisse.

So lautete Isaaks Bericht, der dem Amadi vollen Glauben schenkte. Doch bleibt Manches in demselben unklar, besonders der Umstand, daß in einer so reißenden Strömung Park nicht mit dem Boote schnell weiter fuhr, anstatt so lange zwecklos zu kämpfen. Indeß ist kein Zweifel, daß er bei Bussa um's Leben gekommen ist; die späteren Reisenden, welche Erkundigungen einzogen, bestätigten das einstimmig, wie wir bei Clapperton und Vander demnächst hören werden. Der letzten Aufzeichnungen des unglücklichen Reisenden hat keiner seiner Nachfolger habhaft werden können, was für die Kenntniß des Nigerrusses ein bis auf den heutigen Tag unersetzter Verlust ist.

Park hinterließ außer seiner Wittve und einer Tochter noch drei Söhne; einer von diesen wagte im Jahr 1826, von unbezwinglicher Sehnsucht getrieben, über das Loos des so tief betraurten Vaters Genaues zu erfahren, eine Reise an den Niger und drang bis nach Zaouri vor, kam aber dort ums Leben, ohne daß bestimmte Nachrichten über seine Schicksale nach Europa gekommen wären. Endlich erhielt ein Schotte Namens Duncan, welcher im Jahre 1846 eine abenteuerliche Fahrt in das Innere Afrikas unternahm, zu Adasubia im Lande der Fellatah von einem muhamedanischen Priester folgenden Bericht, welcher wahrscheinlicher ist, als der durch Fatuma mitgetheilte. Als Mungo Park bei Zaouri landete, gerieth er mit einem seiner schwarzen Begleiter in Streit um den Lohn, den dieser forderte (also ohne Zweifel eben mit Amadi Fatuma); der Häuptling von Zaouri entschied gegen Park, und da dieser dennoch zu trocken und seine Reise fortzusetzen wagte, versuchte ein Beamter, das Fahrzeug festzuhalten. Da zog Park in der Hitze seinen Säbel und hieb ihm die Hand ab.



Hierüber erhoben die Leute von Jaouri ein furchtbares Geschrei und griffen Park mit dicken Steinen an. Park schoß und tödtete mehrere, mußte aber einem allgemeinen Angriffe erliegen, ebenso seine Gefährten, welche für ihn die Flinten luden. Tödtlich verwundet wurde Park vor den Häuptling gebracht, starb aber sogleich. Der Häuptling nahm alle im Schiffe befindlichen Gegenstände in Besitz und die Bücher und Papiere vertheilte er unter die Priester, um Amulette daraus zu machen.

Den Schluß dieses Abschnittes möge eine Schilderung von Park's Persönlichkeit bilden. Er war groß und schlank von Wuchs und besaß einen kräftigen, gewandten Körper, der allen Strapazen Trotz bieten zu können schien. Sein Gesichtsausdruck und sein ganzes Aeußere war überaus anziehend. Im Umgange war er einfach und natürlich, und mit einer großen Lebhaftigkeit des Geistes und Schnelligkeit der Entschlüsse verband er eine seltene Ruhe und Gelassenheit. Nur auf seiner letzten Reise scheint ihn diese zuweilen verlassen zu haben, besonders in den unglücklichen Ereignissen, welche Schuld an seinem Tode waren.

---



## Drittes Buch.

### Denham, Clapperton und Oudney.

---

#### I. Die Entdeckung des Tsadsees.

Die gespannte Erwartung, mit welcher ganz Europa dem Ergebniß von Mungo Parks zweiter Reise entgegengesehen hatte, war durch den traurigen Ausgang derselben in gewissem Sinne getäuscht, aber die Begierde, das Räthsel des afrikanischen Stromes und der hinter der Wüste verborgenen Wunderstadt zu lösen, stieg nur noch um so höher. Der erste und wichtigste Schritt war geschehen; ein Europäer hatte den Niger aufgefunden, und eine richtige Vorstellung von dem Laufe und der Beschaffenheit desselben war Parks unvergängliches Verdienst. Auch über Timbuctu hatte derselbe Nachrichten empfangen und überbracht, welche mit den bisherigen Vorstellungen von dem Glanze und der Blüthe dieser Handelsstadt wenigstens nicht in Widerspruch standen. Um so unabweislicher wurde nun das Verlangen, einen sicheren Weg dahin aufzufinden, und das Natürlichste war immer, daß die Mündung des Niger aufgesucht wurde. Noch standen in dieser Hinsicht drei Vermuthungen neben einander; entweder suchte man mit Reinhardt den Ausfluß des von Mungo Park befahrenen Stromes in dem Meerbusen von Guinea, wo es, wie allen Schiffern bekannt war, in der Bucht von Benin mehrere noch nicht untersuchte Einfahrten gab, oder man glaubte mit Park und Marvell an eine Verbindung des-



selben mit dem Kongo, oder endlich, man verlegte mit Rennell die Mündung in die Mitte des Festlandes, ungefähr dahin, wo wir jetzt den Tsadsee kennen. In allen diesen Richtungen wurden neue Nachforschungen angestellt, und alle fanden das gleiche Schicksal, wie Parks letztes großartiges Wagemuth; eben so unglücklich fielen einzelne Versuche aus, die Wüste zu durchkreuzen, um Timbuctu zu finden. Aber wie es bei der Gewißheit, einer bedeutenden Lösung nahe gerückt zu sein, stets der Fall ist, so wuchs bei jedem neuen Mißlingen die Begierde und die Einsicht. Eine kurze Uebersicht mag zeigen, welche Opfer in den beiden Jahrzehnten nach Parks Tode Afrika gefordert hat.

Nachdem im Jahre 1804 der von der afrikanischen Gesellschaft abgeschickte Reisende Nicholls in der Bai von Benin zu Calabar, von wo aus er den Niger ohne Zweifel wirklich aufgefunden haben würde, einem epidemischen Fieber erlegen war, wandte sich der nächste Reisende, ein Deutscher Namens Röntgen aus Neuwied, welcher wie Hornemann der afrikanischen Gesellschaft durch den großen Naturforscher Blumenbach empfohlen war, nach Marocco, in der kühnen Hoffnung, im Geleite der Sudankaravane von da nach Timbuctu zu gelangen. Aber schon nahe bei Mogador, wo er sich ausschiffte, war seiner Wanderung ein unerwartetes Ziel gesteckt; man fand seinen entseelten Leichnam an der Straße und hat Grund zu glauben, daß ihn seine Führer aus Habsucht ermordet haben.

Seltamer Weise sollte ein einfacher amerikanischer Seemann das wider Willen erreichen, was diesen mit jeder körperlichen und geistigen Befähigung ausgerüsteten Männern bei dem eifrigsten Streben nicht gelingen war. Der Matrose John Adams, von dem gestrandeten Schiffe Charles nahe bei Cap Blanco auf die afrikanische Westküste gerettet, wurde von Mauren ergriffen und zu einem Raubzuge gegen die Neger mitgeführt, von den letzteren aber nebst jenen Mauren gefangen genommen und nach Timbuctu gebracht. Von hier wurde er nach einigen Monaten mit den Mauren wieder ausgelöst, durch den englischen Consul zu Mogador aus deren Gewalt befreit, und kam endlich nach London, wo er von Staatsmännern und Gelehrten auf das Genaueste befragt wurde. Allerdings zerstörten seine Schilderungen von Timbuctu das glänzende Bild, welches man sich weit über die von Leo gegebenen Beschreibungen hinaus in phantastischer Ueberschwenglichkeit vorgespiegelt hatte. Sein Timbuctu war eine



Negerstadt, ähnlich wie die von Park beschriebene, die geträumten Paläste mit goldenem Hausgeräthe schrumpften zu dürftigen Lehmhütten ein, deren halbnackte Bewohner von allen Bequemlichkeiten des Lebens nichts kannten, als Matten zum Schlafen, hölzerne Töpfe zum Essen, Kalebassen zum Trinken.

Kaum mochte man sich entschließen, diesen nüchternen Erzählungen Glauben zu schenken; jedenfalls hinderten dieselben nicht, daß die Regierung eine neue Expedition in's Leben rief, glänzender ausgerüstet, als wohl je eine zuvor.

Ein erfahrener und ausgezeichnete Seeoffizier, Capitain Tuckey, sollte mit einer ausgewählten Mannschaft von fünfzig Matrosen und Handwerkern, einigen tüchtigen Naturforschern, einem Arzte, einem Gärtner u. s. w. ausgestattet, den Congostrom hinausschiffen, Major Peddie gleichzeitig mit einer Mannschaft von hundert Mann und mit zweihundert Thieren von dem Gambia aus den Niger zu erreichen suchen und den Strom hinabfahren, und wo möglich beide sich im Herzen Afrikas auf dem Strome begegnen. Aber Alles schlug fehl. Tuckey verließ England am 6. März 1816, segelte am 6. Juni in die Mündung des Congoflusses ein, und schon Ende September war der größte Theil der Mannschaft, alle Gelehrte und der Capitain selbst ein Opfer ihrer Anstrengungen und des Klimas geworden. Dabei waren sie nicht weit über die ersten Stromschnellen hinausgekommen, hatten indeß wenigstens so viel erfahren, daß an einen Zusammenhang dieses Flusses mit dem Niger schwerlich mehr gedacht werden konnte.

Major Peddie war sogleich im Anfange der Reise im December 1816, noch ehe er die Küste verlassen konnte, gestorben. Capitain Campbell führte seinen Trupp in das Land der Fulah, mußte aber gezwungen zur Küste zurückkehren und starb dort gleichfalls im Juni 1817; ihm folgte bald der Lieutenant Rokon, als er eben im Begriffe war, auf einem neuen Wege in das Innere vorzudringen.

Als der Einfluß der englischen Regierung in Tripolis durch das umsichtige Benehmen des dortigen Consuls Warrington einen starken Aufschwung genommen hatte, zeigte sich der Pascha, welcher fühlte, wie wichtig die Freundschaft Englands für die Begründung seiner eigenen Gewalt war, zu jeder Unterstützung wissenschaftlicher Expeditionen bereit. Fezzan war ihm zinsbar, und er selbst dem englischen



Consul so ergeben, daß dieser erklären durfte, der Weg von Tripolis über Murzuk nach dem Reiche Bornu sei für Engländer, welche unter dem Schutze des Pascha's reisten, eben so sicher, wie die Reise von London nach Edinburgh. Die Regierung benutzte dieses günstige Verhältniß, und in ihrem Auftrage ging im Jahre 1819 der Gesandtschaftssecretair Joseph Ritchie, ein wissenschaftlich vorbereiteter und für solche Unternehmung sehr tüchtiger junger Mann, nach Tripolis, von wo er dann mit Mukni, dem Sultan von Fezzan, nach Murzuk reiste. Doch legte ihm der letztere, anstatt ihm förderlich zu sein, nur Hindernisse in den Weg und verbot sogar, als Ritchie an einem Gallenfieber erkrankte, denselben zu pflegen. So starb Ritchie gegen Ende des Jahres, und nur sein Begleiter, der Marineliutenant G. Francis Lyon, der von einem heftigen Ruhranfalle glücklich genas, kehrte nach England zurück.

Da Lyon mit großer Umsicht den Aufenthalt in Murzuk dazu benutzt hatte, Erkundigungen nach den südlichen Ländern anzustellen, und seine gediegenen Berichte trotz dem unglücklichen Ausgange Ritchies der englischen Regierung neue Zuversicht einflößten, so wurde alsbald eine zweite Expedition beschlossen. Der Pascha von Tripolis verhiess ihr sicheres Geleit auf dem Wege durch die Sahara, die Regierung scheute keine Kosten und hatte, was für das glückliche Gelingen den Ausschlag gab, die geeigneten Leute getroffen. Das Haupt der Reisegeellschaft war ein Naturforscher Dr. Walter Dudley, dessen Gesundheit sich allerdings nicht kräftig genug erwies, den Gefahren des tropischen Klimas zu trotzen. Glücklicher aber waren seine beiden Reisegefährten, der Major Dixon Denham und der Lieutenant Hugh Clapperton. Dem letzteren ist es gelungen, die neu entdeckten Länder am Tsadsee mit den westlicher gelegenen Nigerlandern in Verbindung zu bringen und in den letzteren ausreichende Anhaltspuncte zu gewinnen, mittelst deren späterhin er selbst und nach seinem Tode sein Diener Vander so glücklich war, die Mündung des Niger in dem Busen von Guinea aufzufinden. Leider wurde Clapperton durch den schnellen Antritt seiner zweiten Reise in der Ausarbeitung des auf der ersten geführten Tagebuches unterbrochen, doch ist dieser Mangel reichlich durch Dixon Denham ersetzt, welcher keinen Tag der Reise verstreichen ließ, ohne die genauesten Aufzeichnungen zu machen, und auch die von Clapperton selbst herrührende Erzählung der von



diesem allein gemachten Reisen in seine eigene Reisebeschreibung aufnahm.

Clapperton war im Jahre 1788 zu Nunan in Schottland geboren, als der jüngste Sohn unter einundzwanzig Geschwistern. Schon mit dreizehn Jahren hatte er das Seeleben mit Begierde ergriffen und verdankte demselben bald neben ausgezeichnete militärischer und seemannischer Tüchtigkeit eine solche Gesundheit und Kraft, daß seine Freunde zu sagen pflegten, nichts als ein unglücklicher Zufall könne seinem Leben ein Ende machen. Dabei besaß er den entschlossensten, biedersten Charakter, eine stete Heiterkeit des Sinnes und eine Gabe der Unterhaltung und des Gesanges, wie sie selbst in Schottland selten ist. Aus den größten Gefahren, denen Andere erlagen, rettete ihn öfters sein unverdrossener Muth. Auf einer Fahrt nach Ostindien, noch als Midshipman, erhielt er während eines Sturmes den Befehl, einem nothleidenden Schiffe in einem Boote zu Hülfe zu eilen. Er sah die Unmöglichkeit ein, glücklich wiederzukommen, sprang aber ohne Besinnen in das Boot, indem er den zurückbleibenden Kameraden zurief: „Theilt euch in meinen Nachlaß!“ — Kaum war das Boot abgestoßen, als es schon von der wüthenden See verschlungen wurde. Die ganze Mannschaft desselben ertrank, nur Clapperton und der Steuermann kämpften noch mit den Wellen. „Gott sei Dank,“ rief Clapperton, „ich bin nicht der Jonas!“ Unermüdlich, so lange der Sturm tobte, arbeitete er dagegen und half auch dem Steuermann, bis endlich ein Boot ausgesetzt werden konnte, sie zu retten. — Einige Jahre später, als er in Canada das Commando in einem Blockhause am Huronsee hatte, nöthigte das Feuer eines amerikanischen Schooners ihn und seine Leute zu dem kühnen Wagemuth, sich über das Eis des Michigansees nach der zwölf Meilen weit entfernten Stadt York, als dem nächsten militärischen Posten, zu flüchten. Unterwegs wurde ein Knabe, der mit ihnen floh, von der Kälte so schwach, daß er nicht mehr fortkommen konnte. Die Anderen wollten ihn seinem Schicksale überlassen; aber Clapperton nahm ihn auf den Rücken, hielt ihn mit der linken Hand, stützte sich mit der rechten auf einen Stock und eilte so über das Eis den Gefährten nach. Nach einigen Stunden fühlte er, daß der Knabe sich nicht mehr anklammerte; er war im Verscheiden und starb, während sich Clapperton um ihn bemühte. Dieser eilte nun den Anderen nach und sie erreichten endlich



unter großen Leiden das Ufer, fast ausgehungert und mit zerrissenen Schuhen und Strümpfen; Clapperton verlor durch den Frost das erste Glied des Daumens an der linken Hand, mit der er den Knaben gehalten hatte.

Als er im Jahre 1820 zu Edinburgh mit Dr. Dudney bekannt wurde und erfuhr, daß derselbe im Auftrage der Regierung nach Afrika gehen würde, um sich als englischer Consul in Bornu niederzulassen, ergriff ihn die lebhafteste Begierde, an dieser Unternehmung Theil zu nehmen, und es läßt sich denken, daß die Regierung die Gelegenheit nicht von der Hand wies, ein so ausgezeichnetes Mitglied für die Expedition zu gewinnen. Dudney, Denham, Clapperton und der Schiffszimmermann Hillman begaben sich im nächsten Jahre 1821 nach Tripolis, wurden von Warrington mit Herzlichkeit aufgenommen, stellten sich dem Pascha vor, trafen ihre Vorbereitungen, wurden aber doch so lange aufgehalten, daß sie erst im März 1822 nach Murzuk aufbrechen konnten. Clapperton und Dudney reisiten über Beniolid voraus, und Denham holte sie in Memum ein, einem schönen von Blumen prangenden Thale, dem letzten, ehe sie in die Sahara einbrangen. Die Gebirge, welche dasselbe einschließen, bestehen aus einem an Versteinerungen überreichen Kalksteine, über welchem erst eine weichere, dann eine härtere Kalkschicht und endlich feiner Marmor liegt. Ueber den letzteren deckt sich noch eine Schicht dunklen Gesteins, anscheinend Lava, so daß die zerrissenen Wände in Schichten gestreift, die nach Süden hin sanfter geneigten Abhänge aber schwarz erscheinen.

Die Reise nach Sokna, der ersten Stadt in Fezzan, dauerte vierzehn Tage und erhielt nur einmal eine gewisse Abwechslung durch eine unseren Reisenden begegnende Sklavenkaravane, bei der sich gegen siebenzig Negerinnen befanden. Als ihre Heimath nannten dieselben Sudan, Begharmi und Kanem.

In Sokna kam man den Engländern mit großer Freundlichkeit entgegen. Die Stadt mag gegen dreitausend Einwohner haben, ist ummauert, mit acht Thoren versehen und in den Straßen überraschend sauber. Die Einwohner, besonders die Weiber, zeigten eine oft lästige Neugierde, holten die Europäer in ihre Häuser, betasteten sie, untersuchten die Knöpfe, die Uhren, die Kleider auf das Genaueste; am meisten fielen ihnen die Taschen auf, und oft steckten drei bis vier zugleich die Hände hinein. Die Weiber sind gekleidet, wie die in



Tripolis; sie tragen weite gestreifte Gewänder von Seide oder Leinwand und große silberne Ringe in den Ohren, an den Armen und an den Füßen. Datteln gibt es hier in solcher Menge, daß man die Pferde damit füttert.

Der Weg von Sofna nach Murzuk ging durch öde, wasserarme Gegenden und gab den Reisenden schon einen Vorbegriff von der Wüste. Nach langem Suchen fanden sie in einem Brunnen etwas bitteres und trübes Wasser. Bald nachher überfiel sie einer jener furchtbaren Sandstürme, welche das Reisen in der Wüste so gefährlich machen. Der feine Sand wurde in solchen Massen emporgehoben, daß man kaum einige Schritte weit sehen konnte; die Sonne war ganz verfinstert, ein drückendes Gefühl beengte die Brust, dazu gesellte sich ein brennender, nicht zu löschender Durst. Die Reisenden verloren einander aus dem Gesichte, die Pferde ließen die Zunge schlaff aus dem Maule hängen und wollten nicht vorwärts. Endlich sprang der Wind nach Osten um, die Luft wurde heller, und nachdem sie noch bis fünf Uhr weiter geritten waren, wurde unter dem Schutze einiger Hügel ein Lager aufgeschlagen. In der Nacht riß der Wind die Zeltpflöcke mehrere Male um, und am Morgen lag der Sand zollthick auf den Decken der Reisenden.

Am 8. April gegen Mittag war Murzuk, das nächste Ziel der Reise, erreicht. An einem Wäldchen von Dattelpalmen sammelte sich der Zug und nähete sich dann langsam der Stadt, in steter Erwartung, von den Einwohnern in festlichem Geleite eingeholt zu werden. Aber sie hatten vergessen, dem Sultan den Tag ihrer Ankunft anzuzeigen, und Niemand kam ihnen entgegen, als einige nackte Kinder, dann auch einige Tuareg, Tibbo und Fezzaner, welche die weißen Reisenden verwundert ansahen. Die letzteren machten abermals Halt, schickten einen Boten voraus, um sich anzumelden, und bald kam der Scheich el Blead, der Gouverneur der Stadt, sie zu empfangen, mit dem Zusatz, „der englische Consul sei schon da.“ Später fand sich zu allgemeinem Gelächter, daß einer von Dudenys Dienern, ein alter häßlicher Jude aus Gibraltar, auf einem weißen Maulthiere vorausgeritten war und sich das Mißverständniß, wodurch er an seines Herrn Stelle einen so artigen Empfang gefunden, ohne Einrede hatte gefallen lassen. Das Hauptthor in der etwa zwanzig Fuß hohen Mauer war kaum so weit, daß ein beladenes Kameel hindurch konnte, und führte



auf die breite und dreihundert Schritte lange Hauptstraße, welche als Sklavenmarkt dient. An ihrem Ende liegt ein freier Platz, und an demselben das Castell, von einer Mauer umgeben, die noch mehrere kleine Häuser einschließt, unter anderen dasjenige, in welchem Ritchie und Lyon gewohnt hatten und auch unsere Reisenden wohnen sollten.

Der Empfang bei dem Sultan Mustapha, dem Nachfolger jenes Mukni, war artig, doch war der letztere nicht geneigt, das gehoffte Geleite durch die Wüste nach Bornu zu gewähren; ein Heer, erklärte er, könne erst im nächsten Frühling dahin abgehen, eine Karavane nicht früher, und auch zur Beschaffung einer bewaffneten Bedeckung von zweihundert Mann, denn so viel bedürften sie, müsse erst des Paschas Genehmigung eingeholt werden. Diese Laune erinnerte die Reisenden lebhaft an die Leiden ihrer Vorgänger Ritchie und Lyon, und die übermäßige Hitze bei Tag und Nacht, die in den kühlfsten Räumen des Hauses fast 30° R. betrug, erhöhte ihren Mißmuth. Aber sie sollten auch in erfreulicher Weise an ihre Vorgänger erinnert werden. Ein Tuareg von hohem Wuchse und ausdrucksvoller Miene, das Unter Gesicht mit schwarzem Tuche verhüllt, besuchte sie und gab sich ihnen als Freund ihres Landsmannes Said — so nannte sich Lyon hier — zu erkennen. Er hieß Hatita, war zufällig auf wenige Tage in Murzuk anwesend und hatte von den Fremden gehört. Unendlich erfreute ihn die Gabe, welche Dudney von Seiten Lyons ihm zu überbringen hatte, ein werthvoller Säbel; er zog ihn viele Male aus der Scheide, betrachtete ihn, drückte ihn an seine Brust mit dem Ausrufe: „Allah, Allah!“ und sprach in gebrochenem Arabisch seinen herzlichen Dank aus. Außer diesem Manne, welchem wir späterhin wieder begegnen werden, machten die Reisenden eine noch wichtigere Bekanntschaft, die des Kaufmanns Bu Khalum von Murzuk, durch dessen Rath und Hülfe sie aus ihrer Verlegenheit erlöst werden sollten. Derselbe stand zwar mit dem Sultan schlecht, war aber bei den Einwohnern sehr beliebt und hatte den Pascha von Tripolis zum Freunde. Eben gedachte er diesen zu besuchen, durch reiche Geschenke sich seiner Gewogenheit zu versichern und dann eine Geschäftsreise nach Bornu zu machen. Es war ihm aus mehrfachen Gründen erwünscht, die Engländer an sich zu ziehen, und auch diese waren über sein Anerbieten, unter seinem und seiner Freunde Schutz die immerhin nicht gefahrlose Reise nach Bornu zu machen, hoch erfreut. Denham folgte



ihm nach Tripolis, um ihren Wünschen bei dem Pascha Nachdruck zu geben; aber noch herrschte der Einfluß des Sultans von Fezzan vor, der gleichfalls, und zwar mit einer Schaar von fünfzehnhundert Sclaven, nach Tripolis gekommen war. Als aber Denham Anstalt machte, sogleich nach England zu reisen, um dort Klage zu führen, und sich wirklich auf einem französischen Schiffe nach Marseille einschiffte, beilte sich der Pascha, Alles zu gewähren, ließ Denham aus der Quarantaine zu Marseille zurückholen, versprach ein starkes Geleite, ernannte Bu Khalum zum Befehlshaber desselben, und am 17. Sept. stand Denham schon wieder mit Bu Khalum und einem Theile der Mannschaft am Eingange der Wüste, an den Tarhonabergen; am 20. Oct. zogen sie in Sofna ein. Hier stieß eine weitere Anzahl Araber zu ihnen, und Bu Khalum that sich nicht wenig darauf zu Gute, Alle bei Denham in stattlicher Ausrüstung vorzuführen. Die Abreise erlitt eine Verzögerung von mehreren Tagen, da Bu Khalum von einem Fieber befallen wurde. Dann zogen die beiden mit ihrem Trupp durch das Gebirge hin nach Murzuk, wobei zu den mancherlei Beschwerden des Weges noch Entbehrungen anderer Art kamen, da es meist an Holz zum Bereiten der Speisen fehlte. Auch dieses Gebirge, das zu der Hochebene Hamada gehört, besteht aus Kalkstein, auf dessen oberster Schicht sich eine basaltartige Masse gelagert hat, welche allerdings meistens tafelförmig, selten in Säulen erscheint.

Am 30. Oct. zogen sie mit Entfaltung der möglichsten Pracht in Murzuk ein, Bu Khalum auf einem weißen tunesischen Rosse mit vergoldetem Sattel und purpurner goldverbrämter Satteldecke, selbst in mehrere Kaftans und Röcke von der schwersten Seide gekleidet, die mit goldenen Knöpfen, Treppen und Stickereien verziert waren. Die halbe Stadt strömte ihnen entgegen, die jauchzende Menge umringte sie, Weiber tanzten dem Zuge voraus. Aber Dudley und Clapperton waren nicht bei ihnen; sie lagen krank daheim, jener von einem Brustleiden, dieser von einem Fieber befallen, das den Aufenthalt in Murzuk für Fremde und für Einheimische so verderblich macht. Denham fand beide sehr übel aussehend; er that Alles, um mit Bu Khalum die Zurüstungen zur weiteren Reise zu beschleunigen und dann diese ungesunde Gegend zu verlassen.

Während Denhams Abwesenheit hatte Dr. Dudley mit Clapperton, Hillman und einigen Begleitern von Murzuk einen interessanten



Ausflug in das Land der Tuareg nach Ghat oder Rhat, dem Wohnorte Hatitatz, unternommen. Am 8. Juni waren dieselben von Murzuz nach Tessaoua aufgebrochen, hatten sich von da weiter gegen Nordwesten gewandt und zunächst die von Westen nach Osten gestreckte Thalrinne, das Wadi Gharbi und das Wadi Scherfi, besucht. Von Süden aus führt in dasselbe ein Paß von großer landschaftlicher Schönheit, rauh und enge, mit hohen, hier und da überhängenden Felswänden; an den Seiten lagen einzelne Stämme von versteinertem Holze, anscheinend Akazienbäume, welche von der Höhe herabgestürzt sein mochten. Plötzlich öffnet sich die Schlucht und es zeigt sich das Wadi Gharbi mit seinen Dattelhainen, auf der Südseite von schroffen Sandsteinwänden begrenzt, auf der Nordseite von Sandbergen, an vielen Stellen wohl angebaut, mit tiefen Brunnen voll trefflichen Wassers. In dem Dörfchen Karak, das von armen Leuten bewohnt wird, fanden sie gute Aufnahme, aber wenige Lebensmittel und Futter für ihre Thiere. Von da kamen sie, westwärts das Thal hinauf verfolgend, nach Germa oder Djerma. Nicht weit von der bereits in Verfall begriffenen Hauptstadt Neu-Djerma sahen sie die Ruinen von Alt-Djerma, der alten Garamantenhauptstadt Garama, und in der Nähe derselben ein römisches Bauwerk, welches ein Grabmal oder ein Altar zu sein schien. Es war etwa 12 Fuß hoch und enthielt einige Inschriften, welche der Tuaregschrift gleichen. In Djerma stieß Hatita zu ihnen, litt aber an so heftigen Fieberanfällen, daß noch an keinen Ausbruch nach Ghat zu denken war. Bei Ubari, etwas westlich von Djerma, fand Dubney ebenfalls viele theils jüngere, theils ältere Inschriften auf den Sandsteinwänden; sie waren, wie die früheren, in Tuaregschrift geschrieben.

Die Tuareg ziehen von einem Weideplaze zum andern und scheinen die einsamsten Gegenden aufzusuchen. Ihre Zelte bestehen aus Kameelhäuten und gleichen denen der Araber. Die Weiber des Thales stehen wegen ihres ungezwungenen Betragens nicht im besten Rufe. Viele drängten sich zu Dubney, ihn als Arzt zu befragen. Sie waren kupferfarbig, hatten volle runde Gesichter, langes schwarzes lockiges Haar, das sich von selbst kräuselte, gewölbte Augenbrauen, große schwarze Augen, platte aber wohl gebildete Nasen; ihre Kleidung war ein weites Tuch, das den Körper geschmackvoll verhüllt, den Kopf bedeckte ein blaues Tuch, die Ohren zierten Muschelschalen.



Da Hatita nach zehn Tagen noch nicht genesen war, so wandten sich Dubney und Clapperton noch weiter nordwärts und gelangten, auf Kameelen reitend und von einem alten Tuarez geführt, über eine weite sandige und vielfach mit einer Salzrinde bedeckte Hochfläche nach dem Wadi Schati, wo auf einem Hügel die alte Stadt Idri oder Ederi lag. Die neue Stadt lehnt sich an die Seiten des Hügel und besteht außer einer Moschee nur aus Lehmhütten. Von der Höhe aus eröffnete sich eine schöne Aussicht gegen Osten das Thal entlang, das zum Theil bebaut, zum Theil von einer Salzkruste bedeckt ist; in demselben erhebt sich eine Menge kleiner kegelförmiger Hügel von Sandstein mit Spiken von Eisenerz, dazwischen sprudeln viele Quellen empor, so daß man keine tieferen Brunnen bedarf. Am Abhange des Hügel, auf welchem die Stadt steht, fand Dubney eine Anzahl von Felshöhlen, die vermuthlich früheren Bewohnern als Wohnplätze oder Zufluchtsstätten dienten, und meist nur zwölf Fuß lang und sieben Fuß hoch waren. Eine größere, in welche Dubney und Clapperton zu großem Grausen der abergläubischen Einwohner eindringen, war eben so hoch, schien aber gegen 150 Fuß tief und bestand aus drei an der Oeffnung zusammenhängenden Gängen, deren jeder einige Nischen, wie zum Schlafen, hatte.

Von hier aus besuchte Dubney und Clapperton den Tronasee, aus welchem das Trona oder kohlensaure Natron in großer Menge gewonnen wird. Derselbe liegt ungefähr südlich vom Wadi Schati und ist gegen 1200 Schritte lang, 200 Schritte breit und fast ringsum von einem Dattelswäldchen umgeben. Der See enthält ein stark mit Natron gesättigtes Wasser, bei dessen Verdunstung während des Sommers sich auf dem trocken liegenden Ufergrunde eine Natronkruste von zwei bis drei Zoll Dicke bildet, die im Winter bei höherem Wasserstande sich ganz wieder auflöst. Wo jene Kruste vom Wasser bedeckt ist, schießen dicht an einander gedrängt zahlreiche schöne würfelförmige Krystalle von Kochsalz oder salzsaurem Natron an und auch die Oberfläche ist mit bald dünneren bald stärkeren tafelförmigen Salzschichten bedeckt. Ein alter schwarzer Fezzaner, Hadji Ali, hatte dieses Salzlager zu seiner Domaine gemacht und brach am Ufer in jedem Sommer etwa vier- bis fünfhundert Kamecelladungen Natron, jede zu vier Centnern und an Ort und Stelle zwei Dollars werth, welche nach Fezzan und Tripolis ausgeführt wurden.



In dem See lebt ein eigenthümliches Insect, der Fezzanwurm, welcher im Frühlinge in ungeheuren Massen gefangen, an der Sonne getrocknet und in Fezzan theuer bezahlt und gegessen wird. Das Thierchen ist kaum  $\frac{1}{4}$  Zoll lang, röthlich braun, von einer Gallerte umgeben und hat einen stark schlammigen Geschmack. Der Kopf ist klein und platt, die Augen sind zwei große schwarze Flecken, an beiden Seiten geht eine Reihe von strahlenförmigen Flossen von dem Körper aus, welche in steter Bewegung sind. Dieser Wurm kommt auch in mehreren anderen benachbarten Seen vor und hat nach Dubney, dem ersten Europäer, der ihn untersuchte, den Namen *Artemia Oudneyi* erhalten.

Am 12. Juli trafen Dubney und Clapperton wieder in Ubari ein und fanden ihren Freund Hatita soweit hergestellt, daß sie am 16. den Weg nach Ghat antreten konnten. Zehn Tage dauerte die Reise, von kaum einer Abwechslung unterbrochen. Nach einem angestrengten Ritte von vier Tagen kamen sie an den ersten Brunnen Wadi el Zu, in dem Thale der kühlen Lüfte, und nach weiteren vier Tagen, immer die Hügelkette verfolgend, welche sich vom Wadi Gharbi aus nach Südwesten zieht, in das Wadi Ghat. Dies führte die Reisenden in südlicher Richtung; links erhoben sich steile zackige Berge, rechts eine Reihe Sandhügel von sonderbaren Formen, aus denen plötzlich ein sehr hoher Berg aufsteigt, malerischer in seinen Umrissen als die übrigen, und von dem Wolke die Teufelsburg, Kasr Djanun, genannt. Hatita erzählte grauenvolle Geschichten von diesem Felspalaste der unholden Wüstengeister, und gerieth in Entsetzen, als Dubney denselben zu besteigen unternahm. Zu seinem Bedauern mußte dieser schon auf der ersten der Berghöhen umkehren, da sich vor ihm eine tiefe Schlucht öffnete und jenseits die Berge zu noch bedeutender Höhe emporstiegen. Hatita war glücklich, als er ihn wiederkehren sah, ohne die Rache der Dämonen erfahren zu haben.

Am 26. Juli waren sie in Ghat. Der Sultan, dem sie ihren Besuch machten, war ein alter kranker Mann, der am Guineawurm litt und den Staar hatte. Er war ärmlich gekleidet, hatte aber ein so gefälliges und vertrauenerweckendes Wesen, daß die Reisenden sich bei ihm recht behaglich fühlten. Ein Säbel, den sie ihm schenkten, erfüllte den Armen mit Entzücken. Nicht minder aufmerksam und freundlich war die Aufnahme von Seiten der übrigen Tuareg, mit



denen die Europäer sich allerdings auch nur durch Dolmetscher unterhalten konnten; trotz ihrem steten Verkehr mit den arabisch redenden Nachbarn kennen die Tuareg in der Regel nur ihre eigene Sprache, obwohl es kein in derselben gedrucktes oder geschriebenes Buch giebt. Die Stadt macht auch in ihrem Aeußeren einen angenehmen Eindruck, die Häuser sind hübsch und reinlich, die Moschee schöner als irgend eine in Fezzan. Auch Ghat liegt, wie Oderi, am Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel die Reste der alten Stadt stehen. Die letztere scheint durch den theilweisen Einsturz des Berges zu Grunde gegangen zu sein, wenigstens sind dergleichen Zertrümmerungen bei den Bergen dieser Gegend häufig, ja fast eine Regel, indem die unteren weicheren Sandsteinschichten leicht verwittern und die oberen festeren ihnen nachstürzen. Eine saubere weiße Mauer umgiebt die Stadt, mit einem einzigen Thore an der Ostseite; außerhalb liegen die zwei Begräbnißplätze, einer für die Kinder, der andere für Erwachsene. Auf ihren Spaziergängen begegneten den Reisenden viele Frauen, welche ausgegangen waren, sie zu sehen. Alle waren ohne Scheu und munter, die meisten auch ziemlich hübsch. Ueberhaupt scheint der Stamm der Tuareg ein begabter zu sein. Nicht allein, daß alle einen freundlichen, wohlwollenden Sinn zeigten; sie wußten über alles von ihnen Erlebte die beste Auskunft zu geben, wie es die Mauren nie vermögen. Die nur von den Weibern gesungenen Volkslieder sollen sehr angenehm klingen; übrigens ist die Sprache hart und wenig ausgebildet. Die Schriftzeichen, welche man überall auf den Felswänden findet, sind bald von links nach rechts, bald umgekehrt, bald von oben nach unten zu lesen.

Im August kehrten Dubney und Clapperton auf dem nächsten Wege nach Murzuk zurück, und wurden dort nicht lange nachher von den Leiden befallen, von welchen sie kaum zu genesen anfangen, als Denham mit Bu Rhalum und seinem stattlichen Geleite wieder eintraf. Alle trieben jetzt zur Eile, und Bu Rhalum beeiferte sich sichtbar; nachdem schon am 19. Nov. die beiden noch schwachen Genossen, Dubney und Clapperton, nach Gatrone vorausgereist waren, konnte ihnen zehn Tage später die ganze Karavane folgen. Dieselbe bestand, außer den drei Engländern und dem Zimmermann Hillman, aus dem Diener Symptkins, der sich durch weite Reisen den Scherznamen Columbus erworben hatte, und außer drei europäischen Sprachen auch



das Arabische fertig sprach, dem Juden Jacob aus Gibraltar, drei freien Negern und vier Kameeltreibern, im Ganzen dreizehn Personen. Das Geleite aber wurde von mehr als zweihundert wohlbewaffneten Arabern gebildet, welche der Pascha aus den gehorsamsten Stämmen ausgewählt hatte. Diese dienten auf der Reise nicht allein zum Schutz, sondern sie gewährten in der traurigen Wüste oft durch ihre Lieder und Erzählungen den Reisenden Unterhaltung und Erheiterung. Einige wußten stundenlang aus dem Stegreif zu singen; von besonderer Schönheit aber waren ihre alten Lieder. Viele dieser Araber stammten von der Syrtenküste, die meisten aus Schati und anderen nördlichen Wadis, und wurden in Trupps von je zehn bis zwanzig von ihren Scheichs befehligt. Alle waren trotz ihrer Magerkeit von großer Muskelkraft, die sich in jeder Bewegung kundthat, hatten ausdrucksvolle Züge und waren reizbar und stolz. Ihre Sprache ist so laut und heftig, daß sie stets in Zank begriffen scheinen. Endlich hatten sich noch mehrere fezzanische Kaufleute an Bu Khamum angeschlossen, und zu ihnen gehörte wiederum eine ganze Schaar von Negerclaven und Sclavinnen.

Die Karavane nahm ihren Weg südwärts auf der gewohnten Straße, die durch die Wüste der Tibbo nach dem Reiche Bornu führte, zunächst durch einige fezzanische Städte, über Traghan, wo vorzüglich gute Teppiche gemacht werden, durch weite Salzfelder, deren harter Boden an manchen Stellen von Krystallen blüht, nach Maesen, dann über rothen Sand, der kaum hier und da eine harte Wüstenpflanze aufsprießen läßt, nach Gatrone. Denham fand die Freunde sehr leidend, und Hillman war so krank, daß Dudley an dessen Aufkommen fast verzweifelte. Schlimme Aussichten für eine Wüstenreise von fast siebenzig Tagen! Und hofften die Reisenden Besserung von dem warmen Wetter, so ließ sich doch die Gefahr der sehr kühlen Nächte nicht verkennen. Am Morgen vor der Abreise zeigte das Thermometer 5° R. Um elf Uhr brachen sie auf; der Marabut oder Priester des Ortes begleitete sie und zog beim Abschiede geheimnißvolle Figuren in den Sand, in welche er Koranverse schrieb. Ueber diese mußten alle Abziehenden hinschreiten, und in ehrfurchtsvoller Stille trat die Karavane ihren Weg an. Am 9. Dec. verkündeten die Freudenstöße der Araber die Nähe der Stadt Tadjerri, der Grenzstadt von Fezzan, hinter welcher das Tibboland anfängt. Die Tibbo und Araber



feierten ihre Ankunft durch einen Schmaus, zu welchem Bu Kchalum und die Engländer drei Kameele beisteuerten. Um der Kranken willen mußte hier eine Rast von einigen Tagen gemacht werden. Die Stadt hat eine angenehme Lage zwischen Dattellbäumen, und ein treffliches Wasser. An der Südseite erhebt sich das Castell, dessen Mauern mit Schießscharten und einem Ausfallsthörchen versehen sind. Neben dem letzteren ist ein Brunnen, von dem die Einwohner versicherten, daß er das Nahen einer Karavane regelmäßig durch Steigen des Wassers vorher verkünde. In der That war deutlich sichtbar, daß dieses in den letzten Stunden wieder gesunken war, was die Fremden zwar leicht durch die Menge ihrer Kameele hätten erklären können, welche eben daraus getrunken hatten; sie hielten es aber für klüger, mit Bu Kchalum Allahs Größe ob dieses Wunders zu preisen. Die Tibbo von Tedsjerri sind ganz schwarz, haben aber nicht die Gesichtszüge der Neger; durch das stete Rauchen von Tabak und Trona sind ihre Zähne fleckig. Die Männer tragen stets zwei Dolche, einen von 18 Zoll an der Seite, den anderen von 6 Zoll am Arme. Die Weiber flechten aus Palmblättern sehr zierliche Körbe und Trinkschalen.

Von hier aus mußten die Reisenden volle acht Tage reisen, bis sie wieder Wasser fanden. Der Weg führte durch eine vollkommen dürre und vegetationsleere Wüste, und seine Schrecken und das Bild der hier drohenden Gefahr wurden verstärkt durch die vielen menschlichen Gerippe, die überall am Wege lagen. An einem Tage zählte man ihrer hundert und sieben, von denen die meisten wohl von der vorjährigen Eclavenjagd des Sultans von Fezzan in Bornu herrührten, dessen Transport diesen Weg genommen hatte. Andere waren noch frisch, in den Zügen des einen erkannte einer der Kaufleute, welche Bu Kchalum begleiteten, einen Eclaven, welchen er selbst vor vier Monaten hier hatte zurücklassen müssen. Aber was für die Europäer ein Gegenstand des Grauens war, gab den Arabern nur Anlaß zu rohen Scherzen. Endlich am 20. Dec. zeigten sich wieder Gebirge, die ersten seit der Abreise von Fezzan, und zwischen den schwarzen Bergen ein Brunnen, Hormut el Wahr genannt, dessen klares und frisches Wasser den ganz erschöpften Menschen und Thieren die köstlichste Labung war. Seit acht Tagen hatten die Kameele nicht getrunken, und die zuletzt erklimmenen Gebirgspfade hatten ihre Füße wund gemacht. In der Nacht tobte ein heftiger Sturm, und am



anderen Morgen mußte die ganze Karavane sich dicht beisammen halten, da sich räuberische Tibbo in der Nähe hatten blicken lassen. Man verließ wieder die Bergreihe, welche ostwärts streichend sich mit den hohen Gebirgen von Tibesti vereinigt, und ging durch eine steinige mit Gyps und Kalkspath bedeckte Ebene weiter nach Süden. Nach zwei Tagen verkündigte ein Duzend verkrüppelter Palmbäume, seit Tedjerri das erste Grün, einen Brunnen, doch war derselbe so verlandet, daß nur nach mühevолlem Wegräumen und langem Warten sich das Wasser zeigte.

Am Morgen des 25. Decbr. stand das Thermometer bei Sonnenaufgang, um 6½ Uhr, auf 10° R.; um 8 Uhr wurde aufgebrochen. Zur Rechten blieb eine Bergreihe von etwa 600' Höhe liegen, welche sich fünf Tagereisen nach Westen bis zum Brunnen Aruda zieht. Hier wuchsen die ersten Dumpalmen, mit noch unreifen Früchten behangen; auf der Ebene erhoben sich zahlreiche kegelförmige oben abgeplattete Berge. Hierauf ging es durch einen engen steinigen Paß nach Izhya, wo bei heftigem Nordostwinde, der die Zelte fast unter Sand begrub, drei Tage gerastet wurde. Hier fanden sich mehrere Brunnen, die nicht über drei Fuß tief waren, und wo man in diesem Thale so tief gräbt, soll man Wasser finden, indem sich in dieser Tiefe gleichsam ein unterirdischer See durch das ganze Thal zieht.

Am 1. Januar 1823 wurde Wadi Izhbar erreicht, ein grasreiches Thal mit einer Menge von Dumpalmen, die voll Früchte hingen. Um nach so langem Streifen in der trostlosesten Einöde sich des lachenden Grüns der Flur und der Bäume recht zu erfreuen, rastete die Karavane hier einen Tag. Einige Araber, die in der Nähe des Lagers herumstreiften, fingen eine lebendige Hyäne und brachten sie zu Dubney, der dieselbe, nachdem er sie betrachtet, ihnen gern zur Zielscheibe ihrer Kugeln überließ. Sie wurde an einen Baum gebunden und buchstäblich zerschossen.

Nun folgten beschwerlichere Tagemärsche; der nächste betrug fast sechs Meilen, und unterwegs stürzten vier Kameele vor Ermüdung. Sobald ein Thier niederfiel, warfen sich die Araber mit grausamer Gier über dasselbe her, um es noch in den letzten Zügen zu schlachten und am Abende sein Fleisch zu braten. Doch wendet man wenigstens dem sterbenden Thiere noch den Kopf nach Osten, reißt ihm dann das Herz heraus, das als Leckerbissen gilt, zerrt das Fleisch von



Brust und Schenkeln und überläßt den Rest den Krähen, Geiern und Hyänen.

Am folgenden Tage kam die Karavane an der Tibbostadt Anay vorüber, deren wenige Hütten zum Theil am Fuße, meist aber auf der oberen Fläche eines Sandsteinberges von etwa 100 Fuß Höhe liegen. Die Wände gehen steil hinab und bieten vollkommenen Schutz gegen die alljährlichen Räubereien der Tuareg, vor denen im Falle eines solchen Angriffes die Einwohner alle ihre Habseligkeiten auf den Felsen flüchten, und zwar vermittelst einer Leiter, die sie dann hinter sich hinaufziehen. Jeder dieser Tibbo trug vier lange Speere und einen kurzen. Der Tibbosultan, welcher das Gebiet von hier bis Bilma beherrschte, befand sich eben in diesen Tagen in der etwas südlicher gelegenen Stadt Kisbil und nahm dort den gewöhnlichen Zoll von der Karavane in Empfang. Sein Aeußeres war weder ehrfurchtgebietend noch sehr reinlich, und seine sechs oder sieben Begleiter, mit denen er in Bu Khalums Zelt kam, waren noch häßlicher als er. Mund und Nase waren mit Schnupftabak beschmiert, die Zähne dunkelgelb, die Nasen glichen Fleischklumpen, die ins Gesicht geknetet waren, und die Nasenlöcher waren so weit, daß sie die Finger mit Tabak so weit sie wollten hineinstecken konnten. Dazu waren sie sehr blöden Geistes; eine Uhr, ein Compaß, eine Spielbox bewirkte keine Veränderung in ihren Mienen, und erst als Bu Khalum dem Sultan einen scharlachrothen Burnus schenkte, gewann dessen Gesicht einen noch etwas alberneren Ausdruck.

Am 6. Januar ging der Weg bei Aschenumma vorüber durch ein schönes mit Palmen bedecktes Thal bis nach Tiggema, wo wieder ein Berg über der Stadt hängt, welcher zum Schutze gegen die Tuareg dient. Ein solcher Zufluchtsort thut den Einwohnern um so mehr Noth, da die Männer, meist reisende Handelsleute, sich nur den dritten Theil des Jahres bei ihren Familien aufzuhalten pflegen. In der Nähe ist ein Wadi mit Dattelpalmen und Gras, in welchem ein Salzsee liegt. Clapperton schoß hier zwei zum Kibitzgeschlecht gehörige Vögel mit Sporen an den Flügeln. Außer den Palmen reichen auch die zahlreichen Akazien mit ihren Blüthen und Früchten zur Verschönerung der Seeufer. Die Einwohner mehrerer Dörfer, durch welche jetzt der Weg führte, kamen der Karavane entgegen, warfen sich auf die Kniee und begleiteten dann den Zug, indem sie sangen



und eine Art von Trommel schlugen. Hier und da erschienen schon Kalebassenbäume, bald zeigte sich auch eine Heerde Oshen, ein erfreulicher Anblick, der an das Aufhören der Wüste, an frische Milch, Fleisch und grünende Fluren erinnerte. Jetzt traf der Sultan wieder mit dem Zuge zusammen und wurde mit vielen Schüssen begrüßt; er trug den rothen Burnus über einem einst weißen, jetzt aber schwarzen Hemde, auf dem Kopfe einen Turban von gleicher Farbe, und war überhaupt so schmutzig, daß man ihm am anderen Morgen gern auf seine Bitten ein Stück Seife gewährte. Er schenkte den Reisenden dagegen Käse und Erdnüsse aus dem Sudan. Die Stadt Dirki, wo sie übernachteten, liegt wieder zwischen zwei Natronseen. Solche Seen scheinen sich in den Wadis überall zu bilden, wo durch irgend eine Ursache der Boden sich um einige Fuß vertieft und das zu Tage tretende unterirdische Wasser das den Boden durchdringende und überdeckende Natron auflöst. In den Seen pflegt sich eine Insel oder eine große feste Masse von Trona zu bilden, an welche, wie in den Seen von Fezzan, Rochsalzkryrstalle anschließen. In unmittelbarer Nähe der Seen kommen nichtsdestoweniger Brunnen mit süßem Wasser vor, welches erst durch die Berührung mit der Luft nach und nach einen Salzgeschmack bekommt. Die Weiber von Dirki brachten Dateln, Honig und Fett zum Geschenke. Indeß machte sich eine Streifparthie der Araber auf, um den Tibbo in der Nachbarschaft ihre Kameele abzuja-gen, da Bu Khalum schon eine beträchtliche Anzahl seiner Thiere verloren hatte, und sie kamen bald mit zweiundzwanzig erbeuteten Meheris zurück. Der Sultan, welcher noch bei der Karavane war, gestattete das gern, und seine Tibbo zeigten während der Rast zur Belustigung und zum Erstaunen der Reisenden ihre wunderbare Fertigkeit im Speerwerfen. Ein junger Mann schleuderte seine Waffe achtzig Schritte weit, und manche Würfe sollen doppelt so weit gehen. Beim Werfen ist der Arm gebogen, die rechte Hand nicht höher als die Schulter, aber beim Loslassen geben sie dem Schaft einen Druck mit den Fingern, daß er sich um sich selbst dreht. Die Gazellen waren so häufig und kamen dem Lager so nahe, daß ein Araber mehrere derselben schoß.

Am 12. Jan. erreichte die Karavane die Stadt Bilma, die Residenz des Sultans und Hauptstadt der westlichen Tibbo. Beim Herannahen kam ihr ein stattlicher Zug der letzteren entgegen, fünfzig



Männer, die ihre Speere schwangen, und über hundert Weiber, welche tanzten und sangen. Manche derselben waren schön; die wohlgereihten Zähne, weiß wie Perlen, stachen vortrefflich ab gegen die dunkelschwarze Haut, das Haar hing in starken Flechten zu beiden Seiten des Gesichts herab, den Hals schmückten Bernsteinchnüre, ein Sudantuch, auf der linken Schulter geknüpft, ließ die rechte Brust frei und verhüllte den Körper bis zu den Knien, ein kleineres Tuch war um den Kopf gewunden und fiel auf die Schultern herab. Ihr Ansehen und Betragen war keineswegs unschicklich. Während in Bilma die Zelte aufgeschlagen wurden, setzten sie ihre seltsamen Tänze fort. Beim Klange einer Pauke, welche aus einer mit Ziegenhaut überspannten Kalebasse bestand, näherten sie sich einander mit gemessenen Bewegungen der Arme und leichtem Wiegen und Beugen des Körpers; dann, wie die Musik rascher und lauter wurde, warfen sie den Kopf zurück, schüttelten zähneknirschend die Hände gegen einander und sprangen gewaltsam hin und wieder, bis sie ganz erschöpft durch Andere abgelöst wurden.

Bilma liegt in einer Vertiefung und besteht aus unansehnlichen Lehmhütten, welche eine Mauer von Lehm umgiebt. Hier werden Jahr für Jahr bedeutende Quantitäten Salz gewonnen, theils weißes krystallisirtes von großer Reinheit, theils gröberes in harten Stücken; beide Arten findet man an den Ufern der Salzseen gegen das Ende der trockenen Jahreszeit. Da sie im Sudan theuer bezahlt werden, (zwei bis drei Pfund mit einem Dollar), so kommen auch die Tuareg bewaffnet hieher und holen den Tibbo ihr Salz weg.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen setzten die Reisenden ihren Weg durch die südliche Wüste fort und sahen, als sie Bilma verließen, die letzte Spur von Vegetation, indem hier rings um eine Quelle von süßem Wasser der Boden auf zweihundert Schritte weit mit frischem Grase bedeckt war. Dreizehn volle Tage geht nun der Zug durch die unendlichen sandigen Einöden. Die einzigen Anhaltspunkte für die Führer sind die düsteren Felsenreihen von Sandstein; keine Spur der Menschen und Thiere bleibt in dem feinen beweglichen Sande zurück, und oft ist Gefahr, einander aus den Augen zu verlieren, wenn die Sandhügel von zwanzig bis sechszig Fuß Höhe überschritten oder umgangen werden müssen. Die Kameele straucheln, indem sie die steilen Abhänge derselben hinabklettern, und werden durch



die Last ihres Gepäcks kopfüber hinabgestürzt; der Fußgänger, welcher sich, um den Weg abzukürzen, von dem gewundenen Pfade der Kammele entfernt, ist jeden Augenblick in Gefahr, sich zu verlieren. Nach vier Tagen wurde im Wadi Dibla der erste Brunnen angetroffen, dessen salziges Wasser, da es frisch und kühl war, den Reisenden dennoch zur Labung diente; dann folgten wieder sandige Wüsten, in denen auch nicht einmal ein Berg zu sehen war. Doch soll hier schon hin und wieder Regen fallen, und die Sandhügel sind vielfach mit bitteren Pflanzen bedeckt, welche Suag heißen, rothe Beeren tragen und einen strengen narkotischen Geruch haben. Die Reisenden sahen im Sande häufig jene innen verglasten korallenartig verästelten Röhrchen, die man Blütröhren zu nennen pflegt, und hörten, daß dieselben nach jedem Regen gefunden würden.

Am 23. Jan. durchzogen sie das Thal Agadem, in welchem es reichlich süßes Wasser giebt und auch für die Thiere sich Futter fand. Hier wurde am nächsten Tage bei glühender Hitze Rast gehalten; der Thermometer stand um ein Uhr Mittags im Zelte auf 30° R. Am 25. Jan., als sie weiter zogen, begegneten ihnen in der Wüste Tintuma zwei Couriere, welche von Bornu nach Murzuk gingen. Es waren zwei Tibbo, die auf Meheris oder hohen Reitkameelen ritten; sie hatten vor neun Tagen Kufa verlassen und gedachten in dreißig Tagen in Murzuk zu sein, legten aber auch freilich auf ihren trefflichen Thieren in einer Stunde fast anderthalb Meilen zurück. Ihr ganzes Gepäck ist ein Sack mit gedörrtem Getreide, zwei Schläuche mit Wasser, ein kleines kupfernes Gefäß und eine hölzerne Schale, selten ein paar Streifen gedörrtes Fleisch, das sie dann roh essen. Wenn sie kochen, so gebrauchen sie als Feuerung den gedörrten Kammeelmist aus einem unter dem Schwanze der Thiere aufgehängten Beutel.

Allmählig wurde wieder eine geringe Vegetation sichtbar; das schmutzige Grün des Grases und einige saftlosen Kräuter erinnerte an die Heiden in England. Am 29. Jan. erschien am Brunnen Bire Raschiferi der Scheich der Gundatibbo, Mina Tahr oder der schwarze Vogel genannt, mit zwei Begleitern, mehr um den mächtigen Reisenden zu huldigen, als um den gewohnten Tribut zu erheben. Doch entließ ihn Bu Kchalum nicht unbeschenkt. Diese Tibbo, die Gundomi genannt, sind vorzügliche Reiter. Die Sättel, welche sie ihren kleinen



schnellen Pferden auflegen, sind leicht und ruhen auf dem Rückgrad der Thiere nur mittelst der ledernen Riemen, welche die hölzernen Seitenwände zusammenhalten; die Steigbügel sind von Eisen und so schmal, daß die große Rehe des Reiters außerhalb bleibt. Um aufzusitzen, setzen sie den linken Fuß hinein, stoßen die Lanze mit der Rechten auf den Boden und fliegen so in den Sattel in der Hälfte der Zeit, welche ein Araber gebraucht. Es war noch früh, die Sonne stand, wie die Araber sagten, erst sechs Klafter hoch, daher lud Mina Tahr die Karavane ein, ihm nach einem Brunnen seines Volkes zu folgen, den noch kein Araber kenne, dort würden sie auch Schafe, einen Ochsen, Fett und Honig erhalten. Zwei Meilen weiter südlich, von der Straße durch einige Sandhügel getrennt, fanden sie den Brunnen Duggeschinga und schlugen neben demselben ihr Lager auf. Ein Ostwind, der die ganze Luft mit feinem Sande erfüllte, belästigte die Europäer so unerträglich, daß dieselben sich zu dem in solchen Fällen gebräuchlichen Mittel bequemen mußten, sich nämlich an Hals, Rücken und Hüften von den die Karavane begleitenden Negerweibern mit Del einreiben zu lassen. Am Abend, als der Himmel im reinsten Blau schimmerte, kam der schwarze Vogel mit seiner Horde heran, aber die Speisen, welche sie brachten, waren herzlich schlecht. Desto schöner war das Geschenk, welches der Scheich für Bu Khalum bestimmt hatte, zwei schöne Meheris, von denen das eine von der Erde bis in die Mitte des Rückens über neun Fuß hoch war. Der Stamm besitzt fünftausend Kameele, von deren Milch sie ein halbes Jahr leben; die anderen sechs Monate nähren sie sich von Gossob, einer Art Hirse. Seit sie mit Bornu und Kezzan in Verbindung stehen, gehen sie nicht mehr nackt, sondern tauschen gegen Straußenfedern Kleidungsstoffe ein, Baumwolle, leinenes Garn und Indigo, woraus sie sich Toben und Tücher bereiten. Auch einige Pferde hatten die Gundowi zum Verkaufe bei sich, unter denen zwei von vorzüglicher Schönheit waren; die ganze Nahrung des Pferdes ist — Kameelmilch, da Korn zu theuer ist. Sie genießen dieselbe sauer und süß. Die Gundatibbo, sind schlank und von mittlerer Größe, kupferfarbig, haben große vorliegende Augen, flache Nasen, großen Mund und große rothe Zähne; über der hohen Stirne tragen sie den blauen Turban, der mit Amulets von rothem und gelbem Leder besetzt ist, das Untergesicht verhüllen sie, wie die Tuareg, mit dem Tuche. Die



meisten haben Narben im Gesichte, der Scheich hatte vier halbmondförmige über und unter den beiden Augen, welche als Schmuck der Tapfern gelten. Da der cittle Mina Tahr über eine Uhr, in deren blanken inneren Flächen er sein Bild entdeckte, in große Verwunderung gerieth, so schenkte ihm Denham einen kleinen Spiegel. Nun kannte des Scheichs Entzücken keine Grenzen. Stundenlang betrachtete er sein schwarzes Angesicht und machte dazwischen die tollsten Freude= sprünge.

An dem nächsten Brunnen fanden sich auch Tibbo ein, welche den Reisenden süße Kameelmilch brachten, und zwar in geflochtenen Flaschen, deren jede etwa 8 Quart hielt. Immer reichlicher wurde die Vegetation, in den Thälern blühte das Gras und die Tullobäume, am Mittag ruhten die Reisenden im üppigsten Schatten des Kossom, dessen rothe Blüthen über ihren Häuptern hingen, auf einem Boden, der mit blühenden Rankenpflanzen bedeckt war. Eine giftige Schlange wurde erlegt, welche die Araber Liffa nannten, mit zwei Hörnern und von hellbrauner Farbe; hoch in der Luft schwebten zwei große Geier. In den Arabern regte sich schon längst das eingewurzelte Raubgelüste, das sie ihren Beruf nennen; jetzt witterten sie in der Nähe eine Schafsheerde und beschloßen rasch, darauf loszugehen. Bu Khalum, Denham und ein Duzend Reiter eilten, die Hirten zu warnen, doch hatten diese schon längst das Weite gesucht. „Was“, schalten die Araber nun, „sie bleiben nicht, wollen uns nicht ihre Schafe verkaufen? Die Schurken! Jetzt nehmen wir sie ihnen ohne Bezahlung!“ Sie brachen auf und fanden hinter der nächsten Hügelreihe die flüchtigen Tibbo, zwanzig Menschen mit ihren zweihundert Schafen und zwei Kameelen, welche ihre armselige Habe trugen. Alle wurden nackt ausgeplündert, die Weiber und Mädchen flehten die Europäer um Erbarmen an, aber diese konnten nichts thun, als deren Leben retten, da es nach der Aussage der Scheichs und eines Marabuts Wüstenrecht war, die zu plündern, welche ihre Zelte verließen, anstatt Reisende zu unterstützen. Erst als Bu Khalum herzukam, wurde den Armen das Ihrige wieder gegeben, bis auf zehn fette Schafe und einen Ochsen. Vor zwei Tagen hatte Bu Khalum einen Tibbo als Boten an den Scheich von Bornu, El Kanemi, nach Kuka abgeschickt, um ihre Ankunft zu melden; jetzt fand Clapperton denselben an einen Baum gebunden, wo er seit vierundzwanzig Stunden gehungert hatte. Die



streifenden Wandalatibbo, die als schlimme Räuber geschildert wurden, hatten ihn ausgeplündert, aber noch an demselben Tage schickten die hier wohnenden Traitatibbo dem Bu Kchalum die Briefe des Boten zurück, welche sie den Räubern wieder abgejagt hatten, und der Bote machte sich aufs Neue damit auf den Weg nach Bornu.

Am 3. Febr. kam die Karavane in dichtbewachsenes Land. Vor ihnen stob eine Heerde Antelopen auf von dunkel rehbrauner Farbe mit schwarzen und weißen Streifen unter dem Bauche. Perlhühner gab es in Menge, doch waren sie sehr scheu. Plötzlich erscholl der laute Freudenruf der Araber: die Brunnen von Mittimi wurden sichtbar! Denham eilte dem Zuge voraus und fand in einer waldigen Schlucht wohl fünfzig Brunnen, von Tullobäumen, Mimosen, Koffom und vielerlei Schlingpflanzen umgeben, die an den Stämmen emporkletterten und von einem Baume zum andern rankend natürliche Lauben bildeten. Nachdem er hier seinen Durst gestillt und sein Pferd getränkt hatte, streckte er sich behaglich neben einem der Brunnen nieder und freute sich mit dem innigsten Wohlbehagen der Ruhe, der frischen dusterfüllten Luft, der Lieder, welche aus den Baumwipfeln und den Rankengewinden hernieder tönten, bis ihn die Karavane mit ihrem Lärm und Staub aus den süßen Träumen weckte. Wohlausgeruht und gestärkt setzten sie am nächsten Morgen, dem 4. Febr., ihren Weg fort und kamen bald an zwei Lager der Traitatibbo. Die Hütten derselben bestanden aus Matten, welche für Licht und Luft freien Zugang ließen und sehr reinlich gehalten waren; an den Wänden hingen hölzerne Milchschalen mit geflochtenen Deckeln. Im Viereck von den Hütten eingeschlossen war ein freier Platz, auf dem gegen hundertundfünfzig Stück Vieh, Kühe, Kälber und Schafe an ihren Krippen standen. Ein Scheich der Araber bat einige Tibbo freundlich um etwas Milch, und diese waren thöricht genug, die kleine Gabe zu verweigern. Aber ehe man sich dessen versah, hatten schon die Araber zornschraubend die Hälfte der Heerde fortgetrieben und den Scheich der Tibbo tüchtig durchgeprügelt. Bu Kchalum, welcher dazu kam, gab den Leuten ihre Thiere zurück, dazu aber den Rath, in Zukunft etwas höflicher gegen Reisende zu sein.

Nachdem die Karavane ein noch größeres Lager des Traitatibbo hatte liegen lassen, zog sie eine Anhöhe hinan, hinter welcher das Dorf Vari lag. Die Einwohner desselben, Männer, Wei-



ber und Kinder, flüchteten beim Anblicke der bewaffneten Haufen bestürzt nach allen Seiten auseinander; jenseits dieses wilden Getümmels aber erblickten unsre europäischen Reisenden zu ihrer unnennbaren Freude den weitausgedehnten Tsadsee, der in majestätischer Ruhe, in den Strahlen der Sonne glühend, kaum eine halbe Stunde entfernt vor ihnen lag. Die Gefahren und Leiden der langen Wüstenfahrt waren rasch vergessen, und ihnen schlug das Herz, indem sie bedachten, zu welchen Schicksalen und Entdeckungen dieser große von ihnen zuerst aufgefundenen See der Schlüssel sein möchte.

Die Bewohner von Vari wurden bald beruhigt, kehrten zurück und verkauften den Fremden Hühner, Honig und Getreide gegen werthlose Schmuckfachen. Für zwei Nadeln erhielten die Käufer ein Huhn, für zwei Stücke Bernstein ein Lamm. In kurzer Zeit stand neben den ärmlichen Hütten der Eingeborenen die bewegliche Stadt der bewaffneten Fremdlinge, die hier einen Rasttag zu halten gedachten. Denham ging seiner Jagdlust nach und konnte nicht genug erstaunen über die unzähligen Schaaren von Vögeln aller Art, welche er an den Ufern des Sees fand. Wilde Gänse und Enten vom buntesten Gefieder, Pelikane, vier bis fünf Fuß hohe Kraniche, graue, bunte und weiße, ungeheure schneeweiße Löffelgänse, gelbfüßige Regenvögel und hundert Arten ihm unbekannter Wasservögel spielten um ihn herum, und er mochte lange keinen Schuß thun, so zutraulich erschienen die Thiere. Der See, dessen Ufer so veränderlich sind, daß Halme des im letzten Jahre gesäeten Gossab noch jetzt vierzig Schritte weit vom Ufer standen, hat süßes Wasser und in demselben einen Reichthum von Fischen. Die Negerweiber fangen die letzteren, indem sie mittelst ihrer Tücher im See eine Linie bilden und die Fische dem Ufer zutreiben, wo sie dann in Masse mit den Händen gegriffen werden. Doch müssen die Fischerinnen selbst behutsam sein, um nicht von den Biddumahnegern, welche die zahllosen Inseln im See bewohnen, ergriffen und fortgeführt zu werden.

Die Stadt hat etwa zweitausend Einwohner, deren Hütten mit ihren kegelförmigen Dächern fast Heuschobern gleichen. Jede ist von einer Umzäunung eingezt, innerhalb welcher auch das Vieh sich befindet. Die Hütten sind rund und erhalten Luft und Licht nur durch die Thüre, welche mit einer Matte verhängt ist. Eine der größten betrat Denham; in einer Ecke stand ein Bett, daneben eine Art Sopha



von Rohr, mit Fellen von Tigertaken überzogen, an den Seiten hingen hölzerne Schalen, ein starker Schild stand an die Wand gelehnt. Ein Theil der Hütte, das Gemach der Frau, war durch eine Matte verhängt. Gern hätte Denham auch hier hinein einen Blick geworfen, aber die argwöhnischen drohenden Blicke des Eigenthümers, welcher mit Speer und Dolch ihm in die Hütte gefolgt war, hielten ihn zurück. In Lari wurden etwa dreißig freigelassene Sklaven, welche von Tripolis mitgekommen waren, ihrer Heimath Kanem zugeschieft und machten sich ostwärts auf den Weg; die Uebrigen zogen weiter gegen Süden, ihrem Ziele, der Hauptstadt Kuka, entgegen. Als sie durch einen Akazienwald mit dichtem Untergehölz gingen, trafen sie auf viele Spuren von Elephanten, niedergetretenes Gesträuch, zerknickte Bäume, Fußstapfen und Rothhausen von drei bis vier Fuß Höhe. Auch eine Schlange fuhr auf und sank erst zusammen, als sie von fünf Kugeln getroffen war; sie war achtzehn Fuß lang, von furchtbarem Aussehen, aber nicht giftig. In dem Magen derselben fand sich ein dicker Klumpen Fett, den die Führer aus Lari als treffliches Heilmittel für krankes Vieh mitnahmen. Dann zeigte sich eine Heerde von wilden rothen Rindern, und neben dem Lagerplatze, der im dichtverwachsenen Walde aufgeschlagen wurde, ließen sich wilde Schweine sehen. Immer belebter wurden die Wälder. Am folgenden Tage ließ sich Denham einen besondern Weg führen, gleichlaufend mit dem der Karavane, wo er die Waldbewohner in ungestörtem Treiben beobachten konnte. Alle Bäume wimmelten von Vögeln mit glänzendem Gefieder, Perlhühner liefen in Schaaren von Hunderten daher, Affen gafften die Menschen an, die in ihr Revier eindrangten, und schrieten lange hinter ihnen drein.

Die Karavane war indeß in der Stadt Wudi eingetroffen und hatte hier wieder Halt gemacht, um die Genehmigung des Scheichs von Bornu abzuwarten, ohne welche es nicht wohlgethan gewesen wäre, in dessen Residenz Kuka einzuziehen. Wudi liegt dicht am westlichsten Ende des Sees, war früher Residenz der Könige von Bornu und gilt für eine bedeutende Stadt. Sie hat einen Marktplatz mit einem Gebäude, welches dem Bentang der Mandigostädte entspricht, und einen Wochenmarkt, zu welchem die Negerweiber der benachbarten Dörfer auf Ochsen heranreiten, deren breiter Sattel zugleich als Ausstellungsstück für die mitgebrachten Waaren, Milch, Honig, Hühner, Getreide,



Fett, Melonen u. dgl. dient. Doch hält dieser lebendige Menschenverkehr die Elephanten nicht ab, bis in die nächste Umgebung der Stadt zu kommen. Eine Meile von Wudi stieß Denham auf eine Heerde von mehr als hundertundfünfzig Stück derselben, welche in dem zehn Fuß hohen Grase am See weideten. Tritt der See einmal so weit über, daß diese Gärten den Rückweg von der Weide und Tränke in den Wald an der Stadt vorüber und durch die Pflanzungen und Gärten nehmen müssen, so vernichtet eine einzige solche Nacht die Hoffnung eines ganzen Jahres. Für seine Jagdlust fand Denham reichste Befriedigung; Antelopen, Füchse, Schweine, Pelikane zu Hunderten, Kraniche und Spechte stießen ihm bei seinen Wanderungen am See auf.

Am 11. Febr. kamen zwei Offiziere des Scheichs el Kanemi, welche achtzehn Ochsen als Geschenk brachten, zugleich mit der Einladung, nach Kufa aufzubrechen. Die Karavane ging von Wudi über Burwaha dahin ab, begleitet von Mina Tahr, welcher Bu Khalums Einfluß bei dem mächtigen Scheich benutzen wollte, um eine zwischen ihm und diesem bestehende Spannung auszugleichen. Der Tibboscheich befragte die Engländer fleißig nach ihrem Vaterlande, dem Fürsten, dem Volke und dessen Gebräuche. Kopfschüttelnd rief er endlich aus: „Seltsam, seltsam! Ihr seid ein großes Volk und wißt Alles! Ich, ein Tibbo, bin nicht viel besser, als eine Gazelle.“ Am 13. Februar überschritt die Kasla den Strom Yeou (Komadugu), welcher an einer Stadt von gleichem Namen vorüber in den Tsadsee fließt und aus dem westlichen Sudan kommt. Er mußte von den Kameelen und Pferden durchschwommen werden und war etwa siebenzig Schritte breit; doch soll er zu Zeiten doppelt so breit sein. Die Kanoes, in welchen die Reisenden und Güter übergesetzt wurden, saßen dreißig Leute, bestanden aber nur aus Planken, die mit Stricken zusammengebunden waren; die Jugen waren mit Stroh verstopft. Durch die reine frische Luft an dem fließenden Wasser fühlten sich Menschen und Thiere wie neubelebt; auf des Scheichs Befehl erhielten sie am Abend zehn Ochsen und rückten, nachdem sie bei Yeou die Nacht verbracht hatten, der Stadt Kufa näher. Malerische Negergruppen begegneten ihnen, die Frauen waren beladen mit den Waaren, welche sie auf dem Markte erhandelt hatten, die schwarzen Kinder saßen oben auf den gleichfalls beladenen Ochsen. Am 16. Febr. wurde auf den Wunsch des Scheichs eine Stunde vor Kufa nochmaliger Ruhetag gehalten, da in Kufa die



für ihren Empfang bestimmten Hütten noch nicht fertig waren, und am 17. Febr. zogen sie zu der Residenz des Bornuherrschers — die Europäer noch völlig ungewiß, von welcher Art Herrscher und Reich sei, und ob sie den Regenten an der Spitze von Tausenden wohlgerüsteter Krieger oder unter einem Baume zwischen nackten Sklaven sitzend finden würden.

Aber bald wurde ihnen Gewißheit. Auf's Schönste geschmückt, um ihrerseits den nöthigen Eindruck nicht zu verfehlen, ritten Bu Khalum und seine Araber vorwärts, als plötzlich der Wald sich lichte und sie in kriegerischem Pomp und von musterhafter Ordnung eine lange Reihe bewaffneter Reiter von stattlichster Haltung vor sich aufgestellt sahen. Es waren mehrere Tausende, einige Offiziere ritten vor der Fronte auf und ab und gaben Befehle. Mit lautem Geschrei und dem rauschenden Klange ihrer Instrumenten begrüßte das Heer die nordischen Fremden, dann lösten sich von beiden Flügeln und aus der Mitte drei kleine Abtheilungen los und sprengten bis dicht an die Karavane heran, während die ganze Linie sich in Bewegung setzte und die Flügel in der schärfsten und genauesten Schwenkung von beiden Seiten herannahen. Mit lautem Zuruf und Gruß sprengten die ersten Reiterhaufen um die Araber herum, wild ihre Speere schwingend, bis die Hauptschaar Alle völlig eingeschlossen hatte und die langen Lanzen über den Häuptern der Fremden zusammenklirrten. Es war ein freundlicher aber zugleich bedeutsamer Empfang, den Barka Ghana, der erste General des Scheichs, veranstaltet hatte. Er selbst, der Führer der kriegerischen Schaar, eine edle Gestalt mit einer bunten seidenen Tobe bekleidet, sprengte auf einem schönen Mandararosse zu Bu Khalum heran, ehrerbietig wich die Menge zurück, und der Zug ging langsam vorwärts gegen Kufa hin. Die Reiter des Scheichs, so hieß der glänzende Reitertrupp, trugen Panzerhemden von eisernen Ketten, welche sie vom Halse bis zu den Knien schützten und hinten offen waren, die meisten hatten Turbane, manche auch Helme; die Köpfe der Pferde waren mit Eisenblech umpanzert, die Lanzen zehn Fuß lang mit drei Fuß langen Eisenspitzen.

Am Stadthore angelangt ließen die Reiter außer den Europäern nur Bu Khalum und zwölf Araber ein; diese ritten durch eine breite Straße bis zur Thüre des Scheichs, zwischen einem Spalier von drei Linien Reiterei hindurch, hinter denen Lanzenträger zu Fuß die Straße



füllten. Aus dem Thore des Palastes sprengten ein paar hohe Offiziere hervor, riefen laut aus: „Barka! Barka!“ (Heil, Heil!) und ritten dann zurück. Nun wurde Bu Khalum eingelassen; eine halbe Stunde nach ihm rief Barka Ghana „die vier Engländer.“ Sie wurden einzeln die Treppe hinaufgeführt, vor der Thüre des Audienzimmers durch gekreuzte Speere ihnen Halt geboten, dann kam Bu Khalum und hieß sie eintreten zu dem „Scheich der Speere.“ In einem kleinen Zimmer auf einem Teppiche saß der Scheich da, in eine blaue Sudantobe gekleidet und das Haupt mit einem Turban bedeckt. An jeder Seite standen zwei Neger mit Pistolen im Gürtel, auch auf dem Teppiche lagen Pistolen, an den Wänden hingen Flinten, Geschenke des Pascha von Tripolis und des Sultans von Fezzan. Der Scheich el Kanemi, der mächtiger als der Sultan selbst über das Reich Bornu herrschte, war von einnehmendem Aeußern, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, und hatte ein ausdrucksvolles Gesicht. Mit wohlwollendem Lächeln fragte er sie, nachdem er den Brief des Pascha gelesen, weshalb sie in dieses Reich gekommen seien. Dudley gab zur Antwort, sie wünschten das Land zu sehen und Nachricht über seine Bewohner und Erzeugnisse einzuziehen, da der Sultan von England alle Länder der Erde kennen lernen wolle. „Ihr seid willkommen,“ versetzte er, „wir wollen euch gern Alles sehen lassen; jetzt aber geht in die Hütten, die ich für Euch habe bauen lassen, und wenn ihr euch von der langen Reise erholt habt, mögt ihr mich wieder besuchen.“ Einer von den Leuten des Scheichs führte sie nun zu einem ummauerten Gehöfte, das durch Strohmatten in einzelnen Abtheilungen geschieden war. In jeder standen einige Hütten, die sich bald füllten, und hinter den Fremden drängten sich dichte Schaaren von Negern herein, welche alle die wunderbaren Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen wünschten. Dazu war die Hitze unerträglich, und für die ermüdeten Reisenden nicht an viele Ruhe zu denken.

Bu Khalum hatte dem Scheich seine Geschenke sogleich überreicht; am nächsten Tage wurden die Engländer vor denselben beschieden. Sie brachen auf, von einigen Negern begleitet, welche die Geschenke der englischen Regierung trugen, eine Doppelflinte mit allem Zubehör, ein Paar schöne Pistolen in einem Kasten, zwei Stücke feines Tuch, ein rothes und ein blaues, und Dudley fügte noch Porzellan und Gewürze hinzu. Alles wurde auf dem Teppiche niedergelegt, die Eng-



länder mußten im Sande niederkauern, und der Scheich, auf einer mit Teppichen behangenen Bank sitzend, hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, als Clapperton und Denham den Gebrauch der Schösser, der Schraubenzieher und der Pulverflasche erläuterten. Die Versicherung, daß der König von England von ihm und dem Reiche Bornu gehört habe, begleitete er, gegen seinen Kaganawha oder Kanzler gewandt, mit der Bemerkung: „das kommt daher, weil wir die Vegharmi geschlagen haben.“ Die Reisenden wurden freundlich entlassen, und nichts fehlte an der reichlichsten Bewirthung der ganzen Gesellschaft. Außer den Dshen, so viele sie deren bedurften, den Kameelladungen von Weizen und Reis, Lederschläuchen voll Butter, Schüsseln mit frischem Honig, welche der Scheich ihnen bringen ließ u. dgl., erhielten sie jeden Morgen und Abend sechs große Schüsseln mit gekochtem Fleisch, Reis und einem fettigen Teig von Gerstenmehl, auch wiederholte Kameelladungen schmackhafter Fische.

Auf dem Markte der Stadt fanden sich wenigstens fünfzehntausend Menschen zusammen; es wurden Sklaven, Schafe, Stiere feilgeboten, auch Weizen, Reis, Gossib, Tamarinden, Erdnüsse, Bohnen, Butter, saure Milch, Honig, hölzerne Schalen aus dem Sudan, Indigo in Klumpen, Zwiebeln, wenig anderes Gemüse, aber große Quantitäten Leder, auch zubereitete Häute von Schlangen und Krokodilen, die man zur Verzierung der Dolchsheiden gebraucht. Den Verkauf besorgten meist die Frauen, vielfach aber auch die Sklaven; jene erschienen in mannigfaltiger, oft malerischer Tracht, wenn sie das blaue oder weiße Tuch auf der einen Schulter zusammengeheftet hatten, kleine Haarflechten rund um den Kopf herunterhingen und an beiden Seiten des Gesichts Schnüre kupferner Knöpfe oder silberne Ringe niederhielten. Als häßlich und zugleich geschmacklos gekleidet fielen die Sklavinnen aus Musgo, einem der südlichen Reiche, auf. Drei dicke Flechten gehen vom Vorderkopfe bis zum Nacken; in der Nase tragen sie silberne Ringe, und einen dickeren Ring haben sie durch die Unterlippe geböhrt, welchem oft ein oder mehrere Zähne weichen müssen, damit er im Munde Platz findet. Da es an Münzen fehlt, so tauscht man im Marktverkehr die Waaren gegen einander aus, oder zahlt mit Glasperlen, Bernsteinstückchen und Knöpfen. Unter anderen Dingen wurde den Europäern auch ein junger Löwe zum Kauf angeboten, den ein Neger wie ein Hündchen am Stricke hinter sich herführte.



Lange in Kufa zu verweilen lag nicht in der Absicht der Reisenden, doch schien der Scheich nicht geneigt, ihnen beliebige Ausflüge ins Land zu gestatten. Mochte er auch die ausgesprengten Gerüchte nicht glauben, daß sie auf dem See Schiffe bauen, in ihr Land zurückfahren, und dann mit anderen weißen Männern wiederkommen würden, um die Neger zu vernichten und ihr Land zu besitzen, — jedenfalls hielt er Vorsicht für nöthig und die Vogelbälge und die getrockneten Pflanzen nicht für den wahren Zweck ihrer Reise. Dazu waren kriegerische Zeiten. Die Begharmi, welche im Südosten des Sees wohnten, waren trotz der Hülfe ihrer östlichen Nachbarn von Wadai mehrere Male von el Kanemi geschlagen, aus ihrer Hauptstadt Kernuk vertrieben, und diese und andre ihrer Städte verbrannt worden. Jetzt rückten sie wieder mit einem Heere in das Feld, und von Tage zu Tage erwartete man ihren Angriff; doch schien das Gerücht, daß eine Menge Araber mit Flinten in Kufa eingetroffen seien, sie zurückzuhalten, und wirklich kehrten sie, ohne etwas gewagt zu haben, in ihr Land zurück, zu nicht geringem Verdruß der Araber, welche in ihrem eiteln Dünkel schon überlegten, wie sie die zu erbeutenden Schätze durch die Wüste nach Hause schaffen wollten.

Mit so großem Mißfallen der Scheich die Prahlerereien der Araber und Bu Khalums anhörte, die von diesen Negern nur mit Verachtung sprachen, so große Aufmerksamkeit schenkte er den Erzählungen der Engländer von der europäischen Belagerungskunst und von der furchtbaren Wirkung des schweren Geschüßes. „Wunderbar, wunderbar!“ rief er aus, und seine großen dunklen Augen blitzten, als er von dem stürmenden Eindringen des Fußvolkes in die geschossene Breche hörte. In Ermangelung von Brandraketen, nach welchen er die heftigste Begierde zeigte, brachte Clapperton einige Leuchtraketen und ließ dieselben vor seinem Palaste aufsteigen; der Scheich äußerte seine vollste Zufriedenheit, besonders, da einige Abgesandte der ihm feindlichen Schua, eines gefährlichen und kriegerischen Nachbarvolkes, sich in der Stadt befanden.

Ueberhaupt schien el Kanemi in der Behandlung seiner Gäste einen großen Unterschied zu machen und die Engländer sorgfältig zu wahren vor den Intriguen, in welche sich nach und nach, und nicht ohne sein Zuthun, Bu Khalum und die Araber verwickelten. Die letzteren waren so lüstern nach einem Raubzuge, daß sie sich gern



sogleich von Bu Khalum getrennt hätten, der seinerseits eine solche Sklavenjagd und Menschenerschlächterei verabscheute und lieber als Kaufmann nach den Sudanstädten im Westen ziehen wollte, so viel größer auch der Gewinn bei jener „Ghrazzie“ ausgefallen wäre. Beide Parteien suchten den Scheich für sich zu stimmen, und dieser neigte sich sogleich auf die Seite der Araber; er versprach ihnen hundert Pferde für den Zug und dazu ein Hülfscorps von fünfzehnhundert bis zweitausend seiner eigenen Reiter unter Bu Khalums Oberbefehl, und bestimmte zugleich den größten Theil des Gewinnes zu einem Geschenke für den Pascha von Tripolis, Alles unter dem Anschein, als sei ihm selbst die ganze Angelegenheit gleichgültig. Einige Araber waren bedenklich, die meisten forderten mit Ungestüm den Raubzug. Bu Khalum war in der peinlichsten Verlegenheit, denn wie sollte er ohne üble Folgen ein Unternehmen von der Hand weisen, welches dem Pascha, seinem Gebieter, wenigstens zweitausend Sklaven einbringen mußte!

Fürs Erste entzog sich Bu Khalum diesen Händeln und ging nach Birni, wo der Sultan von Bornu residirte, umgeben von dem abgeschmackten Pomp seiner vermeintlichen Hoheit. Er hieß der König des Landes, aber thatsächlich war es el Kanemi, welcher durch glückliche Feldzüge zu wiederholten Malen das Reich vom Untergange gerettet hatte. Schon war dasselbe den von Westen her eindringenden Fellatah in die Hände gefallen, als el Kanemi eine tapfere Schaar von Kanambu um sich sammelte und mit vierhundert Mann fast achttausend Fellatah in die Flucht schlug. Binnen zehn Monaten hatte er in mehr als vierzig Schlachten gesiegt und die Fellatah verjagt; aber den Antrag der Seinen, sich zum Sultan zu machen, wies er ab, indem er vorläufig den Besitz der Macht ohne deren Namen vorzog. Er erbaute für sich zur Residenz die Stadt Kuka in der Nähe des Sees, zur Residenz des Sultans aber bestimmte er in deren Nähe die Stadt Neu-Birni, blieb Dictator und sammelte als solcher das gewaltige Heer, mit dem er die Vegharmi acht Jahre hindurch mit wechselndem Glücke bekriegte und dem Reiche Bornu ein Ansehen erwarb, wie es neben demselben unter allen Reichen des Sudan nur das Fellatahreich des Sultans Bello besaß.

Der erbärmliche Schattenkönig dieses zu neuer Kraft sich erhebenden Reiches residirte also zu Neu-Birni, und ihm galt der Besuch



Bu Khalums und der Engländer. Jener nahm Geschenke mit von verhältnißmäßig hohem Werthe, diese, aus Mißverständniß, kamen mit leeren Händen. An der Thüre des königlichen Palastes, welcher aus Lehm gebaut war, wurden sie von einem Kammerherrn empfangen, der acht bis zehn Toben oder Hemden von verschiedener Farbe trug, eines über dem anderen, das äußerste war von weißer Seide aus dem Sudan; in der Hand hielt er einen ungeheuren Stock, wie ein Tambourmajor, und auf dem Kopfe wackelte ein riesiger Turban. Nach den ersten Begrüßungen wurde den Fremden gestattet, sich's bequem zu machen, und die reichliche Mahlzeit aus des Sultans Küche beförderte dies nicht wenig. Siebenzig Schüsseln mit Speise, jede groß genug für sechs Personen, wurden herbeigeschafft, dazu waren zwei Sklaven mit lebendigem Geflügel bepackt für den Fall, daß den Engländern die anderen Speisen nicht munden sollten.

Anderen Tages ging es zur Audienz, die im Freien vor dem Palaste erteilt wurde. Im Hintergrunde saß der Sultan, und um ihn herum gruppirtten sich seine Hofleute, Alle im höchsten Staate — aber in einem so lächerlichen Aufzuge, mit so abgeschmackten Manieren, daß man alle Höfe der Welt vergebens durchmustern würde, um Aehnliches zu finden. Der Thron des Sultans Ibrahim war ein Käfig von Rohr, hinter dessen Stäben seine Majestät auf seidenen Polstern kauerte. Auf dem Haupte trug er einen Turban, — oder vielmehr neben dem Haupte, denn die Etikette verlangt, daß der Turban schief aufgesetzt wird, — gegen welchen der des Hofherrn vom vorigen Tage ein winziges Käppchen war. Wiewohl die Fremden sich auf einen Pistolenschuß nähern durften, so konnten sie doch vom Gesichte des Sultans nur wenig sehen, das unten bis an die Nase in einem Tuche steckte und oben im Turban verschwand. Zur Linken, dem Sultan gegenüber, stand ein Declamator, welcher unaufhörlich in langen Phrasen das Lob des Herrschers und seines Stammes pries, und neben ihm ein Neger mit einem Frumfrum, der hölzernen Posaune des königlichen Hofstaates, der in den Pausen herzerreißende Posaunenstöße zur Ehre des Gebieters hervorbrachte. Indes schaute der Sultan, beiläufig gesagt ein junger Mann von zweihundzwanzig Jahren, gravitätisch auf seinen Hofstaat hin, der sich in einem Halbkreise auf dem Boden niedergelassen hatte; nur öffnete sich der Halbkreis nach der verkehrten Seite, und alle Herrn vom Hofe wandten, — denn so will



es die alte Sitte des Hofes von Bornu, — dem erlauchten Gebieter den Rücken. Alle aber waren eben so dickbäuchig und dickköpfig, wie der Kammerherr, sei es von Natur, oder aber mit Hülfe zahlreicher Hemden und reichlicher Wattirung, — Alles nach den Forderungen der Hofsitte — und die ganze ausgestopfte Versammlung war sich ihrer Würde wohl bewußt. In einiger Entfernung stand die mit Keulen, Bogen und Pfeilen und Dolchen bewaffnete Leibwache in blauen Toben. Die Vorstellung war sehr schnell beendet; ein Hofbeamter kam heran, um Bu Kchalums Geschenke in Empfang zu nehmen, wickelte dieselben in einen Shawl und legte sie uneröffnet vor den Sultan hin, und hierauf wurden die Reisenden entlassen.

Nun gingen dieselben ohne Verzug nach Angornu, der größten und volkreichsten Stadt in Bornu, welche nahe am See liegt. Sie hat etwa dreißigtausend Einwohner und ist weitläufig gebaut und ohne Mauern. Hier hatten sich die arabischen Kaufleute der Kasla des Marktes halber schon eingestellt, denn Angornu ist der bedeutendste Fzug oder Meßort in Bornu, und an den Markttagen, jeden Mittwoch, strömen hier in Friedenszeiten wohl achtzig- bis hunderttausend Menschen zusammen. Doch sind die Araber die einzigen Kaufleute aus dem Norden. Der Bernstein und die Korallen, welche sie bringen, sind sehr gesucht, ebenso Stücke Messing und Kupfer, und nur diese Waaren werden mit Gold bezahlt, alle anderen mit Sklaven oder Toben. Denham's weiße Farbe erregte Mitleid und Ekel; ein großer Menschenhaufe begleitete ihn, die Frauen aber liefen vor ihm davon, so daß er sich beinahe schämte.

Ein Ausflug nach dem Scharyflusse, so sehr die Engländer ihn wünschten, schien nicht zu Stande zu kommen, ja der Scheich verhinderte sogar, daß dieselben mit weitgereisten Negern in irgend eine Berührung kamen. Aber auch das Befinden des Dr. Dubney würde keine Reise gestattet haben, denn sein Brustleiden machte ihn mit jedem Tage kränker. Indeß wußte der Scheich die Freundschaft der Engländer für seine Zwecke sehr wohl zu benutzen; Hillman mußte ihm Kisten und Sänften zimmern und wurde dafür reichlich beschenkt, Clapperton ließ Raketen aufsteigen, um den anwesenden Schua eine heilsame Furcht vor dem Scheich und seinen Verbündeten einzusößen, und Denham gelang es, den Argwohn, welchen er durch das unvorsichtige Zeigen der Bilder in Lyons Reisebeschreibung bei den aber-



gläubigen Großen und auch bei dem Scheich erregt hatte, in staunende Bewunderung und endlich in Freundschaft umzustimmen, und zwar mit Hülfe seiner Spielbuse. Der Scheich hatte von letzterer gehört und brannte vor Verlangen, das wundervolle Kästchen selbst zu sehen und zu hören. Als Denham es vorzeigte und ertönen ließ, fragte el Kanemi mit großem Interesse nach der Einrichtung und brach aus in den Ausruf: „Wunderbar, ganz wunderbar!“ Als aber die Uhr den Schweizer Ruhreigen spielte, wurde er still, hielt die Hände vor das Gesicht und lauschte, und als ein Anwesender vor Entzücken aufschrie, versetzte er demselben einen solchen Streich, daß Alle zitterten. Endlich fragte er: „Würde eine doppelt so große Uhr nicht auch um so viel schöner singen?“ „Ja“, versetzte Denham, „aber auch das Doppelte kosten.“ „Wahrlich“, sagte der Scheich, „so etwas für tausend Dollar zu kaufen wäre wohlfeil!“ — Denham wiederholte täglich die Besuche mit seiner Uhr und war jedesmal willkommen, und als er endlich dem Scheich dieselbe zum Geschenk anbot, war dieser ganz für ihn gewonnen.

Ueberhaupt wurde Denham durch sein freundliches und kluges Benehmen der allgemeine Liebling. Auf dem Markte hatte man sich bald an seinen Anblick gewöhnt, und eines Tages war ein junges Mädchen, das nach ihren Armringen von Elfenbein, ihren schweren silbernen Ohrringen, dem Halsbande von Bernstein und dem Korallenschmuck in der Nase zu urtheilen sehr reich sein mußte, kühn genug, von ihrem Ohsen herunterzuspringen und rasch einen Zipfel von Denhams Taschentuche abzureißen, welchen sie, wie sie sagte, als ein Andenken bewahren wollte. Denham bat sie, das ganze Tuch zu nehmen, und diese Artigkeit erregte allgemeinen Beifall. „Barfa, barfa!“ — Heil, Heil! — riefen alle Zuschauer, klatschten mit den Händen, und das Mädchen schenkte ihm eine Menge Erdnüsse.

Da Denham den Wunsch aussprach, den Tjadsee zu besuchen, so ordnete der Scheich sogleich das Nöthige an und schon am folgenden Morgen ging Denham mit zwei Führern dahin ab; es war ein Kanembu, ein Günstling des Scheichs, und ein Fellatah Namens Marami, welcher Arabisch sprach. Bald waren sie am Ufer des Sees, welches, wie die geringe Anzahl der Bäume und die Beschaffenheit des Bodens verrieth, auf weite Strecken hin häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt war. Sobald Denham seine Matte unter einem



Tullobaum ausbreitete, um zu ruhen, sprangen zwei zu diesem Zwecke nachgesandte schwarze Burschen in den See und brachten in einigen Minuten ein halbes Duzend schöner Fische herbei. Rasch war ein Feuer angezündet, die Fische wurden der Länge nach auf zugespitzte Stäbe gespießt, dann den Kopf nach unten neben dem Feuer aufgestellt und gebraten und lieferten in der kürzesten Zeit einen trefflichen Schmaus. Die Absicht, an derselben Stelle auch zu übernachten, gab Denham ungern aber nothgedrungen auf, denn schon während der Mittagsruhe zerstachen die Moskitos Menschen und Pferde dermaßen, daß er gern den Rath seiner Begleiter befolgte und sich vom Ufer entfernt ein sicheres Plätzchen aussuchte. Dort pflegten in der Nacht die Kinderherden des Scheichs zu ruhen, die am Tage in dem dichten Ufergrase weideten, Tausende feister Thiere, welche jener auf seinem letzten Raubzuge erbeutet hatte, und diese sollten ihnen als Ableiter der Insecten dienen. Nach einem abendlichen Ritte am See, auf welchem ihnen viele schöne Antelopen, eine Heerde von vierzig Elephanten und einige Büffel von riesiger Größe, bis zu vierzehn Fuß Länge, aufstießen, nahmen sie ihre frugale aber reichliche Abendmahlzeit ein, bestehend aus frischer Milch, Honig und Reis, und schlugen dann auf einem leergelassenen Plage inmitten der Heerden ihr Lager auf. In der Nacht störte kein Insect ihre Ruhe, und am Morgen früh machte sich Marami auf, um dem Befehle des Scheichs zufolge nach Elephanten zu suchen, welche Denham in nächster Nähe zu sehen wünschte; indeß belustigte sich dieser an den Wasservögeln, die zu Tausenden an den Ufern spielten. Er schoß einige prächtige Kraniche, weiß mit schwarzem Hals und Schnabel, einige der Schnepfen, die schaarenweise wie Bienen umherschwärmten, und erlegte mit drei Schüssen zwei Paar Enten und ein Paar schöne wilde Gänse. Dann aber folgte er dem Marami, welcher in dem hohen Grase drei riesige Elephanten entdeckt hatte. Als sich die Jäger näherten und die Leute des Scheichs ein lautes Geschrei erhoben, richteten die Thiere ihre Ohren empor und stießen ein Gebrüll aus, daß der Boden erbehte. Eines war ein Männchen und wenigstens sechszehn Fuß hoch, die andern beiden waren Weibchen. Diese machten sich schnell davon, während jener umgangen und von ihnen getrennt wurde. Doch gelang es nicht, ihn zu erlegen; Marami warf ihn mit einem Speer unter den Schwanz, Denham traf ihn mit zwei Kugeln, ein zweiter



Speer prallte von der Haut ab, und er eilte in plumpem Trabe davon. Man überließ ihn seinem Schicksale und ritt einigen anderen Elephanten entgegen, deren Herannahen gemeldet wurde; diese kamen bis auf einen Speerwurf heran, kehrten sich wenig an die Geschosse der Neger, zogen sich aber zurück, sobald sie das Pulver von der Pflanne aufblitzen sahen. Auf den Rücken der Thiere saßen droffelähnliche Vögel, von den Negern Tuda genannt, welche an Stellen, die der Rüssel nicht erreicht, die Würmer ablesen.

Einige Punkte am See waren von bezaubernder Schönheit, und nur die Insecten verleiteten den längeren Aufenthalt. Gegen Abend gelangte man zu einem nördlicher gelegenen Dörfchen, welches Leute aus Kanem bewohnten, Männer und Weiber von schönem kräftigem Körperbau; Alle zeigten die höchste Bestürzung über die Farbe von Denham's Gesicht und Händen, und erst nach und nach gewannen die Weiber den Muth, nach den Korallenschnüren zu greifen, welche Denham hervorzog. Nun aber wurden sie so zudringlich, daß seine Leute sie mit Gewalt entfernen mußten. Der Kaid oder Vorsteher des Dorfes kam in der Nacht an und erwies, als er den Auftrag des Scheichs vernahm, dem Gaste jede Aufmerksamkeit. Am nächsten Mittage traf man wieder in Kufa ein, jedoch ohne daß Denham über die Bewohner der Inseln im See die gewünschten Nachrichten hätte einziehen können. Die Hitze war überwältigend, in der Hütte zeigte das Thermometer 32°. Die Karavane verlor hierdurch eine Anzahl Pferde; auch das war gefallen, welches Denham durch die Wüste getragen hatte, ein munteres und schnelles Thier, und dabei so zahm, daß es stundenlang still stand, wenn sein Herr in seinem Schatten schlief. Auch Clapperton verlor kurz darauf sein Pferd.

Dudney war so schwach geworden, daß er nicht aus einer Hütte in die andere gehen konnte; aber wäre er auch gesund gewesen, der Scheich hätte ihm die Reise nach dem Sudan nicht gestattet. Nicht weniger bestimmt weigerte er sich, Denham, so sehr er denselben liebte, an dem beabsichtigten Raubzuge theilnehmen zu lassen; zwar sei er Soldat, erwiderte er demselben auf seine inständigen Bitten, aber doch in solchen Wagestücken unerfahren und er selber wisse nicht, wie er für die Sicherheit seines Gastes einstehen solle, falls Bu Khamum sollte zurückgeschlagen werden. Dennoch trieb er den Letzteren anscheinend in bester Absicht täglich zur Ausführung des Zuges, während



er auffallender Weise die einflußreichsten Araberscheichs mit ihren Leuten von ihm zu trennen suchte. Einer derselben zog wirklich kurz vor dem Ausbruche Bu Kchalums mit hundert Mann auf die nördliche Seite des Sees nach Kanem. Es war ein Gewebe von Ränken gegen Bu Kchalum angezettelt, welches dieser zu ahnen anfang, die Engländer aber erst später durchschauten.

## II. Erforschung der südlichen Gebiete.

Der Raubzug richtete sich, anstatt gegen Begharmi, nach dem westlich davon gelegenen Berglande Mandara, und zwar gegen Feinde, auf deren Bekämpfung Bu Kchalum am allerwenigsten gefaßt war. Es wohnte in dem von Nord nach Süd gestreckten Mandarathale eine Bevölkerung muhamedanischer Neger, deren Sultan vor Kurzem seine Tochter dem Scheich von Bornu zum Weibe gegeben hatte und jetzt in diesem einen mächtigen Verbündeten gegen alle feindlichen Nachbarn fand. Die Schua, ein eingewanderter Stamm von arabischer Abkunft, welcher von Mandara nordöstlich bis zum Tsadsee wohnte, hatten ihre Feindseligkeiten seitdem fast gänzlich eingestellt, die heidnischen Neger oder Kerdi in den Seitenthälern des Mandaragebirges, obwohl an Zahl den Unterthanen des Sultans weit überlegen, erkannten die Furchtbarkeit der gegen sie verbündeten muhamedanischen Herrscher unbedingt an, und sogar die Fellatah, welche auch die Grenzen Mandaras zu überfluthen drohten, mußten vor solchen Gegnern innehalten. Ja der Sultan von Mandara fühlte sich oft seinerseits versucht, die Gelegenheit zu feindlichen Reibungen absichtlich herbeizuführen. An diesen Sultan waren die raublustigen Araber durch den Scheich von Bornu mit ihren Wünschen gewiesen worden.

Allerdings wurden ihrem Führer Bu Kchalum zweitausend bornuesische Lanzenreiter beigegeben, aber unter dem Befehle des Kaschella oder Generals Barka Gana, welcher seine eigenen Aufträge von dem Scheich erhalten hatte. Diese sollten sich in Angornu versammeln, und deshalb war Bu Kchalum mit seinen Arabern schon dahin abgegangen, als Denham die letzte Unterredung mit el Kanemi hatte



und diesen bat, wenn er auch die Einwilligung zu dem Zuge versagte, ihm doch wenigstens keine Hindernisse in den Weg zu legen. So unbezwinglich war einerseits die Wißbegierde Denhams und sein Verlangen nach dem Süden vorzubringen, andrerseits seine Lust zu Abenteuern und seine Begierde, den Ausgang dieser Sklavenjagd anzusehen, daß er ohne Vorwissen Dudneys und ohne die Bewilligung des Scheichs am 15. April schon kurz nach Mitternacht heimlich mit seinem Neger Barka aufbrach, um irgendwie mit Bu Khalum zusammenzutreffen. Als er nach Angornu ritt, unter dem Vorwande, dort einen Kaufmann zu besuchen, den er in Murzuk kennen gelernt hatte, stieß unterwegs wie zufällig zu seiner Verwunderung der Fellatah Marami zu ihm, sein Gefährte auf der Jagd am See, welcher sich seitdem merklich an ihn angeschlossen hatte. Unterwegs wurde Marami nicht müde, in gebrochenem Arabisch seinen Gefährten zu unterhalten; endlich fragte er: „Geht denn der Rais (Capitain) mit zur Razzie?“ „Wie kann ich“, entgegnete Denham, „da der Scheich dagegen ist!“ „Wollt Ihr mitgehn oder nicht?“ fragte Marami wieder. „Noch weiß ich's nicht; es wäre mir lieber, der Scheich hätte dich mir zum Begleiter gegeben und mich zu Bu Khalum geschickt.“ „Wenn der Rais mir sagen will, ob er fest entschlossen ist, mit der Razzie zu gehen, so will ich ihm sagen, was für Befehle mir der Scheich gegeben hat“, fuhr Marami fort. Da Denham ihn reden hieß, so hielt Jener nicht länger zurück, und Denham hörte nun zu seiner Freude, daß der Scheich seinen Begleiter beauftragt habe, ihn auf keinen Fall zu verlassen, ihn, wenn er auf seinem Vorhaben bestände, so schnell wie möglich in das Lager zu führen und dem Oberbefehlshaber seiner Truppen Barka Gana zu übergeben, welcher für ihn sorgen würde.

In Angornu besuchte Denham seinen Gastfreund, der ihn herzlich empfing und gut beherbergte, und ritt am 17. April schon vor Tagesanbruch weiter, um den Zug zu treffen. Zunächst ging der Weg zwischen vielen Gärten hin, in denen vorzüglich Zwiebeln gebaut wurden, die als Gewürz des Fleisches dienen, denn andere Gartenfrüchte kennt man kaum; dann meilenweit an Stoppelfeldern von Weizen und Gossob vorüber bis nach Jeddi, wo Denham und seine Gefährten während der heißen Stunden rasteten. Der Raib erschien bald und erwies sich sehr zuvorkommend. Er schickte süße Milch zur Erfrischung, und als Denham ihn bat, die Haufen neugieriger Neger



zu entfernen, welche sich bis in die Thüre der Hütte drängten, mit dem Zusatz: „Es sind lauter Männer, habt ihr denn keine Frauen? — versprach der Raib sogleich auch deren Besuch. Er setzte sich mit Marami vor die Thüre, um nicht zu viele auf einmal einzulassen, und nun empfing Denham in seinem Zelte nach und nach gegen hundert Frauen aus der Stadt, je drei oder vier zugleich. Statt jeder anderen Unterhaltung hielt er ihnen einen Spiegel vor und ergötzte sich nun an ihrer Verwunderung. Sie konnten nicht satt werden sich selbst zu betrachten, schrieken vor Freude, und eine, die mit ihrem Kinde kam, vergoß Freudenthränen, als sie das Kleine im Spiegel sah.

Um vier Uhr Nachmittags ritten sie weiter und kamen gegen Abend nach dem Städtchen Merti, neben welchem die Araber ihr Lager aufgeschlagen hatten. Aber es war Denham nicht gestattet, sein Zelt neben den ihrigen aufzurichten, so gern er seinem erprobten Freunde Bu Khalum nahe gewesen wäre; der Scheich hatte den Wunsch ausgesprochen, daß er sich unter Barka Gana's Schutz begeben möchte, da in Bornu Bu Khalums Verantwortlichkeit aufhöre und er selbst jetzt für Denhams Sicherheit zu sorgen habe. Barka Gana empfing ihn auch sehr höflich in seinem Zelte und versprach, daß er, wenn es Gottes Wille wäre, keinen Schaden leiden sollte. Nachdem Denhams Zelt dicht neben dem des Feldherrn aufgeschlagen war, ging jener, Bu Khalum zu besuchen, und wurde von diesem mit herzlichem Händedruck, von den Arabern mit lautem Freudengeschrei begrüßt. „Ich wußte wohl“, sagte Bu Khalum, „daß ihr zu uns kommen würdet, auf eine oder die andere Art.“ Denham erzählte, was der Scheich angeordnet hatte, und begab sich dann bald in sein Zelt, um an Dudley Nachricht über sein Wagentück zu senden und dann die Ruhe zu suchen, da am andern Morgen früh aufgebrochen werden sollte.

Schon vor Sonnenaufgang waren die Zelte abgebrochen und Alle auf dem Marsche nach Mandara. In Alla, dritthalb Meilen südlich von Merti, rasteten sie während der heißesten Stunden und erreichten in fünf Stunden Digoa, eine nicht unbedeutende Stadt, welche von einem unter dem Scheich stehenden Sultan regiert wird und etwa dreißigtausend Einwohner haben mag. Die Umgegend war stark bewaldet und wenig bebaut; südlich von der Stadt war ein trockenliegendes breites Wadi, in welchem ein Kahn lag, um in der nassen Jahreszeit die Reisenden überzusetzen. In der Nacht war ein so



heftiges Gewitter, daß Denham in seinem Zelte durchnäßt wurde. Am Morgen gingen sie durch das Wadi und kamen in dichte Wälder, in welchen hier und da verstreut einzelne wohl bevölkerte Städte lagen. Die Bewohner derselben waren früher Kerdi, d. h. Ungläubige gewesen und wurden erst Muhamedaner, als die früheren Sultane von Bornu ihr Land eroberten. Die Waldung war so dicht verwachsen, daß für Barka Gana, der nebst Denham und einigen Dienern dem Zuge voraus ritt, durch zwölf mit zackigen Lanzen bewehrte Neger förmlich ein Weg gebahnt werden mußte. Es war äußerst unterhaltend, diese Leute zu beobachten, die mit merkwürdigem Geschick im raschesten Gehen die Zweige zurückbogen und festhielten und dabei unaufhörlich riefen und sangen. „Da sind Löcher! Weicht den Zweigen aus! Hier der Weg! Gebt Acht auf den Tullo! Seine Zweige sind wie Speere! Schlimmer als Speere! Zur Seite die Zweige!“ „Für wen?“ „Für Barka Gana!“ „In der Schlacht wer gleicht dem rollenden Donner?“ „Barka Gana!“ „Hin nach Mandara, hin wider die Heiden! Hin zum Gefecht der Speere! Wer ist's, der uns führt?“ „Barka Gana!“ „Hier ist das Thal, kein Wasser darin!“ „Gelobt sei Allah!“ „Im Kampfe, wer schnaubt Wuth, wie der Büffel?“ „Barka Gana!“

Auch improvisirte Lieder sangen die Neger, von denen eines den Kaschella sehr ergözte und ungefähr so lautete:

Kommt der Christ, der weiße Mann,  
 Der dem Scheich und uns gefällt;  
 Neue Toben giebt er uns,  
 Wenn er unsre Lieder hört.  
 Christ an Kopf und Händen blaß,  
 Blaß sind seine Thaler auch;  
 Wir Kanouri sehn es gern,  
 Daß der Christ den Schwarzen hilft.  
 Sieh, wie der Fellatah läuft  
 Barka Gana schwingt den Speer!  
 Voller Furcht Fellatah sieht  
 Weißen Mannes Schießgewehr!

Barka Gana, der Liebling des Scheichs und seiner Truppen, war ein Neger aus der Stadt Sankara im Sudan und in seinem neunten Jahre in des Scheichs Hände gefallen. Er war dessen Vertrauter



geworden und von ihm erst zum Statthalter von Angala und einigen anderen Städten am Schary und endlich auch zum Raschella seiner dreitausend Reiter erhoben worden. Er war von kräftiger Natur, gewandt und klug, beobachtete rasch und sicher, und hatte durch den Umgang mit dem Scheich viel von dessen Art angenommen. Er war eben so artig und freundlich wie jener, und ein eben so bigotter Muselman.

In Affage, wo die Zelte aufgeschlagen wurden, erhielt Denham zum ersten Male seit Angornu zu essen; in Merti hatte Bu Khalum geglaubt, Barka Gana sorge für ihn, dieser aber ihn vergessen. Jetzt lud ihn der Raschella in sein Zelt zu einer vorzüglichen Mahlzeit, an welcher außer ihm nur fünf oder sechs Häuptlinge der Lanzenreiter theilnahmen. Es war ein halbes Schaf, auf einem Geflecht von dünnen Stöcken, das auf vier Stangen ruht, über einem Feuer gebraten, und so schmackhaft und saftig, wie man kaum in England zu braten versteht. Es wurde ohne Salz und Brod verzehrt, indem einer der schwarzen Häuptlinge mit einem scharfen Dolche lange Streifen abschnitt und vertheilte. Nachher kam eine hölzerne Schale mit einem angenehmen Getränk aus Reiskwasser, Honig, Tamarinden und rothem Pfeffer, wovon jedoch außer dem Raschella nur Denham zu trinken erhielt. Die gewöhnliche Kost des Feldherrn auf seinen Zügen ist ein Teig von Reis, Mehl und Honig, der mit Wasser vermischt Morgens und Abends genossen wird.

Von hier wurden ganze Heerden Ochsen und Schafe mitgenommen, da weiter südlich der dichte Wald nur von Brunnenplätzen unterbrochen wird. Aber auch an Wasser fehlte es auf dem Wege, denn nach einem Marsche von sechs und einer halben Meile bei einer Hitze von 34 Graden fand man die Brunnen von Hasbery trocken. Das schwarze thonige Erdreich war so ausgedörrt, daß es oft zu spannenbreiten Spalten auseinander klappte, welche den Weg nicht wenig erschwerten. Bu Khalums Kameele konnten mit den leichtfüßigen Meheris der Bornuesen nicht Schritt halten, und so kam es, daß Bu Khalum erst am Lagerplatze ankam, als Denham bereits ruhig in Barka Ganas Zelte saß und sich mit des Letzteren Fighi über Glaubenssachen unterhielt. Die Fighis haben das Geschäft, wirksame Koranverse aufzuschreiben, die in farbiges Leder genäht und an die Kleider befestigt den Träger gegen Hieb und Speerwurf fest machen



sollen, und sind also unentbehrliche Begleiter kriegerischer Unternehmungen. Barka Ganas Fighi, Malem Chabili, war ein fanatischer Moslem und richtete mehrere verfängliche Fragen an Denham, z. B. wo er bete, wo er sich wasche; als jetzt Bu Khalum ins Zelt trat, fragte er diesen, welcher Secte des Islam die Engländer angehörten, ob den Hanafy oder Maleki. Der weitgereiste Bu Khalum, viel zu tolerant solchen bigotten Muselmännern gegenüber, antwortete, die Engländer seien unglücklich genug, an den Koran nicht zu glauben, sie hätten dafür ein anderes Buch, in dem aber nichts vom Saidna Muhamed stehe, und an dieses glaubten sie blindlings. Doch würden dieselben sich hoffentlich bekehren, denn sie seien ein sehr gutes Volk. Alle seufzten, der Fighi fragte: „Warum macht sie der große Pascha von Tripolis nicht zu Gläubigen?“ Bu Khalum lächelte und versetzte: „Weil er das nicht kann! Wenn er einem einzigen Engländer ein Haar krümmte, so könnte es ihm den Thron kosten! Sie sind mächtig, und sind sehr reich!“ „Möge Allah ihren Reichthum doch schnell an seine Gläubigen austheilen!“ sagte der Fighi, und Alle riefen „Amen!“ „Aber“, fuhr Bu Khalum fort, „es giebt viele insara (Nazaräer) auf der Welt, und die Engländer sind die besten unter ihnen, sie beten keine Bilder an, sie verehren nur einen Gott, sie sind fast Moslemmin.“ Indeß er mochte sagen was er wollte, es half dem guten Denham nichts, ihm selbst aber schadete es viel.

Als das Reiswasser gebracht wurde, trank Denham wieder mit Barka Gana aus dessen Schale, einem verzinnten Kupfergeschirr, wie es nur die Vornehmsten gebrauchen, alle Anderen aus hölzernen Näpfen. Aber auf eine Bemerkung des Fighi, welche Denham nicht verstand, wurde sogleich, nachdem dieser getrunken, der Rest ausgeschüttet und ihm ein besonderer Napf gereicht.

Andern Tages kamen sie in der Mittagshitze nach Ali Mabur, wo ein großer See mit stehendem Wasser ist. Alle Pferde rannten hinein, um zu trinken, und das Wasser wurde sofort schlammig und ungenießbar. Das Thermometer zeigte im Schatten 36° R., und Denham kam fast um vor Hitze, da das Kameel mit seinem Zelte noch nicht da war. Eine Strecke weiter wurde an einer offenen Stelle im Walde übernachtet, in der Nähe von Mora, der Hauptstadt von Mandara, dessen Gebirge an offenen Stellen im Walde schon sichtbar wurden. Hier erschien einer der Häuptlinge des Sultans von Mandara, von



zwanzig Reitern begleitet, um anzuzeigen, daß der Sultan dem Heere von Bornu entgegenkommen würde. Auch mehrere Schuahäuptlinge waren mit ihrem Gefolge eingetroffen; Alle, die kamen, grüßten Barka Gana ehrfurchtsvoll, indem sie dicht an ihn heransprengten, über ihm die Speere schwenkten und ausriefen: „Bernichte deine Gegner, wie der Elephant seinen Feind zerstampft!“

Die Schaar, welche auf dreitausend Mann angewachsen war, kam durch prachtvollen Hochwald dem Gebirge immer näher, dessen Höhen gleichfalls von Wald bekränzt waren. An einer freien Stelle, bei Quellen köstlichen Wassers, welche von Feigenbäumen umgeben waren, lag die frühere Residenz Delow, noch jetzt eine Stadt von 10,000 Einwohnern. Ein paarhundert Schritte jenseits derselben hatte sich der Sultan mit fünfhundert Reitern aufgestellt, von denen sogleich, als Barka Gana den Seinen Halt befahl, einzelne Haufen zum Gruß heransprengten. Sie trugen buntfarbige Sudanhemden, dunkelblau mit rothen und gelben Streifen, rothe grobwollene Bur-nusse und weiße oder bunte Turbane. Die Pferde waren größer, als die von Bornu. Die Leibwache bildeten dreißig Söhne des Sultans, Alle in seidenen Toben und auf den herrlichsten Pferden, denen die Schabracken, aus Leoparden- und Tigerkatzensellen bestehend, bis auf die Fessel herabhingen. Nachdem der Sultan den Grund von Bu Khalums Besuche erfahren, ordnete sich der Zug und bewegte sich der Stadt Mora zu; einige Musiker ritten voraus, deren lange hölzerne Trompeten mit kupfernen Mundstücken nicht unangenehm erklangen.

Bu Khalum hoffte, der Sultan, für den er schöne Geschenke mitgebracht hatte, würde ihm eine Stadt voll Kerbi zum Plündern überlassen; die Araber, welche mit gierigen Blicken die Kerdistädte am Gebirge liegen sahen, hätten am liebsten gleich den Sultan mit seinem Gefolge umzingelt und eingefangen. „Wenn Bu Khalum wollte,“ riefen sie, „so gingen wir nicht weiter, dies wäre genug!“ — Diese Zuversicht und Raubgier sollte nur zu bald in ihr eigenes Verderben rennen. Nicht umsonst hatte das ausdrucksvolle Gesicht des Scheichs sich unheimlich verzogen, so oft Bu Khalum mit Verachtung von den Regern und ihren Vanzen sprach und die Araber prahlten: „Wie schnell wollen wir die schwarzen Hunde fressen!“

Gegen Abend ritt Barka Gana mit Bu Khalum und Denham zum Sultan, dessen Palast an einem großen Platze in Mora stand.



Wie die Sitte erfordert, sprengten sie im Galopp zu der Skiffa oder Thüre des Palastes hin, ohne sonderlich darauf zu achten, daß dabei ein Mann übritten wurde und auf der Stelle todt blieb. Als sie an der Thüre abstiegen, ertönten die Trompeten, die Schuhe wurden ihnen abgezogen und sie traten durch einen geräumigen Eingang in einen weiten Hof, wo der Sultan unter einem dunkelblauen Baldachin auf einem mit schönen Teppichen und seidnen Kissen überdeckten erhöhten Sitze saß. Fast zweihundert Leute umgaben ihn, darunter die Vornehmsten des Landes, alle in Toben von Seide und bunten Baumwollstoffen gekleidet und das Gesicht dem Sultan zugewandt. Um dem Herrscher seinen und seines Herren Gruß zu sagen, trat Barka Gana mit niedergeschlagenen Augen vor, wandte dem Sultan den Rücken, klatschte in die Hände und rief: „Mögest du ewig leben!“ „Möge Allah dein Alter beglücken!“ „Heil und Segen über dich!“ Jeder dieser Segenswünsche wurde von der ganzen Versammlung wiederholt, hierauf ein Gebet gesprochen, und dann trat Bu Khalum vor. Seine Geschenke wurden uneröffnet hinweggetragen, und auf sein Anliegen antwortete der Sultan in verbindlicher Weise, daß er in einem oder zwei Tagen Bescheid erhalten würde. Nun wandte der Sultan, ein kleiner Mann in den Fünfsigen, mit einem himmelblau gefärbten Barte, sein Gesicht auf Denham, indem er Bu Khalum fragte, wer das sei. „Er kommt weither“, sagte dieser, „von einem mächtigen Volke, das mit dem Pascha und dem Scheich befreundet ist, und will dieses Land sehen.“ „Was will er hier sehen?“ fragte der Sultan mit wohlwollendem Blicke. Dann that er die verhängnißvolle Frage: „Sind sie Gläubige?“ „Allerdings nicht“, antwortete Bu Khalum, und sogleich war Alles starr vor Entsetzen, alle Augen, vorher auf den Engländer gerichtet, wandten sich schnell hinweg. Denham fühlte das Peinliche seiner Lage. „Was?“ fuhr der Sultan fort, „hat der große Pascha Rasir, Ungläubige, zu Freunden?“ Trotz der nun folgenden Erörterung Bu Khalums wurde Denham nicht mehr eingeladen, des Sultans Zelt zu betreten.

Nach der Audienz schickte der Sultan Speisen in das Lager, das Feinste der Kochkunst in Mandara, nämlich einen Brei von Gossubmehl mit heißem Fett, Pfeffer und Zwiebeln, von mehr als vierzig Sklaven in hölzernen Näpfen getragen, und geröstete Hammelrippen. Malem Chabili wick dem Christen sichtlich aus und drückte sein



Entsetzen, als dieser ohne Weiteres in Barka Ganas Schüssel griff, in so deutlicher Weise aus, daß der Letztere, der doch wohl des Scheichs Mißfallen fürchtete, ihn aus dem Zelte verwies.

Am 23. April war Ruhetag. Denham war von Ameisen und anderen Insecten so zerstoßen und von der Hitze, die mehrere Stunden lang 36° betrug, so gequält, daß er, unfähig die Feder zu halten und die Augen zu öffnen, die einzige Erfrischung darin fand, sich hinzustrecken, mit Tüchern zu bedecken und durch einen Neger mit kaltem Wasser begießen zu lassen. Einige Stunden brachte er bei Bu Kham zu, der sich bitter beschwerte, wie er hingehalten werde. Auch am nächsten Tage erhielt derselbe keine Gewißheit, dagegen stellten sich Schaaren von Kerdi mit Leopardenfellen, Honig, Sklaven, Eseln, Ziegen und andren Geschenken in der Hauptstadt des Sultans ein, während Andere, wie Denham vom Thale aus vermittelst seines Fernrohrs deutlich beobachten konnte, ihre Hütten räumten und mit ihrer Habe in die Gebirge flohen. Die Armen hatten Grund genug, die Heere von Mandara und Bornu zu fürchten; hatten dieselben doch, als der Scheich des Sultans Tochter heimführte, dreitausend Kerdi als Sklaven weggeschleppt und in die Fremde verkauft, um von dem Ertrage die Hochzeitsfestlichkeiten zu bestreiten und die Braut auszustatten. Die Neger von Musgo schickten, um einer Wiederholung solchen Unheils vorzubeugen, zweihundert Sklaven und fünfzig Pferde; die Reiter, welche diese Geschenke brachten, ritten kleine hübsche und muntere Pferde, boten aber selbst einen seltsamen Anblick dar. Statt aller Kleidung hatten sie ein Ziegen- oder Leopardenfell über die linke Schulter hängen, so daß der Kopf des Thieres über die Brust hing und die Enden über die Schenkel fielen; das dicke wollige, oder vielmehr borstige Haar, welches bis über die Augen herabhing, bedeckte eine Pelzkappe, an den Armen und in den Ohren trugen sie Ringe von Knochen, um den Nacken mehrere Schnüre, an welchen die Zähne erschlagener Feinde aufgereiht waren. Zähne und Knochenstücke hingen auch aus dem Haar herab, der Leib war mit rothen Flecken bemalt, die Zähne roth gefärbt. Mit lautem Geheul und Staub über ihre Häupter streuend betraten sie den Palast, und ebenso verließen sie denselben. Mit Schauer hörte Denham Bu Kham behaupten, daß diese Scheusale Christen wären. „Was haben sie denn Christliches an sich?“ fragte er; „sie sehen nicht aus, wie Christen,



und benehmen sich noch viel weniger als solche.“ „Wolla insara“, „sie sind aber Christen“, entgegnete Bu Khalum, während die Musgowi sich anschickten, das Fleisch von einem gefallenem Pferde herunter zu zerren, das die Leute im Lager ihnen geschenkt hatten. „Nun“, fuhr Denham auf, „Christen werden doch nicht das Nas gefallener Pferde verschlingen!“ „Wenn das auch nicht“, entgegnete Bu Khalum, „so weiß ich doch, daß sie Schweinefleisch verzehren, und das ist doch, weiß Gott, noch schlimmer!“ Denham verbiß die Wuth, welche diese Worte in ihm erregten, indem er innerlich seufzte: „O Gott, gieb mir Geduld! das ist zu viel!“

Er versuchte, an die vorgeblichen Christen mittelst einiger Mandara ein paar Fragen zu richten, aber die Musgowi ließen sich auf nichts ein, schleppten ihr Pferd in die Berge und feierten am Abende bei helllobernden Feuern, welche die scharfen Bergvorsprünge schauerlich beleuchteten, unter gräulichem Getöse ihr wildes Fest. Bu Khalums Hoffnung war zerschlagen, die Erlaubniß zu einem Streifzuge gegen dieses Volk zu erhalten, da der Sultan mit scheinheiliger Miene versicherte, so gute Leute würden auch ohne Zwang sich bekehren, während doch, wie Bu Khalum empört gegen Denham äußerte, der Sultan selbst die Bekehrung am wenigsten gern sehen würde, da er dann nicht mehr Tausende von Slaven dorthier erhalten würde. Um die Zeit der Zögerung zu benutzen, versuchte Denham, zu einem Ausfluge in die Berge die Genehmigung des Sultans und einen Führer zu erhalten. Er wurde von einem Häuptlinge und Stadtvorsteher zum andern geschickt, überall durch lästige Fragen aufgehalten, angebettelt, bestohlen, ja aus seiner Flinte wurden ihm die Steine abgeschraubt; endlich kam er zu dem Palaste des Sultans und wurde nach langem Warten von einem der Beamten desselben empfangen. Mißtrauisch fragte ihn dieser, was er mit den Kerdi zu thun habe und ob er sie allein fangen wolle. Er fügte noch einige Bemerkungen hinzu, welche ein allgemeines Gelächter auf Kosten Denhams hervorriefen, so daß dieser unmuthig erklärte, wenn der Sultan dagegen sei, so verlange er nicht in die Berge; die Kerdi nähme er nicht, und wenn man sie ihm schenken wollte. Das half, jetzt befahl der Beamte, durch ein Geschenk von etwas Schießpulver noch geschmeidiger gemacht, daß sechs Männer mit großen Keulen und kurzen Dolchen ihn begleiten sollten, zur Sicherung des Christen, wie er hinzusetzte.



Auf dem Spaziergange aber erwiesen sich diese Führer als die lästigsten Hüter; keinen Stein konnte Denham aufheben, ohne daß sie denselben zu sehen verlangten, und die Umrisse der Berge zu skizziren durfte er gar nicht wagen. Sie gingen in eine der Schluchten, welche die Kerdi bewohnen; ein klarer Bach, der über ein Bett von glänzendem Sande hinrieselte, brach unter einem natürlichen Gewölbe von furchtbaren Granitblöcken hervor. Hier sprang eine Schaar nackter Neger, meist Weiber und Mädchen, als sie Bewaffnete herankommen sahen, entsetzt auf und kletterten behend, wie die Affen, die steilen Felswände hinan. Man berichtete Denham späterhin, daß diese Gebirgskette sich einen Weg von zwei Monaten weit nach Süden erstrecke; freigelassene Sklaven besuchen des Handels wegen die südlicheren wilden Völker und tauschen gegen Korallen und Toben Thierfelle und Sklaven ein; diese Stämme sind ganz roh, färben ihre Leiber und leben ohne Rücksicht auf Verwandtschaft in der wildesten Gemeinschaft. Es giebt dort große Seen mit vielen Fischen, wilde Feigen, Mangos und Erdnüsse, und auch Eisen wird im Gebirge gefunden.

Einige Trompetenstöße, die von Mora aus gehört wurden, waren das Signal zur Umkehr. Die wilden Begleiter erklärten, sie müßten zur Audienz am Hofe erscheinen, griffen kurzweg Denhams Pferd am Zügel und führten es zur Stadt. Hier drängte sich alles Volk heran, ihm die Taschen zu untersuchen, und er war froh, in sein Zelt kriechen zu können, wo er ein paar Stunden in dem elendesten Zustande zubrachte. Die Hitze überstieg alles nur denkbare Maß.

Barla Gana ließ ihn dann in sein Zelt holen, wo einige Beamte des Sultans ihn befragten, was er aus den Gebirgen geholt habe. Die Tasche wurde herbeigebracht, die etwa fünfzehn Stücke Granit enthielt, und ein Neger fragte mit schlauer Miene, wie viele Dollars die bei ihm zu Hause werth wären. Lächelnd sagte Denham, daß er dies nur aus Neugierde gesammelt habe, in England gebe es noch weit mehr solche Steine als hier. Sein König habe überhaupt nicht im Sinne, dem Sultan oder den Negern irgend etwas zu nehmen; der Scheich wisse das auch, daß im Gegentheil seine Absicht sei, sie mit guten europäischen Sachen bekannt zu machen und ihnen solche zu schicken. „Ja, ja“, sagte Barla Gana, „was habt ihr denn für den Sultan von Mandara mitgebracht?“ Denham war darauf nicht gefaßt; sein Fernglas wollte er nicht entbehren, er ließ daher seinen



Koffer holen und gab seine eigenen rothen Taschentücher, Rasirmesser und Scheere her. Der Beamte steckte die noch übrigen Taschentücher ein und war befriedigt. Aber nun kamen auch fünfzehn von den Söhnen des Sultans heran und wollten beschenkt sein, ohne daß Denham dieselben zu befriedigen vermochte. Sie gingen sehr verdrießlich fort.

Eines Morgens versuchte Denham zu zeichnen. Sobald man das bemerkte, wurde er mit seinem ganzen Zeichenapparate zum Sultan geführt. Es erregte große Verwunderung, daß seine Pinsel — die Bleistifte — ohne Tinte schrieben, und noch größer war das Staunen, daß die Striche durch Gummi verschwanden. Malem Chaidili, der Fighi Barka Ganas, war zugegen, betrug sich gegen Denham sehr artig und suchte die Anwesenden über ihn und sein Land zu belehren, was diese mit andachtsvollem: „Ju-u-u-h!“ (Wunderbar!) anhörten; dann schrieb er einige Worte, wischte sie wieder aus, und schrieb endlich, indem er den Bleistift tief eindrückte, die Worte: Bism illah arachmani aracheme! (Im Namen Gottes, des Großen und Barmherzigen!) mit großen Koranbuchstaben hin, so daß die Schrift auch nach dem Reiben mit Gummi sichtbar blieb. „Ganz geht das nicht aus“, sagte Denham; der Fighi aber, sich hochaufrichtend, sagte mit Nachdruck: „Nein, nein, das sind Worte Gottes, die er unserem Propheten eingegeben hat, die vergehen nicht!“ Mit Enthusiasmus erkannten der Sultan und alle Anwesenden das Wunder, sie riefen: „Ju-u-u-h! La ilah ill Allah! Muhamed rassul Allah!“ (Nur Gott ist Gott, Muhamed ist Gottes Prophet!) und Denham, dem es sehr unbehaglich wurde, war froh, als er die Erlaubniß erhielt, sich zurückzuziehen.

Der Vorfall machte großes Aufsehen, und die nächste Folge war ein Befehrsversuch von Seiten des Fighi. Abends im Zelte Barka Ganas redete dieser Denham an: „Rais, du hast heute ein Wunder gesehen! Hunderte kann ich dir zeigen, welche die Kraft des Korans bewähren. Quer Buch ist falsch, es steht nichts von Said Muhamed darin! Sprich aus, La ilah ill Allah, Muhamed rassul Allah! Befehre dich, wasche dich und werde rein, auf daß du ins Paradies eingehest. Was sonst kann dich aus dem ewigen Feuer retten? Nichts, gar Nichts! O, vom dritten Himmel aus werde ich dich mitten in den Flammen sehen, du wirst deinen Freund Barka Gana, du wirst



mich ansehn um einen Trunk, um einen Tropfen Wasser — aber zwischen uns ist eine tiefe Kluft befestigt, es ist zu spät!" So sprach er, und Ströme von Thränen flossen aus seinen Augen. Alle waren gerührt, Barka Gana aber, der Denhams Verdruß bemerkte, bat diesen, ihm in das innere Zelt zu folgen, das Niemand ungerufen betreten durfte. „Der Fighi“, sagte er, „ist ein weiser Mann!“ „Mag sein“, versetzte Denham, „aber er soll mir meinen Glauben lassen, wie ich ihm den seinen lasse!“ „Gott bewahre“, sagte jener, „die darfst du nicht vergleichen!“ „Wahrhaftig nicht“, erwiderte Denham, „aber du solltest mich vor solchen Zudringlichkeiten beschützen, Kaschella!“ „Rein“, sagte Barka Gana, „darein mische ich mich nicht! Malem ist ein heiliger Mann! Laß dich erleuchten, auch der Scheich wünscht es! Er liebt dich, er behielt dich gern bei sich, er will dir fünfzig schöne Sclavinnen schenken, dir ein schönes Haus bauen und die Töchter der Vornehmsten zu Weibern geben!“ „Denke doch, Kaschella, wenn du mit mir nach England gingest, mit Genehmigung des Scheichs, wie würde es sich für dich schicken, ein Christ zu werden und dort zu bleiben? Wie sollte denn mein Sultan von mir denken, wenn ich thäte, wie du willst!“ „Gott beschütze mich! Wieder vergleichst du deinen Glauben mit dem meinen! Ich zeige dir das Paradies, du mir die —“ „Rein Wort weiter,“ unterbrach ihn Denham, „gute Nacht!“ „Friede sei mit dir“, sagte Barka Gana, „ich hoffe, wir bleiben Freunde!“ „Das gebe Gott!“ „Amen!“ —

In der Nacht brach ein furchtbares Gewitter aus, zerstörte Denhams Zelt und nöthigte ihn, in Barka Ganas Zelte eine Zuflucht zu suchen; ein Blitz folgte dem andern, die Gegend lag hell wie am Mittage; ein Tamarindenbaum wurde sammt seinen Wurzeln durch den Sturm fortgeführt, und von den Felsabhängen rollten ungeheure Steinmassen ins Thal. Denham war ganz durchnäßt und befand sich am Morgen sehr unwohl. Noch übler waren die Araber daran, die durch den Regen in Verzweiflung geriethen; die Armen hatten seit mehreren Tagen nichts Anderes als Mehl und Wasser gegessen. Triefend umstanden sie Bu Kchalums Zelt und wollten entweder vorwärts oder zurück; fast kam es zu Meutereien. Auch Bu Kchalum war krank, wohl mehr noch vor Aerger als durch körperliche Leiden. Er ging zum Sultan, kam sehr gereizt zurück und erklärte, am Abende würde aufgebrochen werden. „Steht denn Alles gut?“ fragte Denham. „Ins



Allah“, wollte !Gott, antwortete Bu Khalum bedeutungsvoll. Die Araber aber rüsteten sich voll Freude, unbekümmert, wohin es ging; ging es doch auf Raub!

Die Feinde, welche der Sultan im Einverständniß mit Barka Gana und dem Scheich von Bornu ausgewählt hatte, um die Araber für ihre Prahlereien zu züchtigen und sie Pfeile und Bogen der Neger etwas mehr achten zu lehren, waren die Fellatah, welche von Westen her bis in die Mandaragebirge vorgeedrungen waren; wie schon oben erwähnt, ein kriegerisches Volk, dessen Reich sich vom mittleren Niger bei Djenne bis tief in das Gebiet des Tsadsces hinein ausdehnte. Ob sie mit den übrigen Negern eines Stammes sind, ist schwer zu entscheiden; alle Fellatah sprechen dieselbe von der der Bornuesen verschiedene Sprache, und sind auch heller an Farbe als die Neger.

Um diese Feinde in ihren Wohnplätzen zu überfallen zogen die Araber, von Barka Gana und seiner stattlichen Reiterschaar begleitet, am 25. April von Mora ab. Durch ein scharf eingeschnittenes Thal ging es aufwärts in einen Bergkessel hinein, dessen Rand sich ringsum amphitheatralisch erhob, und bei den Trümmern der von den Fellatah zerstörten Mandarastadt Hâri schlugen die Araber, die Bornuesen und die Mandara ihr Lager auf. Es war eine wundervolle Alpennatur, welche sie hier umgab. Zwar minder hoch, als die Alpen, die Apenninen oder die Sierra Morena, werden doch diese Gebirge von keinem der eben genannten an Großartigkeit und reicher Schönheit übertroffen; in Westen und Osten thürmten sich hohe Berggipfel auf, an deren felsigen Seiten eine Menge Dörfer hingen. In der Nacht stand Denhams Zelt neben dem Barka Ganas unter einem riesigen Gubberabaume, dessen Stamm mehr als dreißig Fuß im Umfange hatte und dessen Krone einen halben Acker Landes bedeckte; unter einem anderen Baume derselben Art schlief ohne Zelt der Sultan von Mandara, nach seiner Art nur von seinen Leuten umgeben, und im Schutze der verfallenen Mauern bivouakirten die Truppen, oft belästigt von Scorpionen; auch Denham tödtete drei in seinem Zelte, darunter einen von sechs Zoll Länge.

Neben dem Horza hin, dem höchsten der Berggipfel, welche das Thal von Hâri umschlossen, führte südwärts in das Gebirge hinein ein Paß, dessen schroffe über zweitausend Fuß hohe Wände so eben erst von einander gerissen schienen, so vollkommen paßten die gegen-



überstehenden Vorsprünge und Vertiefungen in einander. Es öffnete sich gegen Süden zu einem Thale von wunderbar üppiger Vegetation, erfüllt von Gubbera, Tamarinden, wilden Feigenbäumen und Mangobäumen, durch deren reichbelaubte und blüthenbedeckte Kronen sich blühende Schlingpflanzen emporrankten; die Luft war von würzigen Düften erfüllt, aus dem Gebirge braus'te der Mißwaistrom hervor, die von den Bergen herniedergestürzten Granitblöcke überwucherte das herrlichste Grün. Ungefähr vier Meilen weiter, immer noch in dicht verwachsenem Walde, wurde an einem anderen Bergstrome nochmals gerastet, dann gieng noch in der Nacht vorwärts, bis nahe an die ersten Ortschaften der Jellatah. Nun wurde Haft gemacht, Alle trafen ihre Zurüstungen, um am nächsten Morgen kampfbereit zu sein, die Bornuesen hämmerten an ihren Panzerhemden, als sollte ihre Tapferkeit in einigen Stunden die glänzendste Probe bestehen. Nach einer Abendmahlzeit aus geschrotetem Getreide und Wasser, welche zugleich als Frühstück diente, der ersten Nahrung, seit sie Mora verlassen, wurde um Mitternacht das Zeichen zum Vorrücken gegeben. Beim hellen Scheine des letzten Mondviertels brachen sie in aller Stille auf, und rechts von den Arabern und den Bornuesen zog der Sultan von Mandara mit seinen fünfhundert Mann. Beim Morgengrauen wurde angehalten, um nach dem Gebote des Koran die erste Waschung zu vollziehen; bei Tagesanbruch aber setzte sich das ganze Heer in rasche Bewegung. Glänzend und prachtvoll war der Zug des Sultans von Mandara. Er selbst, auf einem schönen isabellfarbigen Hengste mit röthlichen Flecken sitzend, sprengte voran, zunächst hinter ihm seine sechs Lieblingsdiener, dann folgten seine dreißig Söhne, reich gekleidet und gleichfalls auf ausgezeichneten Pferden reitend; für jeden wurden sechs andere Pferde durch Reitknechte mitgeführt, für den Sultan zwölf. Barfa Ganas Mannschaften trugen über den Stahlpanzern ihre rothen Burnasse, und das Ganze machte einen glänzenden Eindruck. An Barfa Ganas Seite ritt Denham, dicht neben diesem aber hielt sich den ganzen Tag hindurch der treue Marami. Als sie in den letzten Wald einritten, welcher sie von den Jellatah trennte, sprangen vor ihnen in eiliger Flucht mehrere Leoparden auf und entwischten in das Dickicht. Gleich darauf wurde nahe bei dem Leichnam eines Negers, der im Walde lag, ein ungeheurer Panther aufgejagt, voll von dem Blute seines Schlachtopfers und unfähig zur Flucht. Einige Lanzenwürfe



reizten ihn, und mit wüthendem Geheul stürzte er auf den letzten seiner Angreifer, einen Schua, los, als ihm die Kugel eines Arabers den Kopf durchbohrte, daß er todt niederfiel.

Am Rande des Waldes erhob sich eine niedrige Hügelkette, eine jüngere Formation, welche sich an die Granitgebirge von Mandara anlehnt, hie und da durch Schluchten und trockene Flußrinnen unterbrochen. Hier wurde die große Fellatahstadt Dirfulla sichtbar. Sogleich führte Bu Khalum seine Araber an die Spitze des Huges, an beiden Seiten schloß sich die Reiterei der Neger an. Barka Gana und seine Häuptlinge wechselten ein leises ironisches Lächeln, die Araber aber stürmten mit wildem Kriegsgeschrei auf die unglückliche Stadt los. Bald schlug aus ihr die Flamme empor, die meisten Einwohner waren geflüchtet, die wenigen zurückgebliebenen, Greise und Kinder, wurden zusammengehauen oder in die Flammen geworfen. Eben so erging es einer zweiten Fellatahstadt.

Die dritte Stadt, Musfia, war durch ihre erhöhte Lage zwischen zwei Hügeln aufs Beste geschützt. Nach der Seite der Angreifer war sie gedeckt durch ein trockenes Flußbett, daneben war ein Morast und endlich nach dem Walde zu eine tiefe Schlucht, durch welche nur wenige Reiter zur Zeit hindurch konnten. Von einem Hügel zum andern hatten die Fellatah einen starken Zaun von zugespitzten Pfählen gezogen, welche sechs Fuß hoch und durch lederne Riemen kreuzweis verbunden waren. Hinter denselben standen die Bogenschützen der Fellatah, und unter dem Schutze der Hügel ihre Reiter. Den Verlauf des Gefechtes und Denhams Lebensgefahr und an's Unglaubliche grenzende Rettung lassen wir ihn selbst erzählen.

„Trotz der festen Stellung der Feinde stürmten die Araber mit großer Tapferkeit vorwärts, ohne alle Hülfe oder Mitwirkung der Truppen von Bornu und Mandara; und ungeachtet der aus der Berzäunung hageldicht heransausenden zum Theil vergifteten Pfeile hatte Bu Khalum mit seiner Handvoll Araber in einer halben Stunde die Feinde geworfen und trieb sie, unaufhaltsam vorrückend, an den Berg Höhen hinauf. Auch die Fellatahweiber waren immer zur Hand; während des Gefechtes versahen sie ihre Beschützer mit neuen Pfeilen, und als sich die letzteren, stets auf ihre Verfolger schießend, auf die Höhen zurückzogen, deckten ihnen die Weiber den Rücken, indem sie dicke Felsblöcke, die zu dem Zwecke vorher losgebrochen waren, niederrollen



ließen. Hierdurch wurden verschiedene Araber getödtet, andere verwundet. Jetzt rückte Barka Gana mit ungefähr hundert Lanzenträgern nach, unter deren Stichen zuerst fünfzig der Unglücklichen starben, welche verwundet bei den Pfählen zurückgeblieben waren. Dann drang er vorwärts bis in die Stadt hinein; ich ritt dicht neben ihm und wurde Zeuge eines verzweifelten Gemetzels zwischen Barka Gana's Leuten und einem kleinen Trupp der Fellatah. Die letzteren warfen ihre Speere mit wunderbarem Geschick; drei Neger nach einander sah ich durchbohrt niedersinken, welche abstiegen, um die Stadt in Brand zu stecken. Barka Gana, dessen gewaltiger Arm hier seine Riesenkraft bewies, warf acht Speere, deren jeder traf, einige auf fünfzig Schritte weit; so namentlich streckte er einen Fellatahköpftling zu Boden, der mit eigener Hand vier Gegner erlegt hatte:

*Incidit ictus*

*Jugens ad terram duplicato poplite Turnus.*

„Da stürzte getroffen

„Hin zum Grund mit brechendem Knie der gewaltige Turnus.“

Wären jetzt die Mandaratruppen oder die des Scheichs kühn nachgerückt, so hätten sie trotz so tapferer Gegenwehr und der Verstärkungen, welche im Südwesten sichtbar wurden, die Stadt und die Höhen über derselben, in welchen jetzt die Araber durch den Schrecken ihrer erbärmlichen Gewehre die Fellatah vor sich herjagten, sicher genommen; statt dessen aber hielten sie sich auf der Nordseite des Wadi außer Schußweite.

Als die Fellatah diese Lässigkeit erkannten, griffen sie ihrerseits an; die Pfeile flogen so dicht, daß die Araber nicht mehr Stand halten konnten und zu weichen begannen. Jetzt kamen die Fellatahreiter auch heran; und wäre nicht die kleine Schaar Barka Gana's und Bu Kchalum mit ein paar arabischen Reitern muthig auf sie eingedrungen, es hätte Keiner von uns den nächsten Tag erlebt; auch so noch gab es schweren Verlust. Dem Barka Gana wurden drei Pferde unter dem Leibe verwundet, von denen zwei durch die vergifteten Pfeile auf der Stelle todt blieben; von gleichen Geschossen wurde auch Bu Kchalum's Pferd und der arme Bu Kchalum selbst tödtlich verwundet. Mein Pferd erhielt einen Schuß in den Hals, dicht an der Schulter, und einen in den Hinterschenkel; ein Pfeil streifte mein Gesicht, daß es blutete, zwei blieben in meinem Burnus



stecker. Die Araber hatten gewaltig gelitten, die meisten hatten zwei oder drei Wunden, einer stürzte neben mir, dem allein im Kopfe fünf Pfeile steckten; zwei von Bu Khamum's Sklaven sanken gleichfalls neben ihrem Gebieter todt zu Boden.

Nicht so bald hatten die Truppen von Mandara und Bornu die Niederlage der Araber wahrgenommen, als sie allesammt auf die schmachlichste Weise Reißaus nahmen, ohne auch nur einmal den Pfeilen der Feinde ausgesetzt gewesen zu sein. In der äußersten Verwirrung flohen sie, an ihrer Spitze der Sultan von Mandara, der sich darauf gefaßt gemacht hatte, im günstigen Falle bei der Plünderung tüchtig mit zuzugreifen, bei einer Niederlage der Araber aber geschwind das Feld zu räumen.

Erst jetzt, da ich Barka Gana auf einem frischen Pferde sah, bebauerte ich es, mich thörichterweise so ganz unvorbereitet jedem Ungefähr preisgegeben zu haben. Rührte eine der Wunden meines Pferdes von einem giftigen Pfeile her, so war ich unrettbar verloren; aber da war wenige Zeit zum Ueberlegen. Auf hastiger Flucht, in der größten Unordnung, stürzten wir Alle dem Gehölze zu, das wir wenige Stunden zuvor wohl geordnet und in ganz anderer Stimmung durchzogen hatten. An der Schlucht gerieth Alles in Verwirrung, mehr als hundert Bornuesen wurden von den Fellatah erstochen, ich kam glücklich hindurch, befand mich aber nun eine Strecke weit westlich von Barka Gana. In raschem Galopp folgte ich einem von des Sultans Eunuchen, welcher sich häufig umsah und in dessen Zügen sich die gräßlichste Angst malte; da erscholl hinter uns das wilde Geschrei der verfolgenden Fellatah, das uns beide zu doppelter Eile antrieb. Aber mein heftiges Anspornen schwächte mein Pferd, welches schon einen Pfeilschuß im Schulterblatte hatte; jetzt kamen wir auf unebenen Boden, es stolperte und stürzte. Ehe ich mich aufraffen konnte, waren die Fellatah neben mir. Ich faßte rasch den Zügel, riß eine Pistole aus dem Halfter und streckte sie zweien der wilden Angreifer entgegen, welche mit ihren Speeren auf mich eindrangten; sie wichen zwar zurück, aber ein anderer rückte noch dreister heran, eben als ich wieder aufsitzen wollte, und meine Ladung traf ihn in die linke Schulter. Rasch, den Fuß kaum im Steigbügel, setzte ich meine Flucht fort; aber kaum einige hundert Schritte weiter stürzte mein Pferd zum zweitenmale, ich wurde weit weg an einen Baum



geschleudert, mein Pferd, durch die der Verfolger schon gemacht, lief davon und ich blieb stehen, zu Fuß und unbewaffnet. Auch der Eunuche und seine vier Begleiter wurden hier eingeholt; sie versuchten Widerstand zu leisten, aber vergeblich. Wenige Schritte von mir wurden sie niedergemetzelt und nackt ausgezogen. Ihr Geschrei war gräßlich; die Empfindungen jenes Augenblickes sind mir noch frisch in der Erinnerung, ich hatte kaum die geringste Hoffnung mehr, mich zu retten. Schnell war ich umringt, und ebenso schnell, da ich unbewaffnet und zu jedem Widerstande unfähig war, meiner Kleider beraubt. Da ich mir das Hemde und die Hosen nicht abnehmen lassen wollte, warfen sie mich auf den Boden und setzten mir mit den Lanzen dergestalt zu, daß ich zwei tiefe Stiche in die Hand bekam und einen in die rechte Seite unter die Rippen. Jeden Augenblick erwartete ich denselben grausamen Tod, wie ihn eben fünf Menschen neben mir von der Hand meiner Peiniger erlitten hatten; gewiß hatten mich diese bis jetzt nur verschont, um meine Kleider, die kostbare Beute, nicht zu verderben. Aber es war anders beschlossen.

Mein Hemd war mir vom Rücken gerissen, ich stand ganz nackt. Da, während die Plünderer um die Beute zankten, fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele, die Flucht zu wagen. Ohne einen Augenblick zu zaudern, schlüpfte ich unter dem nächsten Pferde hindurch und lief aus Leibeskräften in den dicksten Wald. Zwei der Zellatah verfolgten mich, ich hielt mich ostwärts, da ich in dieser Richtung unsere Flüchtlinge finden mußte, wiewohl ich Freunden und Feinden gleich wenig traute. Die Verfolger kamen mir schon nahe, denn das stachlichte Unterholz hielt mich auf und zerfleischte meine fast nackten Glieder; da entdeckte ich zu meinem namenlosen Entzücken in einer tiefen Schlucht einen reißenden Vergstrom. Mit der letzten Kraft ergriff ich die Schößlinge eines dicken Baumstumpfes, welcher an dem jähen Abhange stand, um mich in's Wasser nieder zu lassen; da, als die Zweige sich unter der Last meines Körpers nieder senkten, fuhr dicht neben meiner Hand aus ihrem Verstecke eine ungeheure Lissa hervor, die gefährlichste Schlange jener Gegend, eben im Begriff, auf mich loszuschießen. Starr vor Entsetzen, einen Augenblick ganz außer Fassung, ließ ich den Zweig aus der Hand schlüpfen und stürzte kopfüber hinab in das Wasser. Aber dieser Sturz belebte mich auf's Neue, mit drei kräftigen Schlägen der Arme



erreichte ich das andere Ufer, kletterte an demselben hinauf und sah mich erst jetzt in Sicherheit vor meinen Verfolgern.

Raum hatte ich mir zu meiner Rettung Glück gewünscht, als die verzweifelte Lage, in welcher ich mich befand, ohne irgend einen Felsen, meine Blöße zu bedecken, mir schwer aufs Herz fiel. Ich war bei klarstem Bewußtsein und verkannte keine der Gefahren, denen ich ausgesetzt war. Schon überlegte ich, wie ich die Nacht in dem Gipfel eines Tamarindenbaumes zubringen wollte, um vor den Panthern gesichert zu sein, an denen es, wie ich gestern erfahren hatte, hier nicht fehlte, als der Gedanke an die ebenso zahlreichen und nicht minder gefährlichen Vissas mich aufs Neue schauern machte.

Jetzt sah ich durch die Bäume weiter im Osten Reiter und wandte mich rasch dahin, unbekümmert, ob es Freunde oder Feinde waren; bald erkannte ich zu meiner unbeschreiblichen Freude und mit dem Gefühl des lebhaftesten Dankes Barka Gana und Bu Khalum mit ungefähr sechs Arabern, die ebenfalls durch einen Haufen Fellatah lebhaft verfolgt wurden. Die Flinten und Pistolen der Araberscheichs hielten die Feinde etwas in Schach und deckten den Rückzug des Fußvolks. Aus aller Macht rief ich ihnen zu, aber der Lärm und die Verwirrung, das Angstgeschrei derer, die unter den Speeren der Fellatah fielen, die Rufe der Araber, welche sich sammelten, und der Feinde, welche sie verfolgten, würden jede Bemühung, sie auf mich aufmerksam zu machen, vereitelt haben, hätte mich nicht Marami, der Neger des Scheichs, gesehen und von ferne erkannt. Mein zweites Entrinnen verdankte ich diesem Getreuen; er ritt zu mir heran, hob mich hinter sich auf's Pferd, während die Pfeile uns umschwirrten, und wir ritten dem Nachtrabe zu, so rasch sein verwundetes Pferd uns tragen konnte. Als wir eine halbe Meile weiter gekommen waren und die zurrückgelassene Beute die nachsetzenden Feinde etwas aufhielt und abkühlte, kam Bu Khalum zu mir herangeritten und befahl einem der Araber, mir einen Burnus überzuhängen. Es war die höchste Zeit, denn schon hatten die brennenden Sonnenstrahlen mir auf Hals und Rücken Blasen gezogen, welche heftig schmerzten. Bald nachher gab unser trefflicher Freund in Folge der Giftwunde am Fuße den Geist auf. Marami rief mich an: „Sieh, sieh, Bu Khalum ist todt!“ Ich wandte den Kopf herum, was ich vor Schmerz kaum vermochte, und sah ihn vom Pferde herab in die Arme eines



Arabers sinken — er sprach kein Wort mehr. Man sagte, er sei nur ohnmächtig, aber es war kein Wasser da, ihn in's Leben zurückzurufen, und als wir nach einer Stunde zu Makkarai ankamen, war alle Hülfe vergebens.

Als Bu Khalum vom Pferde fiel, ließ mir Barka Gana durch einen Sklaven das Pferd bringen, von welchem er selbst so eben abgestiegen war, das dritte, welches im Laufe des Tages unter ihm verwundet worden war; es hatte seine Wunde in der Brust. Marami rief: „Sidi Rais, steig' nicht auf! Es wird sterben!“ Rasch entschloß ich mich, denn auf augenblicklichen Entschluß kam es an, bei Marami zu bleiben. Zwei Araber, athemlos vor Anstrengung, ergriffen die Zügel des verwundeten Thieres und setzten sich darauf, um rascher zu fliehen; aber keine halbe Stunde, so stürzte es nieder und beide Araber waren hingemerkelt, ehe sie sich aufraffen konnten. Wären wir jetzt nicht an ein Wasser gelangt, so hätte ich den Durst nicht länger auszuhalten vermocht, der mich verzehrte. Ich setzte einige Male an, um auf Marami's Zuruf, ich solle festhalten, zu antworten, aber es war nicht möglich, und schon der Versuch zu sprechen verursachte mir in Schlund und Magen heftige Schmerzen.

Als wir an den Strom kamen, stürzten sich die Pferde, denen das Blut aus den Rüsten hervorbrach, in das seichte Wasser hinein, ich glitt von Marami's Pferde herab, kniete nieder und trank — neues Leben durchdrang mich, als ich in langen Zügen das schlammige Wasser schlürfte. Was nun folgte, konnte ich nicht mehr wahrnehmen, meine Sinne schwanden.“

Marami sah den unglücklichen Denham bewusstlos durch den Fluß taumeln und am anderen Ufer unter einem Baume niedersinken. Besorgt trat er zu Barka Gana hin, der hier den Flüchtigen eine kurze Ruhe gönnte, und bat um ein anderes Pferd, da das seine nicht länger zwei Reiter zu tragen vermöge. „Dann laß ihn liegen!“ sagte der Raschella ärgerlich; „er ist Schuld daran, daß ich mein Pferd verloren habe. Beim Haupte des Propheten, heute haben genug Gläubige das Leben gelassen, was ist's da Besonderes, ob auch dieser Christ stirbt!“ Da versetzte Denhams alter Widersacher Malem Chadili: „Nein! Allah hat ihn behütet, wir dürfen ihn nicht verlassen!“ Und Marami kehrte zu dem Schlafenden zurück, sicher, was er zu thun habe, weckte ihn, hob ihn zu sich auf's Pferd und



brachte ihn, wiewohl langsam und mit mancher Mühe, mit den Uebrigen weiter. — Auffallend war es, wie das Wasser auf die mit vergifteten Pfeilen getroffenen Pferde wirkte: kaum hatten diese getrunken, als ihnen das Blut aus Maul, Nase und Ohren hervorbrach und sie todt niederstürzten. Mehr als dreißig Pferde gingen an dem Wasser auf diese Weise verloren.

Endlich langten die Flüchtlinge im Mandaragebiete an. Denham war in dem kläglichsten Zustande; nach dem scharfen Ritte von fast zehn Meilen, nackt auf dem bloßen Rücken eines mageren Pferdes zurückgelegt, verursachten der geschwollene Nacken und die Wunden und Risse im Körper furchtbare Pein, für welche die von Ungeziefer wimmelnde Wolldecke des Arabers nicht gerade eine Linderung gewährte. Erst am anderen Abende überließ ihm ein mitleidiger Neger ein Hemd, welches er selbst schon zehn Tage getragen hatte, unter der Bedingung, dafür in Kuka ein neues zu erhalten. Barka Gana war verdrüsslich oder unwohl und ließ sich nicht sehen, hatte auch sein Zelt nebst Weibern in Mora gelassen, so daß Denham bei ihm kein Obdach fand; daher mußte dieser unter einem Baume liegen, wo er die Nacht und den ganzen folgenden Tag schlief, von Zeit zu Zeit durch den treuen Marami mit etwas Kornschrot und Wasser erquickt.

Tief gerührt wurde Denham durch das Mitleiden, welches ihm ein Bornuese erwies. Mai Migami, früher Sultan in der Gegend von Angornu, jezt dem Scheich unterthan, sah den Europäer leiden; sogleich nahm er ihn bei der Hand, führte ihn in sein ledernes Zelt, zog unter Ausrufen des Bedauerns seine eigenen Beinkleider ab, die einzigen, welche er besaß, und bestand darauf, daß Denham sie anlegte. Da dieser sich weigerte, beschwor er ihn unter Thränen, das Kleidungsstück anzunehmen, und zog selbst, da er die Ursache von Denhams Weigerung erkannte, die Hosen eines Slaven an. Gerührt und mit dankerfülltem Herzen nahm jezt Denham sein Anerbieten an und sie blieben die besten Freunde, so lange dieser in Bornu war.

Fünfundzwanzig Araber waren geblieben, fast alle waren verwundet; sämmtliche Kameele und das ganze Gepäck hatten sie verloren. Die an Giftpfeilen starben, waren über den ganzen Körper schwarz und geschwollen, den Meisten brach im Augenblicke des Todes das Blut aus Nase und Mund hervor. Als die Uebriggebliebenen den Sultan von Mandara um Beistand baten, wies sie dieser schnöde ab



und traf jetzt selbst Vorkehrungen gegen einen zu erwartenden Angriff der Jellatah. Die Abziehenden waren so erbittert über ihn, daß sie, als sie Mora verließen, den Feinden jeden Erfolg, ihm jedes Unheil wünschten. Bu Kham's Sattel, Zaum und Kleider behielt der Sultan. Denham's Pferd, welches einige Schua eingefangen hatten, wurde ihm zurückgebracht, verwundet und ohne Pistolen, aber mit Sattel und Zaum.

So lief der unglückselige Feldzug ab, bestimmt zur Unterjochung Unschuldiger, gewendet zum Verderben der Unterdrückter. Schrecklich hatte der arme Bu Kham seine Unbesonnenheit gebüßt; er hatte die Kerdi überfallen wollen und war nun in die Schlinge gegangen, gegen die kriegerischen Jellatah in's Feld zu ziehen. Und hätte er diese auch besiegt, so hätte er doch nur ihre Sklaven behalten dürfen, nicht sie selbst zu Sklaven machen, da sie Moslemin waren.

Sechs Tage nachdem sie Mora verlassen, kamen sie in Kuka wieder an. Auf dem Wege dahin schlief Denham in Migami's Zelte, Marami labte ihn mit seinem erfrischenden Getränke, und jedesmal um Mitternacht weckte ihn ein Sklave Barka Gana's, der seltsamer Weise auch Denhama hieß, und brachte ihm Mehlsbrei mit Fett und einem würzigen Kraute, das die Araber Meloschia nennen, — den Abhub von Barka Gana's Mahlzeit! Doch war ihm Denham auch hierfür den größten Dank schuldig, denn er allein in dem ganzen Heere erhielt etwas Anderes, als Kornschrot mit kaltem Wasser.

Der Scheich schickte für Denham einige Wäsche und andere Kleidungsstücke nach Angornu und schrieb dabei, Denham müsse, nach einer so wunderbaren Rettung, zu großen Dingen aufgehoben sein, und er würde jedes Unheil, das denselben betreffen, sehr beklagt haben. Diese Beweise von Freundschaft verfehlten ihren Eindruck im Lager nicht. Auch ein Pferd schickte ihm der Scheich, da das seinige in Merti hatte zurückbleiben müssen. Aber den Verlust des Koffers, welcher fast alle seine Wäsche enthielt, des Mantelsackes, des Mantelhiers, des Compasses, des Zeichenkastens, der aufgenommenen Zeichnungen und gesammelten Mineralien konnte ihm Niemand ersetzen.

Ebenso wenig hatten ihm die Aufregungen des Feldzuges die nöthige Muße gelassen, sich nach Wunsch über die Länder zu unterrichten, welche sich von Mandara aus nach dem Süden hin erstrecken. Auch war über dieselben im Ganzen wenig bekannt; mit um so



größerem Interesse hörte Denham, was ihm ein Mann erzählte, der sich für einen Sohn des deutschen Reisenden Fr. Hornemann ausgab und auch dessen orientalischen Namen Raib Musa ben Zussuf führte. Dieser war zwanzig Tagereisen südlich von Mandara in dem Lande Adamaua gewesen, welches schon zu dem großen muhamedanischen Fellatahreiche gehörte; nur die Gebirge, welche das übrigens flache Land umgrenzen, sagte er, seien noch von wilden Kerdis bewohnt. Er beschrieb einen Fluß als Nordgrenze von Adamaua, welcher, wie er meinte, von Westen komme, wo er mit dem Duolla (Duorra oder Rowara) in Nyssi derselbe Fluß sei; ein anderer größerer Fluß ströme im Süden von Vegharmi und gehe östlich an Darfur vorüber in den Nil. Die südlichen Gebirge erstreckten sich, wie auch Zussuf versicherte, sechszig Tagereisen weit nach Süden, und seien „Ku fora fora kantaga,“ Berge, groß, groß, Mondberge! Der äußerste Berg, welchen Denham sah, hieß Mendessi und lag etwa acht Meilen südlich von Musseia; sein Gipfel erinnerte an die Alpen und ragte in zwei Spitzen kühn in die Luft.

Das einzige Metall, welches in Mandara vorkommt, ist Eisen, woraus die dortigen Neger Thürangeln, Stangen und einfaches Gartengeräth schmieden. Als Esse dient ein Feuerloch im Sande, als Blasebälge zwei Ziegenhäute mit eisernen Röhren. Auch Ambos und Hammer waren von der rohesten Beschaffenheit.

Im Aeußeren unterscheiden sich die Leute von Mandara sehr vortheilhaft von den Kanori, d. h. den Bewohnern von Bornu. Die Männer sind verständig und lebhaft, haben eine hohe flache Stirn, große Augen voll Feuer, hartes, wolliges Haar, wohlgeformte, nicht eingedrückte Nasen; die Frauen sind berühmt wegen ihrer Schönheit, nach dortigem Geschmack, und haben kleine Hände und Füße. Ein Kaufmann, welcher Denham für einen Mauren hielt, führte ihn in sein Haus und zeigte ihm seine Slavinnen aus Mandara; drei, welche seine Frauen waren, waren noch nicht sechszehn Jahre alt und für Negerinnen von sehr schöner Gestalt. Ihre einzige Kleidung war ein Streifen blauer Leinwand, welche um die Hüften geschlungen war.

---



### III. Reisen in die Grenzländer von Bornu.

Da der Scheich einen Courier nach Tripolis schickte, um dort den Tod Bu Rhalums zu melden, so schickten auch unsere englischen Reisenden Briefe nach ihrer Heimath ab. Dann aber forderte der Scheich sie auf, ihn auf einem Kriegezuge gegen die rebellischen Munga zu begleiten, welche das westliche Grenzvolk gegen die Fellatah waren und kürzlich hundert und zwanzig Schua des Scheichs ermordet hatten; sie erklärten, daß sie wohl dem Sultan von Bornu, nicht aber dem Scheich unterthan sein wollten. Diesen wollte der Scheich die Tapferkeit seiner Kanambu = Speerträger zeigen, und dort sollten auch die Engländer einen anderen Begriff von dem Muth der Neger erhalten.

Die Munga konnten, wie man sagte, zwölf tausend Bogenschützen ins Feld stellen, darum rüstete sich auch der Scheich gewaltig. Außer seinen neuntausend Kanambu begleiteten ihn fünftausend Schua und Bornuesen, und Alle brannten vor Verlangen, die ungläubigen Hunde, welche ihre Gebete nicht her sagten, zu züchtigen und zu Sklaven zu machen. Als der Scheich mit seinen Weibern, Zelten und sonstigem Gepäck Kufa verlassen hatte, schlugen Denham, Dudley und Clapperton mit ihrer Begleitung zuerst ihren eigenen Weg ein, um auch die alte Residenz der Sultane von Bornu aus der Zeit ihres Glanzes, Alt-Birni, das jetzt in Trümmern lag, zu besuchen. Sie zogen nordwestwärts dem Neoufflusse zu, dessen Ufer von dichtem Gebüsch bedeckt sind, in welchem hie und da dürftige Baumwollpflanzungen liegen, angebaut durch arme Neger, welche trotz der alljährlichen Räubereien der Tuareg sich nicht entschließen mögen, diese ihre Heimath zu verlassen. Geduldig sehen sie dieselben ihre Heerden und Kinder fortschleppen, ihre Hütten niederbrennen, und ebenso geduldig bauen sie letztere wieder auf, anstatt in den größeren Städten sicheren Aufenthalt zu suchen. Um sich einigermaßen gegen die wilden Plünderer zu sichern, umgeben sie ihre Dörfer mit einer Art von Wolfsgruben, Blaquas genannt, welche tief und weit genug sind, daß ein Tuareg, der mit seinem Meheri hineinstürzt, gefangen ist. Auf dem Grunde derselben sind sechs bis acht scharfe im Feuer gehärtete Pfähle aufgerichtet, durch welche oft Mensch und Thier den Tod findet. Es bedurfte für Denham, als er die Umgegend des Lagerplatzes mit der Flinte durchstreifte, der größten Behutsamkeit, um sich nicht in den



Blaquas zu fangen. Das Land, in der Nähe des Sees einförmig, gewann nach Westen hin immer größeren Reiz, insbesondere durch die reichen und mannigfaltigen Waldungen. Tamarinden, Mimosen, Gugurubäume wuchsen in üppiger Fülle, und die Reisenden lernten verschiedene sehr schmackhafte wilde Früchte kennen durch die Affen, oder, wie die Araber sie nennen, die verzauberten Menschen, welche zu Haufen von hundertundfünfzig in den Gipfeln ihre Mahlzeiten hielten. Häufige Spuren von Löwen, Hyänen und Schakalen verrathen den Reichthum der Wälder, Nachts erscholl das Brüllen dieser Raubthiere in der nächsten Nähe des Lagerfeuers.

Der Weg schlängelte sich, die stachelichten Fulusbäume vermeidend, in mannichfachen Windungen durch den Wald, was dem Zuge und der Umgebung ein noch malerischeres Ansehen verlieh. Sie begegneten einer Karavane, die aus dem Sudan, d. h. aus Haoussa kam und aus zwanzig Personen nebst hundertundzwanzig Sklaven bestand. Solche Karas ziehen nur am Tage durch die Wälder und umgeben, sobald der Abend herannahet, ihren Lagerplatz mit einem Zaune von trockenem Holze, welcher manchmal Nachts in Brand gesteckt werden muß, wenn die Raubthiere zu zahlreich und in zu gefährlicher Nähe sind. Durchbricht ein Kameel die Veräunung, so bekommt man es selten wieder zu sehen. Auch die Begleiter unserer Reisenden, welche denselben nicht so rasch folgen konnten, wurden, als es dunkelte, in heftigen Schrecken gesetzt durch einen ungeheuren Löwen, der nahe vor ihnen quer über den Weg ging. Außer den Thieren machen auch oft entlaufene Neger den Wald unsicher, indem sie, als vorzügliche Bogenschützen, von den Bäumen herab den vorüberziehenden Karas aufslauern, deren Führer niederschießen und sich dann der Güter bemächtigen.

Am 20. Mai, dem fünften Tage seit sie Kufa verlassen, schlugen die Reisenden neben dem von Wald umkränzten Muggabisee, über dessen Oberfläche zahlreiche Flußpferde ihre schwarzen Häupter hervorreckten, ihr Lager auf und machten dann einen Ritt nach den Ruinen von Alt-Birni. Gegen dreißig andere von den Fellatah zerstörte Städte hatten sie bereits gesehen; die Ruinen der alten Hauptstadt, welche jetzt vor ihnen lagen, zeugten mehr, als alles Andere und als die Erzählungen der Bornuesen, von der Macht der früheren Sultane. Die Stadt bedeckte wohl ein Viertel einer Quadratmeile und soll früherhin zweimalhunderttausend Einwohner gehabt haben.



Noch standen Bruchstücke der alten Stadtmauern, aus harten rothen Ziegeln aufgeführt, an manchen Stellen vier Fuß dick und sechszehn bis achtzehn Fuß hoch. Der Fluß Yeou, welcher von hier aus, von den Windungen abgesehen, eine östliche Richtung nimmt, führt eine Meile weiter nordwestlich den Namen Gambaru; dort lag einst die Lieblingsresidenz der Sultane, Gambaru, deren Ruinen die Reisenden gleichfalls besuchten. Der Fluß war hier etwa fünfhundert Schritte breit und ohne merkliche Strömung, da die trockene Jahreszeit schon lange dauerte; sein Wasser war süß und erfrischend, weit besser als das der Seen, wiewohl dieses gegen das der Brunnen von Kuka noch ein Nektar zu nennen war. Die Menge und Größe der Fische, welche schaarenweise dicht ans Ufer kamen, übertraf jede Vorstellung.

Unter einem riesigen Tamarindenbaume wurden die Zelte aufgeschlagen und am Morgen die Ruinen besucht. Hier standen die Ruinen einer großen Moschee, dort die Trümmer von dem Palaste des Sultans, mit Thoren nach dem Wasser; mit letzterem scheint eine zweite besondere Moschee verbunden gewesen zu sein. Die Gebäude waren sehr fest aus Backstein aufgeführt und übertrafen in dieser Hinsicht Alles, was die Reisenden bisher in Afrika gesehen hatten. Die Ufer, früher ohne Zweifel angebaut, waren jetzt von Gebüsch und hohem Grase überwuchert. Einst, als Kuka noch nicht bestand und Angornu nur erst ein Haufen armlicher Hütten war, gingen die Boote der Sultane von hier den Fluß aufwärts nach Kabshari und anderen westlicher gelegenen Städten.

Reißende Thiere giebt es in diesen Gebieten in größerer Menge, als irgendwo sonst in Bornu; auch Elephanten sind zahlreich. Auf eine Heerde dieser riesigen Thiere stießen die Reisenden unvermuthet als sie durch das hohe Ufergras ritten.

Am 28. Mai zogen sie, schon nahe bei Kabshari, wo sie den Scheich treffen sollten, mühsam das Ufer entlang und bahnten sich den Weg durch das Gras, welches den Pferden über die Köpfe reichte, durch das dichte Bambusrohr und die Bäume, doch konnten sie den Fluß nur da sehen, wo etwa Elephanten, die zur Tränke gingen, das Dickicht durchbrochen hatten. Auch sahen sie frische Spuren eines Löwen; unter einem abgeschälten Baume standen einige Holzbündel, und daneben lagen abgebleichte Menschenknochen und Stücke



einer Holzart, — mit Schauern erriethen die Reisenden den Zusammenhang.

Schon seit einigen Tagen waren sie mehrfach mit bewaffneten Schuaarabern und Kanembunegern zusammengestoßen, welche nach dem Lager des Scheichs zogen. Jetzt, nahe bei Kabschari, wurden sie in die größte Besorgniß versetzt durch einige flüchtige Kanembu, welche erzählten, daß Kabschari noch vor Ankunft des Scheichs durch die Munga niedergebrannt und von den Einwohnern verlassen worden sei; die Reiterei der Munga durchforsche den Wald, habe Vieh geraubt, einige bornuesische Krieger niedergemetzelt und könne jeden Augenblick da sein. Omar Gana, ein Führer, welchen der Scheich seinen Gästen mitgegeben hatte, zog sein Stahlwamms an, hängte sein rothes Gibun (Oberkleid) darüber, welches, wie er prahlte, hundert Mungowi in die Flucht jagen würde, und ritt auf Kundschaft aus. Als er nach einer Stunde wiederkam, bestätigte er die beunruhigenden Nachrichten, meinte aber doch, man müsse in der Richtung nach Kabschari vorwärts zu kommen suchen. Zu ihrem Glück verwarfen die Reisenden diesen gefährlichen Rath und wählten den entgegengesetzten Weg nach Kuka und Angornu zu, wohin auch die Flüchtlinge von Kabschari gegangen waren, hielten sich dicht am Ufer des Flusses und gingen zu größerer Sicherheit, sobald sie eine Furth fanden, hinüber auf das nördliche Ufer. Gerade vor Sonnenuntergang stießen sie auf vierzehn oder fünfzehn Elephanten; die Neger ließen diese tanzen und springen, indem sie mit einem Stocke auf ein ehernes Becken schlugen. Ein großer Baum, der von den weißen Ameisen zerfressen und umgestürzt war, verschaffte Holz zu einem Lagerfeuer, und in der Nacht ließen sich nur einige Schakale und Elephanten hören. Am Morgen setzten die Reisenden ihren Weg auf dem nördlichen Ufer fort und kamen gegen Mittag in einen so dicht verwachsenen Wald, daß sie kaum mehr vorwärts konnten. Die buschigen Zweige der Tullobäume und der stachelichten Akazien waren von dornigen Ranken umwunden, und wenn sie diese bei Seite drängten, sahen sie das trügerische Gras, welches die Blaquas verdeckte, auf deren Grunde unsichtbar die spizigen Pfähle drohten. Aber diese Gruben verkündeten ihnen auch die Nähe eines Dorfes. Sie feuerten ein Gewehr ab, und bald kamen zwei starke Neger, welche nach kurzer Verständigung sie zwischen den unzähligen und dichtgedrängten Blaquas



hindurch in ihre Hütten führten. Dubney's weitgereisfter Neger Columbus wurde vermißt, und nach langem Suchen fand man ihn nebst seinem Maulthiere in einer tiefen Grube, das letztere schwer verwundet.

Es war ein Trost für unsere Irrfahrer, zu hören, daß der Scheich nur wenige Stunden von da auf der Südseite des Flusses lagerte. Sie begaben sich am Abende, nachdem sie wieder eine Furth des Neou überschritten hatten, zu ihm und wurden mit Freude von ihm willkommen geheißen. Sie mußten ihre Zelte neben dem seines Oberhofmeisters Diabi Gana aufschlagen, und dieser erhielt den Auftrag, sie wohl zu verpflegen. Mit der freudigsten Ueberraschung vernahmen sie auch, daß eine Kasta von Fezzan einen Ballen aus England für sie nach Kufa mitgebracht habe. Sogleich beschloffen sie, umzukehren und die Sendung in Empfang zu nehmen, um so mehr, da es ihnen ohnehin an Lebensmitteln fehlte. Sie baten, ihren Entschluß dem Scheich zu melden, aber dies wurde verjäumt und sie mußten ohne Führer sich allein auf den Weg machen, nachdem der Scheich, anscheinend ohne sich um sie zu kümmern, gegen Westen aufgebrochen war. Aber bald holte sie Omar Gana ein, auf einem elenden Pferde reitend, und bat sie, rasch mit ihm umzukehren, der Scheich sei wüthend gewesen, als er erfahren habe, daß er, Omar, die Fremden allein habe ziehen lassen, habe ihn vom Pferde geschlagen, ihm das Pferd genommen und ihm befohlen, sie sogleich dem Heere nachzuführen.

Es blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Sie drehten ihre Kameele um und stießen in der Mittagshitze zum Heere. Die nackten Krieger hatten sich in malerischen Gruppen an den Ufern des Muggabisees gelagert, wo die Reisenden am 26. Mai eine Nacht zugebracht hatten. Hunderte standen in dem Wasser und stießen Fische mit ihren Speeren, andere brieten diese an Stäbe gespießt oder auf Schnüre gezogen; das Ufer und das flache Wasser wimmelte von grasenden Pferden und badenden Männern, weiterhin in der dunkelblauen Fläche des Sees streckten die Flußpferde ihre schwarzen Schnauzen hervor und spritzten Wasser aus. An dem einen Ende des Sees war das Gehölz in Brand gerathen, loderte hoch zu den Wolken empor und warf auf die bewegte Scene einen glühend rothen Schein.



Bald trat nun das Heer seinen Marsch an, um dem Feinde zu begegnen, und zwar wie gewöhnlich in gänzlicher Unordnung. Der Scheich mit seinem Gefolge eröffnete den Zug; vor ihm wurden fünf Fahnen getragen, zwei grüne, zwei gestreifte und eine rothe, auf welchen in goldener Schrift Sprüche aus dem Koran standen, dicht hinter ihm ritt ein Neger, welcher seine Rüstung trug, einen Schild, ein Panzerhemd und einen Stahlhelm, daneben auf einem schnellen Meheri ein Trommler, phantastisch aufgeputzt mit einem Strohhut und Straußensfedern, dann hundert Anführer, und hinter ihnen, von zuverlässigen Haremswächtern geführt, drei Frauen des Scheichs auf gut zugerittenen Pferden. Die Trommel gilt wie eine Art von Palladium und ihr Verlust für das größte Unglück.

Hinter dem Gefolge des Scheichs kommt der Sultan mit den Seinigen und mit neun Frauen; ihm folgen Männer mit den zwölf Fuß langen Frumfrums oder hölzernen Königstrompeten, unaufhörlich blasend, vor ihm her trägt der Keigmoa oder Fahnenträger eine lange Stange, an welcher statt der Roßscheweife bunte Lederstreifen und seidene Lappen hängen, neben ihm reiten zwei Neger mit ungeheuren Speeren, überhin mit Amuleten behängt und gleich ihrem Gebieter so ausgestopft und beturbant, daß an Vertheidigung von dieser Seite nicht zu denken ist. Dann folgt das Heer in bunten Haufen, jeder Soldat sucht sich den nächsten Weg.

Die Truppen lagerten neben der eingeseicherten Stadt Kabshari, an deren Wiederaufbau ein Theil der Einwohner bereits beschäftigt war, und am Morgen, den 1. Juni, hielt der Scheich Musterung ab. Er selbst trug zwei weiße buntdurchwirkte Toben von Musselin, darüber einen weißen Burnus, und als Turban einen Kaschmirshawl; über seine Schulter hing der Säbel, den, wie er sagte, „der englische Sultan ihm geschickt habe.“ Er ritt einen schönen, muthigen Braunen aus Mandara. Ihn umgaben seine bornuesischen Reiter und die Araber, und ihm gegenüber standen die Kanambu-Lanzenträger, seine Lieblingsstruppen, neuntausend Mann in verschiedenen Colonnen, befehligt durch die einzelnen Anführer zu Pferde in ihren scharlachenen goldbesetzten Burnussen. Auf ein gegebenes Zeichen rückten die Kanambu in Schaaren von achthundert bis tausend unter dröhnendem Kriegsgeschrei vor. Sie waren nackt bis auf einen Gürtel von Ziegen- oder Schaffell um den Leib und einige schmalen Luchstreifen



um den Kopf, welche unter der Nase durchgezogen waren. Ihre Waffen waren Speer und Schild und ein Dolch am linken Arme, welchen ein Ring hielt, so daß der Griff der Hand zugekehrt war. Die Schilde bestehen aus Stücken von dem leichten festen Holze des Jogobaumes, die mit Riemen zusammengebunden werden und dann kaum einige Pfund wiegen. Sie haben fast das Aussehen eines gothischen Fensters, sind convex und bieten guten Schutz gegen die Pfeile der Munga-Bogenschilden. Als die Schaaren sich dem Scheich näherten, schritten sie rascher und schlugen mit den Speeren gegen die Schilde, was eine gewaltige Wirkung that; dann defilirten sie vorüber nach der Außenseite des Kreises, wo sie sich wieder ordneten. Als der Scheich in eine Schaar derselben hineinsprengte, drängten sich Alle um ihn und küßten ihm die Steigbügel, und man nahm deutlich an ihm das Gefühl von Stolz und Freude wahr, so von den Truppen geliebt zu sein, denen er seine Erhebung verdankte. Mit gleichem Stolge hörte er Denhams Lobsprüche an und dessen Versicherung, daß er mit solchen Truppen die Fezzaner und Araber nicht zu fürchten habe.

Auch reichte, wie es schien, der Ruf ihrer Tapferkeit nebst einigen kleinen glücklichen Streifzügen schon aus, die Munga zu Paaren zu treiben. Ein Reitertrupp brachte gegen achthundert erbeutete Weiber und Kinder derselben mit, der Scheich jedoch schickte die Gefangenen sogleich den Munga wieder zu, da er nicht mit Weibern und Kindern Krieg führe. Aber die Empörer, fügte er hinzu, werde er zu finden wissen. Dieser Zug von Edelmuth wirkte sichtbar; als das Heer bis in das Gebiet der Munga eingerückt war und deren Hauptstadt Bassakur sichtbar wurde, erschienen viele hundert Feinde im Lager, beugten sich zur Erde und warfen Staub auf ihre Häupter, zum Zeichen der Unterwerfung. Noch zögerte ihr Anführer, das Haupt der ganzen Empörung, sich zu unterwerfen; es war der Malem Janami, ein Fighi von außerordentlichem Ansehen; als aber die Munga im Lager, und unter ihnen auch der Sohn des Malem Janami, die Macht des Scheichs kennen lernten und gar mit Entsetzen die Raketen gesehen hatten, welche die weißen Freunde desselben an einem dunklen Abende emporsteigen ließen, erkannte auch der Anführer selbst die Ueberlegenheit des Reiches von Bornu an, kam demüthig in das Lager und war bald gleichfalls durch die Freundlichkeit und Klugheit des Scheichs ganz gewonnen. Als er in ärmlicher



Kleidung und mit unbedecktem Haupte vor dem letzteren erschien, in der Erwartung, sein Todesurtheil zu hören, ward er mit acht schönen Toben bekleidet und sein Kopf mit ägyptischen Turbanen bis zur Unförmlichkeit umwunden.

Auf diese Weise war das ganze kriegerische Volk der Munga zu Freunden gemacht, und gewährte für die beabsichtigten Kriege gegen die östlicheren Völker eine nicht geringe Verstärkung, da sie zwölftausend Bogenschützen ins Feld stellen können, deren Pfeile viel länger sind als die der Fellatah, und schlimmer noch vergiftet. Uebrigens aber sind sie, wie alle Bornueen, von Natur friedfertig, und als die Engländer ihre westlichste Stadt Gomfi besuchten, ruheten die Bewohner, deren einige sich im Lager bei Dudney Arznei geholt hatten, nicht eher, als bis die weißen Fremdlinge in ihre Hütten eintraten und sich an ihren Speisen gelabt hatten, dem bekannten Brei aus Gossu- mehl, Honig und Pfeffer. Als sie jedoch die Aufforderung ihres Gastfreundes, auf einer hingebreiteten Büffelhaut zu beten, mit der Erklärung erwiderten, daß sie nicht beteten, d. h. nicht auf moslemitische Art, da war die Freundschaft schnell zu Ende. „Kerdi, Kerdi,“ flüster- ten Alle einander zu, die Weiber reckten die Arme empor, die Männer zogen sich scheu zurück, und Niemand hinderte die weißen Fremdlinge, nach ihrem Lager zurückzukehren.

Hier waren indeß den Häuptlingen die gewohnten Geschenke aus- getheilt worden. Irrthümlich schenkte der Scheich an Barka Gana, seinen General und Liebling, ein Pferd, welches er schon einem Anderen versprochen hatte, und als er es von Barka Gana zurückfordern ließ, schickte dieser erzürnt alle Pferde, welche der Scheich ihm früher geschenkt hatte, demselben mit der Erklärung zurück, daß er in Zukunft ent- weder gehen oder seine eigenen Pferde reiten würde. Der Scheich, empört über diese kecke Antwort, ließ ihn sogleich vor sich führen, nackt ausziehen, ihm den lederen Gürtel umlegen, hielt ihm, dem er ja Alles gegeben, seinen Undank vor und befahl dann, den Sklaven — denn das war Barka Gana noch — an die Tibbokausfleute zu verhandeln. Zerknirscht warf sich Barka Gana nieder und bat um Gnade, nicht für sich, sondern für sein Weib und seine Kinder, jedoch der Scheich ließ ihn hinwegführen. Als aber der Befehl ausgeführt werden sollte, fleheten alle Häuptlinge der Schua und der Neger den Scheich an, den Unglücklichen zu begnadigen und wieder in seine



alten Ehren einzusetzen. Eben erschien Barka Gana, um Abschied zu nehmen; da warf sich der Scheich, von Schmerz überwältigt, auf seinen Teppich zurück, weinte laut, stieß den reinigen Liebling, der seine Knie umfaßte, nicht zurück, sondern verzich ihm und nannte Alle seine lieben Söhne. Am Abende wurde dieses glückliche Ereigniß durch ein großes Freudenfest gefeiert, die Trommeln wirbelten, die Kanembu schlugen jauchzend an ihre Schilde, und Barka Gana, in neue Toben und einen kostbaren Burnus gekleidet, machte einen Ritt um das Lager, von allen Häuptlingen begleitet.

Am 19. Juni wurde der Heimweg nach Kabtschari angetreten, dessen Wiederaufbau bereits sichtbar vorangeschritten war. Der Scheich steuerte Geld dazu bei und erließ den Einwohnern auf ein Jahr den Tribut. Als ein Sturm auszubrechen drohte, gruben die Schua im Lager sehr emsig Löcher in den Boden und verscharften ihre Hemden und Hosen drei Fuß tief unter dem Sande; als der Regen dann nachließ, holten sie die Kleider trocken wieder hervor und zogen sie wieder an. Wird das Lager in der Nacht von Regen überschwemmt, so graben sie nach dem Regen weite Löcher und schlafen gesund und fest auf dem bloßgelegten trockenen Sande derselben. Auf dem Heimzuge kamen mehrere Kaflas aus dem Sudan an dem Heere vorüber, welche vor der Rückkehr des Scheichs nicht in Kufa einziehen durften. Es waren mehrere hundert Sclaven, meist weiblichen Geschlechtes, Mädchen von acht bis zwölf Jahren, einige aus Nyssi und anderen westlichen Ländern; sie waren dunkel kupferfarbig und wohlgestaltet. Die männlichen Sclaven, gleichfalls größtentheils junge Leute, trugen eiserne Ringe an den Beinen, mittelst deren sie paarweise an einander geschlossen waren. Die Armen waren heiter, lachten und scherzten in dem festen Glauben an das Märchen, welches gewöhnlich durch einen bestochenen Sclaven den neuerhandelten erzählt wird, daß sie nämlich in Tripolis ihre Freiheit erhalten und in rothe Toben gekleidet werden würden. Die rothe Farbe aber lieben die Neger über Alles.

Ein seltsames Gefolge stellte sich ein, wenn das Heer unter Trommelschall an den Ufern der Seen hinzog. Die Flußpferde zogen, den Kopf über das Wasser emporstreckend, den für ein europäisches Ohr nicht sehr verlockenden Klängen der Trommel nach, so weit sie konnten, und kamen dem Heere so nahe, daß die am Ufer gehenden Leute von dem Wasser beneßt wurden, welches die ungeschlachteten



Thiere aus Maul und Nase spritzten. Denham zählte ihrer fünfzehn zu gleicher Zeit.

Nicht mehr weit von Kuka wurde das Heer entlassen und der Schich ritt, die Engländer zur Seite, in seiner Hauptstadt ein, begrüßt von der entgegenströmenden Menge, dem Jauchzen der Männer und dem Gefreisch der Weiber. Unsere Freunde fanden ihre Sendung aus England richtig vor, erfuhren aber zu ihrem Verdruß, daß in ihrer Abwesenheit ihre Hütten erbrochen und ein Theil ihrer Sachen gestohlen war; dies war geschehen, als Hillman einige Wochen hindurch das Bett hüten mußte. Auch Dudley kam krank zurück, was um so schlimmer war, als jetzt die Regenzeit begann.

Ein junger Fellatah aus Timbuctu, Abdel Gassein, der Sohn eines dortigen Häuptlings, hatte sich, erst 16 Jahre alt, der Kasta angeschlossen, welche eben aus dem Sudan anlangte, und wurde in Kuka näher mit Denham bekannt. Nur mit einem Schaffelle bekleidet und von milden Gaben lebend wollte derselbe seine Pilgerfahrt nach Mecca fortsetzen; als ihm der Scheich eine Tobe schenken wollte, schlug er dieselbe aus, da es Sünde für ihn sein würde, eine solche anzulegen. Er war von gutem Aussehen, nur sehr entkräftet, seine Züge ausdrucksvoll und seine Bildung außerordentlich. Er konnte den Koran von Anfang bis zu Ende aussagen und wußte über die westlichen Länder, welche er von Djenne aus in fünf Monaten durchzogen hatte, genauere Auskunft zu geben. Von da und Timbuctu sagte er, führe die Straße ganz durch das Gebiet moslemitischer Fellatah, und wenn auch einerseits Djenne und Timbuctu, andererseits Kaschna, Kano und Haoussa eine eigene Sprache redeten, so würde doch auch die der Eroberer überall gesprochen. Zwischen Sego, Djenne und Timbuctu, und zwar mit letzterer Stadt vermittelst des fünf Stunden von derselben entfernten Hafenortes Kabra, bestehe ein lebhafter Verkehr auf dem Qualla (Quorra), einem großen Flusse, der vielerlei Namen und Nebenflüsse habe und von Nyssi her aus hohen Gebirgen komme. Einige Jahre vor seiner Geburt, erzählte er, hätten weiße Männer in einem großen Boote, doppelt so lang wie andere Boote, den Fluß von Sego aus befahren, wären nahe bei Djenne mit den Eingeborenen handgem'in geworden, dann von dem Sultan von Timbuctu gütig behandelt worden, aber heimlich von da abgefahren. Der Sultan hätte ihnen Leute nachgeschickt,



um sie vor den Klippen im Flusse zu warnen, sie wären aber rasch hinweggeschifft und später alle umgekommen. An den Seiten des Bootes wären Geschütze befestigt gewesen, und ihr Erscheinen hätte überall großes Aufsehen gemacht.

Daß diese Weißen Park und Martin waren, stand nicht zu bezweifeln; ob die Sachen derselben aufbewahrt seien, wußte Abdel Gasssem nicht. Im August reiste er von Kufa ab um nach Badai zu gehen. Denham schenkte ihm einen Dollar, mit welchem er die Ueberfahrt über das rothe Meer bezahlen sollte, aber des armen Pilgers Laufbahn sollte schneller zu Ende gehen. Man fand seinen Leichnam kurz darauf am Tsadsee, wo er anscheinend ertrunken war, vielleicht auch um seines Geldstückes willen von den Schua ermordet.

Weiteren Entdeckungen in den Grenzländern von Bornu machte für einige Monate die Regenzeit ein Ende, welche die Reisenden vollständig an Kufa fesselte und ihrer Gesundheit fortwährend hart zusetzte. Der Kräftigste war immer noch Denham; dieser hatte sich, wie mit den Einwohnern, so auch mit dem Klima in das beste Einvernehmen gesetzt, während Clapperton und besonders der arme Dudney aus einem Fieber in das andere fielen. Im Monate September waren die Paroxysmen am heftigsten, und sogar von den Eingeborenen erlagen Viele den schädlichen Einflüssen des Klimas; erst im November, als die kühleren und trockenen Nordostwinde sich einstellten, trat allgemeine Genesung ein. Während dieser Zeit fand sich manche Gelegenheit, mit den Gebräuchen und den Zuständen des Volkes von Bornu bekannt zu werden; vorzüglich aber waren die Reisenden darauf bedacht, alle Vorbereitungen zu treffen, um gleich mit dem Eintritt der trockenen Jahreszeit ihre Reisen in die noch unerforschten Gebiete des Westens und Ostens weiter fortsetzen zu können.

Der Scheich blieb ihnen fortdauernd wohlgesinnt und verlangte von Denham manche Berichte über die Zustände in Europa; namentlich wünschte er Genaueres zu wissen über die Freiheitskämpfe der Griechen gegen die Türken, und Denham freute sich, als sein glaubens-eifriger Freund, anstatt der Betheiligung der Engländer an diesem Kriege näher nachzuforschen, sich von der Herrlichkeit des alten Griechenland erzählen ließ und dann seinen Belehrungen über die



Gestalt der Erde und die Art, wie man Forschungen über solche Gegenstände anstelle, begierig lauschte.

Zwar suchten einige Kaufleute aus Fezzan die Fremden in Verdacht zu bringen, aber der Scheich war den eigennützigen Verläumdungen derselben nicht zugänglich und versah die Reisenden, als Geldmangel eintrat, großmüthig mit Allem, was sie bedurften. Auch Barka Gana sah Denhams häufige Besuche gern und erwiderte sie bisweilen, und zwar mit so großem Gefolge, daß die kleine Hütte jedesmal in Unordnung gerieth; aber wie durfte er auch, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, allein oder mit nur wenigen Begleitern kommen! Und wie erstaunte er zu hören, daß die mächtigsten europäischen Monarchen sich oft ohne Begleitung dem Volke zeigten! Doch gewährte sein Verkehr manche Unterhaltung und hob Denham in den Augen der Neger zu hohem Ansehen.

Einzelne richterliche Entscheidungen, welche der Scheich im Verlaufe der Zeit erließ, setzten den persönlichen Charakter dieses merkwürdigen Mannes in ein helleres Licht; Weichheit und Grausamkeit, Fanatismus und religiöse Tölpelung, freundschaftliches Vertrauen und argwöhnische Besorgniß waren darin auf eigenthümliche Weise gemischt.

Ein Schua hatte einen Mann, welcher ihn in seiner Hütte belästigte, im Zorn erstochen, nachdem er denselben dreimal im Namen des Propheten aufgefordert, ihn zu verlassen. Der Bruder des Ermordeten, welcher beim Kadi Klage führte, wurde von diesem abgewiesen, da sein Bruder den Namen des Propheten nicht geachtet habe und gewiß ein Kafir gewesen sei. Er appellirte an den Scheich, und dieser that den Ausspruch: „Das Gesetz Gottes, das dem Propheten geoffenbaret wurde und im Buche geschrieben steht, verlangt Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben; aber besser ist es, du nimmst Buße statt Blut.“ Der hartnäckige Araber jedoch ließ sich nicht besänftigen, und der Scheich durfte ihm nicht wehren, daß er den Gefangenen vor die Stadt führte und ihm mit einer eisenbeschlagenen Keule den Kopf zerschmetterte.

Eine Frau eines freien Negers und ein Slave eines anderen, welche eines Liebesverhältnisses überführt waren, wurden zum Tode durch den Strang verurtheilt. Der Herr des Slaven forderte, daß der Ehemann ihm den Werth des Slaven ersetzen solle, dieser da-



gegen wies jede Verpflichtung dazu ab. Da bezahlte der Scheich selbst den Preis des Slaven, indem er ausrief: „Ach, wie oft bringen die Weiber den Mann in's Unglück — und doch sind sie die Wurzel seiner Glückseligkeit!“ Dann ließ er die beiden Schuldigen aufhängen.

Auch unter den Weibern des Scheichs hatten Unordnungen stattgefunden, und so gnädig er sich sonst in ähnlichen Fällen erwies, diesmal entschied er, daß zwei Mädchen, denen Liebeshändel nachgewiesen wurden, „an ihrem Halse hängen sollten, bis sie todt wären.“ Die Unglücklichen waren noch nicht siebenzehn Jahre alt, und das Volk murrte laut über die Härte des Scheichs. Das Erbieten des Liebhabers der einen, mit ihr das Fatha (erste Buch des Korans) zu lesen, d. h. sie zu heirathen, wurde abgewiesen, als aber ein Fighi aus dem Koran bewies, solche Todesstrafe sei unstatthaft, entließ der Scheich die Schuldigen, nachdem ihnen öffentlich die Haare geschoren waren.

Bis die Kafla von Jezzan und mit derselben Bu Khalum's Bruder aus dem Sudan zurückkam, erlebten die Engländer sorgenvolle Tage, denn der Rest ihres Geldes befand sich in des Letzteren Händen; dazu kamen die steten Krankheiten und das üble Wetter, welches kaum gestattete, die Stadt zu verlassen und sich des neu aufspirschenden Grüns zu erfreuen.

Im Anfange des Regens bestellt man die Felder mit Gossob, der dann rasch wächst und in zwei Monaten geerntet wird. Eine besondere Gefahr bringt der Regen den Feldslavinnen, häßlichen aber starken Musgoweibern, welche die Felder zu bewachen und das reife Getreide zu ärnten haben. Der See tritt aus und überschwemmt die mit Gras und Gestrüpp bedeckten Niederungen, aus denen nun die wilden Thiere sich bis in die Getreidefelder und Pflanzungen in der Nähe der Stadt zurückziehen. Eine Meile von Kufa ließen sich Elephanten sehen, die Hyänen hatten ein Dorf, in welchem Denham auf der Jagd saure Milch trank, in der letzten Nacht förmlich gestürmt und zwei Füllen mit sich fortgeschleppt, und es war nicht selten, daß Slavinnen auf den Feldern durch Löwen zerrissen wurden.

Ein paar Schua brachten ein Elefantenkälbchen zu Denham; es war erst drittehalb Fuß hoch, aber so stark, daß zwei Männer dasselbe halten mußten, um ihm einige Milch einzugießen. Ein



Anderer brachte ihm ein großes Guana und ein junges Krokodil, welche am Scharj erlegt worden waren und von Denham getrocknet und aufbewahrt wurden. Vögel aller Art wurden ihm zugetragen, da man wußte, daß er die Vögel derselben sammelte. Die meiste Freude aber machte ihm seine lebende Sammlung. Zwei Affen, eine Zibethkatze, ein junges Ichneumon, eine noch jüngere Hyäne, fünf Papageien, drei große junge Vögel aus Loggun (Abyssinian hornbill), deren Fleisch große Heilkraft besitzen soll, alle lebten mit Denham in dem Hofe um seine Hütte und waren mit ihm und unter einander befreundet. Wenn er dann Morgens mitten unter ihnen saß, mit einer Schüssel voll Reis und Milch, so kam er sich oft vor wie der abenteuerliche Held seiner jugendlichen Phantasie, Robinson Crusoe. Auch der Schweich schickte ihm täglich bald den, bald jenen Zuwachs zu seiner Sammlung; so einst die Haut eines schönen Löwen, der am Neoufusse erlegt worden war und von der Nase bis zum Schwanz vierzehn Fuß maß. Er hatte vier Sklaven gefressen und wurde dann durch eine List gefangen, indem man auf der Stelle, wo er sein letztes Opfer erwürgt hatte, eine tiefe Blagua mit scharf gespitzten Pfählen machte, diese geschickt bedeckte und auf dem Gossabstroh einen bekleideten Strohmann durch Schnüre hin und herwälzte. Der Löwe sah das, lauerte sieben bis acht Stunden, kam immer näher, machte endlich einen ungeheueren Sprung und stürzte mit Getöse in die Grube, wo ihn die Neger mit ihren Speeren tödteten.

In der Nähe des Sees erlegten die Schua, mit welchen Denham gelegentlich kleinere Ausflüge machte, mehrere Büffel, doch konnte er sie nicht bewegen, ihm einen Kopf mitzubringen, den er gern seiner Sammlung beigefügt hätte. Die Jagd dieser Thiere ist sonderbar und gefährlich. Sobald der Jäger eines derselben aufgesagt hat, hält er sich mit seinem Pferde so dicht an der Seite des Thieres, daß er ihm den Fuß fest gegen den Nacken setzen kann, und stößt ihm dann einen oder zwei Speere dicht hinter der Schulter hinein, die dem Büffel rasch den Garaus machen. Oft aber dreht sich die Sache um, das gereizte Thier wendet sich rasch und wirft Kopf und Reiter zu Boden.

Die größte Gefahr für die Anwohner des Sees liegt in den unaufhörlichen Ueberfällen der Biddumahinsulaner, denen, wie die Bornuesen sagen, „das Wasser gehört.“ Statt jeder anderen Habe



haben sie ihre Kanoes, deren sie gegen tausend besitzen sollen; ihre Waffen sind Speer und Schild, und, wie sie sagen, ihr starker Arm und ihr kluger Kopf. Sie sind nicht blutgierig oder grausam, bekriegen aber alle Nachbarn in Wadai, Begharmi und Bornu, um Gefangene zu machen, die dann theuer eingelöst werden müssen, Vornehme oft mit zwei- bis dreitausend Ochsen. Einige Schuajäger, welche Denham besuchten, erzählten demselben, daß sie auf der Jagd am Ufer zweihundert Kanoes, jeden mit zehn bis fünfzehn Mann besetzt, getroffen und sich selbst nur mit Mühe gerettet hätten. Am anderen Tage hörte man, daß dieselben aus der Nähe von Wudi gegen dreißig Leute geraubt hatten, unter letzteren den Neffen des Scheich el Belad oder Vorstehers. Wenn Gefangene nicht eingelöst werden, so behalten die Biddumah dieselben als ihres Gleichen bei sich und geben ihnen Frauen. Sie glauben an ein höchstes Wesen, wiewohl sie nicht Muhamedaner sind, und sprechen eine Sprache, ähnlich wie die in Kanem. Einige Abgesandte kamen zum Scheich nach Kufa und schenkten ihm drei Sklaven, welche sie den Begharmi eben gestohlen hatten; ihre eigentliche Absicht war, zu sehen, ob sie über die Macht des Scheichs recht berichtet waren. Dieser war sehr freundlich und schenkte ihnen feine Toben und rothe Kappen. Trotzdem griffen sie auf dem Heimwege noch drei Mädchen auf und schleppeten dieselben mit sich fort.

Am zwölften Tage des Neumondes, am 18. August, war der Festtag Mid Kebir, die Jahresfeier des Tages, an welchem Abraham den Isaak opfern wollte. Es ist ein allgemeiner Freudentag, an welchem alle Vornehmen ihre Untergebenen beschenken; der Scheich theilte gegen tausend Toben aus und ebenso viele Ochsen und Schafe. Den gewohnten Festzug, in welchem das ganze Volk zu Gebet und kriegerischen Uebungen ausreitet, ließ er wegen Unwohlseins ausfallen, was von Vielen für eine üble Vorbedeutung erklärt wurde.

Dagegen hatte Denham Gelegenheit, einer anderen großen Festlichkeit beizuwohnen, nämlich einer Hochzeit. Mit Tagesanbruch ritten die Freunde des Bräutigams, zwanzig bis dreißig an der Zahl, der Braut entgegen, welche von Angornu kam, und führten sie dann in die Stadt. Sie saß auf einem mit weißen und blauen Decken behangenen Ochsen, neben ihr ritten ihre Mutter und vier Brautjungfern, vier Sklavinnen trugen ihr Körbe und Töpfe nach, und zwei



Ochsen trugen den Rest der Aussteuer, Decken und Toben. Zur Begrüßung sprengen die jungen Männer im Galopp auf die Frauen los, welche ihr Gesicht schreiend verhüllen, und reiten dann mit niedergeschlagenen Augen zurück. Nun wird die Braut mit ihrer Mutter in dem Hause des Bräutigams eingeschlossen, während dieser den ganzen Tag mit einem Gefolge durch die Straßen reitet oder auf einem erhöhten Sitze vor seinem Hause die Huldigungen der Menge in Empfang nimmt, welche nicht müde wird, ihm unter Trommelschlag und Hörnerlärm ihre Glückwünsche zuzuschreien. Er antwortet nicht, sondern guckt mit alberner Miene umher.

Von dem Festtage Aid Kebir an fanden mancherlei Volksbelustigungen statt, insbesondere mehrere Ringkämpfe, denen auch der Scheich, Barka Gana, Ali Gana, Tirab und andere Häuptlinge gern zusahen. Denham pflegte dann neben ihnen zu sitzen. Ein Büffelhorn gab das Signal zum Angriffe, die Kämpfer traten nackt auf, nur mit einem Gürtel um den Leib, und alle, die früher Sieger gewesen waren, wurden mit lautem Zurufe begrüßt. Die Sklaven aus Haoussa waren die schwächsten, die von Musgo und Begharmi dagegen athletische Gestalten und namentlich unter den letzteren sehr schöne Männer. Der Tag schloß gewöhnlich mit dem Zweikampfe zweier Begharmi, der selten ohne Verrenkung von Gliedern abgeht, oft sogar mit dem Tode eines Kämpfers endet. Sie legen einander zuerst die Hände auf die Schultern und suchen sich nun an den Hüften zu packen; wem dies gelingt, der hebt den Gegner hoch in die Höhe und wirft ihn dann so gewaltig gegen den Boden, daß der Besiegte nicht wieder aufstehen kann. Lauter Jubel belohnt den Sieger, der zu den Füßen seines Herrn niederkniet und oft zum Lohne mit einer Tobe bekleidet wird; die höchste Gunst ist es, wenn der Herr ihm eine von den seinigen anlegt. Die Aussicht auf solche Ehre und dagegen die Drohungen der Herrn, falls sie unterliegen sollten, reizen die Kämpfer zur höchsten Kraftanstrengung. Ein armer Neger, der seinem riesigen Gegner fast eine Stunde lang widerstanden hatte, sah die drohenden Blicke seines Herrn, erschrak, gab sich eine Blöße, der Andere fuhr ihm rasch nach den Lenden, warf ihn um und stürzte selbst so schwer auf ihn, daß dem Unterliegenden der Rückgrat zerbrach. Tüchtige Kämpfer kosten oft gegen hundert Dollar; unterliegt ein solcher aber



ein einziges Mal, so wird er auf dem Markte um eine Kleinigkeit losgeschlagen.

Endlich gegen Ende August kam Hadji Ali Bu Khalum aus dem Sudan zurück, weigerte sich aber, Geld herauszugeben, indem er von Nichts zu wissen vo gab. Erst nachdem der Scheich erklärt hatte, daß der Kais Khalil (Denham) Recht hätte, da die Engländer nicht lügen, versprach er, seine Schuld zu tilgen, sobald er aus dem Sudan Geld erhalten habe.

Trotz der schon lästigen Hitze von 25 Grad R. wurde täglich das Ende der Regenzeit he. beigewünscht, um Befreiung zu bringen von der erschlaffenden und ungesunden Rasse, welche Alles, auch die Kleider und Betten, durchdrang, und von den noch lästigeren Insecten. Gegen die Schwärme von Fliegen und Moskitos half nur ein Mittel, nämlich ein in der Hütte angezündetes Feuer von nassem Stroh; aber der hierdurch verursachte Rauch war selbst so unerträglich, daß man nur in der höchsten Noth zu diesem Mittel griff, um doch einige Stunden Ruhe zu haben. Ebenso sehr litten die Pferde, welche trotz ihrem Abscheu vor Feuer und Rauch den Kopf oft in die Flammen hielten und sich versengen ließen, um nur die quälenden Insecten loszuwerden. Scorpione kamen wenig vor, aber desto mehr wimmelte Alles von Ameisen, weißen und schwarzen, welche durch das festeste Holz in alle Kasten drangen. Man erzählte von einem Araber, der sich bei Alt-Birni in seine Wolldecken gewickelt auf einem Bau dieser zerstörenden Insecten schlafen gelegt hatte, daß er am Morgen ganz nackt erwachte; seine Hülle hatten die Ameisen bis auf wenige Fäden verzehrt. Ihr Stich ist so empfindlich, daß man dabei unwillkürlich aufschreien muß.

Am 13. Sept. ging eine Karava nach Murzuk ab, welcher sich eine Anzahl der Araber angeschlossen, weil sich beunruhigende Gerüchte zu verbreiten anfangen über einen Kriegszug des Pascha von Tripolis gegen Bornu. Die Ursache dieser Gerüchte war das lange Ausbleiben der Jezantkaravanen, welches sich späterhin ganz natürlich durch Wassermangel erklärte, da die Libbo ihre Brunnen verschüttet hatten; aber die Sorge in Bornu war nicht gering, und die Versicherungen der Engländer, daß der Pascha nicht so thöricht sein würde, sich den ganzen Handel mit Innerasien zu verderben, fanden keinen Glauben. Ueberhaupt schien es, als hätte sich die Stimmung des Volkes all-



mäßig zu ihren Ungunsten gewendet; wo sie sich sehen ließen, rief man ihnen Scheltworte nach, Kasir, Keleb, Insara (Ungläubiger, Hund, Christ) u. dgl. Ein Knabe, der sie öfter besuchte, wurde überall verhöhnt, und als er fortgejagt wurde, weil er den Christen Geld oder vielmehr Tuchstreifen, die als Tauschmittel dienen, gestohlen hatte, murrte man laut, daß sein „Kasiren“ nun auch an dieser Verläumdung Schuld sei. In einem Prozesse zwischen zwei Kaufleuten aus Tripolis sollte der Diener des einen als Zeuge auftreten; zufällig hatte derselbe während der Krankheiten den Engländern allerlei Hülfe geleistet, und als dies der Kadi erfuhr, jagte er sogleich den Zeugen fort und der Kläger verlor den Proceß. Ein Mann aus Bornu fragte den Kadi, ob denn die Christen wirklich so böse Leute wären; Gott habe sie doch mit Macht und Reichthum gesegnet. „Sprecht nicht von ihnen,“ schrie der Kadi empört; „gebe Allah, daß die, die hier sind, als Moslemin sterben; Gott verlich ihnen die Dinge dieser Welt, den Gläubigen aber hat er das Paradies und das ewige Leben gegeben.“ „Recht so, recht so!“ riefen Alle, und sogleich ward das Fatah laut gebetet.

Gegen Ende des September hatte der Regen bedeutend nachgelassen, und man fing an, den Gossab einzuärnten. Die Tamarindenbäume, welche beim Beginn der Regenzeit alle Blätter verlieren, waren übersäet mit röthlich schimmernden Knospen. Es schien den Ungebuldigen gelegene Zeit zu reisen. Da Dudley noch krank und Denham allein im Stande war, ein Pferd zu besteigen, so verpflegte dieser ihn und die Kranken, welche von dem Tibis oder Doctor gern geheilt sein wollten. Die Blattern grassirten heftig und forderten manche Opfer, wiewohl die Blatternimpfung dort nicht unbekannt ist. Arzneimittel giebt man in diesem Falle nicht, wenngleich der Castorbaum in der Gegend wächst, dessen Del, das Ricinusöl, häufig angewendet wird. Mai Migami, Denhams Freund und Wohlthäter auf dem Rückzuge aus Mandara, wurde vom heftigsten Fieber befallen und durch eine starke Dosis Brechweinstein in zwei Tagen geheilt. Die Wirkung des unscheinbaren Pulvers setzte ihn in Erstaunen; „wunderbare Arznei!“ rief er aus, „wunderbar, wunderbar! Die Engländer haben Alles — warum sind sie keine Muhammedaner!“



Eine Negerin war dem Tode nahe und von mehreren Fighis, welche die Kraft ihrer Zaubersprüche vergebens an ihr erprobt hatten, bereits aufgegeben. Da wurde ein alter Hadji geholt, über siebenzig Jahre alt und selbst äußerst hinfällig. Er erschien mit Rohrfebern und einer Kürbisflasche voll Tinte, und nachdem er erklärt hatte, daß die Kranke durch die Engländer, denen ihr Sohn diene, wohl bezaubert sein möge, begann er sein Geschäft mit großer Förmlichkeit. Die Kranke wurde gesund und Alles hörte mit andächtigem Staunen, daß der weise Arzt einen Teufel aus ihr ausgetrieben habe. Er habe eine Holztafel mit Koransprüchen beschrieben, abgewaschen und die Frau die Brühe trinken lassen. Dann rief er viermal Bismillah und zeigte gleich darauf zwei kleine rothe und weiße Vögel vor, welche von der Kranken gekommen wären. „Warum quält ihr das Weib,“ fragte er, „sie ist nicht jung! Warum kamet ihr nicht eher hervor?“ Und, o Wunder, die Vögel antworteten: „Sie hat gefasirt und muß etwas gequält werden, so alt sie auch ist. Da du nun erschienen bist, so wird sie nicht sterben, aber Strafe muß sein. Sie selbst weiß, was sie gethan hat, ehe sie auf den Markt ging; da sind wir in sie hinein gehüpft.“ Das arme Weib zerfloß in Thränen, gelobte Besserung und schenkte dem Fighi zur Belohnung ihr bestes Sudanhemde.

Endlich im October stellten sich die erfrischenden Nordwestwinde ein, und Alles athmete freier auf. In Bornu ist der Wechsel der Winde ein fast ganz regelmäßiger. Im Mai herrschte der Ost und Südost, im Juni begann mit dem Südost die Regenzeit, doch entstand oft noch Sturm durch plötzliche Stöße aus Nordost; kamen die Wolken aus Südost, so thürmten sie sich furchtbar auf, heftige, zackige Blitze fuhrten umher und der Boden erbebt von den entsetzlichen Donnereschlägen. Am furchtbarsten waren solche Stürme um die Zeit des Vollmondes; dann stand das Wasser kniehoch und die Hütten wankten, als wollte der Wind sie mit sich emporreißen.

Die Kasla aus Murzuk war da, und nun beeilten sich die noch übrigen Araber, sich der nächsten Kasla, die nach Tripolis ging, anzuschließen. Sie waren mit großen Hoffnungen gekommen und nahmen nun arm und voll Verzweiflung von den Engländern Abschied. Diese warnten sie, unterwegs ihre Hände nicht durch Raub zu bes Flecken, und erinnerten sie an die blutige Strenge des Pascha in solchen





*Richard Lander.*

geb 1804 zu Turo in Cornwall,  
gest 1834 zu Fernão do Po.







Fällen. Aber bald kam die Nachricht, daß sie an dem Brunnen Dug-geschinga, welchen Mina Tahr den Reisenden so vertrauensvoll gezeigt hatte, die Tibbo überfallen und ihnen vierhundert Meheris gestohlen hatten. Die armen Tibbo, fast zum Wahnsinn getrieben, verschütteten ihre Brunnen und schwuren, sie müßten Ersatz haben, sonst würde keine Kasla mehr sicher durch ihr Land ziehen.

Inzwischen rüstete der Scheich unablässig zu einem Kriege gegen die Begharmi und hielt Heerschau über seine dreitausend Reiter, deren Pferde er in gutem Zustande fand. Hillman mußte ihm für einen Vierpfünder, den ihm der Sultan von Fezzan einst geschenkt hatte, eine Lafette machen, so daß nun zwei Feldgeschütze da waren, und Denham verfertigte Patronen dazu, indem er sich durch einen Schmied zinnerne Büchsen machen ließ und diese mit Flintenkugeln füllte. Einige Sklaven wurden in der Bedienung der Geschütze eingeübt, und die Probe fiel günstig aus. Als Denham die zweite Kartätsche abfeuern wollte, verbot es der Scheich. „Nein, nein,“ rief er, „sie sind zu kostbar! Man muß sie nicht so wegwerfen! Wie werden die Begharmis springen!“ Nach einem Muster, welches Denham aus Papier geschnitten hatte, war das Geschirr für die vorgespannten Maulthiere aus Leder ganz erträglich gefertigt, der Scheich hatte zweihundert Stück Feuergewehre, freilich zum vierten Theile unbrauchbar, aber genügend, um den Feinden Schrecken einzujagen, und nun sollte gleich nach dem Feste der Feldzug beginnen.

Dieses Fest war der Mid-ef-Milod, der Geburtstag Muhameds, an welchem die gewohnten Festlichkeiten stattfanden, nur daß die Ringkämpfe der Männer wegfielen und statt dessen die Frauen tanzten. Ihre Tänze waren, gegen die unter den Arabern und Berbern gebräuchlichen gehalten, sehr anständig, jedoch mehr unterhaltend als amuthig. Die Tänzerinnen gehen nach dem Klange der Trommel zu zweien oder dreien vorwärts, wenden sich unter allerlei Beugungen des Körpers den Rücken zu und stoßen mit dem Theile, welcher in der Jugend die Versen des Kopfes küßt, und bei den Negerinnen als Maßstab der Schönheit gilt, so heftig wie möglich gegen einander. Diejenige, welche bei diesem seltsamen Turnier die Gegnerin in den Sand stößt, wird mit lautem Beifallsrufen begrüßt. Oft plakt bei dem heftigen Anprallen der Korallengürtel über den Hüften, daß die Korallen nach allen Richtungen umherfliegen. Die Schuaweiber be-



wiesen sich sehr gewandt, indem sie in dem verhängnißvollen Augenblicke rasch niederhockten, so daß die unvorsichtige Partnerin über sie weg zu Boden flog.

Gern wäre nun Denham seinem Wunsche gefolgt, ostwärts zu reisen und das Gebiet zwischen dem See und dem Nil zu durchforschen; aber die Spannung zwischen dem Scheich von Bornu und dem Sultan von Wadai, welche um das Kanemgebiet östlich vom See stritten, war eine so feindselige, daß die Reise ihn in das sicherste Verderben geführt haben würde. Die letzte Kafilä aus Bornu, welche vor fünf Jahren nach Wadai abgegangen war und die Hauptstadt Wara glücklich erreicht hatte, war dort nach einem Aufenthalte von zwanzig Tagen und nachdem sie bereits eine Anzahl von Sklaven eingekauft hatte, von den Einwohnern plötzlich überfallen und niedergemetzelt worden. Nur ein Mann, Abde Ribbe aus Mesurata in Tripolis, war wie durch ein Wunder dem allgemeinen Blutbade entronnen, um daheim das Geschick seiner Gefährten zu verkünden. Auch er wurde in seiner Hütte gefesselt und nackt vor den Sultan geführt, wo schon vierzig Schicksalsgenossen unter grausamem Hohn ihrer Feiniger ihr Ende erwarteten. Als man begann, kaltblütig dem einen nach dem andern die Kehle abzuschneiden, ersah sich Abde Ribbe den günstigen Augenblick; mit einem kräftigen Ruck der Arme zersprengte er den nicht ganz festgebundenen Strick, welcher seine Hände gefesselt hielt, und entsprang. Er wurde wieder ergriffen, entsprang nochmals und abermals, und rettete sich endlich glücklich in die Berge, schwer verwundet durch drei Speerstiche und durch einen Schnitt, welcher ihm fast die rechte Hand kostete. Er kroch in eine Hyänengrube und fand hier Sicherheit; in diesem Schlupfwinkel brachte er drei schreckliche Tage und Nächte zu, bis der Hunger ihn zwang, aus dem Verstecke der wilden Thiere hervor sich in den Bereich der noch wilderen Menschen zu wagen. In guten Tagen hatte er in freundschaftlichem Verkehr gestanden mit einer Frau zu Wara; ihr vertraute er, daß sie ihn nicht verrathen würde, und er hatte sich nicht getäuscht. Sie nahm ihn auf, gab ihm Nahrung, wusch seine Wunden und verbarg ihn sieben Tage. Da wurde sein Aufenthalt abermals entdeckt, er wurde aufs Neue gebunden und vor den Sultan geführt. Nachdem er diesem aber erzählt hatte, wie seine Flucht gelungen war, nahm ihn der Herrscher in seine Dienste; „ich will sehen“, sagte er,



„ob du für mich eben so gut fechten kannst, wie für dich.“ Nach einigen Monaten hörte Abde Ribbe, daß eine kleine Gesellschaft von Kaufleuten, welche in Wara gefangen gehalten wurden und sich theuer losgekauft hatten, nach Bornu abging; er entkam in einer dunklen Nacht, schloß sich ihnen an, wußte sich vor den Reitern zu verbergen, welche ihn fünf Tage lang verfolgten, indem er allein und wohlbewaffnet im Waldesdickicht den Zug der Kafla in einiger Entfernung begleitete, und kam endlich glücklich in Bornu an.

Da nun der Scheich zwei Heereshäufen abschickte, einen gegen die Begharmi und einen anderen nach Kanem, so war Denham bald entschlossen, einen derselben zu begleiten und auf diese Weise so viel wie möglich die östlichen und südöstlichen Länder kennen zu lernen. Dr. Dudley und Clapperton zogen es vor, sich einer Kafla anzuschließen, welche nach dem westlichen Sudan zog, und unter deren Schutze in das Gebiet der mächtigen Fellatah einzudringen. Am 14. Decbr. verließen sie Kuka, Dudley zwar in sehr leidendem Zustande, aber voll Hoffnung, daß die Veränderung des Klimas seine Genesung fördern würde. Wie bald er seiner Krankheit erlag, und wie mancherlei neue wichtige Entdeckungen sein glücklicherer Freund Clapperton in den Fellatahreichen machte, werden wir im nächsten Abschnitte erfahren.

Raum eine Woche nach ihrer Abreise langte in Kuka zu Denhams unaussprechlicher Freude eine Verstärkung aus der Heimath an, ein junger kräftiger Offizier Namens Toole, welcher von dem Gouverneur von Malta zu dieser Sendung vorgeschlagen und aufgefordert worden war. Rasch hatte der thatenlustige junge Mann sich entschlossen und war in hundert und acht Tagen von Tripolis bis Kuka gereist. Er brachte Geld, Kleider, Gegenstände zu Geschenken mit, kurz Denhams Lage erfuhr durch seine Ankunft die vortheilhafteste Veränderung.

Schon mehrere Male hatten indeß die Begharmi einen Einfall in das Gebiet des Scheichs gewagt, da dieser vorsichtig gezögert hatte, bis seine Rundschafter ihm Gewißheit gebracht hatten, daß weder von Tripolis aus noch von Seiten der Fellatah ein Ueberfall zu befürchten sei. Jetzt, eben im Begriff, das Heer nach dem Scharysflusse hin zu entsenden, wo sich die Feinde aufgestellt hatten, erhielt er Kunde daß die Begharmi ihr Heer zurückgezogen hatten. Dieses höchst er-



freuliche Ereigniß, über welches ganz Kufa jubelte, hatte seinen Grund in einem Handstreich, welchen die Bewohner von Massatai und Kusferi, zwei Grenzstädten im Südosten, gegen ein Begharmidorf glücklich ausgeführt hatten. Die Begharmi aus Gulpfi waren kühn genug gewesen, ein Arbeiterdorf auf dem linken Scharyufer zu erbauen und so im Gebiete von Bornu einen ergiebigen Landbau zu treiben, dessen Ertrag sie auf Rähnen auf das rechte Ufer herüberholten. Plötzlich wurde nun das Dorf überfallen, die Männer im Schlafe niedergeschnitten, die Weiber und Kinder gebunden fortgeführt, die Hütten aber und über vierhundert Haufen Weizen und Gossib in Brand gesteckt. Bestürzt verließen die Begharmi ihre Stellungen am Flusse, und das stromaufwärts wohnende Volk von Loggun, das bisher von den Begharmi gebrandschaft wurde, schickte eilig eine Ergebenheitserklärung an den Scheich nach Kufa, nebst einem Geschenke von sechszig Sklaven und dreihundert Ochsen.

Diese günstigen Umstände benutzten Denham und Toole, um mit des Scheichs Erlaubniß die Landschaft Loggun zu besuchen. Der Scheich selbst empfahl ihnen Gile und gab ihnen einen seiner Vertrauten, Bellal, zur Begleitung; aber, als wollte das Schicksal sie warnen, in zwei Tagen nach einander starben Tooles beide Pferde, welche er und sein Araber von Tripolis aus geritten hatten. Der Scheich und seine Häuptlinge warnten ihn, doch schenkte jener, da die Reise nicht aufgegeben wurde, ihm ein anderes Pferd. Jetzt hatten die Reisenden in neun Monaten dreiunddreißig Kameele, sechs Pferde und ein Maulthier verloren.

Am 28. Jan. reisten Denham und Toole in Begleitung Bellals und ihres Dieners Columbus nach Angornu ab, und in einigen Tagen waren sie in Angala, dessen Sultan, ein guter Alter, sie freundlich aufnahm. Eben so artig gegen die Fremden war auch des Sultans Tochter Miram, des Scheichs geschiedene Frau, welche einen eigenen Palast bewohnte. Sie hatte viel von dem sanften Wesen des Scheichs angenommen und gab mit vieler Anmuth Audienz. Sie war etwa fünfunddreißig Jahre alt, noch schön und wohlgebaut, und saß auf einer Erhöhung, die mit einem türkischen Teppiche behängt war. Sie war umgeben von zwanzig Lieblingsclavinnen, welche alle in feine weiße Hemden gekleidet waren, die bis auf die Füße hinabhingen, und Hals, Nase und Ohren reichlich mit Korallen geschmückt hatten. Au-



ßer anderen Slaven hatte sie zu ihrer Bedienung einen Zwerg, der ihre Schlüssel bewahrte. Nicht ganz drei Fuß hoch und reich in Sudantoben gekleidet gab der kleine Wicht durch sein gravitatisches Auftreten seiner Herrin und deren Gästen manchen Stoff zum Lachen.

Am 30. Jan. kam die kleine Reisegeellschaft nach Schowy, einer Stadt an den Ufern des Schary, der hier wohl 900 Schritte breit ist und in ziemlich starker Strömung nach Norden fließt. Von da ließ sie der Raib oder Gouverneur der Anordnung des Scheich zufolge in einem Boote, das von acht anderen wohlbesetzten Booten begleitet wurde, abwärts bis an den See fahren. Etwa sechs Meilen nördlich von Schowy kamen sie an die Insel Djoggaba, welche sich zwischen den beiden Hauptmündungen des Schary fast drei Meilen lang bis zum See erstreckt. Der Fluß schlängelte sich durch dichte Waldungen, von den Bäumen hingen Schlingpflanzen hernieder und füllten die Luft mit Wohlgerüchen; hier und da wälzten sich Krokodile von fünfzehn Fuß Länge, durch das Geräusch der Boote aufgeschreckt, vom Ufer in den Fluß hinab, ein großes Guana, das auf einem Tamarrindenbaume schief, stürzte sich über Kopf in das Wasser. An der Insel wurde gelandet und unsere beiden Engländer labten ihr Herz in dem herrlichen Jagdreviere, schossen Wild und Geflügel zum Abendessen, die Neger fingen Fische, Alles wurde an hölzernen Spießen gebraten und mit Lust verzehrt, und sie brachten mitten im Dickicht in ziemlicher Ruhe die Nacht zu. Auf der Insel stand vordem eine Stadt, von räuberischen Negern bewohnt; diese hatte der Scheich ausgerotten lassen; aber gegen die Biddumah, welche ihre Streifereien auch bis hierher ausdehnen, mußten zwei Kanoes die Nacht hindurch Wache halten. Auch gegen die Scorpionen und Tausendfüße, welche sich unter den Matten sammelten, war Vorsicht nöthig, mehr als gegen die Stachelschweine, die sich von ihrer Lagerstätte verschreckt fahen und zu Duzenden rassend durch das dornige Unterholz strichen. Am Morgen verfolgten die Reisenden den nordwestlichen Flußarm, in der Absicht, die ganze Insel zu umfahren; als sie aber an das offene Wasser des Tsad kamen, warf ihnen der Wellenschlag von Nordosten her so viel Wasser in die Boote, daß sie ihr Vorhaben aufgaben. Eine gleiche Fahrt auf dem nordöstlichen Flußarme bot ganz denselben Anblick nach dem See hin verästelten sich die Mündungen zwischen vielen



kleineren Inseln, die mit Papyrus, Bambus und hohem Grase bedeckt waren und unzähligen Wasservögeln als Aufenthalt dienten. Die nächste Insel der Biddumah soll zwanzig Meilen weit in den See hinein liegen und war auch mit Denhams gutem Teleskop nicht zu entdecken. Die Rückkehr nach Schowy war der starken Strömung wegen nicht ohne Schwierigkeiten; dazu kam noch, daß das Wasser in den Rähnen mehrere Zoll hoch stand, da dieselben undicht waren. Die Ufer waren überall von schönen Bäumen umgeben, aus dem Dickicht brachen große Antelopen und Büffel hervor; als die Rähne sich dem Ufer näherten, jagten sie eine ganze Büffelheerde auf, und die Flußpferde kamen so nahe, daß sie mit den Rudern Schläge erhielten.

Es wäre gefährlich gewesen, die Wasserfahrt den Strom hinan bis Loggun fortzusetzen, da man dann die feindliche Stadt Gulphi passiren mußte. Daher ließen sich unsere Reisenden genügen mit einer Fahrt von Schowy aufwärts bis nach Dugia, wo die Furth ist, welche der Scheich auf seinen Zügen gegen Begharmi zu passiren pflegt; dann kehrten sie nach Schowy zurück, um von hier zu Lande über Willighi, eine feste Stadt mit Thürmen auf den Mauern, in welcher ein dem Scheich befreundeter Sultan residirt, nach Affade zu reisen. Der Weg dahin führt ebenfalls meistens durch dichten Wald und über einen westlichen Mündungsarm des Schary, den Massatai. Bei der Fortsetzung der Reise durch die Sümpfe wurde Toole sehr unwohl; als sie, Gulphi zur Linken lassend, nach Kufferi gekommen waren, mußte er das Haus hüten.

Denham besuchte den Sultan, welcher sich ähnlich wie der von Schowy in seiner Stadt verschanzt und gegen den Scheich seine Unabhängigkeit mit Erfolg vertheidigt hatte. Die Audienz war der in Birni ganz ähnlich, und der Sultan in seinem Käfig lachte herzlich, als Denham ihm auseinandersetzte, daß es in Europa für eine Beschimpfung gelten würde, wenn man dem Herrscher den Rücken zukehrte. Die Bewirthung bestand aus saurer Milch und alten Fischen, doch wurden für Denham bald frische gebracht. Als er dem Sultan Korallen, Scheeren, ein Messer und einen Turban schenkte, versicherte ihm dieser, die Engländer seien ein großes Volk, eine Race von Sultanen, die seinem Lande Glück bringen würden. Seine Schwester besuchte Denham und schien sich ernstlich dieses Glückes vergewissern



zu wollen. Im Geleite einiger Freundinnen kam sie Abends nach zehn Uhr in die Hütte der Weißen, sah theilnehmend nach dem kranken Toole und überhäufte Denham mit Artigkeiten, besühlte und rieb seine Hände, sein Gesicht und seinen Kopf, den sie von Turban und Kappe entblößt sehen wollte. Dann ging sie sehr vergnügt mit ihrer Begleitung nach Hause.

Toole fühlte keine Besserung, und die Insecten quälten ihn auf das Unerträglichste. Diese Thiere sind in Kusseri so überlästig, daß man in den Wohnungen die Zellen schachtelartig in einander baut, um in der innersten Ruhe genießen zu können. Der Kranke verlangte, den Ort zu verlassen, aber kaum auf dem Wege nach Kernuk, der Hauptstadt von Loggun, fiel er in Ohnmacht und mußte durch zwei Männer auf dem Pferde aufrecht gehalten werden. Gegen die quälenden Millionen von Insecten half kein anderes Mittel, als zu Zeiten, wenn angehalten wurde, der erstickendste Rauch von nassem Hölze; so herrlich die Landschaft war, so malerisch sich die Hauptstadt mit ihren hohen Mauern über dem Ufer des majestätischen Scharyflusses erhob — die Reisenden vermochten das kaum wahrzunehmen und zogen demüthig in die Thore ein. Ueber die breite Hauptstraße, an deren beiden Seiten wohlgebaute Häuser mit ummauerten Hofplätzen und wohlverschlossenen Hofthüren lagen, zogen sie ein, Toole phantasirend im Fieber, Columbus gleichfalls krank und ausgestreckt auf seinem Kameele liegend. Sie wurden erwartet und fanden gute Aufnahme in einer Wohnung von vier Hütten.

Am nächsten Morgen wurde Denham durch zehn vornehme alte Neger von athletischem Wuchse, die ungeheure Keulen trugen, zur Audienz begleitet. Umgeben von hunderten von Höflingen stand auf einem viereckigen Platze ein Käfig, in dessen Rohrgitter einige Sklaven frische Luft hineinsäckelten; das Gitter wurde weggezogen, die seidenen Toben und Shawls im Käfig bewegten sich, zwei Augen wurden sichtbar — da warf sich der ganze Hof zu Boden, Staub auf die Häupter streuend, und acht Frumfrums und eben so viele Hörner ließen ihren unmelodischen Willkommen ertönen. Denhams Geschenk gefiel, besonders die rothen Hosen und Burnus, der Sultan lispelte seinen Dank leise, wie es die Etikette vorschreibt, ließ das Gitter schließen und fragte Denham, ob er Blowy (Sclavinnen) kaufen wolle. Dieser



lehnte ab und bat nur um die Erlaubniß, den Schary zu befahren, wurde aber ohne Entscheidung entlassen.

Die Sprache in Loggun ist der in Begharmi ähnlich; die Hauptstadt Kernut hat fünfzehntausend Einwohner, welche allerlei Gewerbe treiben, namentlich aber Weberei und Färberei vorzüglich verstehen. Um die Stadt herum wohnen Schua, welche die Einwohner mit Fleisch, Fett und Milch versehen. Loggun ist das einzige Negerland, welches eine einheimische metallene Münze kennt; als solche dienen nämlich hufeisenförmig gebogene eiserne Platten, von denen je zwölf zu einem Päckchen zusammengefaßt werden, und je dreißig Päckchen den Werth eines Thalers haben. Ist nun in dieser Hinsicht der Münzfuß dem europäischer Länder nicht unähnlich, so ist er doch stärkeren Schwankungen ausgesetzt. Der Sultan nämlich läßt vor jedem Wochenmarkte den Cours bekannt machen; ehe er seinen Tribut empfängt, an Ochsen, Indigo oder Geld, pflegt der Werth der Münze zu sinken, vor Hoffesten dagegen, wenn er starke Einkäufe zu machen hat, steigt derselbe jedesmal.

Die Weiber von Loggun besitzen vielen Geschmack und zeigen einen hübschen Anstand, aber ihre Sitten sind nicht die besten. Die vornehmsten Frauen besuchten Denham, untersuchten Alles, selbst seine Hosentaschen, und stahlen, wo sie konnten; wurden sie ertappt, so lachten sie herzlich, klatschten mit den Händen und riefen: „Gi! wie klug er ist! Sieh doch an, wie er uns bemerkte!“

Zu seinem Erstamen erfuhr Denham, daß es in Loggun zwei Sultane gab, Vater und Sohn, deren jeder an der Spitze einer starken Partei stand. Den Letzteren hatte er besucht und beschenkt und konnte daher nicht umhin, jetzt auch dem Vater seine Gaben zu senden. Beide schenkten ihm dafür ihr Vertrauen, denn jeder von Beiden ließ insgeheim von Denham ein Gift für den andern fordern, „das nicht löge.“ Der junge Sultan schickte ihm zugleich als Lockspeise drei Sclavinnen, die noch nicht fünfzehn Jahre alt waren. Denham wies natürlich beide Anträge voll Abscheu zurück, zur größten Verwunderung der Einwohner, die ihn wohl hundert Mal einen Narren schalteten.

Da Doole sich etwas besser fühlte, so verließ ihn Denham, um eine Fahrt den Schary hinauf zu machen. Sieben wohlbemannte Rähne fuhren zu seinem Schutze mit; die Rähne von Loggun sind fast fünfzig Fuß lang und fassen leicht zwanzig Menschen. Aber schon



gegen Mittag wurden sie durch eine eilige Botschaft nach Kerneruk zurückgerufen; die Begharmi rückten an und droheten, den Gästen den Rückweg nach Bornu abzuschneiden. Der Sultan verlangte entschieden ihre Abreise, trotzdem daß Denham gern geblieben wäre, um von hier aus sich in das Land der Begharmi zu wagen, und daß Toole offenbar zu schwach war, um ohne Gefahr zu reisen. Ohne andere Lebensmittel als einen Sack mit gedörrtem Korn verließen sie die Stadt, deren Thore hinter ihnen geschlossen wurden.

Es war eine mühselige und traurige Flucht, die sie jetzt antraten. Nachts hielt Denham bei seinem kranken Freunde Wache, am Tage wanden sie sich mühsam durch Wälder und Sümpfe hindurch, bis sie nach zwei Tagen das erste Dörfchen erblickten, Illi, das am Ufer des Gambalarum liegt. Auch dieser Fluß mündet in der Nähe des Schary in den See und mußte überschritten werden; aber Bellal, welcher vorausritt, um den Weg zu erkunden, während Denham sich bemühte, die Verbindung mit dem Gepäck und dem kranken Gefährten zu bewahren, suchte vergebens nach einer Furth. Als beim Scheine eines Feuers sich die kleine Schaar gesammelt hatte, und Toole, der bewußtlos auf ein Lager von unreifem Indigo niedergelegt war, in einen ruhigen Schlaf sank, während dessen Denham für ihn sorgte und ihm Thee bereitete, setzte Bellal seine Nachforschungen fort, aber immer vergebens. Sie mußten auf dem rechten Ufer ihre Reise fortsetzen, wo schon Alles voll Bestürzung vor den Begharmi die Flucht ergriff, an Affade vorüber, dessen Hütten schon leer standen, kamen glücklich bei Solon über den Fluß und gelangten nach Gruu, wo sie die Nacht blieben. Die Bewohner waren nicht geflohen und hatten nur ihre Thore vermauert, um sich zu vertheidigen. Hier fiel Toole, durch die unsäglichen Anstrengungen aufs Aeußerste erschöpft, in einen langen und, wie Denham hoffte, erquickenden Schlaf; aber als sie am anderen Tage, 26. Febr., Angala erreicht hatten, waren die Kräfte seiner jugendlichen Natur erschöpft. Zwei Tage nachher besiel ihn ein kalter Schauer, Hände und Füße waren eiskalt, und er starb ohne Kampf in Denhams Armen, kaum zweiundzwanzig Jahre alt. Denham bestattete ihn am Nachmittage, eben als die Sonne sich unter den Horizont senkte, zur Ruhe, begleitet von seinem Gastfreunde, sprach an seiner Gruft ein stilles Gebet und schützte sie durch ein stacheliges Gehege von Tullozweigen vor den Hyänen.



Am 2. März kam er über Angornu, wo der Scheich mit einem eilig zusammengerafften Heere stand, nach Kufa und wurde hier selbst von einem Fieber befallen, das ihn zehn Tage an sein Lager fesselte. Während dieser Zeit hatte er noch den Schmerz, auch die Nachricht von Dudneys Tode zu vernehmen, welcher schon am 12. Jan., vier Wochen nach seiner Abreise, in Wurmur bei Katagum gestorben war.

Erst am 28. März kam es zwischen dem Scheich und den Begharmi bei Angala zur Schlacht, und dieselbe wurde wirklich hauptsächlich durch die Artillerie entschieden, welche durch Hillmans Verdienst für den Felddienst tauglich gemacht worden war. Die Begharmi rückten, fünftausend Mann stark und von zweihundert Häuptlingen geführt, auf das Centrum los, wo der Scheich in der Mitte seiner Kanembu die grüne Standarte des Propheten erhoben hatte. Als die Geschütze krachten und die Kugeln in den dichten Haufen einschlugen, wichen die Begharmi entsetzt zurück, warfen sich auf den Flügel, welchen Barfa Gana befehligte, und wenn gleich ein Theil desselben die Flucht ergriff, so hieb doch eine tapfere Schaar, die mit ihm Stand hielt, so gewaltig auf die nun fliehenden Feinde ein, daß von den zweihundert Häuptlingen nur einer am Leben blieb; sieben Söhne des Sultans waren gefallen, außerdem siebenhundert andere Krieger, und eine große Anzahl wurde noch in den Städten getödtet, durch welche sie ihren Rückzug nahmen, denn diese alle waren jetzt plötzlich dem Scheich treu ergeben. Vierhundert und achtzig Pferde waren erbeutet, fast zweihundert Weiber, von denen fünfzig von ausserlesener Schönheit, sogenannte Sirias, den Söhnen des Sultans gehörten, dazu alles Gepäck der erschlagenen Prinzen. Ganz Kufa war voll Jubel, die Männer gingen in ihren neuen Toben umher, die Frauen tanzten, sangen und schlugen die Trommel die Nächte hindurch. Der treue Marami, welcher auf dem unglücklichen Zuge nach Mandara Denhams Leben gerettet hatte, war in der Schlacht gefallen.

Trotz Denhams dringender Vorstellungen konnte der Scheich, der ihn wirklich liebte, sich nicht entschließen, ihm die gefährliche Reise gegen Osten nach Sennaar zu gestatten; „wir selbst“, sagte er, „machen ungern den Umweg über Tripolis nach Mecca, aber der Weg durch Wadai ist jetzt verschlossen. Versucht es doch, ihn von Aegypten aus zu eröffnen, wo ihr viele Freunde habt!“ Allerdings war ihm auch nicht klar, was doch im Grunde die Engländer zu diesen Ent-



beckungsversuchen treiben möchte, zumal da seine Bekehrungsversuche bei Denham und Columbus ganz vergeblich waren. „Wollen sie nicht vielleicht die Macht der Muhamedaner ganz stürzen?“ fragte er den Letzteren; da dieser aber versicherte, daß die Engländer danach durchaus nicht strebten, sondern nur nach dem Ruhme, zuerst die Binnenländer Afrikas gesehen und beschrieben zu haben, schüttelte er den Kopf: „Wunderbar! das glaubt Niemand, hier Niemand, als ich; aber ich glaube es, denn sie lügen nicht.“

Im Laufe des Monats April faßte der Scheich den Entschluß, einen Kriegszug gegen den Osten hin zu unternehmen. Angeblich sollte der Angriff einem Schnastamme, den la Sala, gelten, welche unter ihrem Häuptlinge Amanuk, einem gefährlichen Fighi, zu den Begharmi hielten. Nur ungern gab er dem Wunsche seiner Kanembu nach, noch einen Monat zu warten, bis der Rhamadan, der Monat der Fasten, und mit ihm die größte Hitze vorüber war, und diesmal hatte Denham selbst, der ihn begleiten wollte, Ursache genug, sich des Aufschubs zu freuen, denn gegen Ende Mai langte eine neue Verstärkung aus der Heimath an, die dem so sehr zusammengeschmolzenen Häuflein höchst erwünscht war. Es war der früher schon erwartete Tyrwhitt, an dessen Stelle damals Toole gekommen war; er brachte Geld mit und als Geschenke des Königes für den Scheich zwei schön gearbeitete Säbel, zwei Paar Pistolen, einen Dolch und zwei goldene Uhren. Als dieselben überreicht wurden, konnte el Kanemi sein Entzücken nicht laut genug äußern; dasselbe wuchs, als Denham ihm sagte, daß seinem Wunsche zufolge auch Raketen angekommen seien. „Solche Freunde giebt es nicht mehr!“ rief er aus; „ich sehe, sie halten Wort! Hätte doch der Prophet noch etwas länger gelebt! Er hätte sie alle bekehrt!“

Als der Rhamadan vorüber war, begannen Freudentänze und Schmausereien für die Gläubigen, welche strenge die Fasten gehalten hatten; einige Unglückliche dagegen, welche auf Uebertretungen ertappt worden waren, und hatten sie auch nur am Tage ihren Durst gestillt, wurden auf Befehl des Scheichs mit furchtbarer Grausamkeit gestraft. Ein Mann, welcher im Verdachte des Ehebruchs stand, erhielt öffentlich vierhundert Hiebe mit einer Peitsche aus der Haut des Flußpferdes — einige Stunden nachher war er todt. Seine Mitangeklagte wurde nach zweihundert Streichen besinnungslos hinweggetragen.



Eines Tages kamen zwei Kammerherrn des Scheichs in größter Hast in Denham's Zelt gestürzt: einer seiner jüngeren Söhne hatte eine Fischgräte verschluckt und wollte ersticken. Denham, der nach Dudneys Tode selbstredend als der Erbe von dessen ärztlichen Kenntnissen galt, warf seinen Burnuß über und machte sich auf den Weg. Im Sande ging es nicht rasch genug vorwärts, da hoben die beiden schwarzen Kammerherrn den englischen Major mit ihren starken Armen zwischen sich empor, rannten spornstreichs mit ihm weiter und setzten ihn in wenigen Minuten vor des Scheichs Palaste nieder. Der junge Prinz würgte und schluckte noch immer ohne Erfolg. Denham's erster Gedanke war, auf gut soldatisch den Ladestock seiner Pistole zu umwickeln und damit das Hinderniß hinunter zu stoßen; aber es fiel ihm ein passenderes und sanfteres Mittel ein. Er gab dem Knaben einige mit Honig bestrichene Wachspillen zu verschlucken, was freilich nicht gleich gelang. Denham mußte es ein paarmal vormachen. Dann aber thaten sie auch bei dem kleinen Patienten die erwünschte Wirkung, was den Ruf des Tibib oder Doctors nicht wenig erhöhte.

Am 17. Juni trat das Heer seinen Marsch nach Kanem an, und Denham und Tyrwhitt, welche den Zug mitmachten, wurden durch den Scheich der aufmerksamsten Fürsorge der drei Anführer empfangen, namentlich Barka Ganas. Aber auch dieser Versuch, die östlichen Seeufer kennen zu lernen, blieb ohne den gewünschten Erfolg. Das Heer kam über Massatai nach Schowy und ging dann über einige Arme des Schary in die Landstriche der Schuastämme. Mitten in der ungeheuren Ebene erheben sich einige isolirte kegelförmige Granitfelsen, zwischen denen der Boden mit wild durcheinander liegenden Granitblöcken bedeckt war. Denham stieg vom Pferde und suchte die letzteren zu übersteigen, um den Fuß eines der Felsen zu untersuchen, als plötzlich die Neger, welche in der Ebene auf ihn warteten, ihm laut zuriefen: „Ein Löwe, ein Löwe!“ In demselben Augenblicke sprang dicht vor ihm ein ungeheurer weiblicher Panther auf, der durch das Geschrei erschreckt rasch den Felsen hinauflief.

Das Heer verstärkte sich unterwegs durch Krieger der verschiedenen Schuastämme, an deren Sitzen man vorbei kam; namentlich stießen einige hundert Duggana zu ihnen, welche wenige Meilen von den Ufern des Sees ihr Lager hatten. Jetzt kam der wahre Zweck des Feldzuges zum Vorschein. Einige Meilen weiter lag Menbu, die



Hauptstadt der Schua vom Stamme Korata Mendobi, welche früher dem Scheich ergeben gewesen und jetzt in Abhängigkeit von Wadai gerathen waren. Vier Häuptlinge nach einander hatte ihnen der Scheich gesetzt, und alle waren auf Anstiften des Sultans von Wadai ermordet worden. Der letzte, Fugbu Kochami, welcher zu Maou, eine Tagesreise östlich von Mendu, residirte, war durch seinen eigenen Vetter Edirsche Gebere, verrathen worden, und dieser hatte sich an seiner Statt zum Khalifa gemacht. Der Scheich wollte ihn jetzt überraschen und in seine Gewalt bringen, um Djemami Kochami, den Bruder des ermordeten Fugbu, zu seinem Nachfolger zu machen. Aber Edirsche hatte von der nahen Gefahr Wind bekommen. Als Barka Gana vom Lager der Duggana aus, wo die Engländer unter schwacher Bedeckung zurückblieben, sich rasch nach Mendu wandte, war der Khalifa schon entwichen; jener folgte ihm rasch und holte ihn zwei Meilen hinter Maou ein, fand aber das Lager dermaßen verpalissadirt und durch Bogenschützen gedeckt, daß er, ohne einen Angriff zu wagen, zwei Tage nachher umkehrte und mit dem gänzlich erschöpften Heere bei den Duggana wieder eintraf. Doppelt bedauerte jetzt Denham, daß er ihn nicht wenigstens so weit hatte begleiten dürfen; eine volle Woche war er unthätig im Lager der Duggana gewesen, in steter Sorge vor Amanuf, der hier jetzt leichte Beute gefunden hätte, und täglich gepeinigt von den Fliegen und Moskitos. Tahr, der Häuptling der Duggana, ein ernster Mann mit seinen ausdrucksvollen Zügen und langem buschigem Barte, ein schönes Bild eines Patriarchen, besuchte Denham in seinem Zelte, begleitet von zwanzig Schua, und ließ sich mit ihm in eine Unterhaltung ein. Die erste Frage, weshalb er die Reise mache, wurde in gewohnter Weise beantwortet; England galt ihm für einen Mond (Trabanten) von Tripolis. „Bist du nicht drei Jahre von Hause?“ fragte er; „sind nicht deine Augen erblindet vom Hinblicken nach Norden, wo deine Gedanken immer sein müssen? O, ihr seid Männer, wahrlich! Wenn meine Augen das Weib und die Kinder meines Herzens nur zehn Tage nicht sehen, so stehen sie voll Thränen, wenn ich schlafen sollte.“ Nach einer Stunde stand er auf und ergriff Denhams Hand mit den Worten: „Ich sehe, du bist ein Sultan; nie sah ich Jemanden, der dir gleich war! Dein Anblick thut meinen Augen so wohl, wie deine Rede meinen Ohren. Mein Herz sagt mir, du bist mein Freund. Mögest du



in deinen eigenen Zelten sterben, in den Armen deiner Weiber und Freunde!" — „Amen!“ entgegnete Denham, und Alle nahmen Abschied.

Bei wiederholten Besuchen erzählte Tahr, daß früherhin die Duggana mächtiger als der Sultan von Wadai selbst an dem östlichen Ufer des Tsad geherrscht hätten; er selbst hätte seine Jugend an den Ufern des Nittressees zugebracht und den jetzt ausgetrockneten Bahr el Ghazel noch als wasserreichen Fluß gekannt. Seitdem hatte sich der Stamm entzweit und Tahr, um den Plünderungen der feindlichen Partei und des Volkes von Wadai zu entgehen, sich mit den Seinigen unter den Schutz el Kanemis begeben, in dessen Gebiet jetzt ihre Frigs oder Lager stehen. Diese Lager sind kreisrund und haben zwei Thore, innerhalb derselben stehen die Zelte, welche aus Fellen bestehen, durch das eine Thor wird das Vieh hinausgetrieben, durch das andere kehrt es zurück. Ihr ganzer Besitz sind Kameele, Kühe und Schafe; für letztere tauschen sie in den benachbarten Negerstädten Goldstaub ein. Uebrigens verachten sie die Negerstämme und hassen dieselben, wiewohl sie sich selbst in Zinsbarkeit der Negerfultane begeben müssen.

Nach wenigen Tagen zog Barka Gana von Neuem zu Felde, und zwar, um doch einen Ruhm zu ärndten, gegen Amanuk, den Häuptling der la Sala, dessen feindselige Gesinnung gegen den Scheich durch die Niederlage, welche er als Verbündeter der Beggarmi bei Angala erlitten, noch gesteigert worden war. Aber auch Amanuk ließ sich nicht von Barka Gana fangen. Bald kam die Nachricht zu den Duggana, daß ihn jener vollkommen geschlagen habe. Denham ließ sich jetzt nicht mehr zurückhalten und ritt mit Bellal eiligst nach Tangalia, einer Stadt am südöstlichen Ende des Sees, in deren Nähe die Schlacht stattgefunden hatte. Der See bildet hier auf seinen Ufern eine Anzahl kleinerer Seen von verschiedener Größe, welche durch mehr oder minder zusammenhängende Striche Landes geschieden sind und sowohl dem Amanuk wie den Biddumah bei früheren Angriffen den vortrefflichsten Schutz gewährt hatten. Jetzt hatte er sich wieder hinter einem See aufgestellt, zu welchem ein einziger schmaler Zugang zwischen zwei anderen Seen hindurch führte und der zwar keine große Tiefe, aber einen schlüpfrigen morastigen und von vielen Untiefen unterbrochenen Grund hatte. Die raubbegierigen Krieger des Scheichs



sahen nicht sobald die zahlreichen Heerden der la Sala vor sich, als sie mit Ungestüm einen Angriff verlangten. „Wir hören die Schafe blöcken und die Rinder brüllen, und sollten sie nicht verzehren?“ riefen sie; „heute Nacht müssen sie unser sein!“ Auch die jüngeren Anführer stimmten bei, und Barfa Gana führte die Truppen mit Widerstreben in das Wasser, die Duggana und die Araber des Scheichs voran. In der Mitte des Sees verloren die Pferde den Grund und arbeiteten sich im Morast fest; die Munition der Araber wurde naß, die Schüsse versagten, die Pferde versanken mit den Reitern. Da warfen die la Sala, sicher zielend, vom Ufer aus ihre leichten Wurfspieße und sprengten dann ihre Pferde, die an das Wasser gewöhnt waren, mitten zwischen die geängstigten Feinde. Jetzt schnitt ein anderer Haufe der la Sala, welcher weiter zur Seite über den See gegangen war, den Rückzug ab und fiel den Kämpfenden in den Rücken. Es gab ein furchtbares Blutbad. Barfa erhielt eine gefährliche Wunde mit einem Speer in den Rücken; der Speer durchdrang vier Loden und das eiserne Panzerhemd. Von Feinden umringt schwebte er in der höchsten Gefahr, nur die Ergebenheit der anderen Häuptlinge rettete ihn; als sie ihm ein neues Pferd brachten, wurden dreißig von ihnen erschlagen. Denham fand ihn und die übrig gebliebenen Häuptlinge unter einem Baume sitzend; er litt stark an der Wunde, und von dem ganzen Heere waren nur noch vierzig Mann bei ihm.

In der Schlacht hatten die Duggana im Vertrauen auf tapferen Beistand von Seiten der Schua des Scheichs den ersten Angriff gewagt, und da die letzteren sie feige im Stiche ließen, über hundert Mann verloren. Die Uebrigen zürnten jetzt heftig und machten ihrem Unwillen gegen Barfa Gana in lauten Klagen Luft. Besser als unter solcher Leitung, sagten sie, würden sie ohne Feldherrn haben kämpfen können. In der Nacht erhoben die Weiber der Gefallenen ihren Todtengesang, der so traurig klang, daß die Betrübniß sich den Hörern unwillkürlich mittheilte.

Amanuk kam glücklicherweise nicht auf den Gedanken, die geschlagenen Feinde zu verfolgen, sonst wäre es denselben ohne Zweifel schlimm ergangen. Er machte Friedensanerbietungen, falls Barfa Gana sein Heer zurückziehen wolle, und wiewohl den ersteren nicht eben zu trauen war, so ließ sich doch, wenn nicht der Scheich selbst Verstärkung brachte, kein neuer Angriff wagen; und dazu war die



Jahreszeit zu weit vorgerückt. Denham, welcher den Barka Gana mit gutem Erfolg behandelte und dessen Wunden durch Aufschläge von Del und Schwefel in Kurzem heilte, hatte sehr gewünscht, bei demselben zu bleiben oder vor ihm her die Reise um den Tsadsee zu machen; aber er mußte selbst zugeben, daß das Eine zu langaussehend, das Andere zu gefährlich war. Eben mit dem Beginn der Regenzeit verließ er daher den Barka Gana, welcher mit den Trümmern seines Heeres im Lager bei Tangalia stehen blieb, und am 11. Juli zog er nebst Tyrwhitt und ihrer Begleitung wieder in Schowy ein. Ihr Weg bis dahin führte sie durch unwegsame Wälder, und sie hatten keine Führer. Als sie in der Irre schweifend nach einem Wege suchten, jagten sie fünf Giraffen auf, die ersten, welche Denham lebendig sah. Sie kamen denselben auf dreißig Schritte nahe und sahen mit Verwunderung diese in Europa damals noch fast unbekannten Thiere, ihren seltsamen Bau und ihre Bewegungen, welche durch die Kürze der Hinterschenkel etwas Schleppendes, Schwankendes bekamen.

Der Uebergang über den Schary, der schon reizend schnell strömte, war sehr beschwerlich; ein Kameel führte der Strom mit fort. Besser wissen die Schua über das Wasser zu kommen. Selbst ihre Weiber schwimmen mit Behendigkeit hindurch und treiben dabei mit auffallendem Geschick die stärksten Ochsen vor sich durch das Wasser. Erst in Massatai gönnten sich unsere Abenteurer einige Ruhe; gute Pflege, und die schattige, von Insecten freie Wohnung ihres Gastfreundes ließen sie bald wieder genesen, wiewohl Denham versichert, daß keine andere Reise ihn so angegriffen habe, wie diese, was nicht wenig sagen will, wenn man die Strapazen des Rückzuges in Mandara erwägt. Als sie bei Angala vorüber kamen, sahen sie das Schlachtfeld der Begharmi, welches mit Skeletten bedeckt war. Am 17. Juli langten sie in Kufa wieder an und fanden ihren Freund Clapperton heimgekehrt, der auch seinerseits in den acht Monaten seiner Abwesenheit nicht geringen Gefahren und Anstrengungen Troß geboten hatte. Als Denham ihn sonnverbrannt und abgemagert auf dem Boden der Hütte liegen sah, in eine blaue Tobe gekleidet, vermochte er nicht, ihn wieder zu erkennen. Da rief ihn Clapperton beim Namen und nun begrüßte ihn Denham; beide hatten schmerzliche Verluste erlitten und ihre ersten Mittheilungen waren betrübender Art.



### III. Reise Clappertons nach Haoussa.

Am 14. Dec. 1823 verließen Dudley und Clapperton die Stadt Kuka, um ihre Reise nach dem Westen anzutreten und neben dem Reiche der Fellatah wo möglich auch das untere Nigergebiet kennen zu lernen. Sie gingen im Geleite einer Karavaane von arabischen und bornuesischen Kaufleuten, etwa achtzig Mann stark, und wurden durch Denham und die meisten Vornehmen der Stadt, denen sich auch Hadji Ali Bu Kham in erheuchelter Freundschaft anschloß, eine Meile weit begleitet. Zu ihrem eigenen Gefolge gehörten zwei Diener, der Jude Jacob aus Gibraltar, eine Art von Majordomo, und drei Fetzaner; auch ein Hadji aus Bornu schloß sich ihnen enger an, dessen einziger Zweck war, Dudneys ärztliche Hülfe nicht zu entbehren. Die Araber ritten Pferde, welche sie verkaufen wollten, die Bornuesen waren zu Fuß. Nachdem zum Abschiede das Fatah (das erste Capitel des Koran) gebetet war, zog die Karavaane rasch weiter und rastete zum ersten Male bei einem zwei Meilen von Kuka entfernten Dorfe. In den nächsten Tagen setzte sie ihren Weg fort in der bekannten Richtung nach Alt-Birni, an welchem sie am 21. Dec. vorüberzog. Unterwegs begegneten ihnen verschiedene kleinere Karavas, die nach Kuka zogen. Die schwereren Güter waren auf Ochsen gepackt, leichtere Sachen trugen die Leute auf den Köpfen, und zwar sehr zweckmäßig in der Art, daß sie die Last an beiden Seiten mittelst einer herabhängenden Schnur hielten, anstatt die Arme über den Kopf emporzustrecken.

Weiß- und rothe Antelopen, von der Art, welche die Araber Mohur nennen, stießen ihnen auf, dann zeigten sich in der Nähe der Seen, welche der Neou durch sein Austreten in der Regenzeit gebildet hatte, viele Spuren von Löwen und Flußpferden. An manchen Strecken reichte das Wasser des Flusses noch weit ins Land hinein; die Niederungen in der Gegend des Muggabisees waren völlig überschwemmt, so daß die Karavaane auf einem höher gelegenen Wege ziehen mußte und auch hier verschiedene Flüsse zu überschreiten hatte, welche in der trockenen Jahreszeit nicht vorhanden waren. Das Uebersetzen geschah auf ein paar zu diesem Zwecke angefertigten Flößen von Rohrbündeln, welche durch zwei längere Stangen zusammengehalten wurden, und dauerte bis zum Abende des nächsten Tages. Die Bornuesen zeigten sich bei dem



Uebergänge als anstellige Leute; dagegen erhoben die Araber, etwas weiter stromabwärts, nach ihrer Weise gewaltigen Lärm und Lärm. Die größte Schwierigkeit machten die Kameele; jedem mußte ein Mann vorausschwimmen, der den Halfter mit den Zähnen hielt, ein anderer schwamm hinterher und prügelte das Thier, das nach allen Seiten ausweichend oft sogar den Kopf unter das Wasser steckte. Auch die Sclavinnen schrieten entsetzlich und wagten sich kaum auf die Flüsse.

Trotz der Ueberschwemmung in den Niederungen war der Boden übrigens schon wieder so ausgetrocknet, daß die Kasla nahe bei Alt-Birni durch einen Grasbrand, welchen eine ihnen begegnende andere Kasla durch Unvorsichtigkeit veranlaßt hatte, in große Gefahr gerieth. Hinter den verfallenen Mauern von Alt-Birni fanden sie Schutz vor dem mit Windeschnelle herannahenden Flammenmeere.

Als sie etwas später bei dem Städtchen Bera lagerten, bildete sich in kurzer Zeit ein förmlicher Markt. Die Einwohnerinnen brachten Hirse, Kaschunüsse, Milch und Stroh, um dafür Glasperlen und Gubga, d. h. einheimisches gelbes Tuch von Baumwolle, welches anstatt des Geldes dient, einzutauschen. Vierzig Klafter dieseszeuges, das nur vier Zoll breit ist, gelten gewöhnlich einen Dollar. Mehrere auf einander folgende kalte Nächte übten auf die Gesundheit Dudneys, welcher ohnehin schon seit Monaten sehr leidend war und sich seit dem Abstecher nach Ghat nie mehr recht erholt hatte, einen höchst nachtheiligen Einfluß aus. Am Tage dagegen war die Luft angenehm, und der Landschaft westlich von Alt-Birni fehlte es keineswegs an Reizen aller Art; Hügel und Thäler in stetem Wechsel, und Alles schön bewaldet oder wohl bebaut und gut bevölkert. Ueberall, wo die Kasla rastete, war sogleich Markt; auch zu Festlichkeiten und Schmausereien fehlte es nicht an Anlaß, da jedes Mitglied der Kasla, welches zum ersten Male des Weges zog, gleichsam als Lösegeld, einen Dollar zahlen mußte. Ein solcher Zoll, ähnlich denen zur See, wenn ein Reisender zuerst die Linie passirt, heißt ein Bugafir und wird sogleich verschmaußt. Uebrigens fand die Kasla nirgendwo Hindernisse auf ihrem Wege, da sie „Freunde des Scheichs“ bei sich hatte; überall wurde Milch und Gossib reichlich herbeigebracht.

Bei Bedekarfi, einer Schuastadt in der Nähe des Neou und etwas oberhalb der Stadt Kabschari gelegen, schlossen sich gegen fünfhundert Leute der Kasla an, welche in den mit Flinten bewaffneten Arabern



einen ersetzten Schutz sahen gegen die Bedis, einen noch heidnischen Stamm der Bornuesen in den waldigen Landstrichen oberhalb Munga. Der Vorsteher von Bedekarfi, hier Sultan genannt, welcher die Europäer bei ihrem Besuche in Munga gesehen hatte, führte sie freundlich in seine Wohnung, die aus mehreren von einer gemeinsamen Mattenverzäunung eingeschlossenen Kuzis oder Hütten bestand. Die Hütten glichen fast Bienenkörben, und auf der Spitze einer jeden steckte ein Straußenei. Der Hausrath solcher Kuzis ist überaus einfach; der Boden ist mit Sand bestreut, als Bett dient eine hölzerne Bank, Matten als Sitze, einige geschnitzte und bemalte Kalebassen als Töpfe und zugleich als Wandverzierung. Die Thüre ist regelmäßig gegen Westen gerichtet, da der Regen hier von Osten zu kommen pflegt. Der Eingang des ganzen Gehöftes geht oft gleichfalls durch eine Hütte, in welcher der schwarze Pförtner wohnt. Die Weiber sind sehr hübsch, und ihr Haar, auf dem Scheitel zu einer starken Flechte vereinigt, gleicht fast einem Helme mit wehendem Busche; die Seitenlocken sind geflochten und an den Enden zierlich gekräuselt.

Als Clapperton von einer kurzen Jagd zurück kam, beladen mit Perlhühnern, Enten und Wachteln, fand er einen der Kaufleute aus Fezzan, Muhamed el Wordi, welcher ihm als Begleiter mitgegeben war, in großen Nothen. Das Pferd desselben hatte eines seiner Amulets verloren, und er hätte beim Verluste eines einzigen Sohnes nicht trauriger sein können, jammerte laut und raufte sein Haar. Erst als ihm Clapperton ein Stück Papier schenkte und der Hadji ihm einen Koran-spruch zum Ersatz darauf zu schreiben versprach, beruhigte er sich.

Die Bornukaravananen sind von denen aus Haoussa auf den ersten Blick leicht zu unterscheiden; die Bornuesen schaffen ihre Güter meist auf Ochsen oder Eseln fort und sind mit Speeren bewaffnet, die Haoussaner tragen die Waaren auf den Köpfen und führen als Waffen Bogen und Pfeile. Die Kaufleute aus Haoussa bringen Gurunüsse mit, Kaffee des Sudan genannt, welche nur im Westen wachsen, aber wegen ihres angenehmen bitteren Geschmacks bis nach Fezzan verkauft werden, auch Koghelor oder Spießglanz zum Schwärzen der Augenlider, farbige Kleidungsstoffe, Toben oder Hemden für Männer und Turkedis oder Tücher für Frauen, ferner gegerbte Ziegenfelle und Tabak. Von Bornu aus verkauft man dagegen nach Haoussa Salz, Trona oder Soda, Glasperlen und grobe Toben.



Die nächste Tagereise am 26. Dec., welche durch ein vor den Einfällen der Fellatah wohlbevölkertes Land und an den Ruinen mehrerer zerstörten Städte vorüberführte, brachte die Kasta in das Land Bedi. Hier erzeugte in der ersten Nacht ein scharfer Nordwind eine solche Kälte, daß am Morgen das Wasser in den Gefäßen sich mit einer dünnen Eiskruste überzogen hatte und die Wasserschlänche hart gefroren waren. Die Pferde und Kameele zitterten vor Frost. Dubney wurde in Folge dessen von einem schlimmen Katarrh befallen, und von jetzt an ging es mit seiner Gesundheit reißend schnell bergab.

In Bedi verließ der Weg die Flußufer und wandte sich südwestlich über lehmigen Boden und durch stark bewaldete Niederungen. Unter den mannigfaltigen Bäumen war der merkwürdigste der Kufa (*Adansonia digitata*). Ueber einen gerade aufsteigenden Stamm von oft fünfundzwanzig Fuß im Umfange erhebt sich eine majestätische weit ausgebreitete Krone; die knorrigen und gewundenen Aeste sind ebenso wie der Stamm mit einer kupferbraunen glänzenden Rinde überzogen, wie wenn Harz ausgeschwitzt wäre, und an den Spitzen der Zweige stehen in dichten Büscheln die Blätter, welche fast denen der Esche gleichen, aber marktiger sind. Während der Regenzeit, vom Juni bis August, ist der Baum dicht belaubt und mit großen weißen Blüthen bedeckt, welche an weiße Lilien erinnern und von den Zweigen herabhängen. Die Früchte sind lang gestielt, länglich und etwas größer als die Kokosnuß; die harte Schale schließt ein Mehl ein, in welchem an röthlichen Fasern die Samenkörner hängen. Unreif haben die Früchte eine schöne sammetartige dunkelgrüne Farbe, nahe der Reife werden sie braun und hängen alsdann wie gefüllte Börsen an den nackten Zweigen. Die Blätter enthalten eine Gallerte und werden deshalb gedörrt und zu Brühen gebraucht; frisch als Gemüse genossen sind sie unschmackhaft. Dagegen werden sie, mit Trona und Gossab zu Kugeln gerollt, den Pferden als Nahrung gegeben, und ein Absud davon dient für die Kameele als erfrischendes Getränk. Einen angenehmen säuerlichen Geschmack hat der weiße mehligte Theil der Frucht. Der Gurbjebaum hat den Wuchs einer Eiche und eine schöne dunkelrothe Blüthe, welche der Tulpe gleicht. Sie dient den Negern zum Färben der Zähne.

In dem Lande Bedi stießen der Karavane zwar keine Räuber auf, wohl aber zwei bewaffnete Männer, die ruhig ihre Straße zogen.



Da dieselben nicht beweisen konnten, daß sie keine Bedis waren, so wurden sie von den Bornuesen ergriffen, geknebelt und mißhandelt. „Hole der Teufel ihre Väter!“ schrieen dieselben, „sie sind Diebe, was hätten sie hier sonst zu thun?“ Und damit waren die Armen zu Sklaven gemacht, trotz der heftigsten Einreden der Engländer. Erst in der Stadt Bedeguna wurden sie wieder freigegeben, da sie sogleich als harmlose Bewohner derselben erkannt wurden.

Das Gebiet von Bedeguna ist sehr gut angebaut und stark bevölkert; man sieht häufige Viehheerden, und die zahlreichen Städte und Dörfer sind umgeben mit Baumwollenpflanzungen, Gossu- und Maisfeldern. Die Stadt Bedeguna wurde noch am 27. Dec. erreicht; sie stand unter einem Galadima oder Vorsteher, wörtlich Thorhüter, der ein Jellatah und mit Muhamed el Wordi befreundet war. Er war ein großer schlanker Mann mit kräftigen Zügen, vortretender Nase, breiter Stirne und großen Augen; sein Benehmen war freundlich und voll Würde. Er nahm Dubney und Clapperton, welche ihn in el Wordis Gesellschaft besuchten, herzlich auf und befragte sie viel über England.

Weiter nach Süden und Südwesten zeigte sich eine große sumpfige Niederung, welche zur Regenzeit wahrscheinlich ganz unter Wasser steht. Der Weg führte an den Sümpfen vorüber durch hohes Gras, und dann westwärts in die Wälder, wo das Lager aufgeschlagen wurde. Zum Glück war die Nacht milde; Dubneys Zustand erregte täglich größere Besorgniß, und er selber äußerte mit ruhiger Fassung, daß er sein Ende nahe fühle.

Der nächste bedeutendere Ort war Sansan, d. h. Versammlungsort, einst das Lager, wo der Sultan von Bornu seine Truppen zum Kriege gegen Haoussa sammelte, jetzt eine Jellatahstadt. Sie besteht aus drei getrennt liegenden Städten, deren größte, Sansan Birni, Sitz eines Galadima ist, zu dessen Obliegenheiten zugleich die Befriedigung der benachbarten heidnischen Bedis gehört. Er steht nebst dem Galadima von Bedeguna unter dem Gouverneur von Katagum, dieser unter dem Statthalter von Kano. Die Bevölkerung ist bornuesischen Stammes und seit einiger Zeit den Jellatah unterworfen. Unter den Weibern, welche der Kassa entgegenkamen, befand sich auch die Schwester des Sultans von Bornu, an einen Einwohner von Sansan verheirathet und durch nichts von den übrigen Weibern der Stadt



unterschieden. Die Tracht der letzteren bestand in dem Turkebi, einem weißen, blauen oder gestreiften Tuche, das um die Hüften geschlungen ist, wozu bei den Vornehmeren ein zweiter Turkebi um Kopf und Schultern kommt. Die Sandalen sind von rohem Leder, wie die der Männer, das Haar ist in fünf dichte Flechten geordnet, die mittellste helmbuschartig auf dem Scheitel, zwei an den Seiten herabhängend und dick mit Indigo gepudert. Auch die Augenbrauen, so wie Arme und Hände, Schenkel und Füße werden blau gemalt, die Nägel der Finger und Zehen aber und die Handflächen mit Djenna roth gefärbt und die Augenlider mit Antimon geschwärzt. In die Ohrläppchen werden kleine grüne Knöpfchen eingedrückt, und selbst die Aermsten tragen Schnüre von Glasperlen; Vermögendere haben auch Ringe von Horn oder Kupfer an Armen und Beinen. Auf einem Markte des Ortes sah Clapperton neben allerlei einheimischen Lebensmitteln auch Messer, Scheeren, Nadeln und Perlen feilgeboten, daneben seidene Schnüre und Seidenzeuge, Säbelgehänge und Dolchsheiden. Von Bude zu Bude zogen Musikbänden mit Trommeln, Flöten und einer Art Guitarre mit Saiten von Pferdehaar, Erbeln genannt.

Der Galadima war eben mit einer Schaar ausgezogen, um die Bedis zu überfallen, und es kam vor ihm her das Gerücht in die Stadt, daß es ihm nicht gelungen sei, in das von Morästen umgebene Land derselben einzudringen. Ohne seine Rückkehr abzuwarten, nahm die Kasla am 1. Jan. 1824 von Sansan Abschied und hielt sich auf demselben Wege gegen Westen, welche nach dem Jyeu zu der Stadt Katagum führte. Der Weg wand sich zwischen Pflanzungen von Baumwolle, Mais und Gossib hindurch über ebenes Land, an vielen kleinen Städten und Dörfern vorüber. Als am Abende die Kasla Halt machte, war es unmöglich, für den kranken Dubney etwas Milch zu erhalten; Kuskus und Dwidä, eine Art grober Maccaroni, waren die einzigen Lebensmittel. Um den Leidenden, der nichts zu genießen vermochte, ein wenig zu erfrischen, bereitete ihm Clapperton am Morgen eine Schale Kaffee, da einer der Kaufleute glücklicher Weise ein Säckchen mit Kaffeebohnen besaß. Je näher dem Flusse, je besser bebaut war das Land; auf dem Wege nach Katagum kam die Kasla an vielen Dörfern vorüber, neben denen lange Reihen von Kornhaufen aufgespeichert standen, jeder einzelne auf einem Gerüst von Pfählen, um gegen die Mäße und gegen die weißen Ameisen gesichert zu sein. Die Leute



waren eben beschäftigt, die Weizenfelder für die zweite Ernte zu bestellen. Der Yeou, dessen Bett hier ungefähr zweihundert Schritte breit war, füllte dasselbe nur zum dritten Theile, und die Anwohner benutzten das, um Reusen hindurch zu legen und Fische zu fangen. Er strömt hier gegen Norden und wendet sich erst später ostwärts, um bei Kabschari vorüber sich in den Tsadsee zu ergießen.

Am linken Ufer wurden die Reisenden von einem Reitertrupp empfangen und feierlich unter Trommelschall und Gesang nach der Stadt geführt. Die Bornuesen, welche von Bedekarfi aus mit der Kassa gezogen waren, trennten sich jetzt und setzten allein ihren Weg fort; die Uebrigen schlugen neben der Stadt ihre Zelte auf und erhielten bald den Besuch des Statthalters Dinkowa. Die Berichte, welche el Wordi diesem gab, stimmten ihn günstig für die Engländer; er lobte sie, daß ihr Sultan in allen Kriegen des Großsultan auf dessen Seite sei, und versprach gleich freundliche Aufnahme bei dem Sultan der Fellatah oder Fellani, wie diese sich selbst nennen; sie würden dort gleiche Aufnahme finden, wie bei dem Scheich zu Kufa. Beim Abschiede schüttelte er den Reisenden nach der Sitte der Fellatah die Hand und schickte ihnen dann Lebensmittel, Weizen, Honig und Gurunüsse. Sie erwiderten dieselben vorläufig mit einigen Gewürznelken und etwas Zimmt. Auch ein tripolitanischer Kaufmann Namens Hameba, der in Katagum wohnte und großes Ansehen genoß, besuchte das Lager. Er hatte fast alle Feldzüge der Fellani mitgemacht und bedauerte, daß deren kriegerischer Muth, seit sie reich geworden seien, so sehr gesunken sei. Er wünschte Dudenys Rath, welcher hier überhaupt, anstatt die so sehr nöthige Ruhe zu genießen, von allen Seiten in Anspruch genommen wurde. Männer und Weiber begehrten Mittel gegen alle denkbaren Uebel; hier sollte ein Liebhaber, dort ein Ehemann gewonnen werden, dann wieder war es auf das Leben einer verhaßten Nebenbuhlerin abgesehen.

Am 3. Januar war die Audienz bei dem Statthalter. Dieser empfing seine Gäste sehr einfach und nicht in der prunkhaften Art, wie es zu Kufa geschehen war; er saß auf einer Bank von Erde unter einem rohen Thronhimmel, und nur drei alte Männer waren bei ihm. Die Geschenke, ein Theebrett, zehn Ellen rothes Seidenzeug, eine indische Palembang oder Bettdecke, ein Stück ägyptischer Leinwand mit goldenen Streifen und einige Pfund Zimmt und Gewürznelken



gefielen ihm sehr, und er fragte die Fremden, ob er ihnen bei dem Einkaufe von Sklaven behülflich sein solle. Ihre ablehnende Antwort setzte ihn in Erstaunen, und noch mehr ihr Bericht, daß der Sultan von England, ihr König und Herr, den Sklavenhandel verboten habe und jährlich einige große Schiffe an die afrikanische Küste sende, um die Sklavenschiffe wegzunehmen und die Gefangenen in Freiheit zu setzen. „Ihr müßt zum Sultan Bello gehen“, sagte er, „er ist ein gelehrter und frommer Mann und wird sich freuen, Leute kennen zu lernen, die so viel gesehen haben.“ Dann drückte er ihnen herzlich die Hand und ließ Gegengeschenke für sie hereinbringen, Gururüffe und einen Topf voll Honig. Als der Diener die ersten in Empfang nehmen wollte, stieß er den Topf mit Honig um. Wäre der Topf dabei in Stücke zerbrochen, so wäre das eine üble Vorbedeutung gewesen; da er aber ganz blieb, so waren Alle überglücklich, und der Statthalter ließ sogleich die Armen hereinrufen, den verschütteten Honig aufzulecken. Dies geschah nicht ohne vieles Zanken und Stoßen; Einer war geschickt genug, auch den Bart während des Leckens im Honig herumzuwischen, und sich so, zum Reide der Anderen, eine zweite Mahlzeit zu bereiten, indem er den Honig sorgfältig mit den Händen aus dem Barte presste. Auch Milch schickte der Statthalter seinen Gästen, und dazu kamen andere Lebensmittel von Seiten der Kranken, denen Dubney seinen Rath gegeben hatte. Leider waren wenige dabei, um den kranken Arzt selber zu stärken, welcher bei der kalten nebligen Luft, 6° bis 8° R., sich sehr übel befand. Hameda lud die beiden Weißen ein, in der Stadt bei ihm zu wohnen, und sie nahmen das mit Freuden an. Clapperton sorgte so gut wie möglich für seinen leidenden Freund und folgte dann der Einladung des Statthalters Duncowa, welcher seine Instrumente zu sehen verlangte. Er zeigte demselben den Compaß, die Uhr, den Sextanten, das Teleskop und ein Thermometer, und hatte große Mühe, die Anwendung derselben zu erklären. Mit dem Sextanten, meinten die Neger, sähe er nach seiner Heimath, und als er dem Statthalter in dem künstlichen Horizont das Spiegelbild der Sonne zeigte, verlangte derselbe von dem Quecksilber auch etwas zu haben. Lieber hätte Clapperton einen Tropfen seines Herzblutes gegeben, aber er konnte es nicht abschlagen. Das Fernrohr erregte großes Staunen und Entzücken; alle sahen durch das wunderbare Rohr, welches ferne Gegenstände herbeiholte, nur ein schwarzer Scherif,



der auch hindurch blicken sollte, rannte davon, als hätte ihn eine Schlange gestochen.

Katagum ist die Hauptstadt einer Provinz gleiches Namens, welche früher zu Bornu gehörte und jetzt im Osten an dieses Land, im Westen an die Provinz Kano stößt. Sie stellt 4000 Reiter und 20000 Fußsoldaten ins Feld, welche mit Schwertern, Speeren und Bogen bewaffnet sind. Die Haupterzeugnisse des Landes sind Getreide und Rindvieh; neben ihnen bilden auch Sklaven einen wichtigen Gegenstand des Handels. Als Tauschmittel gelten hier schon die Kauries, anstatt des in Bornu üblichen Baumwollzeuges Gubga. Die Stadt ist sehr fest gebaut, viereckig und mit einem dreifachen Graben nebst doppelter Mauer umgeben; jeder Graben hat eine Breite von zwanzig Fuß und ist fünfzehn Fuß tief, jede Mauer ist zwanzig Fuß hoch und unten zehn Fuß dick. Die vier Thore sind nach den vier Himmelsgegenden gerichtet und werden regelmäßig mit dem Auf- und Untergange der Sonne geöffnet und geschlossen. Die Moschee der Stadt ist alt und fast verfallen, die Häuser der Vornehmen sind aus Lehm gebaut, zweistöckig, mit runden Oeffnungen statt der Fenster und nach türkischer Bauart mit flachen Dächern. Der Neou, welcher nahe an der Stadt vorüberfließt, kommt von Süden aus dem Lande Jacoba, dessen Einwohner noch Heiden sind und daher von den Fellani Nemyems oder Menschenfresser genannt werden. Das Wasser des Flusses soll während der Regenzeit alle sieben Tage periodisch steigen und fallen; in der That scheint die Menge des fallenden Regens einem ähnlichen Wechsel unterworfen zu sein.

Die Wohnung des Statthalters liegt mitten in der Stadt und besteht in einem großen viereckigen Hofe von etwa 40 Quadratruthen, der von einer dreißig Fuß hohen Mauer umschlossen und durch niedrige Mauern in vier Viertel getheilt ist. Die Mauern sind von rothem Lehm, ebenso die Häuser, welche in den einzelnen Vierteln liegen. Außer den Häusern sind viele Kuzis da für Sklaven und Wachen, und eine derselben erhielten jetzt auch unsere Reisenden zur Wohnung. Der Statthalter benutzte das, um sich noch mehrere Male die merkwürdigen Instrumente, welche Clapperton besaß, durch diesen vorzeigen und erklären zu lassen. Das eine Mal waren die vornehmsten Personen der Stadt zugegen, dann der Kadi, ein Fellatah von großem Scharf-



sinn, welcher in Mecca gewesen und seinen Landsleuten an Geist und Kenntnissen weit überlegen war. Auch der Lieblingsgemahlin des Statthalters wurde Clapperton vorgestellt, einer hübschen Schwarzen, welcher es, wie der Reisende meint, mit ihrer scheinbaren Furcht vor dem Christen wohl so ernst nicht war.

Als der Statthalter eines Tages Clappertons Sehenswürdigkeiten in dessen Zelte musterte, fiel ihm ein Kästchen mit Pulver in die Augen. Clapperton mußte ihm, wiewohl ungern, davon etwas schenken, und führte ihn dann hinaus, um ihm auch die Wirkung desselben zu zeigen. Er schloß zweimal mit seiner Jagdflinte und traf beide Male auf hundert Schritte das Ziel. Erschrocken rief Duncowa aus: „Gott, schütze mich vor Teufeln!“ Doch warf er, als Beweis seines Beifalls, Clapperton eine schöne Tobe über die Schultern.

Hadji Ali Bu Kham, welcher acht Tage nach den Europäern Kufa verlassen hatte, kam durch Katagum und forderte die letzteren auf, mit ihm zu reisen. Sie lehnten das ab, und er zog ohne sie weiter; doch erhielten sie gleich an demselben Nachmittage die Aufforderung, sich vor dem Statthalter gegen die von ihm erhobene Anklage zu rechtfertigen, daß sie Spione und schlechte Leute seien. Ohne Duncowa durch solche Verläumdungen zu beunruhigen, ließ Clapperton dem Statthalter nur sagen, sie seien ja in seiner Gewalt, übrigens möge er nur nach dem Briefe des Scheichs urtheilen, welchen sie ihm überbracht hätten. Hiermit gab sich Duncowa zufrieden.

Am 10. Jan. traf Clapperton Anstalten, mit seinem kranken Freunde Katagum zu verlassen, und ließ ihm ein Bassur, d. h. ein hölzernes Gestell, auf sein Kameel machen. Obendrauf lag das Bett des Kranken, als sie abreißen; der Statthalter gab ihnen eine Meile weit das Geleite. Der Weg ging an einem großen Sumpfe hin durch viele Dörfer; schon um drei Uhr Nachmittags mußte Clapperton Halt machen, der selbst auch unwohl zu werden anfang. Um acht Uhr am anderen Morgen machten sie sich wieder auf, aber schon um Mittag versagten Duncowa alle Kräfte. In dem Städtchen Murrur wurde angehalten. Vergebens drang der arme Duncowa in der Frühe des nächsten Tages, 12. Jan., darauf, angekleidet und auf sein Kameel gehoben zu werden. Schon verriethen seine Züge die nahe bevorste-



hende Auflösung, und nach kurzer Zeit that er in Clappertons Armen ohne Kampf, ohne Seufzen den letzten Athemzug.

Während nahe vor dem Dorfe, unter einem alten Mimosenbaume, eine Gruft gegraben wurde, ließ Clapperton den Leichnam waschen, dann hüllte er ihn in Turbanshawls und ließ ihn durch seine Diener hinaustragen und bestatten. Am Grabe las er tiefergriffen die Gebete der englischen Kirche und ließ dann die Stätte, um sie gegen die Raubthiere zu schützen, mit einer Lehmmauer einfassen. Ihm war ein treuer Freund geraubt, und er fühlte sich unter dem fremden Volke nun doppelt allein.

Nachdem er als Almosen für die Armen zwei Schafe hatte schlachten lassen, setzte er am folgenden Tage, selbst fast gebrochen an Leib und Seele, seinen Weg nach Kano fort, die Heilung erwartend von dem Wechsel der Luft und der sorgfältigsten Schonung seiner Gesundheit. Auch jeden unnöthigen Aufenthalt vermied er und ließ eine Anzahl nicht unbedeutender Städte zur Seite liegen. Hinter Digu, das in einem Wäldchen von Dattelpalmen liegt, wurde die Gegend hügelig, in den Thälern lagen anmuthige Dörfer, in deren Umgebung schöne Heerden weideten. Neben Dugwa rastete er und erreichte am nächsten Abende Katungwa, die erste Stadt des eigentlichen Haoussa. Im Südwesten war eine Reihe felsiger Hügel zu sehen, die ersten Felsen seit dem Brunnen Vere Kaschijeri in der Wüste, welche Clapperton sah. Bisher war alles Land weicher angeschwemmter Lehm Boden, auch die Flußbetten ohne Kiesel. Die Kameele hatten sich mit Dunkelwerden entfernt und erst gegen Mitternacht wurden sie auf dem Wege nach Bornu wieder aufgefunden.

Als Clapperton und el Wordi am anderen Tage in der Nähe der Stadt Zangia rasteten, wurden sie überrascht durch einen Reitertrupp, der im Galopp auf sie los sprengte. Es war der Vorsteher der Stadt, welcher auf die Nachricht, daß Freunde Duncowas von Katagum kämen, sie in der höflichsten Weise begrüßen wollte. Er holte sie in die Stadt, bewirthete sie und leistete ihnen zum Dank für einige kleine Geschenke die halbe Nacht Gesellschaft. Doch war weder er selbst noch seine Unterhaltung angenehm. Er war fett und häßlich und hatte eine hohe kreischende Stimme; obwohl Vorsteher, war er doch noch ein Slave des Statthalters von Kano. Zangia mag früher eine beträchtliche Stadt gewesen sein, war aber von



den Fellatah zerstört und entvölkert worden. Doch nahmen sich die noch übrigen Häuser zwischen den Pflanzungen von Baumwolle und Indigo gar nicht übel aus. Im Süden war die Aussicht durch hohe blaue Berge begrenzt. Auch in den folgenden Tagen blieben diese Gebirge sichtbar; überall war das Land fruchtbar, doch augenscheinlich minder bebaut, als vor den verheerenden Kriegen mit den Fellatah. Die Pflanzungen waren so wohl bestellt und so zierlich eingefriedigt, daß man sich in die Heimath versetzt glauben konnte; auf den Straßen mehrte sich die Zahl der schwarzen Reisenden, an den Seiten saßen spinnende Weiber, welche Lebensmittel feil boten und sich zur Zerstreuung mitunter in ihren Taschenspiegeln beschauten.

Am 18. Jan. wurde bei der ummauerten Stadt Girkwa Halt gemacht, und Clapperton ritt mit el Bordi hindurch. Auch hier standen die Häuser sehr vereinzelt, der Krieg hatte die meisten vernichtet, die Bewohner waren erschlagen oder als Sklaven hinweg geführt. Doch hatte sich der Verkehr wieder gehoben und es war eben Markttag. Clapperton saß im Schatten eines Baumes, mit einem Fieberanfälle kämpfend. Da trat ein hübsches Fellatahmädchen, welches Milch und Butter zu Markte trug, reinlich und gepuht wie ein Mädchen aus Cheshire, zu ihm und grüßte ihn mit unendlicher Anmuth und Freundlichkeit. Sie plauderte fröhlich mit ihm und meinte endlich, er sei auch ein Fellatah, von weißem Stamme, wie sie. Als Clapperton sie scherzend aufforderte, ihn auf seinen Reisen zu begleiten, wies sie schalkhaft lächelnd seinen Antrag ab und rieth ihm, ihren Vater und ihre Mutter zu fragen. Wie ein Sonnenstrahl zog dem guten Clapperton die Lieblichkeit dieser Erscheinung und ihr harmlos schäferndes freundliches Wesen durchs Herz; „ich weiß nicht, wie es zuging“, sagt er in seinem Tagebuche, „aber ihre Gegenwart schien mein Uebel zu verschrecken.“ Dann knüpft er an dieses Erlebnis die Bemerkung für die guten Hausfrauen in England, daß von allen Völkern im inneren Afrika nur die Fellatah die heimische reinliche Art der Butterbereitung kennen. Anderswo ist sie dünn und ölig, wie Honig; die Ursache mag uns ein späterer Reisender erzählen.

Ein Mann aus Murzuk schickte dem Reisenden etwas Kuskus und Geflügel. Auch ein schwarzer Scherif besuchte ihn und erzählte, er habe auf weiten Reisen das Meer gesehen; der Kowarastuß sei mit dem Neoussusse verbunden durch ein Flößchen, welches Clapperton



morgen sehen würde. Dies Wasser, welches der Reisende am 19. Jan. überschritt, war der Girkwafluß, welcher aus dem im Süden gesehenen Gebirge kommt. An eine Verbindung mit dem Kowara ist nicht zu denken, doch fließen von der anderen Seite des Gebirges mehrere Flüsse dem letzteren Strome zu. Das Flußbett lag eben völlig trocken; zur Regenzeit leitet er sein Wasser dem Schaschun zu, welcher etwas oberhalb Katagum in den Neou fällt. Mit ihm vereinigt sich unweit Girkwa ein zweiter Fluß Sockwa, dessen Wasser dem Durchwatenden bis an die Knöchel reicht.

Am 20. sah Clapperton Kano vor sich liegen und schmückte sich auf el Wordis Rath aufs Beste, um recht stattlich einzuziehen. Aber wie fühlte er sich enttäuscht, als er in den größten Handelsplatz des Sudan einritt! Häuser von Lehm, mehrere hundert Schritte von den Mauern entfernt und in zerstreuten Haufen zusammenstehend, dazwischen große Pfützen stehenden Wassers, welche den Marktplatz einschlossen, — das war die vor Zeiten so hoch berühmte Hauptstadt des Reiches Gana. Clapperton und el Wordi ritten sogleich zu dem Hause des Hadji Hat Salah, um das Empfehlungsschreiben des Scheich zu überreichen. Hat Salah saß in einer schlechten Halle vor seinem Hause, umgeben von Leuten aus der Stadt, und ließ nach kurzer Begrüßung die Reisenden zu der für sie bestimmten Wohnung führen. Diese lag nahe dem Markte an einem der Sümpfe, dessen pestartige Ausdünstungen noch dadurch verschlimmert wurden, daß alle Cloaken der Häuser einen Abfluß nach der Straße hatten. Enten, Kraniche und eine sehr häßliche Art von Geiern bewohnen die Sümpfe, und die letzteren haben wenigstens das Gute, daß sie das hier und dort hingeworfene Aas wegfressen. Als Clapperton sich müde und krank auf seine Matte hingestreckt hatte, besuchten ihn die Araber, welche von Kuka aus mit ihm gereist waren und hier ihre Pferde zu verkaufen gedachten. Alle litten am Fieber und sahen mehr Gespenstern als Menschen ähnlich. Die Wohnung war zwar nicht nach seinem Wunsche, aber so gut, wie er sie in Kano überhaupt nur erwarten durfte; er zahlte anfänglich drei, später zwei Dollar monatliche Miete. Einige hübsche Geschenke, welche der Hadji erhielt, nämlich ein Paar Shawls zu Turbanen, ein rothes Wams mit goldenen Borten, welches Dudley getragen hatte, nebst allerlei Eisenwaren und Gewürzen, hatten sogleich die erwünschte Folge, daß für reichliche Mahlzeiten



gesorgt wurde, und Clapperton that wohl daran, anderen Tages noch etwas Schießpulver und Flintensteine hinzuzufügen und sich der Freundschaft Hat Salahs gänzlich zu versichern, die ihm während seines einen Monat langen Aufenthaltes zu Kano oft zu Statten kam. Nach einer mehrtägigen Ruhe, welche sein Gesundheitszustand nothwendig machte, begab er sich mit el Wordi und Hat Salah nach dem eine Meile östlich von Kano gelegenen Lager oder Sansan, wo der Statthalter eben ein Heer gesammelt hatte, um seinen Vorgänger im Amte Duntugua, der abgesetzt war und jetzt eine Empörung angezettelt hatte, zu züchtigen. Seit fünf Jahren war jährlich ein erfolgloser Kriegszug zu diesem Zwecke gemacht worden und das Lager hatte sich darüber in eine Stadt verwandelt. Der Statthalter, ein robust gebauter Fellatah von kupferbrauner Farbe, saß in seiner Wohnung am Eingange einer der hintersten Kuzis, zu welcher man erst durch mehrere andere als Wachtthäuser dienende Kuzis gelangte. Er gab den Fremden die Hand, und Clapperton überreichte seine Geschenke, einen Säbel, ein Theebrett, zwanzig Ellen gelbe Seide, einen weißen Turban, einen französischen Shawl, kurze Waaren, Gewürze, ein Thermometer und zugleich einen Brief des Scheichs von Kuka. Das Thermometer, welches die Neger Uhr der Wärme nennen, war für den Reisenden nicht mehr brauchbar, aber als Geschenk that es vollkommen gute Dienste, indem nichts weiter als die Glaskugel mit dem Quecksilber fehlte. Der Statthalter las den Brief und versprach, Clapperton in vierzehn Tagen, wenn der Feldzug beendet sei, weiter zu befördern zu seinem Herrn, dem Sultan Bello in Saccatu. Dann wurden die Fremden durch den Wambey oder Minister, die einzige bei der Audienz anwesende Person, wieder weggeführt, und auch dieser nahm seine Geschenke in Empfang. Hat Salah und el Wordi blieben im Lager, um einige Pferde zu verkaufen, unter anderen auch in Clappertons Auftrage die von Dubney gebrauchten; Clapperton selbst kehrte gleich nach Kano zurück. Er lernte einige dort wohnende Kaufleute aus Ghadames kennen, welche ihm anboten, nach Belieben Waaren und Geld von ihnen zu nehmen gegen Anweisung auf den englischen Consul zu Tripolis.

Er lehnte es ab und wurde auch bald durch einen Courier, welchen Denham von Kuka an ihn geschickt hatte, jeder Verlegenheit überhoben. Derselbe brachte ihm Gegenstände aller Art zu Geschenken,



englische Zeitungen und bestimmte Befehle des Paschas und des Scheichs für den an Ausflüchten überreichen Schuldner Hadji Ali Bu Khalum, endlich seinen Verpflichtungen zu genügen. Der Statthalter hatte indeß einige Gegengeschenke gesandt, ein Schaf und drei faßähnliche Kürbisse mit Weizen und Reis; Clapperton besuchte ihn wieder im Lager, um zu danken und ihm eine Uhr zu überbringen. Als er bei dieser Gelegenheit zugleich einen Brief des Scheichs an den Sultan Bello in Saccatu vorzeigte, stellte ihm der Statthalter frei, mit der ersten Karavaan abzugehen.

Bei der Rückkehr nach Kano kamen ihm mehrere Schaaren von Reitern und Fußvolk entgegen, welche nach dem Lager gingen. Die Fußsoldaten trugen Bogen und Pfeile, der Köcher hing von der linken Schulter herab, ebenso ein Täschchen und ein dicht geflochtener Korb für den Wasservorrath; die ganze Kleidung war ein gegerbtes Fell um die Hüften und ein Paar rohe Sandalen. Kostbarer ausgerüstet waren die Reiter; als Waffen hatten sie Speere, Schilde und Malteserschwärter, welche in großer Zahl von Malta über Fezzan und Bornu bis in das Herz von Afrika kommen. Die meisten Schilde sind flach und mit Thierfellen bezogen, andere aber sind mit Tuch eingefast und am Rande mit sechs Quasten besetzt. Die Helme, Wämse und Beinschienen der Reiter waren, um Pfeilschüsse abzuwehren, dick wattirt und gesteppt. Die Helme glichen umgekehrten Feuer-eimern, waren vorn ausgeschnitten für das Gesicht und hatten oben eine Zinnröhre, in welcher Straußensfedern steckten. Aehnlich war auch Kopf und Brust der Pferde geschützt. Das Eisen der Steigbügel ist wie eine Feuerschaufel gestaltet, an den Seiten aufgebogen, und so scharf, daß man keine Sporen nöthig hat.

In Kano wohnten einige Neffen des Sultans Bello, welche Clapperton gleichfalls besuchten. Er zeigte ihnen seine Instrumente und die für Bello bestimmten Geschenke, und allmählich verlor sich ihre Scheu vor dem Christen, den sie sich vorher wie eine Art Ungeheuer vorgestellt hatten. Einer von ihnen war ein liebenswürdiger und kluger junger Mann, der geläufig arabisch sprach und las und dem Reisenden Manches über Bello und dessen Lebensart erzählte; er sagte, er müsse seinem Oheime Bello aus dessen arabischen Büchern oft vorlesen.



Ein anderer Verwandter Bellos, Abdelskader, welchen Clapperton in dem Hause eines Kaufmanns aus Ghadames traf, fragte genau nach den Religionsgebräuchen der Christen. Clapperton erklärte ihm, daß die Christen allerdings beteten, ja daß die christliche Religion vorschreibe, unaufhörlich zu beten, daß aber, wie ja kein Volk der Erde ganz seine Pflicht thäte, daß die Christen das Gebet auf gewisse Zeiten beschränkten. Schweinefleisch zu essen sei keine religiöse Frage, an Bilderdienst dächten vernünftige Christen gar nicht. Mit einer Art von Lächeln fragte dann der Muhamedaner nach der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit, von welcher er offenbar die mangelhafteste und roheste Vorstellung hatte, denn er hielt sie für eine Art von Vielgötterei und gebrauchte im Scherz die Ausdrücke „Vater, Sohn und Dheim“ als Bezeichnung der Trinität. Dann wünschte er auch mit dem Juden Jacob zu sprechen; Clapperton bewilligte es, hatte aber Ursache, dies zu bereuen, denn der beiderseitige Fanatismus des Fragenden und des Gefragten hätte beinahe zu dem erbittertsten Hader geführt.

Clapperton wünschte sehnlichst abzureisen, da die ungesunde Luft ihn fortwährend in fieberhaftem Zustande erhielt. Endlich kehrte der Statthalter von seinem Feldzuge nach dem Lager zurück; derselbe war höchst unglücklich abgelaufen, indem die Feinde das Heer von Kano in eine Falle gelockt und fünfzehntausend Mann niedergehauen hatten. Als Clapperton den Anführer begrüßte, erhielt er das Versprechen, in sechs Tagen abreisen zu dürfen. Ein paar Tage nachher besuchte ihn des Statthalters Sohn, ein dummer Bursche, der es nicht wagte, eine Tasse Thee zu berühren, welche der Reisende ihm vorsetzte. „Sie sagen, du könntest Menschen in Ratten oder Hunde und Katzen und Affen verwandeln“, sagte er ängstlich. „Danke Gott“, sagte Clapperton, „daß Niemand so etwas vermag, sonst wären wir beide längst Esel und trügen Säcke.“ „Ja, du hast Recht“, sagte Jener, „es sind dumme Leute, die das meinen. Aber kannst du nicht, wenn du in deine Bücher siehst, einen Haufen Erde in Gold verwandeln?“ „Könnte ich das“, beruhigte ihn Clapperton, „dann brauchte ich nicht Hat Salahs Hülfe, um von Hadji Ali Geld zu bekommen!“ Endlich wurde sein schüchternere Gast so beherzt, daß er mit Furcht und Zittern an einer Tasse Thee zu nippen wagte; hierauf machte er sich aber rasch davon.



Clappertons Schilderung von Kano würde nicht errathen lassen, daß diese Stadt dieselbe ist, welche Edrifi einst unter dem Namen Ghana so glänzend schilderte. Von dem Raume, welchen die dreißig Fuß hohen Mauern im Oval einschließen, ist kaum der vierte Theil mit Häusern bedeckt. Im nördlichen Theile der Stadt erheben sich zwei Berge, deren Fuß von Teichen umgeben ist; von Westen nach Osten zieht sich durch die ganze Stadt eine morastige Lache, in der Mitte von einer Landenge durchschnitten, welche die Nordhälfte mit der Südhälfte verbindet und als Fug, d. h. Marktplatz dient. In der Regenzeit steht derselbe unter Wasser. Die Stadt hat fünfzehn hölzerne Thore, welche mit Eisenblech beschlagen sind. Dieselben werden regelmäßig bei Sonnenuntergang geschlossen und bei Sonnenaufgang wieder geöffnet. Ueber jedem Thore ist zur Vertheidigung ein Wachthäuschen angebracht. Die Häuser sind von Lehm gebaut, meist zweistöckig und nach maurischer Art so eingerichtet, daß sich in der Mitte ein Saal befindet, dessen Dach von Palmstämmen getragen wird und der zum Empfange von Gästen dient; um denselben zieht sich in gewisser Höhe die Gallerie, an welcher nach Außen hin die Wohnzimmer liegen. Die Zimmer des Erdgeschosses dienen für Vorräthe u. dgl. und sind dunkel, die oberen dagegen erhalten ihr Licht durch kleine Oeffnungen von außen. Auch runde Lehmhütten mit Maisstengeln und langem Grase gedeckt stehen auf den Hofräumen, ähnlich wie in Bornu, aber größer und reinlicher. Die Residenz des Statthalters umfaßt einen größeren Raum und bildet gleichsam ein Dorf für sich; zu demselben gehört auch eine Moschee, sowie eine Anzahl von Minarets.

Der Markt ist in der trockenen Jahreszeit von Fremden und Einheimischen sehr stark besucht, und der Verkehr ist geregelt, wie kaum auf einem anderen Markte in Afrika. Ein Beamter vermietht die Buden für ein festes monatliches Standgeld, welches zu den Einkünften des Statthalters gehört; ein zweiter hat das Amt, die Waaren zu taxiren, und erhält dafür von jedem Kaufe, der vier Dollars oder achttausend Kauries beträgt, fünfzig Kauries. Außerdem zahlt der Verkäufer zwei Prozent der gelösten Summe an den Käufer zurück, welche als segensbringend gelten. In der Mitte des Marktes stehen die Buden mit kostbaren, meist ausländischen Waaren und mit Kleidungsstücken; die letzteren und Putsachen aller Art verstehen die Ver-



käufer auch auszubessern. Hier liegt grobes französisches Schreibpapier, einheimische Scheeren und Messer, Spießglanz und Zinn, dort unverarbeitete rothe Seide zu Gürteln und Binden und zur Verzierung der baumwollenen Stoffe; daneben stehen kupferne Armbänder, Glasperlen, Korallen und Bernstein, Ringe von Zink und feinere Silberarbeiten zum Verkaufe, aber nichts von Gold; weiter findet man Toben, Turkedis, Shawls zu Turbanen, grobes wollenes Tuch, groben Gallico, maurische Kleider, ägyptische Leinwand, mit goldenen Streifen oder gewürfelt. Clapperton kaufte für drei Dollar einen englischen grün baumwollenen Schirm; diese Waare findet über Ghadames dahin ihren Weg. Auch Malteserschwärter kommen bis auf den Markt von Kano. In den Ecken des Marktes sind rohere Gegenstände zum Verkaufe ausgestellt; in der einen Holz, Vieh, Futter, Heu und Bohnenstroh, Bohnen, Hirse, Mais und Waizen, in der anderen Vieh, Ziegen, Schafe, Esel, Kinder, Pferde und Kameele, in der dritten irdene Geschirre und Indigo, in der vierten Gemüse und Früchte, Yams, süße Bataaten, Melonen, Limonen, Kaschunüsse, Pflaumen, Mangos, Datteln u. dgl. Aus Waizenmehl wird dreierlei Brod gebacken; das feinste ist mit Honig und geschmolzener Butter bestrichen. Anderes Backwerk wird aus Reis bereitet. Auch Fleischbuden sind da, neben welchen das frische Fleisch für hungrige Marktleute sogleich gebraten wird; um ein Holzfeuer stecken hölzerne Spieße mit Stücken Fleisch und einer Portion Fett über denselben, und eine Frau besorgt das Vertheilen, indem sie den umherkauernnden Gästen von einer reinlichen Matte, welche sie auf dem Schooße hält, das Verlangte darreicht. Wasser mit Gofsub dient als Getränk.

Zwei lange Hütten bilden den Sklavenmarkt; in der einen sitzen die Weiber, in der anderen die Männer in langen Reihen da, sorgfältig zur Ausstellung geputzt, alte und junge, magere und fette, häßliche und schöne. Wer kaufen will, untersucht die Waare sorgfältig, bezieht Zähne, Zunge, Augen und Schenkel, läßt sie auch wohl husten, um etwaige Bruchschäden zu entdecken, und findet sich nach dem Kaufe ein Fehler, so hat der Käufer das Recht, binnen drei Tagen den Sklaven zurückzugeben. Am meisten schätzt man die fleißigen und geschickten Sklaven aus Nyffi. Die männlichen Sklaven gebraucht man, um Häuser zu bauen, Eisen zu bearbeiten, läßt sie weben, Kleider und



Schuhe machen oder für den Herrn Handel treiben, die weiblichen müssen spinnen, backen und in den Straßen Wasser verkaufen. Das letztere muß aus den Umgebungen der Stadt geholt werden, denn das Wasser in der Stadt ist nicht trinkbar.

Es fehlte nicht an Leuten aller Art, welche sich die Wißbegierde des weißen Reisenden zu Nutze machten. Eines Morgens kamen zwei Massidubu oder Gaukler zu ihm, um ihre Künste als Schlangenbeschwörer zu zeigen. Sie brachten zwei Schlangen mit von ungefähr sechs Fuß Länge, denen die Giftzähne ausgebrochen waren; die Thiere hatten breite flache Köpfe, eine schmutzig weiße Farbe mit bleigrauer Schattirung in den Seiten, im Nacken blasige Häute, welche sich aufblähten, sobald die Schlangen gereizt wurden; um diese Häute herum liefen fünf rothe Streifen. Beim Klange einer Trommel tanzten sie, dann wand der Mann sie um seinen Hals, steckte sie in seinen Busen oder warf sie unter die Leute. Sobald er den Finger gegen ihren Rachen ausstreckte, erhoben sie sich, um auf ihn loszuspringen und geriethen in die heftigste Wuth; er brauchte sie aber nur anzuspeien, so krochen sie demüthig zurück.

Da die Boxer von Haoussa berühmt sind, so ließ sich Clapperton eine Schaar derselben holen, verbat sich aber jeden ernstern Ausgang. Eine Masse müßiger Zuschauer bildete um den Kampfordner und zwei Trommler einen Kreis: als die letzteren ihren Lärm anfangen, trat der erste Boxer vor, ganz nackt bis auf ein Schurzfell. Stolz, mit angestraften Muskeln und unter allerlei drohenden Stellungen, machte er die Runde in dem Kreise, indem er prahlte: „Ich bin eine Hyäne, ich bin ein Löwe, wer mir ankommt, den schlage ich nieder!“ „Die Zuschauer legten ihm ihre Hände auf die Schultern und wiederholten: „Ja, du bist eine Hyäne, du bist ein Löwe! Gott segne dich!“ — Ebenso kam dann der zweite und dritte, und nachdem etwa zwanzig sich aufgestellt hatten, alle die rechten Fäuste mit Gubga umwunden, traten sie paarweise einander entgegen. Traf es sich, daß zwei Freunde einander gegenüber standen, so legten sie zweimal die linke Brust gegen einander und riefen: „Wir sind Löwen, wir sind Freunde!“ Dann trat für den Einen ein anderer Kämpfer ein. Begann nun der Kampf, so suchte Jeder die Stöße des Anderen mit der geöffneten linken Hand aufzufangen und ihn selbst auf den Magen und unter die Rippen zu treffen. Wer seines Gegners Kopf unter seinen Arm gepreßt halten



Konnte, schlug mit der Faust auf ihn los und stieß ihm mit den Knien nach dem Unterleibe; oft versuchen sie auch in dieser Stellung dem Festgehaltenen ein Auge auszuquetschen. Die heftigsten Stöße versehen sie einander mit der Ferse und oft genug führt ein solcher Fußtritt, der mit Gewalt hinter das Ohr des Gegners gezielt wird, dessen Tod herbei. Clapperton mußte mehrere Paare, die zu hitzig wurden, trennen, und hatte schließlich für den Spaß zweitausend Kauries, d. h. einen Dollar zu bezahlen.

Es ist Herkommen, daß alle Dattelbäume dem Statthalter gehören, ebenso alle Feigenbäume und die zunächst an die Sümpfe angrenzenden Felder. Die Dattelbäume tragen zweimal im Jahre. Die Hauptindustrie der Einwohner ist das Weben und Färben der Baumwolle, welches auf die einfachste Weise geschieht. Die Weiber reinigen die rohe Baumwolle von den Samenkörnern, lockern sie mit knöchernen Kämmen auf und spinnen sie zu Garn. Die Männer weben dieses zu Streifen von drei bis vier Zoll Breite; zwar geschieht dies auf höchst unvollkommenen Webstühlen ohne Schiffchen, doch bringen sie wohl zwanzig bis dreißig Klasten an einem Tage fertig. Der einzige Färbstoff für Baumwollzeuge ist der Indigo. Man stampft die grünen Spitzen der Zweige zu Kuchen zusammen, welche getrocknet zu Märkte gebracht werden und beinahe getrocknetem Torfe gleichen. Diese werden in irdenen Töpfen mit kaltem Wasser aufgelöst und mit einer Lauge von Asche vermischt, zu deren Gewinnung jedesmal der Bodensatz der vorigen Mischung getrocknet und verbrannt wird. Das Gewebe bleibt drei bis vier Tage im Topfe, wird dann getrocknet und gepreßt und endlich auf einem Klope so lange geklopft, bis es glänzend wird. Auch in Kano, wie in Bornu, färben die Frauen Haar und Augenbrauen, so wie Arme und Beine, nebst Händen und Füßen mit Indigo blau; eine so geschmückte Dame sieht aus, als hätte sie dunkelblaue Reitstiefel und Stulphandschuhe an.

Das Gerben des Leders geschieht mittelst des milchigen Saftes einer Pflanze, welcher das Ausgehen der Haare aus dem Felle befördert, und eines Breies von der Bohne einer Mimosenart, die im Arabischen Gurud heißt. Nachher wird das Leder durch Reiben mit den Händen geschmeidig gemacht und durch eine Mischung von Trona und gepulverten Maisblättern roth gefärbt.



Auch die Zähne färben sich die Männer sowohl wie die Frauen, und es gilt für sehr schön, recht rothe Lippen und rothe Zähne zu haben. Hierzu dienen die Blumen des Gurdjebaumes und der Tabakspflanze. Gurunüsse oder Schnupftabak mit Tronä zu kauen ist eine Liebhaberei beider Geschlechter; das Schnupfen kennt man in Haoussa nicht, dagegen ist das Tabakrauchen bei den Männern sehr beliebt.

Die Blindheit ist in Kano so häufig, daß es innerhalb der Stadtmauern ein besonderes Blindenviertel gibt, dessen Bewohner von milden Gaben leben. Die Sklaven ausgenommen wohnt in diesem Bezirke kein Sehender, doch ist derselbe sehr sauber gehalten und die Hütten sind hübsch gebaut.

Die Leichen der Verstorbenen werden in deren Häusern begraben, und nur Reichere pflegen sich dann neue Häuser zu bauen. Die todtten Sklaven dagegen, welche anderswo vor die Stadt geschleift und dort den Geiern und Hyänen preisgegeben werden, wirft man in Kano in die städtischen Sümpfe. Man wagt kaum, zu entscheiden, ob hier die Versündigung gegen die Todten oder gegen die Lebenden die größere ist.

Der Sultan Bello hatte von Saccatu aus den Befehl geschickt, daß der Statthalter von Kano den Reisenden mit allem Nöthigen versehen und durch zuverlässige Führer nach Saccatu bringen lassen sollte. Am 23. Febr. brach daher Clapperton von Kano auf, indem er seinen Diener Jacob als Hüter seines Gepäcks dort zurückließ, und begab sich mit seinem Führer Muhammed Djolli, einem Fellatah von stattlichem Aussehen, auf den Weg. Wiewohl die Regenzeit nun schon seit drei bis vier Monaten vorüber war und er sich zu Kano einen Monat lang jede mögliche Pflege gegönnt hatte, so hatte ihn sein Fieber doch noch nicht ganz verlassen und erschwerte ihm jetzt die Reise nicht wenig. Auch sein Diener Abraham war krank und die beiden Kameele für dasjenige Gepäck, welches er mitzunehmen für nöthig hielt, kaum ausreichend. Er ersuchte daher seinen Freund Hat Salah, der ihn eine Strecke Weges begleitete, ihm ein drittes Kameel nachzuschicken. Djolli führte zugleich den wöchentlichen Tribut des Statthalters von Kano für den Sultan mit sich, welcher in einem schönen Handpferde von der Zucht der Tuareg bestand.

Einige Tage lang ging ihr Weg durch ein waldiges Land mit weniger bebauten Strecken, als es östlich von Kano der Fall gewesen.



Häufig durchschnitt man die breiten unfruchtbaren Streifen, welche die schnell versiegenden Gießbäche in der Regenzeit gebildet hatten, und häufiger noch traf man auf verheerte Städte, die traurigen Spuren der obengedachten jahrelangen Feldzüge gegen die Rebellen. Einen schönen Gegensatz zu beiden bildeten die zierlich gebauten Fellatahöfner in der Nähe von Kadania, umgeben von reichen Tristen mit zahlreichen Heerden von Rindern und Schafen. Der Galadima von Kadania war eben abwesend auf einem Zuge gegen den Rebellen Duntugua. Hier hielt die kleine Karavane eine gezwungene, dem vom Fieber geplagten Clapperton aber höchst willkommene Rast von drei Tagen. El Wordi und der Scherif Hassan, ein Abenteurer aus Tripolis, welcher, wiewohl blind, die Welt durchpilgerte und jetzt mit unseren Freunden nach Saccatu zog, hatten ihre Kameele verloren und mußten einen Tuareg ausschicken, dieselben zu suchen. Da in den nächsten Tagen noch keine Nachricht von letzteren kam, so ließen die Eigenthümer den Befehl für den Boten zurück, ihnen die Thiere nachzubringen, und zogen mit Clapperton weiter. Alle Wadis, welche sie zu überschreiten hatten, waren nach Osten gerichtet, die Ufer felsig und bewaldet, der Boden rother und weißer Thon, mit Kies vermischt und von Schieferbänken durchzogen. In den trockenen Monaten müssen die Anwohner in dem wasserleeren Flußbette einige Fuß tief graben, um Wasser zum Begießen ihrer Zwiebeln und Tabakfelder zu finden.

Am 29. Febr. kamen die Reisenden durch das trockene Bett des Flusses, welcher die Provinzen Kano und Kaschna trennt, des ersten, der seinen Lauf gegen Westen wendet, und hielten um Mittag in der Stadt Duncami. Der Fluß geht von hier durch die Provinz Guber, dann an Saccatu vorüber und fällt vier Tagereisen weiter in der Landschaft Kubbi in den Kowara. Westlich von Duncami wird die Ebene oft von Granitfelsen unterbrochen, und an mehreren Stellen waren die letzteren mit in die Befestigungen hineingezogen. Die Stadt Nata stand wie ein Vogelbauer auf der Spitze eines Felsens, die nächste, Verschi, war eingeklemmt zwischen zwei großen Granitmassen. In der letzteren fanden die Reisenden durch die Umsicht des Führers Djolli vortreffliche Herberge und Lebensmittel in Menge. Bei schönem hellem Wetter ging am 3. März der Weg weiter durch die von den Granitfelsen gebildeten und üppig bewaldeten Thäler. Unter den Felsen sprudelten klare Quellen hervor, und junge Fellatahweiber waren



beschäftigt, Wasser zu schöpfen. Clapperton knüpfte eine Unterhaltung an, indem er einige derselben um eine Kürbisschaale mit Wasser bat; gleich knieten ein paar von ihnen nieder, schöpften und reichten ihm den Trank mit artigem Anstande aufs Pferd, indem sie dabei die schönsten perlengleichen Zähne und die feurigsten schwarzen Augen zeigten. Als Clapperton ihnen mit freundlichen Worten seinen Dank aussprach, waren sie hoch erfreut; „hörst du“, sagte die Eine zu ihren Freundinnen, „wie der weiße Mann mir dankt?“

In dem Dorfe Kagaria, das auf der Höhe eines sanft geneigten Hügels liegt, war es anfangs schwer, Herberge zu finden; endlich ließ sich der Vorsteher, ein alter Fellatah, erbitten. „In Kansa“, sagte er, „behandelt uns der Statthalter nur so von oben herunter; er soll einmal zu uns kommen, wir nehmen ihn gewiß nicht auf. Aber ihr seid Fremde, euch wollen wir ein Haus geben.“ Zum Lohn erhielt der gute Alte eine Turkei, auf welche er nicht wenig stolz war. Bei der Schönheit der Gegend, durch welche die Reisenden jetzt kamen, war Clapperton versucht, sich in einen wohlgepflegten englischen Park versetzt zu glauben; die Hütten der Dörfer lagen malerisch gruppiert zwischen Hügelreihen von Granit, daneben das fruchtbarste Land, Alles überschattet von Bäumen vom üppigsten Wuchse. In einem Walde wurde dann der Weg beschwerlich und gefährlich; der Führer warnte die Diener, sich nicht von der Karavane zu entfernen, da hier häufig Räuber hausten und Niemanden verschonten. Am Abend aber war das Land wieder offen, und die Reisenden fanden in einem Dörfchen gute Aufnahme. Am nächsten Tage ließen sie Zirmi, die Hauptstadt von Zansara, etwas zur Linken liegen, deren Nähe sich durch den starken Verkehr von Menschen und beladenen Lastthieren ankündigte, und folgten eine Strecke weit dem Bette des schon bei Duncami erblickten Flusses. Eine schöne Fernsicht öffnete sich nach Nordwesten, die rothe sandige Rinne entlang. An beiden Seiten erhob sich das Land zu grünen Hügeln, und die Ufer waren mit Zwiebeln, Melonen, Baumwolle und Indigo bepflanzt; hier und da war im Flußbette ein Loch, um für die Weizenfelder Wasser zu schöpfen. Am östlichen Ufer blieb die Stadt Kutri liegen, anscheinend groß und volkreich, mit verschiedenen Färbereien; dann wandten sie sich gegen Westen und erreichten am Ufer eines von Süden herkommenden Flüsschens, welches eine halbe Stunde nördlich sich mit dem erwähnten Flusse



vereinigt, die Stadt Nuoli. Hier wurde Halt gemacht, und Clapperton beschloß, dem Rathe des Statthalters von Kano gemäß, hier die Rückkehr eines Eilboten abzuwarten, welchen er an Sultan Bello abschickte, um von diesem eine tüchtige Bedeckung für die Reise durch die in einem Aufstande begriffene Provinz Guber zu erbitten.

In Nuoli wohnen viele Tuareg; über hundert derselben besuchten Clapperton, da sie gehört hatten, daß er ihre Landsleute in Ghat kennen gelernt habe. Auch die Fellatah und Neger des Ortes kamen schaarenweise, weil sie den Weißen für einen sehr gelehrten Fighi hielten und sich von ihm Amulette schreiben lassen wollten. Clappertons Waschfrau bestand darauf, statt der Bezahlung einen Zauberspruch zu erhalten, welcher die Leute nöthigen sollte, von ihr irdene Töpfe zu kaufen.

Da Clapperton in seinem Befinden wieder die unangenehme Erfahrung bestätigt fand, daß jeder mehrtägige Aufenthalt an demselben Orte ihm Fieber zuzog, so drang er auf Abreise, ohne die erwartete Bedeckung von Saccatu abzuwarten, aber seine Reisegefährten waren zu furchtsam, sich zu entschließen. Erst als ein Fellatahhäuptling mit starkem Gefolge sich ihnen angeschlossen, welcher seine Frau aus dem Hause ihres Vaters in Zirmi abgeholt hatte, wurde die Abreise allgemein beschlossen, und der Ausbruch fand am 13. März statt. Der Häuptling war ein stattlicher Mann, gerühmt wegen seiner Tapferkeit und von angenehmem Wesen, die junge Frau, welche auf einem trefflichen Pferde ritt, war von kleinem Wuchse, aber sehr hübsch und dabei ohne alle Anmaßung. Trotz des zahlreichen Gefolges waren el Wordi und der blinde Scherif noch immer in großer Angst; aber sie wurden bald daraus erlöst, denn schon drei Stunden nachdem sie Nuoli verlassen begegnete ihnen ein Trupp von hundert und fünfzig Reitern mit Trommeln und Trompeten, dessen Anführer in vollem Galopp auf Clapperton zuritt und sich ihm als von Bello an ihn gesandt vorstellte. Sein Herr, fügte er hinzu, sei sehr erfreut, daß der Fremde schon so nahe sei, und heiße denselben durch ihn willkommen. Nun machte die ganze Karavane schon im nächsten Dorfe Halt, um den Reitern nach ihrem anstrengenden Ritte die nöthige Erholung zu gewähren, und am anderen Tage zogen Alle mit großer Schnelligkeit nach Westen, über den fast ausgetrockneten Fluß Fultche, dann durch dichte und verschlungene Wälder auf der Grenze zwischen Guber und Zan-



fara, in denen bis Sonnenuntergang gerastet wurde, und in der Nacht über sandigen Boden durch offenes Land weiter bis zum See Gondami, welchen sie um halb zwei Uhr Morgens erreichten. Die Reiter hielten sich immer dicht an Clapperton, und abwechselnd machte ein Trupp um den anderen die Runde durch die Umgegend, um zu sehen, ob sich nichts Verdächtiges zeige. Die Befürchtung eines Ueberfalls lag nahe genug, denn nur eine Tagereise nördlich von Gondami liegt Kalawawa, damals der Heerd der Empörung. Darum wurde nur so lange angehalten, bis die Kürbisse und Schläuche gefüllt waren, und dann ging es wieder in größter Eile vorwärts über einen Höhenzug, welcher gegen Nordosten strich. Die Erschöpfung der Leute und besonders die Rücksicht auf die sehr ermüdete Frau des Häuptlings machten um Mittag einen Aufenthalt von einer halben Stunde nöthig, an einem ausgetrockneten Brunnen, neben welchem häufige Spuren von Elephanten, aber keine von Löwen sichtbar waren, und erst um acht Uhr Abends kamen sie nach einem beschwerlichen Herabsteigen von den Höhen ganz erschöpft an den Brunnen von Kamun an. Clapperton bestellte sich etwas Kuskus, sank aber, während er darauf wartete, in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst um Mitternacht erwachte. Die Speise stand neben ihm und mundete ihm jetzt, wie kaum je zuvor eine Mahlzeit. Auch die Hüter der Kameele hatten dem Schläfe nicht widerstehen können, und die Thiere hatten sich indeß verlaufen. Die Reiter aber, in jeder Beziehung gefällig und dienst-eifrig, brachten dieselben schon vor acht Uhr wieder zusammen. Clapperton belohnte sie nach Verdienst und schenkte dem Anführer und jedem seiner beiden ersten Offiziere einen Kasten von baumwollenem Zeuge, ein Messer, eine Tabaksdose, einen Spiegel, ein Rasirmesser und ein-niges Gewürz.

Unter Trommelschlag und Trompetenschall zog nun der „Diener des Königes von England“, wie ihn der Brief des Scheichs bezeichnete, in seiner goldbesetzten Lieutenantsuniform, weißen Hosen, seidenen Strümpfen, türkischen Pantoffeln und mit einem Turban auf dem Haupte der nur noch einige Stunden entfernten Hauptstadt zu. Bald erblickten sie dieselbe vor sich, die Straßen waren gedrängt voll von Leuten, die zu Markte gingen, ein Bote des Sultans erschien, um den geehrten Gast willkommen zu heißen, und um Mittag zog Clapperton, von einer unabsehbaren Menge Volkes umgeben und



begrüßt, in Saccatu ein. Der Sultan war auf einer Nazzia abwesend und sollte erst am Abend wieder kommen; indeß war in jeder Weise gut für die Fremden gesorgt. Man gönnte ihnen dann Ruhe, und am Abend kam der Gadabo Simnu Bona Lima, um die Rückkehr seines Herrn zu melden.

Am Morgen des 17. März ward Clapperton vor denselben beschieden. Der Palast Bellos lag an einem großen viereckigen Platze, zu welchem mehrere Straßen führten. Clapperton wurde durch mehrere Kuzis geführt, welche als Wächthäuser dienten, und stand nun vor Bello, dem großen Sultan des mächtigsten Staates von Afrika. Er war ein Bierziger, von jugendlich kräftigem, edlem Aussehen und mehr als mittlerer Größe; ein schwarzer Bart, kurz und stark gekräuselt, umschloß den kleinen Mund, und über der griechisch geformten Nase und ein paar großen schwarzen Augen erhob sich die schöne ausdrucksvolle Stirne. Er trug eine hellblaue Tobe und einen weißen Turban von Mouffelin, dessen Shawl ihm zugleich, nach Art der Tuareg, Nase und Mund verhüllte. Er saß auf einem Teppiche zwischen zwei Pfeilern, welche das Dach von Stroh stützten. Wände und Pfeiler waren nach maurischem Geschmacke blau gemalt; an der hinteren Wand standen ein paar Armstühle mit eisernen Lampen, dazwischen ein Feuerschirm, auf welchen ein Blumenstrauß gemalt war. Bello hieß den Reisenden herzlich willkommen und fragte, ob er die Reise gut ertragen habe, wandte sich aber dann sogleich zu ernsteren Gesprächen. Er erkundigte sich nach den christlichen Parteien Europas und wünschte zu wissen, ob die Engländer Nestorianer oder Socinianer seien. Clapperton befand sich in nicht geringer Verlegenheit; was wußte der englische Seelientenant von jenen alten Secten, deren Namen er kaum hatte nennen hören! Er entgegnete, die Engländer seien Protestanten. „Was sind Protestanten?“ fragte Bello. Ich versuchte, erzählt Clapperton weiter, ihm, so gut es gehen wollte, zu erklären, daß wir vor dritthalb Jahrhunderten protestirt hätten gegen den Aberglauben und die Mißbräuche der damals herrschenden Kirche und seit jener Zeit uns strenge an „das Buch unseres Herrn Jesu“, d. h. das neue Testament hielten; daher komme der Name. Er legte mir noch andere theologische Fragen vor, bis ich mich endlich genöthigt sah, zu erklären, ich sei in den religiösen Spitzfindigkeiten nicht be-



wandert genug, um sein Examen zu bestehen, und müsse so etwas gelehrteren Leuten überlassen.

Nun kam ein anderes schwieriges Capitel. Bello hieß die Bücher des Weißen herbeibringen, welche die Fellatah bei Mussia erbeutet hätten. Nach einigen spöttischen Bemerkungen über die alberne Razzia des getödteten Bu Khalum sagte er: „Ich bin überzeugt, der Pascha von Tripolis wird mich nicht mit der einen Hand schlagen wollen, indeß er mir mit der anderen Geschenke bietet; wenigstens ist es eine sonderbare Art, unter Freunden so zu handeln.“ Dann fragte er plötzlich: „Aber was hatte dein Freund mit diesem Zuge zu schaffen?“ Clapperton versicherte, Denham habe aus reiner Wißbegierde den Bu Khalum begleitet, um das Land kennen zu lernen. Darauf gab Bello in der freundlichsten Weise die indeß herbeigebrachten Bücher an Clapperton zurück, unter denen sich zum Glück auch Denhams Tagebuch befand. Doch mußte Clapperton ihm, ehe er entlassen wurde, erst den Inhalt der übrigen Bücher angeben — es waren Bacon's Essays, ein Seckalender, und zwei Nummern der Edinburgh Review — und etwas daraus vorlesen. Der Sultan fand die englische Sprache sehr wohlklingend.

Am Nachmittage ging Clapperton wieder in den Palast, begleitet von dem Gadado, von Muhamed el Wordi und Muhamed Gamsu, dem vornehmsten Araber in Saccatu, an welchen er durch Hat Salah empfohlen war. Er überreichte im Namen des Königes von England seine Geschenke, nämlich zwei Blunderbüchsen (kurze Musketen mit weiter Mündung), reich mit Silber ausgelegt, Pistolen mit Doppel-läufen, einen Taschencompaß, ein gesticktes Wams des Dr. Dudney, einen scharlachrothen Burnuß mit silbernem Besatz, ein Paar scharlachrothe Hosen, dreißig Ellen rothes Seidenzeug, zwei weiße, zwei rothe und zwei golddurchwirkte ägyptische Shawls zu Turbanen, ein Pfund Gewürznelken und Zimmet, drei Kisten mit Schießpulver, Schrot und Kugeln, drei Rasirmesser, drei Spiegel, drei Schnupftabaksdosen, ein Fernglas und endlich ein großes englisches Theebrett, auf dem die kleineren Sachen lagen. Bello betrachtete ein Stück nach dem anderen mit großer Aufmerksamkeit; besonders gefiel ihm das Fernglas und der Compaß, mittelst dessen er, wie ihm Clapperton bemerkte, jederzeit Osten auffinden könne, um sich beim Veten dahin zu wenden. „Alles ist wunderbar“, rief er aus, „aber die größte Merk-



würdigkeit von Allem seid ihr Engländer selbst! Was kann ich dem Könige eines solchen Landes geben, das ihm lieb wäre?" Clapperton bemerkte, daß sein König sehr zufrieden sein würde, wenn Bello zur gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels mitwirkte, und belehrte den verwunderten Sultan, daß jeder Sklave, sobald er England beträte, durch englische Gesetze ein freier Mann sei, daß man dort zu Diensthöten, ja zu Soldaten freie Menschen verwende. „Gott ist groß!" rief Bello erstaunt, „ihr seid ein herrliches Volk!" Als er den Brief des Scheichs von Bornu gelesen, versprach er auch sogleich, seinem Gäste zur Reise nach Jaouri und Nyffi behülflich zu sein.

Auch die Bewohner der Stadt versäumten es nicht, den seltsamen Fremdling zu besuchen, anzustarren und mit den naivsten Fragen zu überhäufen. Regnet es auch bei euch? Habt ihr in eurem Lande auch Weizen? Habt ihr Ziegen, Schafe, Pferde? Warum seid ihr hiehergekommen? Nach und nach wurden unserem Reisenden die Antworten auf solche Erkundigungen geläufig, mehr als die Erläuterungen, welche der überlegene Verstand des Sultans verlangte.

Bei seinen wiederholten Besuchen im Palaste mußte Clapperton den „Sonnen Spiegel" mitbringen, wie Bello den Sextanten bezeichnete. Behufs der Erklärung zeigte jener zuerst das Planisphärium vor, auf welchem Bello sogleich die Zeichen des Thierkreises, viele Sternbilder und einzelne Sterne erkannte und mit ihren arabischen Namen benannte. Nun wurde der „Sonnen Spiegel" selbst in Augenschein genommen, und das Teleskop, welches alle Gegenstände auf den Kopf stellte, erregte allgemeines Erstaunen; voll Entsetzen wichen Alle aus, als Bello auch einen Menschen durch das Rohr zu betrachten wünschte, und athemlos sahen sie auf Clapperton hin, als dieser ohne Bedenken das magische Instrument auf sich richten ließ. Jetzt wünschte der Sultan zu sehen, wie vermittelt desselben eine Beobachtung angestellt würde. Da der Schlüssel zu dem Kasten des künstlichen Horizontes verlegt war, so erbat sich Clapperton, um denselben zu öffnen, ein Messer, und da das ihm gegebene zu klein war, forderte er unvorsichtig genug einen Dolch. Hestig erschreckt griff Bello nach seinem Schwerte, zog es halb aus der Scheide und legte es vor sich hin, indem er zitterte wie ein Espenblatt. Jetzt erkannte Clapperton, welchen Verstoß er gemacht, war aber klug genug, anscheinend unbefangen mit dem ihm gereichten Dolche den Kasten zu eröffnen, den Dolch zurück



zu geben und den Horizont aufzustellen, als wenn nichts geschehen wäre. Offenbar hatte sein Leben an einem Haare gehangen. Jetzt trat Bello herzu, gleichfalls beruhigt, beobachtete die Sonne, auch die Anderen schauten durch das Rohr und in den Quecksilberspiegel, und Clapperton wurde gnädig entlassen. Am Abende schickte ihm der Sultan ein Schaf, eine Kameelladung Weizen und Reis, einige Bataten und Feigen von vorzüglichem Geschmacke.

Schon wieder stellten sich Fieberanfälle mit Kopfschmerz und Erbrechen bei Clapperton ein; aber er hatte keine Zeit, krank zu sein. Er durfte seinen einflußreichen neuen Freund, den Araber Muhamed Gamsu, nicht vernachlässigen, und nahm, als er dessen Besuch erwiderte, der von Hat Salah erhaltenen Weisungen eingedenk, ein beträchtliches Geschenk für denselben mit. Dafür versprach ihm Gamsu einen Brief an seinen Freund, den Sultan von Jaouri, bei welchem er in derselben Zeit zum Besuche gewesen war, wo Park bei Bussa seinen Tod fand. Er erzählte auch einzelne nähere Umstände des tragischen Ereignisses ähnlich, wie früher Amadi Fatuma sie mitgetheilt hatte, wußte indeß nicht anzugeben, weshalb der Reisende angegriffen worden sei; der Sultan sei ihm wohlgesinnt gewesen. Eines von den im Boote vorgefundenen Büchern, in Wachstuch eingewickelt, befände sich noch im Besitze des Sultans. Auch von der Mündung des Quorra oder Rowara wußte Gamsu, der drei Jahre lang in Jarriba als Gefangener gelebt hatte, zu erzählen; der Fluß falle, sagte er, bei Funda in das Meer, unterhalb der Stadt Raka, eines großen Handelsplatzes für den Verkehr zwischen der Küste und dem Inneren, wo alle Arten europäischer Waaren auf den Markt kämen. — Die zinnernen Schüsseln, auf denen Clapperton täglich aus Bellos Küche seine Mahlzeit erhielt, trugen in der That den Londoner Stempel, und ein größeres Stück Fleisch wurde ihm einmal in einem englischen Waschbecken aufgetragen.

Raum war er von seinem Besuche bei Gamsu zurück, so ließ ihn der Sultan holen. Diesmal war dessen Mittheilung sehr unerschütterlicher Art, denn er eröffnete dem Reisenden, daß die Reise nach Nyffiboch auf Schwierigkeiten stoße. Der nähere Weg sei von Feinden besetzt, auf dem längeren würde er durch die Regenzeit gezwungen werden, sich in einem Lande aufzuhalten, das in offener Empörung begriffen sei. Er möge es reiflich erwägen. Mißmuthig verließ ihn



Clapperton, und da er überzeugt war, daß die Intriguen der Araber im Spiele seien, welche den Markt nicht mit den Engländern theilen und diese daher nicht den Weg nach der Küste finden lassen wollten, so suchte er Gamsu selbst auf, welcher eben zum Sultan ging. Diesem sprach er seine Verwunderung über den Sinneswechsel des Herrschers aus, und wie erwartet, wurde er selbst in der nächsten Stunde zum Sultan bestellt. Er fand Gamsu dort, wurde aber mit gewohnter Freundlichkeit empfangen. Nochmals versicherte Bello, daß nur Sorge für sein Wohl ihn leite, in wenigen Tagen hoffe er Nachricht zu erhalten über den Zustand der westlichen Bezirke, die jetzt eben durch ein Heer verwüstet würden. Zugleich zeichnete er den Lauf des Rowara in den Sand und bestätigte die Möglichkeit, in der Regenzeit zu Schiffe durch eine seiner Mündungen in das Innere des Landes zu gelangen. Die alte Mündung bei Funda sei versandet, jetzt münde der Fluß einige Tagereisen weiter südlich, in der Regenzeit aber ströme er durch den alten Canal in das Meer. Dann ging er näher auf den Plan ein, daß ein englischer Consul nach Saccatu kommen solle, auch ein Arzt, um Bellos Unterthanen in seiner Kunst zu unterrichten.

Clapperton erklärte das Alles für wohl ausführbar, wenn nur Bello ernstlich auf die Wünsche des Königes von England eingehen und insbesondere den Transport von Sklaven durch sein Land nach der Küste verbieten wolle. Dann würden die Engländer ihre Waaren bringen und Erzeugnisse seines Landes, Senna, Gummi, Wachs, Häute, Indigo und Elfenbein dafür eintauschen. Hierdurch und durch den Handel nach den übrigen Negerreichen würden seine Unterthanen bereichert und er selbst der Beherrscher des mächtigsten und blühendsten Reiches werden. „Ich will dem Könige von England einen Platz am Meere geben“, sagte Bello, „dort eine Stadt zu bauen, von da aber muß eine Straße nach Naka angelegt werden, der Fluß ist nicht überall wohl fahrbar.“ „Gehört denn alles Land dir, bis zum Meere?“ fragte Clapperton. „Ja“, entgegnete Bello, „Gott hat alles Land der Ungläubigen in meine Hand gegeben.“ Das war eine Antwort, die keinen Widerspruch zuließ. — Ueber Mungo Park machte Bello die Bemerkung, daß derselbe zur Regenzeit sehr wohl würde das Meer haben erreichen können, während in der trockenen Jahreszeit bei Bussa, wo der Rowara sich in drei Arme spalte, nur eine einzige schmale



Stelle die Durchfahrt gestatte. Eine Flinte aus Parks Boote habe er selber besessen, sie sei ihm aber kürzlich zersprungen; ein kleines gedrucktes Buch habe sein Vetter Abderrahman, der augenblicklich in Nyffi sich aufhalte, die anderen Bücher besitze der Sultan von Jaouri, der ihm selber tributpflichtig sei. Bello versprach, Alles zu thun, damit diese Bücher an Clapperton ausgeliefert würden.

Wie Gamsju später erzählte, war Bellos Stimmung den Arabern keineswegs günstig; dieselben suchten ihn bei jeder Gelegenheit zu über-  
vorthellen, und Bu Khalums Bruder Hadji Ali, welcher ein falscher Freund auch für unsere Reisenden gewesen war, stand in tiefer Ungnade, da er im vorigen Jahre, nachdem er seinen Bruder und die Engländer in Kufa zurückgelassen und mit der Kafla nach dem Sudan gezogen war, von den Geschenken des Pascha von Tripolis an den Sultan Bello allerlei unterschlagen und vertauscht, ja im Briefe des Pascha die bezüglichlichen Stellen gefälscht hatte. Hierzu kam die Nachricht von seines Bruders tollem Einfalle in das Gebiet des Sultan, um ihn gänzlich in den Augen des letzteren herabzusetzen.

Auch viele angesehenen Männer in Saccatu, welche Clapperton besuchten, riethe demselben entschieden ab, nach Jaouri zu gehen, es würde sein Verderben sein. Bello meine es gut mit ihm; statt in fünf Tagen würde er jetzt besten Falls erst in zwölf Tagen dahin gelangen, in Jaouri aber habe die Regenzeit schon begonnen und das Land sei voll von Feinden.

Auch die Diener dachten mit Entsetzen an eine Reise nach dem entfernten Westen in so gefährlicher Zeit. Besonders waren es die Araber, die den letzteren zusetzten und versicherten, der Sultan von Jaouri würde sie alle zu Sklaven machen. Daher vermied Clapperton überhaupt und besonders in seinen Unterhaltungen mit Bello Alles, was die Eifersucht der Araber hätte rege machen können.

Zwar verhiess ihm Bello bei den nächsten Unterhaltungen, in denen er auf das Angelegentlichste die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit England besprach, ihm einen Führer nach Jaouri zu geben, doch werde er in sechsundzwanzig Tagen zurückkehren müssen, denn das Volk in Jaouri sei zu unzuverlässig. Clapperton erkannte vollkommen, daß man ihn nicht würde dahin reisen lassen; hier Bellos Bedenkllichkeiten, dort die Warnungen seines Fighi, eines Arabers aus Tuat, dann wieder die Winkelzüge el Wordis, der so weit ging, zu



erklären, daß auch der Scheich von Bornu diese Reise nicht wünsche, — Alles gab ihm die Ueberzeugung, daß die Araber ihren ganzen Einfluß benutzten, um dem Bello Argwohn gegen die Engländer einzufößen. In einer Unterredung, bei welcher nur ein schwarzer Sklave zugegen war, machte er den Sultan darauf aufmerksam, wie die Lage seines Reiches ganz und gar dazu geeignet sei, sich den ergiebigsten Handel im Innlande, und durch den Erwerb eines Küstenstriches und durch Anlegung eines Seehafens auch den Handel zur See zu sichern, ja, selbst Schiffe zu bauen, da seine Unterthanen durch die Engländer an der Küste in allen dazu nöthigen Handtirungen unterrichtet werden könnten. Nur müsse er feste Verträge mit England schließen. Dann würde er in sechs Monaten die Fahrt zur See nach Mecca und zurück machen können, die jetzt gar nicht möglich sei. Einige Tage nachher ließ ihn der Sultan wieder holen, angeblich um seinen englischen Sattel zu sehen; von ähnlichen Sätteln habe er in alten arabischen Büchern gelesen. Aber el Wordi war bei ihm, und nach einigen unwichtigen Gesprächen kam wieder die Rede auf das englische Consulat.

Bello bestand auf seinem Wunsche, ein Consul und ein Arzt möchten sich in Saccatu niederlassen, auch möchte der König von England ihm Flinten und Raketen schicken, aber er wünsche dieselben über Tripolis und Bornu zu erhalten, el Wordi werde für die Ueberbringung sorgen. Der letztere saß wie auf Kohlen, als Clapperton entgegnete, daß die Uebersendung solcher Gegenstände nur zur See über Naka, oder gar nicht erfolgen würde. Wie denn der Scheich so unflug sein könne, solche Gegenstände durch sein Land gehen zu lassen. Offenbar hatte el Wordi falsch gespielt. Bello bemerkte, nach der Regenzeit könne er den Reisenden wohl zu dem Statthalter von Zegzeg schicken, daß ihn dieser an die Küste bringen lasse; dann fragte er nach den englischen Zeitungen, die Clapperton besitze. Als dieselben geholt waren und er hörte, daß täglich viele Tausende gedruckt würden, äußerte er laut seine Verwunderung über ein solches Volk, dann aber ließ er sich vorlesen und befragte Clapperton scharf über die englische Politik. Ob sich auch andere Christen mit den rebellischen Griechen verbunden hätten? — Verlegen wich der Engländer aus. In Algier hätten ja die Engländer mit den Muhamedanern Krieg geführt und viele Gläubige erschlagen. Clapperton konnte hier mit gutem Gewissen die Gewaltthatigkeiten der Algerer gegen die Europäer



und die steten blütigen Thronwechsel in ihrem Lande als Grund hinstellen. Aber nun kam ein gefährliches Capitel. „Ihr seid ein ausgezeichnetes Volk, von allen christlichen das stärkste, ihr habt ganz Indien unterjocht.“ Vorsichtig entgegnete Clapperton: „Wir haben Indien unter unseren Schutz genommen und dort gute Gesetze gegeben. Auch andere muhamedanische Staaten haben sich freiwillig unter unseren Schutz begeben, da sie wissen, daß wir nie die bürgerlichen und religiösen Rechte eines anderen Volkes schmälern und die Gesetze unter allen Secten mit gleicher Gerechtigkeit handhaben. Mein König,“ setzte er hinzu, „hat eben so viele muhamedanische Unterthanen, wie der Großherr selber!“

Da Bello abermals den Lauf des Kowara in den Sand zeichnete, so bat ihn Clapperton, ihm durch einen seiner Gelehrten den Lauf des Flusses auf ein Stück Papier zeichnen zu lassen, und Bello versprach das, indem er wiederholte, daß der Kowara zur Regenzeit bei Junda ins Meer flösse, an der Seeküste aber läge die Stadt Tagra, wo einer seiner Unterthanen aus Kaschna, Muhamed Mischni, herrschte. Wirklich erhielt Clapperton die Karte, aber sie enthielt die Mündung des Flusses nicht, auch nicht die Stadt Junda, vielleicht deßhalb, weil diese nicht, wie Bello gerühmt hatte, an der Mündung liegt, sondern mehr als zweihundert Meilen oberhalb derselben, nahe der Mündung des großen Nebenflusses Vinue.

Ein Ausrufer ging an diesem Tage durch die Stadt, um bekannt zu machen, daß ein Kriegeszug gemacht werden solle. Wo er stehen blieb, rief er zuerst: „Dies ist des Sultans Wille!“ Das Volk erwiderte: „Was der Sultan befiehlt, ist gut, wir wollen es erfüllen!“ Nun kam die Verordnung mit dem Zusatze, daß jeder Krieger sich mit Lebensmitteln für acht Tage zu versehen habe. Bello nahm am Abende noch Abschied von Clapperton, bat ihn, nicht ungeduldig zu werden, und setzte hinzu, daß es ihm während seiner Abwesenheit, die nur fünf Tage dauern würde, an nichts fehlen solle. Um acht Uhr Abends ging er mit dem Heere ab.

Während Bellos Abwesenheit bemühte sich dessen Bruder Atiko auffallend um Clappertons Freundschaft und lud denselben zu sich ein, um einige Sachen in Augenschein zu nehmen, welche von dem Engländer bei Musfia erbeutet worden seien. Zu rechter Zeit erfuhr Clapperton, daß Atiko bei Bello in die tiefste Ungnade gefallen sei



durch einen Versuch, sich an dessen Statt des Thrones zu bemächtigen. Er besuchte denselben darum erst, als Bello zurückgekehrt war, und kaufte dann einige Denham gehörige Kleidungsstücke und eine verdorbene Uhr, sowie einzelne andere Kleinigkeiten für fünftausend Kauries zurück; einen zerbrochenen Sextanten, welchen Atiko für pures Gold hält, ließ er demselben gern.

Der Prinz, da er seine ehrgeizigen Pläne scheitern sah, lebte in einiger Zurückgezogenheit und beschäftigte sich mit der Zucht von Zibethfäzen, deren er zweihundert besaß. Jedes Thier hatte seinen eigenen Käfig, da sie sehr wild sind; Clapperton sah einige derselben; sie sind von der Schnauze bis zur Schwanzspitze etwa vier Fuß lang und ähneln jungen Hyänen, nur daß sie etwas gestreckter sind. Ihr Futter besteht aus gestoßener Hirse und getrockneten Fischen, woraus man Klumpen macht. Einen um den anderen Morgen nimmt man ihnen den Zibeth mit einer Muschelschale, indem das Thier in eine Ecke getrieben und ihm der Kopf mit einem Stocke festgehalten wird. Auch hiervon wollte ihm Atiko einige verkaufen, doch fühlte Clapperton keine Neigung, in so wohlriechender Gesellschaft zu reisen.

Atiko war ein kleiner hagerer Mann, mit vollem Gesichte und einer Affenphysiognomie, und sprach sehr leise und abgemessen. Die Fellatah versicherten, er sei rechtlich, aber geizig und grausam; „wäre er Sultan“, sagten sie, „so würden im Sudan die Köpfe fliegen!“

Auch mit Hadji Ali hielt es Clapperton für gerathen, nur mit der äußersten Behutsamkeit zu verkehren. Derselbe war seit einiger Zeit in Saccatu und suchte sich dadurch einen guten Empfang bei dem Sultan zu sichern, daß er den Reisenden bei einem Besuche begleitete. Aber der Sultan, so freundlich er sich gegen Clapperton bewies, würdigte den Hadji Ali keines Blickes. Clapperton erwiderte keinen von Hadji Alis Besuchen und gab die Geschenke, welche der letztere ihm schickte, sogleich den Armen.

Unangenehmer war der Verkehr mit dem Gadado, des Sultans Schwager, und mit dessen Bruder Muhamed Mudi, zwei Fellatah von vortrefflichem Charakter. Der erstere zog Clapperton mit Vorliebe an sich und ertheilte ihm manchen Rath. Dagegen nahm er das gebildete Urtheil des Europäers zu Zeiten in Anspruch, unter anderm bei dem Bau einer Moschee, welche er auf eigne Kosten auführen ließ. Der Baumeister, ein Neger aus Zegzeg, hatte aus den



Papieren und Zeichnungen seines Vaters, welcher in Aegypten gewesen war, die maurische Bauart studirt und versuhr nicht ungeschickt. Damit der Bau vor dem Ahamadan beendet würde, blieb der Gaddado in Saccatu zurück, als Bello einen zweiten Kriegszug unternahm. In dieser Zeit traf ihn wiederholt häusliches Unglück, denn er verlor in zehn Tagen zwei seiner Kinder. Eines, das sein Bruder Muhammed Mudi adoptirt hatte, würde dessen Erbe geworden sein, — ein Vorzug, welchen bei den Fellatah das adoptirte Kind vor den eigenen Kindern genießt, — und das andere war sein Lieblingssohn von Bellos Schwester. Clapperton fand beide Brüder in der tiefsten Trauer, sie saßen schweigend, murmelten nur zuweilen Sprüche aus dem Koran vor sich hin, und beugten sich in ihrem stummen Schmerze der Fügung Allahs.

Als Clapperton eines Tages mit des Sultans Fighi vor seiner Thüre im Schatten saß, kam ein Mensch von widerwärtigem Aussehen, mit teuflisch grinsender Miene, und setzte sich dicht vor ihm nieder. Es war, wie der Fighi sagte, der Scharfrichter, der in gleicher Weise den vornehmsten Leuten in Saccatu seinen Besuch zu machen pflegte und von Niemandem unbeschenkt entlassen wurde. Clapperton ließ ihm vierzig Kauries geben und verbat sich voll Abscheu jeden weiteren Besuch. Dann erzählte ihm der Fighi, der Scharfrichter stamme aus Jacoba, wo er sich durch Enthauptung seines Bruders, des früheren Scharfrichters, seinen Ehrenposten verdient habe; von da habe ihn Bello vor vier Jahren nach Saccatu kommen lassen, um bei der Enthauptung von zweitausend Tuareg mitzuwirken, welche in Verbindung mit den Rebellen von Guber einen Plünderungszug in das Land gemacht hatten und dabei gefangen worden waren. Das Köpfen ist die gebräuchliche Todesstrafe für Muhamedaner, Heiden werden gespießt oder gekreuzigt, und solche unglückliche Opfer ringen oft drei Tage lang mit dem Tode.

Mehrere Male, während Clapperton in Saccatu lebte, kam die Nachricht, daß Karavanen überfallen und geplündert worden waren, bald von den Guberiten, bald von den Tuareg; auch hatte eine Schaar der letzteren die Stadt Abia, sechs Tagereisen nördlich von Saccatu, erobert und geplündert. Daher wurde die Verordnung erlassen, daß sämtliche Tuareg des Stammes Kilgris, zu welchem die Räuber gehörten, bei Todesstrafe Bellos Gebiet zu verlassen hätten.



Aber so unsicher die Gegend sein mochte, Clapperton drängte endlich auf Abreise; seine Gesundheit war durch unablässige Fieberanfälle zu sehr geschwächt, um der Regenzeit in Saccatu widerstehen zu können, und die Hoffnung, nach dem Kowara zu reisen, war ohnehin gänzlich gescheitert. Er war daher froh, daß sein Wunsch, nach Bornu zurückzureisen, bei Bello keinen Widerspruch fand.

Bei den letzten Besuchen, welche er dem Sultan machte, wurde er in die inneren Gemächer der Residenz geführt; Bello's Thronsaal war ein schönes Zimmer in einem viereckigen Thurme, dessen Decke in einer Kuppel bestand, von acht Bogen getragen, welche in der Mitte in einer glänzenden Kupferplatte zusammen liefen. Jedesmal wiederholte Bello den Wunsch, daß ein Consul und ein Arzt in Saccatu wohnen möchten, und daß dann Tuch, Gewehre und Schießpulver aus England eingeführt würden. Sofern der König von England hierin willige, so würde er zur bestimmten Zeit eine Bedeckung an die Küste senden, um die Engländer und die für ihn bestimmten Gewehre nach Saccatu bringen zu lassen. Da Clapperton eine Frist von wenigen Monaten für ausreichend erklärte, nach deren Verlauf die englische Gesandtschaft schon an der Küste eintreffen könne, so schlug Bello vor, er wolle zwei Boten in einem von Clapperton zu bestimmenden Orte warten lassen, und sobald diese ihm die Ankunft der Engländer melden, würde er die Bedeckung an das Meer schicken.

Als Clapperton seine Anstalten zur Abreise traf, war der Anfang des Fastenmonates Rhamadan; Alles beeiferte sich, seine Frömmigkeit und Enthalttsamkeit zur Schau zu tragen, die Vornehmen verließen ihre Wohnung nur, um Abends öffentlich zu beten, die Frauen ließen sich kaltes Wasser über Kopf und Rücken gießen, damit man daraus auf den gewaltigen Durst schließen möchte. Denn je stärker der überwundene Feind, je gewisser ist den Gläubigen das Paradies. Clapperton traf indeß seine Zurüstungen zur Abreise, löhnte seine Diener ab und ging dann, um von seinem mächtigen Freunde Abschied zu nehmen. Bello war eben in der Moschee, und Clapperton mußte zwei Stunden warten, bis er herauskam. Dann folgte er ihm von ferne bis an die Thüre des Palastes; dort faßte ihn eine alte Sclavin an der Hand und brachte ihn durch viele dunkle Gänge, Treppe auf und Treppe ab, in das entlegene und versteckte Gemach, in welchem sich Bello allein befand. Hier erhielt Clapperton aus den Händen des



Sultans einen eigenhändigen Brief desselben an den König von England, mit Versicherungen seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen die englische Nation. Als er dem Reisenden früher die Karte seines Landes einhändigte, hatte er ihn nach dem Namen und Titel seines Königes fragen lassen. Er wiederholte jetzt seinen Wunsch, daß dauernde Verbindungen mit England angeknüpft werden möchten, und erinnerte Clapperton, ihm ja zu schreiben, um welche Zeit die Abgesandten aus England an der Küste sein würden. Hierauf sprach er das Fatah, betete für Clappertons glückliche Ankunft in England und baldige Rückkehr nach Saccatu, und sagte dann seinem Gaste ein herzliches Lebewohl. Auch von seinen übrigen Freunden, namentlich dem guten alten Gadado, nahm Clapperton nicht ohne Nührung Abschied; der Bruder des letzteren schloß sich sogar der Bedeckung an, welche die Reisenden durch die empörten Provinzen bringen sollte.

Die Stadt Saccatu, welche Clapperton jetzt verließ, um sie dreißig Monate später wieder zu betreten, ist wohl die volkreichste aller von ihm besuchten Städte des inneren Afrika. Sie wurde von den Fellatah um das Jahr 1805 erbaut, als dieselben Guber und Zansara erobert hatten; der Name bedeutet Kastplatz. Die Mauern derselben baute Sultan Bello im Jahre 1818 nach dem Tode seines Vaters Hatman Danfodio, des Eroberers, welcher den Namen der Fellatah berühmt und gefürchtet machte. Die Häuser stehen nicht zerstreut, wie die anderer Negerstädte, sondern in Reihen und bilden gerade Straßen; sie sind aber nebst den zugehörigen Kuzis mit hohen Mauern umgeben, viereckig gebaut und mit flachen Dächern versehen. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren die großen Röhren von gebranntem Thon, welche von den Dachrinnen vorspringen und den Regen ableiten; sie gleichen fast einer Reihe von Kanonen. Die Einwohner sind meistens Fellatah, und neben ihnen giebt es zahlreiche Sklaven, welche anstatt ihrer zu arbeiten bestimmt sind. Die letzteren sind Weber, Schuhmacher, Eisenarbeiter, Baumeister, Ackerleute, Hirten, und werden je nach ihrer Kunst beschäftigt. Auch Freigelassene kehren selten in ihr Vaterland zurück, sondern bleiben neben ihrem alten Herrn wohnen und bringen demselben alle Jahre einen Theil ihres Erwerbes als freiwilliges Geschenk. Der Handel von Saccatu, obwohl zeitweilig gelähmt durch die kriegerischen Unruhen, ist von großer Bedeutung für den Sudan und reicht einerseits durch Nyffi bis an das Meer,



andererseits durch Bornu bis über die Wüste hin nach Murzû und Tripolis, Ghadames und Tuat. Ausgeführt wird Zibeth, blau gewürfelte Toben und Gurunüsse, welche aus dem Sudan geholt werden; Gegenstände der Einfuhr sind grobe Kleiderstoffe und Schüsseln von Kupfer und Zinn, welche über Noffi kommen, ferner Seide, Rosenöl, Gewürze, Glasperlen u. dgl., welche die Araber aus Tripolis bringen. Die Tuareg holen sich Hirse für ihr Salz. Außerdem füllen große Schaaren von Sklaven den Markt.

Die Rückreise durch die empörten Provinzen war voll Gefahren, und wenn gleich den Reisenden keine Feinde aufstießen, so verursachte doch die Hast, mit welcher die Karavane das unwegsame Land durchzog, hier den Weg verlor, dort den Feinden fast in die Arme lief, sowie die Anstrengung und die Entbehrungen nicht geringe Leiden. Neun Menschen starben vor Entkräftung, mehrere der besten Thiere fielen, die ganze Karavane gerieth in Auflösung, und erst während der Nachtruhe am Flusse Fultsche, drei Tage nach der Abreise, fand sich der Zug wieder zusammen. Von Quoli aus wandte sich derselbe südwärts, um Zirmi zu berühren, die Hauptstadt der Provinz Zanzara. Diese Stadt liegt auf einem Hügel, welcher von einem kleinen Flusse fast rings umschlossen wird; die hohen und steilen Ufer sind mit Mimosen und stacheligen Büschen bedeckt, durch welche ein schmaler geschlängelter Pfad zu den Stadthoren führt. Die aus Lehm aufgebaute Mauer hat eine Höhe von etwa dreißig Fuß. Zirmi gilt als eine Art von Asyl für entlaufene Sklaven aus allen Gegenden Haouffas, und die Stadtbewohner sind als die ärgsten Schurken berüchtigt.

Durch ein offenes, gutangebautes Land, dessen Boden zuerst aus rothem Thon mit gelben Quarzstückchen und Glimmerschiefer untermengt, weiterhin dagegen aus schwarzer Erde bestand und von langen Reihen von Syenitblöcken durchzogen war, kamen die Reisenden nach dreitägiger Reise am 13. Mai nach Kaschna oder Katsena. Hadji Achmet, der vornehmste der hier wohnenden Araber, kam dem mit mächtigen Empfehlungen versehenen Engländer überaus artig entgegen, hieß denselben ein Haus auswählen, in welchem er zu wohnen wünschte, und erlaubte ihm sogar, sein Serail zu besuchen. Es waren gegen fünfzig schwarze Mädchen beisammen, und Hadji Achmed bestand darauf, daß sein Gast sich eine aussuchen sollte, die er ihm schenken



wolle. Clapperton, dem es an guter Aufwartung und Pflege fehlte, entschied sich für eine ältliche Slavın, und Achmet billigte seine Wahl vollkommen; „sie hat Erfahrung und kocht gut, sie hat die Welt gesehen und ist in Fezzan gewesen; sie wird gut für dich sorgen!“ Mit der Alten kamen noch zwei junge Mädchen, ihr beizustehen, und durch die Sorgfalt und Aufmerksamkeit dieser Slavinnen gewann Clapperton, dem es bisher sehr an weiblicher Pflege gefehlt hatte, bald seine ganze Gesundheit und Kraft wieder.

Frühmorgens nach dem Empfange dieses Geschenkes erhielt Clapperton einen Besuch von Achmet, der ihm mit geheimnißvoller Miene einen Stein von unschätzbarem Werthe zum Kaufe anbot. Aus der Ledertasche, welche sein Diener trug, nahm er sodann einen Bündel Lappen, von denen er unter Grimassen der höchsten Verzücung einen nach dem anderen abwickelte, bis der Edelstein zum Vorschein kam. Mit einem Freudenschrei hielt er ihn in die Höhe — es war ein Bergkrystall von der Größe eines Daumens. „Siehe hier, was zahlst du mir dafür?“ rief der entzückte Hadji. „Einen Dollar“, sagte Clapperton trocken. Das kränkte den Neger tief, er wickelte seinen Stein mit gleicher Sorgfalt und Feierlichkeit wieder ein und weigerte sich, Clapperton den Fundort anzugeben. Vermuthlich war der Krystall aus Jacoba; doch durfte Clapperton nicht in Achmet dringen oder höhere Gebote thun, so gern er den Stein gehabt hätte, sonst hätte Jener üblen Verdacht auf ihn geworfen.

Die Stadt Kaschna hieß vor hundert Jahren noch Sangras; der jetzige Name scheint von den mit Gestrüpp oder Geschna bedeckten Hügelreihen herzurühren, welche sich an der Stadt hin nach Nordosten ziehen. Auch hier stehen, wie in Kano, die weiten, hohen Mauern in keinem Verhältniß zu den zerstreut liegenden Hütten, die, von Kornfeldern umgeben, nicht den zehnten Theil des Raumes einnehmen. Des Statthalters Residenz ähnelt einem großen Dorfe und liegt gegen tausend Schritte von den anderen Gebäuden gegen Osten. Da der Rhamadan war, so sah sich Clapperton nicht veranlaßt, dem Statthalter einen Besuch zu machen.

Man hat hier Feigen, Melonen, Granaten und Limonen; die Weinstöcke sollen die eindringenden Fellatah vernichtet haben. Auch die meisten Häuser liegen seitdem in Trümmern, und der Haupthandel



hat sich nach Kano gezogen, doch ist der Verkehr in Kaschna immer noch beträchtlich. Täglich wird an zwei Stellen der Stadt ein Markt abgehalten; den nördlicheren besuchen die Tuareg, den südlichen die Ghadamfier und Tuater Kaufleute, welche rohe Seide, Kleider von Wolle und Baumwolle, Glasperlen und Cochenille bringen und für die gelöststen Kauries in Kano Toben und Turkebis zum Handel mit den Tuareg einkaufen, oder von Timbuctu Zibeth, Gold und Sklaven holen. In Kaschna bereitet man sehr gutes Leder, aus welchem Wasserschläuche, rothe und gelbe Kissen, Zügel u. dgl. gefertigt werden. Gegerbte Ochsenhäute gehen bis Fezzan und Tripolis; das Ochsenfleisch wird getrocknet und dient den Arabern als Mundvorrath für die Wüste. Die Tuareg kommen gern nach Kaschna und übernehmen mit ihren Kameelen die Fortschaffung der den Arabern gehörigen Handelswaaren; eine Kameelladung trägt ihnen zehn Dollar ein, jeder Sklave, den sie mitbringen, fünfundzwanzig. Für diesen Erwerb und den Erlös ihres Salzes kaufen sie in Kaschna Getreide.

Am 17. Mai zog die Kasla von Kaschna ab. Unterwegs fand el Wordi, daß ihm eine beträchtliche Menge Zibeth und Gold, wohl einunddreißig Dollars an Werth, gestohlen war. Lange wurde vergebens nach dem Diebe geforscht, endlich wollte ein Araber gesehen haben, daß el Wordis Diener ungeheißt einen Kameelsattel ausgebessert hatte. Der Sattel wurde sogleich aufgeschnitten und man fand wirklich den Zibeth. Der Angeklagte sah der Durchsuchung sehr mißvergnügt zu, und als die erste Büchse zum Vorschein kam, warf er sich zur Erde und verbarg sein Gesicht. Noch wurde das Gold vermist, aber der Dieb betheuerte seine Unschuld und rief unaufhörlich seinem Herrn zu: „Gott sei Richter zwischen dir und mir!“ Man wollte ihm fast Glauben schenken, aber Clapperton drang auf schärfere Untersuchung, und endlich ergriff el Wordi, der nur ungern seinen Diener als Verbrecher behandelt sah, das in solchen Fällen gewöhnliche Mittel. Die Namen aller zu der Kasla gehörigen Personen werden dann einzeln auf Papierschnitzel geschrieben und diese in einen leeren Wasserschlauch gesteckt. Nun muß Einer nach dem Anderen den Schlauch aufblasen, was Allen leicht gelingt, nur dem Diebe nicht. Während der Förmlichkeiten, welche dieser Probe vorhergingen, wurde der Dieb immer unruhiger und verlegener, endlich rief er laut aus, er wolle bekennen, und lieferte dann das Gold aus, welches er



an seinem Leibe verborgen hatte. Ihn zu bestrafen fiel el Wordi nicht ein; doch meinte er, wenn der Dieb sich nicht besserte, so würde er ihn vielleicht entlassen. Der Schuldige sah ebenfalls Alles für abgemacht an und war wieder so unbefangen wie vorher. Solche Kleinigkeiten pflegen den Arabern das Gewissen wenig zu beschweren.

Der Boden in der Umgegend von Kaschna, nur mit niedrigem Gestrüpp bekleidet, verwandelte sich bei Burderawa in ein fruchtbares, wohl angebautes Land. Bei dem Ausroden der Waldung hatte man zwei Arten von Bäumen unverletzt stehen lassen, die wir schon aus Parks Reisen kennen, die Nittamimose, hier Dura genannt, und die Micadania oder den Butterbaum. Der Nittabaum gleicht dem Apfelbaume, nur ist er etwas höher; seine Bohnen werden wie Kaffee geröstet, grob zerstoßen und in Wasser gelegt, bis Gährung eintritt, dann rein gewaschen, getrocknet und gepulvert. Aus dem so erhaltenen Mehle bereitet man chocoladenähnliche Kuchen. Das lockere Mehl, welches die Bohnen umschließt, wird zu einem wohlschmeckenden aber nicht gerade gesunden Getränke verwendet; auch backt man eine Art Confect daraus. Die unreifen Früchte der Micadania gleichen dem Pfirsich; sind sie reif, so ist man das Fleisch, die Kerne werden zerstoßen und im Wasser gekocht, bis das Fett sich oben sammelt. Nach Clappertons Meinung läßt sich das letztere, äußerlich schmutzigem Speck ähnlich, nicht essen, sondern wird nur auf Lampen gebrannt.

Ueber Duncami und Kadania gelangten die Reisenden am 22. Mai wieder nach Kano, in welches sie, durch einen Boten vorher angemeldet, mit Sonnenuntergang einzogen. Hadji Hat Salah freute sich unbeschreiblich, Clapperton wieder zu sehen, und ließ, ihn zu bewirthen, sogleich ein Schaf schlachten, wiewohl er des Rhamadan wegen nicht mitessen durfte. „Iß, Abdallah, denn du bist ein hungriger Kasir!“ sagte er scherzend zu seinem Gaste. Auch der alte Jacob fand sich ein, welcher in großer Angst die Rückkunft seines Herrn erwartet hatte; eine Sclavin el Wordis hatte bei der Nachricht, daß derselbe auch nach Jaouri reisen würde, den Verstand verloren, war darüber in einen Brunnen gestürzt und hatte einen Arm gebrochen.

An dem Abende, wo nach dem Neumonde die schmale Mondessichel wieder erscheinen sollte, war zu Aller Betrübniß der Himmel mit Wolken bezogen. Aber um Mitternacht kam ein Reiter herangesprengt, um dem Statthalter zu melden, daß man den neuen Mond



gesehen habe. Als bald erscholl die Lust von Freudengeschrei und Flintenschüssen, denn nun begann der *Id*, das große Jahresfest. Am Morgen war es ein förmliches Geschäft, Besuche zu machen und zu empfangen. Clapperton besuchte den Statthalter und ritt mit ihm zur Parade auf einen freien Platz, wo alle Vornehmen der Stadt in ihren prächtigsten Kleidern erschienen, um den kriegerischen Aufzug, eine Art von Scheingefecht, mit anzusehen. Vor dem Statthalter ritt ein Mann in wattirter Rüstung und hielt ein ungeheures Schwert, das mit zwei Händen geführt werden mußte. Der Statthalter hielt eine Rede an das Volk, in welcher er dasselbe zur Tapferkeit in dem bevorstehenden Kriege gegen Duntungwa aufforderte; auch ihre Söhne, schloß er, sollten sie mitnehmen, damit diese lernten, unter den Augen ihrer Väter die Schlachten ihres Landes zu schlagen. Die Feier dauerte drei Tage; der Sitte gemäß wurde vielen Sklaven die Freiheit gegeben; Clappertons Gastfreund allein entließ fünfzehn der seinigen.

Am 3. Juni nahm Clapperton Abschied von Kano, und alle seine Freunde gaben ihm das Geleite. Ehe sie umkehrten, hielt Hat Salah eine Anrede an Clappertons Leute und wies sie nachdrücklich auf ihre Verpflichtung hin, gut Sorge zu tragen für das Wohlergehen eines Reisenden, der eines großen Königes Diener, ein Freund des Pascha von Tripolis sei und bei allen Sultanen freundliche Aufnahme gefunden habe. Langsam ging nun der Zug weiter, bei großer Hitze, und am nächsten Tage wurde Sockwa berührt und bei Girkwa das Lager aufgeschlagen. Hier feierte man das *Id* durch Spiel und Tanz. Den letzteren führten Männer auf, indem sie, einen Kreis bildend, von einem Fuße auf den anderen sprangen, dabei ihre Stöcke schwangen und zusammen schlugen; bisweilen sprang ein Tänzer in den Kreis hinein und drehte sich einige Minuten lang im schnellsten Wirbel auf den Fersen herum, den Stock mit gleicher Geschwindigkeit über dem Kopfe in der Hand drehend. Zwei Trommelschläger standen im Kreise; als Trommeln dienten hohle Holzblöcke, an einer Seite mit Leder überspannt.

Am 10. Juni, als eben die Regenzeit anfang, kam die Kasla in Murmur an. Zu seinem größten Leidwesen fand Clapperton, daß Dubneys Grab zerstört und kaum die Stelle desselben wieder zu finden war. Eine Schaar Araber hatte die Grabstätte eines Kasirs keiner Schonung werth geachtet, die Lehmmauern niedergerissen und auf dem



Grabe ein Feuer gemacht. Durch diesen Anblick ward Clapperton so aufgebracht, daß er dem Vorsteher, der sich aus der Sache herausreden wollte, mit seiner Reitpeitsche ein paar Hiebe versetzte. Zugleich gebot er ihm, die Mauer unverzüglich wieder herzustellen zu lassen, was jener aus Furcht vor dem Statthalter von Katagum mit selawischer Demuth sogleich versprach.

Am Mittage des nächsten Tages kam nahe bei Katagum der Statthalter Duncawa den Reisenden entgegen. Obwohl derselbe eben schwer krank gewesen war, so gab er sich doch alle Mühe, Clapperton aufs Höflichste zu empfangen und zu bewirthen, ja er erbot sich, denselben in Person bis nach Kufa zu begleiten. Clapperton lehnte dies zwar ab, bat sich aber ein bewaffnetes Geleite aus, schickte die von Bello ihm gegebene Begleitung mit Briefen an den Sultan nach Saccatu zurück und reiste am 17. Juni weiter. Auf den Feldern war Alles mit der Ausfaat beschäftigt; das Säen geschieht in der Art, daß der Mann mit der Hacke die Löcher schlägt, die Frau, hinter ihm dreingehend, in jedes einige Samenkörner wirft und dann das Loch mit den Füßen zustampft. In Sansan begegnete der Kafa ein Gilbote des Major Denham aus Kufa, welcher Briefe des letzteren, so wie des Pascha von Tripolis und des Staatssecretärs zu London überbrachte, nebst einem prachtvollen für den Sultan Bello bestimmten Säbel. Clapperton kehrte mit demselben um bis nach Katagum, um dem Statthalter Duncawa die nöthigen Aufträge für die Uebersendung an Bello zu geben, schickte dann den Gilboten weiter nach Saccatu, mit einem Briefe, welchen der Kadi des Ortes in seinem Namen an Bello geschrieben hatte, und war anderen Tages wieder in Sansan.

Ohne weitere Abenteuer wurde am 2. Juli der Muggabissee erreicht; am Tage war es meist sehr heiß, Nachts dagegen kamen gewöhnlich starke Regengüsse mit heftigem Donner und Blitz. In den Wäldern zeigte sich mancherlei Wild, unter anderem eine große Art von Antilopen, das Korrigum, von der Größe eines Hirsches. Am 8. Juli traf Clapperton wieder in Kufa ein und fand nur Hillman anwesend, der eben einen verdeckten Karren für die Frauen des Scheichs zimmerte. Major Denham war, wie wir wissen, auf seiner Reise nach den östlichen Landstrichen am Tsad begriffen. Der Scheich freute sich, Clapperton zu sehen und von ihm zu vernehmen, wie gnädig sich Bello gegen ihn bewiesen hatte. Dubneys Tod beklagte er sehr.



Clapperton war fast sieben Monate abwesend gewesen und hatte nicht allein zuerst von allen Europäern die Reise vom Tsadsee nach dem westlichen Sudan gemacht und das große Fellatahreich des Sultan Bello kennen gelernt, sondern auch, was für die späteren Unternehmungen von der größten Wichtigkeit war, unzweideutige Nachrichten über den Ausgang des von Park befahrenen Flusses Djoliba oder Kowara in den Busen von Guinea erhalten.

Rehren wir nun zurück zu den Berichten des Major Denham, welcher am 17. Juli von seinem Zuge nach Tangalia heimkehrte und, wie oben erzählt ist, seinen Freund Clapperton von Krankheit und Anstrengungen so ermüdet fand, daß er ihn kaum wieder erkannte. Beide beschlossen, nun baldigst ihre Rückreise nach Europa anzutreten, da nur ein einziger Theil ihrer Aufgabe noch unerledigt war, die Umreisung des Tsadsees. Diese hoffte Denham mit des Scheichs Bewilligung vor ihrer Abreise noch zu Stande zu bringen, mußte jedoch später sich mit einem oberflächlichen Besuche an dem Nordufer des Sees begnügen.

In den letzten Wochen ihrer Anwesenheit wurde das gute Verhältniß zu dem Scheich el Kanemi noch einmal auf eine harte Probe gestellt. Ein Scherif von Marocco, welcher sich die Gunst des Scheichs erworben hatte, war bemüht gewesen, denselben vor den Engländern zu warnen, und in Folge davon sah sich Denham bei einem seiner Besuche plötzlich mit ungewohnter Kälte empfangen. Der Maroccaner war zugegen, und die erste Frage des Scheichs war, wie weit England von Indien entfernt sei; und auf die Antwort, daß man zur See vier Monate brauche, fragte er weiter, aus welchen Beweggründen die Engländer den weiten Weg gemacht und in Indien Krieg begonnen hätten. Denham suchte auszuweichen; die Franzosen und Holländer, sagte er, seien vor den Engländern dort gewesen, und von ihnen sich übertreffen zu lassen, habe der Stolz Englands nicht gelitten. „Und nun ist das ganze Land euer und wird nach euren Gesetzen regiert?“ unterbrach ihn der Scheich. Nicht ganz der Wahrheit gemäß erklärte Denham, nur der Strich am Meere gehöre den Engländern, die einheimischen Gesetze seien in voller Kraft, aber die Muhamedaner selbst zögen oft die englischen Gerichtshöfe vor. „Wunderbar“ entgegnete der Scheich, „und ihr kamet zuerst nur mit wenigen Schiffen, und als Freunde?“ „Wir sind auch jetzt Freunde“, sagte



Denham, „und unser Handel bereichert ebensowohl die Eingeborenen, wie uns.“ — Da fiel ihm der Maroccaner in die Rede: „Bei Allah, sie verzehren das ganze Land, — sie sind keine Freunde! So lautet die Wahrheit!“ Glücklicherweise wurde Algier als zweites Beispiel für die eigennützigen Beweggründe der Engländer genannt, und hier war es nicht schwer, das Gegentheil nachzuweisen und die Algierer, wie sie es verdienten, als verruchte Seeräuber hinzustellen.

Es ist sehr rühmend anzuerkennen, daß el Kanemi dennoch die alten freundschaftlichen Beziehungen zu Denham festhielt und ihm das Versprechen gab, für das Gedeihen der verabredeten Handelsverbindungen Alles zu thun und seinen ganzen Einfluß, welcher sich in Kurzem bis nach Nyssi hin erstrecken würde, zum Schutze der englischen Kaufleute anzuwenden. Der junge Tyrwhitt sollte als Consul in Kuka bleiben. Auch mancherlei reiche Geschenke schickte der Scheich nach Denhams Wohnung. Den Reisenden schenkte er Kameele und Pferde, Leopardenfelle, lederne Schläuche und Säcke zum Reisegebrauche, sodann allerlei Naturmerkwürdigkeiten, die bis dahin in Europa noch nicht gesehen waren, Hörner von gewaltigen Bierfüßern, unter andern vom Nashorn, auch eine schöne und wohlzubereitete Giraffenhaut, zu welcher des Scheichs Lieblingsfrau zwei aus Giraffenschwänzen gefertigte Fliegenwedel fügte; für den König von England bestimmte er einen herrlichen von den Begharmi erbeuteten Hengst, mit wattirter scharlachener Decke, zwölf schöne Toben aus allen Manufacturen von Nyssi bis Voggun und Wadai, vier Papageien und eine Büchse mit Zibeth. Auch für den Consul in Tripolis, Warrington, schickte er sechs Toben, eine kleinere Büchse mit Zibeth, gegen vierzig Dollars an Werth, und zwei Papageien.

Das große Fest Aid Kebir, der Gedenktag von Abrahams Opfergange mit Isaak, wurde sehr still begangen, da der Scheich die Niederlage der Seinen durch Amannu zu tief empfand und seine besten Truppen noch abwesend waren. Auch die Bewohner von Kuka waren übel gestimmt und grollten dem Scheich, der in einem wahrhaft orientalischen Wuthausbruche eine Anzahl von Frauen der Stadt ohne Urtheil und Recht, auf den bloßen Verdacht hin, als Ehebrecherinnen hatte auspeitschen und fünf derselben sogar hängen lassen. Hundert Familien verließen sogleich die Stadt, und als der Scheich an dem Tage



des Festes durch die Straßen zur Parade zog, wandten sich alle Weiber von ihm ab, kein lautes Willkommen, wie sonst, wurde gehört.

Am 13. August kam die lange erwartete Kassa aus dem Sudan an, mit welcher die Reisenden die Wüste zu durchziehen gedachten. Für die Sklaven, welche dieselbe mit sich führte, war die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, daß es für die Abreise fast zu spät war; denn da die armen Sklaven fast nackt gehen, so tödtet sie die Winterkälte schon im Fezzan zu Hunderten. Mit der Kassa kam ein Maure an, der auch in „Saralo“, d. h. Sierra Leone gewesen war und dort Europäer gesehen hatte, welche die Absicht hatten, nach Sego zu reisen; der König von Sego aber habe sie nicht in sein Land lassen wollen. Diese Reisenden waren wahrscheinlich der Major Gray und der Doktor Doehard. Khalifa, so hieß jener Maure, erinnerte sich auch, daß in seiner Kindheit, als noch der Vater des Königes von Sego lebte, Christen nach Djenne und Timbuctu gegangen seien; diese seien, sagte er, bei Nyssi von den Tuareg in ihrem Boote getödtet worden. Als Denham ihn nach der Lage des Landes Wangara befragte, über welches er von Niemandem Auskunft erhalten konnte, erklärte ihm Khalifa, daß Wangara der gemeinsame Name sei für alle Goldländer; alle Leute, die aus einem solchen Lande kämen oder Gurnüsse brächten, würden Wangara genannt. Auch Bambarra sei ein solches Wangara; denselben Namen führten in Haoussa die Kaufleute aus Gonga, Gona-Biron, Aschanti, Fullano, Mungagana, Summatigilia, Kom, Terri und Ganadogo, welche sämmtlich Goldländer seien.

Am 16. Aug., schon vor dem Aufbruche der Karavane, nahm Denham von Kufa Abschied. Als er dem Scheich Lebewohl sagte, gab ihm dieser einen Brief an den König von England mit, nebst einem Verzeichniß der Sachen, welche er aus England zu erhalten wünschte. Er war sehr herzlich und sprach den Wunsch aus, daß Denham alle seine Freunde gesund wiederfinden und später noch einmal nach Kufa zu ihm zurückkehren möchte. Beim Weggehen gab er ihm die Hand, eine Gunst, über welche die Hofbeamten vor Erstaunen fast aufschrieten. Von Bellal und einigen schwarzen Dienern begleitet ritt Denham zum nördlichen Thore hinaus; alle seine Freunde in Kufa gaben ihm eine Strecke weit das Geleite, und sogar die Frauen sammelten sich am Thore, um ihm ein Lebewohl nachzurufen. Aber



die Trauer war gegenseitig, auch Denham war tief bewegt. Seine Absicht war, wie gesagt, die nördlichen Ufer des Tsad so weit wie möglich zu verfolgen und sich dann der Kasfa wieder anzuschließen.

Am 23. Aug. langte er mit seiner kleinen Gesellschaft am Neouflusse an, der jetzt ein beträchtlicher Strom war und in der Stunde drei Viertelmeilen strömte. Bezeichnend war die Aeußerung eines Mauren aus Mesurata über diesen Fluß; derselbe erklärte nämlich, es sei dasselbe Wasser mit dem Nil in Aegypten, und fügte auf Denhams Einwurf, daß er den Fluß ja bis in den Tsadsee verfolgt habe und dieser der allgemeinen Behauptung nach keinen Abfluß habe, zur Begründung hinzu: „Ja, aber der Nil ist doch Süßwasser.“ Schon früher war Denham über die Frage in Erstaunen gerathen, ob denn der Nil nicht auch in England fließe; jetzt erkannte er den Sinn des Wortes Nil, welches bei Mauren und Negern nur das fließende und süße Wasser bedeutet, im Gegensatz zu den stehenden Salzseen der Wüste.

Bei einem Abstecher nach der Mündung des Neou lernte unser stets aufmerksamer Reisender eine eben so eigenthümliche wie einfache Art der Fischerei kennen. Ein Neger setzt sich rittlings auf ein Bambusrohr, welches durch zwei oben offene Kürbistöpfе, die an den Enden befestigt sind, im Wasser getragen wird, wirft stromabwärts treibend sein Netz, arbeitet sich dann mit Händen und Füßen stromaufwärts und hat, wenn er nun das Netz aufzieht, dasselbe voll großer Fische. Diese betäubt er, indem er jeden mit einer Art Keule, die er bei sich führt, auf den Kopf schlägt, wirft sie in seine Kürbisse, schwimmt mit diesen, wenn sie gefüllt sind, an das Ufer, um sie auszuleeren, und kehrt dann zu seinem Geschäfte zurück.

In Wudi traf Denham mit seinem alten Freunde, dem Kaschella Barfa Gana zusammen, welcher nach den unglücklichen Gefechten bei Tangalia sich vor Amanuf kämpfend zurück gezogen und mit Verlust seines ganzen Heeres, kaum von dreißig Reitern begleitet, um den ganzen See herum durchgeschlagen hatte. Er war vier Meilen nördlich von Tangalia durch das ausgetrocknete und mit Bäumen bewachsene Thal des ehemaligen Bahr el Ghafel gekommen, warnte aber Denham, sich so weit mit Bellal vorzuwagen, und dieser beschränkte sich, dessen Rathe folgend, darauf, die noch zu Bornu gehörigen Kanembu zu besuchen. Eine Meile oberhalb der Stadt Negimi bestieg



Denham einen hohen Sandhügel, von welchem sich, eben als ein Gewitter heraufzog, eine prachtvolle Aussicht über den See darbot. Auf dem Spiegel desselben schaukelten sich einige Rähne der Biddumah, deren Inseln in der Ferne sichtbar waren, am Ufer aber boten ein paar Anwohner des Sees alle Kräfte auf, um aus dem Bereiche dieser gefährlichen Räuber zu kommen. Auch unsere Reisenden schlugen der Sicherheit wegen ihre Zelte dicht vor der Stadt Ngegimi auf, wo die Ufer des Sees stark geneigt gegen das hier ziemlich tiefe Wasser abfallen.

Am 29. Aug. zogen sie von Vari sieben Meilen weit ostwärts bis nach Zogani, durch ein ganz ebenes Land, das mit einer Art Haidekraut bedeckt war und hier und da schon Spuren von Trona zeigte. Nach einer äußerst elenden Nacht, in welcher sie von unzähligen Fliegen und Moskitos bis aufs Blut gepeinigt wurden, ritten sie, ohne ihre Zelte mitzunehmen, weiter ostwärts nach Maba. Im Ganzen blieb sich hier der Charakter des Landes gleich, nur an der nördlichsten Stelle des Sees wurde das Ufer etwas hügelig; der See selbst gleich, so weit er sich von hier aus übersehen ließ, einem ununterbrochenen Moraste, der von Flußpferden, Büffeln, ungeheuren Fischen und zahllosen Schaaren von Insecten belebt war. Denham suchte zu Pferde in den Sumpf einzudringen, dessen Grund fest genug war; weit hinaus reichte das Wasser dem Pferde bis an den Bauch, während das Rohr und Gras über den Kopf des Reiters emporragte. Am Ufer schmeckte das Wasser des Sees nach Trona, weiter seewärts war es süß; auch die Bewohner des Sees, von Denham befragt, bestätigten diese auffallende Erscheinung und erklärten, „daß das Wasser des großen Sees sehr süß sei, keine Trona.“

Nach einem höchst ermüdenden Ritte von dreizehn Stunden kamen die Reisenden in Maba an; aber die Qualen der Nacht, welche sie hier verbrachten, überstiegen jede Vorstellung und an Schlaf war gar nicht zu denken. Das Geseum der Insecten glich dem Gesange unzähliger Vögel; Menschen und Thiere stöhnten vor Angst, und Niemand wagte auch nur einen Bissen des fettigen Breies zum Munde zu führen, wegen der gräßlichen Qual, sobald nur der Kopf entblößt wurde. Eine Reihe angezündeter Feuer gewährte durch den aufsteigenden Rauch nur vorübergehende Erleichterung, nach jedem Windstoße kamen Millionen der Peiniger mit erhöhter Wuth zurück. Noch eine



solche Nacht, und Menschen und Thiere wären zu Grunde gegangen; Schenkel und Hälse der Pferde troffen von Blut und die armen Geschöpfe konnten kaum mehr auf den Beinen stehen, so hatten die Schmerzen und die Angst sie entkräftet.

Auf dem Rückwege nach Vari trafen die Reisenden mit einem Stamme der Biddumah zusammen, welcher wegen innerer Kriege die Inseln verlassen und von dem Scheich die Erlaubniß erhalten hatte, in seinem Gebiete zu wohnen. Es waren die wildesten Wesen, welche je menschliche Gestalt erhalten haben, und wurden höchstens von den Musgomi übertroffen. Das Haar tragen die Männer bis zur Verheirathung lang und geflochten oder geknotet, um den Hals hängen sie Korallen oder anderen Schmuck, so viel sie zu sammeln vermögen, auch in den Ohren haben sie Ringe; diesen ganzen Schmuck erhält bei der Hochzeit die Frau. Sie haben flache Stirnen, tief liegende Augen, großen Mund und lange Hälse; der Blick ist düster und ernst, ihr Wesen ohne die geringste Annuth und von dem der anderen Neger in jeder Weise verschieden.

Gegen Ende August war Denham wieder in Vari, zufrieden, wenigstens einen Begriff von dem Lande Kanem erhalten zu haben, das in der unglücklichsten Lage den Anfällen räuberischer Nachbarn, der Fezzaner und der Tuareg, der Biddumah und der Wadai preisgegeben, in den letzteren einen sehr unzuverlässigen und vorübergehenden, in dem Scheich von Bornu aber einen nur ungenügenden Schutz findet und gänzlicher Verödung entgegen geht.

Bis Anfang September hatte Denham in Wudi auf die Kasta zu warten, und am 14. Sept. brach dieselbe auf, um durch die Wüste nach Murzuk und Tripolis zu ziehen. Eine Woche später stießen sie an dem Brunnen Vere Raschiferi wieder mit dem uns wohlbekannten Mina Tahr, dem Häuptlinge der Gundatibbo, zusammen. Obwohl die Tibbo seit dem türkischen Ueberfalle der Araber, welche ein Jahr früher, von Kufa nach Tripolis reisend, sie ihrer Heerden beraubt hatten, ihre Brunnen eifersüchtig hüteten, so gestattete doch Mina Tahr den Engländern gern die Benutzung derselben, trug ihnen Grüße an den König Georg auf und versprach sogar, an den letzteren einen Brief zu schreiben. Dann ließ er sich Wasser bringen und wusch von einem Papierstreifen die Schrift ab, schlürfte den in schmutzige Brühe verwandelten Zauberspruch ein und wusch mit dem Bodensaße Kopf und



Hals, legte sodann das Papier an die Sonne, um es zu trocknen, und unsere Leser werden bereits errathen haben, daß dieser schmutzige Fetzen zu dem Handschreiben des Tibboherrschers an den König von Großbritannien zu dienen bestimmt war.

Erstaunlich war die Sicherheit, mit welcher Mina Hamedi, welchen der Scheich als Führer mitgeschickt hatte, den Weg durch die traurige Sandwüste zu finden vermochte. Wenn Alle zweifelten und murrten, hörte er ruhig zu und ritt schweigend und zuversichtlich vorwärts; dies würdevolle Selbstvertrauen flößte auch der Kasla Vertrauen ein, und gegen Ende September wurde, unter lautem Jubel der Neger und Araber, die schwarze Bergreihe von Agadem sichtbar. Es war bereits der höchste Wassermangel eingetreten; einige Schwarze, schon sprachlos durch den Durst, rannten, um früher den Brunnen zu erreichen, eine halbe Meile weit voraus, Wahnsinnigen ähnlich, mit vorgetriebenen Augen und offenem Munde. Niemand vermochte den Anstrengungen und Entbehrungen solche Ausdauer entgegen zu setzen, wie die europäischen Reisenden; sie waren es, von welchen die Afrikaner, die Kinder der Wüste, Rath und Beistand begehrten. Jüngere Sklaven, Knaben und Mädchen, welche kaum mehr zu kriechen vermochten, wurden durch die über ihren Köpfen geschwungene Peitsche vorwärts getrieben; allerdings zu ihrem eigenen Glücke, da sie ja ohne das liegen geblieben und verschmachtet sein würden. In Bilma, welches die Kasla am 11. Oct. erreichte, wurde ein guter Vorrath frischer Datteln eingehandelt, eine unschätzbare Erquickung, und in den nächsten vierzehn Tagen bildeten dieselben fast die einzige Speise für Menschen und Thiere.

Die Ermüdung und die Strapazen einer Reise nach Bornu, sagt Denham, ist nicht zu vergleichen mit der Rückkehr nach Fezzan; die neun Tage von Izhya bis Tadjerry, ohne Nahrung, ohne Feuerung, sind über alle Beschreibung angreifend für Menschen und Thiere. Durch die Sandhügel schon ganz abgemattet, kommen die Kameele hier in die steinige Wüste; die scharfen Felskanten verwunden ihnen die Füße, sie treten unsicher und stürzen unter ihrer schweren Ladung; die Menschen leiden durch die spärliche und wenig nahrhafte Kost, meist aus Datteln bestehend: kurz, es sind neun elende und beschwerliche Tage. Hormut el Wahr übertrifft Alles, was man sich nur Schreckliches denken kann. Die Felsen bestehen aus schwarzem, von jeder Vegeta-



tion gänzlich entblößtem Sandstein; der Wind heult durch die nackten Spalten, welche keinem Grashalme Nahrung gewähren, und kriecht der Wanderer unter die Felsblöcke, um Schutz während der Nacht zu finden, so stolpert er bei jedem Schritte über ein Menschengerippe; sucht er eine ebene Stelle auf dem harten Felsen, um dort seinen ermatteten Gliedern Ruhe zu gönnen, so graut ihm vor der verzweiflungsvollen Einöde, die den Vereinsamten rings umgibt. In dieser schauerlichen Wildniß fielen Kameele in Menge und starben, oder wurden rasch von den hungrigen Sklaven getödtet, welche sich des Fleisches bemächtigten.

Ein uns begegnender Tibbokaufmann, welcher aus Fezzan nach seiner Heimath zurückkehrte, gab einen erfreulichen Beweis des Vertrauens, welches er in das Wort eines Engländers setzte. Es war fast Nacht, ich den Kameelen weit voraus; er hatte Datteln zu verkaufen, und mein Vorrath war erschöpft, — aber mein Geld steckte im Koffer, und ich hätte, um dazu zu gelangen, eines der todmüden Kameele abladen lassen müssen. „Gott segne dich“, sagte er, „ich wollte, du kauftest Alles, was ich habe, Waaren und Kameele! Ich kenne ja die Engländer! Sind sie nicht fast Moslemin, sind sie nicht ein Volk, das Wort hält? Miß die Datteln und reise weiter: — bezahle den Raid in Murzuf!“

Am 14. Nov. in Gatrone, das den Reisenden früher so elend und ärmlich, jetzt aber wie ein kleines Paradies erschien, mundete ihnen die gepfefferte Fleischbrühe mit frischem Brode, welche sie bei der Herreise nicht hatten berühren mögen, wie der köstlichste Lefkerbissen; und wie entzückend winkten ihnen die Palmen, unter denen sie ihre Zelte aufschlugen! Sanft vom Winde geschaukelt und durchfäufelt, sagt Denham, bewährte der edle Baum Abulfedas Ausspruch: „Wie herrlich ragt die Dattelpalme! Ihr schwankes Haupt, von herabhängenden Fruchttrauben gekrönt, senkt sich schmachkend hernieder, wie das eines schönen Weibes, welches der Schlaf übermannt!“

In Murzuf, welches gleichfalls ohne Schwierigkeit erreicht wurde, verweilte die Kasla drei Wochen, bis gegen die Mitte des December; und obgleich die Temperatur mild zu nennen war und bei Sonnenaufgang wenigstens 5° R. betrug, so litten doch alle Reisenden, trotz der hervorgeholten dickeren Bekleidung, empfindlich unter der ungewohnten Kühle. Am schlimmsten war es um die armen Sklaven



bestellt, zumal da der Zug sich in den Weihnachtstagen Sofna näherte. Als die Engländer, den heiligen Abend feierend, bei Punsch und Lammbraten um ihre Feuer saßen, drängten sich die elenden, halb nackten Gestalten schaarenweise um sie herum, wie einst den Odysseus am Thore der Unterwelt die Schatten umschwärmten, und die Reisenden, froh zur Oberwelt und zur lieben Heimath zurückzukehren, theilten den Armen reichlich von ihren Leckerbissen mit.

Am 21. Jan. 1825 zogen sie, von Beamten des Pascha festlich eingeholt, in Tripolis ein, wo sie jede Stärkung und Erholung fanden. Die lange Entfernung von gebildeter Gesellschaft hatte auffallenden Einfluß auf ihre Art zu verkehren, besonders zu sprechen gehabt; bei der gewöhnlichen Unterhaltung sprachen sie so laut, daß es ihre Umgebung belästigte, und erst nach Wochen lernten sie wieder ihre Stimmen mäßigen. Der Pascha war so erfreut über das glückliche Ergebniß ihrer Reise, daß er sich in jeder Weise um sie bemühte und sogar den Consul Warrington veranlaßte, ihnen zu Ehren ein glänzendes Fest zu geben. Die Straßen vom Schlosse bis zur Wohnung des Consuls waren erleuchtet, und Zweige von Pomeranzen- und Citronenbäumen, mit vielen Früchten bedeckt, bildeten ein Laubgewölbe. Der Pascha selbst erschien mit seinem ganzen Hofstaate und sah, unter seinem Thronhimmel sitzend, den Walzern und Quadrillen zu, welche die anwesenden Engländer und Spanier mit ihren Damen aufführten.

Hillman erhielt den Auftrag, das Gepäck und die Thiere zur See nach England zu begleiten, Denham und Clapperton zogen den Weg zu Lande über die Alpen vor, und am 1. Juni meldeten sie dem Grafen Bathurst ihre glückliche Ankunft in England.

---



## **Viertes Buch.**

### **Clapperton und die Gebrüder Lander.**

---

#### **I. Clappertons zweite Reise und Tod.**

Durch die Entdeckungen Denhams und Clappertons war in der Entdeckung des Sudan ein bedeutender Schritt vorwärts gethan.

So zahllose Karavanenzüge bisher die Handelsverbindung der Binnenländer mit Fezzan und dadurch mit Tripolis unterhalten hatten, so viele Tausende von Bewohnern der Sudanreiche alljährlich als Sklaven an das Mittelmeer und dadurch zugleich in den Bereich der europäischen wissenschaftlichen Forschung geführt worden waren: es war kaum etwas mehr als eine fabelhafte Kunde von dem großen Binnensee, dem Tsad, und ihn umgebenden Negerreichen nach Europa gedrungen. Jetzt lag plötzlich ein bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Bild von der Wüste und ihren Schrecken, von dem fruchtbaren wald- und wasserreichen Flachsudan und seiner gebirgigen Südgrenze, eine berichtigte Darstellung von den Flußläufen und der daran geknüpften natürlichen Eintheilung und Gruppierung des Landes und Volkes der Neger, eine lebendige Schilderung der reichen und bewegten Thier- und Menschenwelt vor Aller Augen da; und nicht allein, daß ein nicht allzu schwieriger Weg zu diesen Ländern durch unsere Reisenden aufgefunden und erprobt worden war: auch die mächtigsten Fürsten des Landes hatten ihnen Zutrauen und Freundschaft geschenkt, ver-



langten nach dauernder Verbindung mit der Heimath ihrer hochgebildeten Gäste und nach den schönen und fruchtbaren Erzeugnissen der europäischen Cultur, ja der gewaltige Bello hatte einen weit näheren und gefahrloseren Weg in sein Reich und zu seiner Residenz vorge schlagen und sich erboten, die von England aus abzuschickende Gesandtschaft durch seine Boten am Meere begrüßen und sich zuführen zu lassen. Mit welchen Mühen des Weges, welchen Entbehrungen, welcher Feindschaft hatte dagegen der unermüdlche Eifer Mungo Parks zu kämpfen gehabt! Es ist nicht zu verwundern, daß Clapperton fast unmittelbar nach seiner Ankunft in England, gleich nachdem er über seine Verhandlungen mit dem Sultan der Fellatah berichtet hatte, zu einer neuen Reise aufgefordert wurde. Am 1. Juni 1825 hatte er sich dem Staatssecretär Bathurst vorgestellt, am 22. Juni erhielt er die ehrenvolle Beförderung zum Capitän und Commandeur, und schon nach zwei Monaten, noch ehe er seinen Bericht über die erste Reise hatte ausarbeiten können, schiffte er sich wieder ein, um in der Bucht von Benin die von Bello ihm genannten Orte Funda, Kaffa und Whida aufzusuchen und von da mit Bellos Boten nach Saccatu zu gehen.

Als Arzt wurde ihm ein Landsmann Namens Dickson mitgegeben, welcher schon in Westindien als Chirurg gedient hatte; außerdem schien es nöthig, die Gesellschaft durch noch zwei Gefährten zu verstärken, deren Bestimmung sein sollte, den Sudan in verschiedenen Richtungen zu durchkreuzen. Man wählte dazu den Secooffizier Pearce, welcher zugleich ein tüchtiger Zeichner war, und den Schiffschirurgen Dr. Morrison, von dessen naturwissenschaftlichen Kenntnissen man sich gute Erfolge versprach. Clapperton nahm als Diener einen jungen Mann aus Cornwall mit, der durch seine Treuherzigkeit und stete Heiterkeit bald das volle Vertrauen und die Liebe seines Herrn gewann; es war der später so berühmt gewordene Richard Vander, der Einzige, welcher von der ganzen Gesellschaft die Heimath wieder sah, nachdem er seinem Herrn in der Fremde die Augen zuge drückt hatte und auf der ehrenvollen und gefährlichen Entdeckungsfahrt dessen Nachfolger geworden war.

Am 27. Aug. 1825 ging die Gesellschaft in Portsmouth auf der königlichen Schaluppe Brazen unter Segel und erreichte am 26. Oct. die Bucht von Benin. Da Dickson aus unbekannten Gründen allein



nach Saccatu zu reisen wünschte, so wurde er mit seinem Diener Columbus, demselben Mulatten, welcher früher in Denhams Diensten gestanden hatte, in Whida ans Land gesetzt und begab sich in Begleitung eines Portugiesen Dr. Susa nach Dahome, wo er gegen Ende November eintraf und bei dem Könige gute Aufnahme fand. Von hier ging er unter guter Bedeckung nach Saouri ab, aber man hat nichts mehr von ihm gehört. In Whida wußte Niemand über Bello oder seine Boten Auskunft zu geben, und in Benin war gleichfalls jede Erkundigung vergebens, die Orte Funda und Rakfa waren nicht einmal dem Namen nach bekannt. Ein englischer Kaufmann Namens Houtson, welchen sie an der Mündung des Beninflusses antrafen, warnte die Reisenden, den letzteren zu befahren, da die Engländer als Feinde des Sklavenhandels in diesen Gegenden tödtlich gehaßt wurden; dagegen rief er ihnen, ihre Reise von Badagry aus anzutreten, dessen Herrscher den Engländern wohl wolle und ihnen gewiß gern sicheres Geleite bis an die Grenzen von Jarriba geben werde.

Auf Clappertons Bitten entschloß sich Houtson, welcher schon einige Jahre an der Küste zugebracht hatte, ihn bis nach Ejeo oder Katunga, der Hauptstadt von Jarriba, zu begleiten. Nachdem sie mit dem Capitän Willis, welcher sie auf der Brazen nach Afrika geführt hatte, die Verabredung getroffen hatten, daß er ihnen das schwere Gepäck nachschicken und eine Zeit lang eine Verbindung mit ihnen unterhalten sollte, landeten sie den 24. Nov. zu Badagry, und mit Erlaubniß des dortigen Königes traten sie am 7. Decbr. 1825 von hier aus ihre lange Reise an.

Einige wohlbemannte und mit Geschützen versehene Kanoes führten sie auf dem Flusse Lagos bis nach dem Markttorte Bawi, und von hier ging die Fahrt den Gazifluß hinauf bis nach Puka. Clapperton und Houtson stiegen ans Land und gingen auf einem mit hohem Grafe bewachsenen Wege, welcher durch den übrigens unzugänglichen Wald gehauen war, nach dieser Stadt. Eine ungeheure Menschenmasse umringte sie sogleich, ohne ihnen jedoch irgendwie beschwerlich zu fallen; die größeren Regier nahmen die kleineren auf die Köpfe, um ihnen die seltsamen Fremdlinge zu zeigen. Von einer Entvölkerung durch den Menschenhandel war keine Spur wahrzunehmen; insbesondere zeigte die große Anzahl von Kindern, daß hier schwerlich die berüchtigte Sitte Wurzel geschlagen haben konnte, die „überzähligen“



Kinder zu verkaufen. Ein Häuptling aus Katunga, welcher zufällig anwesend war, machte unseren Freunden seine Aufwartung; von einigen nach bornuesischer Art bewaffneten Reitern begleitet näherte er sich dem Europäer bis auf hundert Schritte, indem er sein Pferd springen und courbettiren ließ; dann stieg er ab, kam zu Fuße bis auf zwanzig Schritte heran und setzte sich nieder. Clapperton schickte ihm, als eine Art freundlicher Begrüßung, seinen Schirm; darauf rührten sie ihre Trommel, klatschten in die Hände und schnappten mit den Fingern, der Häuptling aber kam springend und tanzend heran, einige Leute von seinem Gefolge tanzten ihm nach, und als sie bei den Reisenden angelangt waren, drückten sie denselben ehrfurchtsvoll und verbindlich die Hände. „Wir freuen uns, Euch weiße Männer zu sehen“, begann der Krieger, und indem er auf seine Kleidungsstücke hinwies, fuhr er fort; „Dies Tuch ist nicht von schwarzen Männern gemacht; diese Sammetkappe, diese Rankinghosen machten weiße Leute, sie schicken uns alles Gute, nun sehen wir sie selbst!“ Dann trank er auf das Zureden der Engländer von ihrem Wein; seine Begleiter aber, Muhamedaner aus Bornu, waren durch kein Zureden zu bewegen, davon zu genießen.

Der Cabocir oder Vorsteher von Puka bewirthete die Fremden, welche in seinem Hause wohnten, in hinreichender Weise mit Gurunüssen, Yamswurzeln und einem Schafe, bewies sich aber mit dem von ihnen erhaltenen Geschenke so unzufrieden, daß er sich aufs Entschiedenste weigerte, ihnen zur Weiterreise behülflich zu sein; nicht einen einzigen Träger gab er ihnen für ihr schweres Gepäck. Als Clapperton drohete, nach Badagry zurückzukehren und bei dem Könige Klage zu führen, blieb er ganz ruhig; aber Adamuli, der Befehlshaber des von dem Könige mitgeschickten Geleites, erschrak heftig bei dieser Drohung, deren Ausführung ihm den Kopf kosten konnte, warf sich flehend den Reisenden zu Füßen und bat um die Erlaubniß, seine eigenen Leute mit dem Gepäck beladen zu dürfen. Dies geschah und am Abende des 9. Decbr. brach die Gesellschaft auf, um die Grenze des Königreiches Jarriba zu überschreiten, dessen Hauptstadt Katunga noch dreißig Tagereisen weit entfernt war. So viel man im Dunkel der Nacht sehen konnte, lief der Weg in offenen Gegenden durch schöne Kornfelder, übrigens aber durch düstere, dichtverwachsene Wälder. Clapperton hatte, um seine wunden Füße zu schonen, Pantoffeln an-



gezogen, aber die Zweige streiften sie ihm ab, und bald war er, da er ohne Sattel ritt, so wund geworden, daß er absteigen und zu Fuße gehen mußte. Dies verursachte fürchterliche Pein, denn jeden Augenblick trat er in einen der gewaltigen Ameisenhaufen, was ihn schmerzte, als hätte er auf glühendes Eisen getreten. In einem Dorfe wurden Führer mit Lampen gemiethet, und von ihnen geleitet kamen die Reisenden nach der Stadt Dagum, wo sich die Diener mit dem schweren Gepäck und den Speisefässern befanden. Die Betten waren schon weiter geschafft, daher mußten sie auf dem Markte unter freiem Himmel schlafen.

Am folgenden Tage ging der Weg wieder durch undurchdringliche dichte Wälder; der schmale Fußpfad zeigte einen unebenen Boden, welcher aus strengem rothem Thone bestand. Clapperton befand sich so elend, daß er in der nächsten Stadt, vom Fieber befallen, das Bett suchen mußte; nichts desto weniger feierten die Bewohner derselben die Anwesenheit des wunderbaren Fremdlings, indem sie die ganze Nacht hindurch um dessen Haus tanzten. Ihr Gesang hatte etwas Feierliches, Getragenes, und erinnerte an die Kirchenmusik.

Am 11. Decbr., obwohl noch sehr schwach, ging Clapperton eine Viertelmeile weiter bis zur Stadt Akalu, deren schwarzer Häuptling, mit einem Mantel von Leopardenfellen bekleidet, ihm den Durchgang verweigerte. Aber Houtson kannte seine Leute. Er gab dem Drohenden ein Glas Grog, das ihn schnell besänftigte; erst schlürfte der Cabocir das Getränk ein, dann spritzte er es seinen Begleitern in den Mund, und so wanderte der Grog weiter, bis er die Runde gemacht und sein Ende gefunden hatte. Jetzt fand die Weiterreise kein Hinderniß mehr. Aber kaum war der Ort verlassen, so legten die beiden Träger, welche den kranken Clapperton in einer Hängematte schleppten, diese nieder und entliefen. Glücklicherweise erboten sich zwei Führer, ihn zur nächsten Stadt zu tragen, wo neue Träger gemiethet wurden.

In Sado wurde Halt gemacht; wieder tanzten und sangen die Neger die ganze Nacht hindurch um die Häuser der Reisenden. Die nächste Stadt, Bidji, war nur eine Stunde entfernt; doch rasteten die Reisenden hier wieder eine Nacht, da der Cabocir Loroketri, ein artiger junger Mann, sie inständig bat, sie seinen Untergebenen zeigen zu dürfen. Einige Weiber aus dem Volke waren scheußlich entstellt



durch breite Wülste, welche einen halben Zoll weit von einander über Stirn und Backen liefen und, durch Einschnneiden und Aufklappen der Haut erzeugt, zur Verzierung dienen sollten.

Am anderen Tage kamen die Reisenden bis Labu, immer unter gleichen Schwierigkeiten und sehr ermattet; doch machten sie den letzten Theil des Weges zu Pferde, um in der Stadt nicht zu erbärmlich zu erscheinen. Dieselbe liegt auf einer Anhöhe in einer sehr schönen Gegend, wo Berg und Thal anmuthig mit einander wechseln; sie ist von Getreidefeldern und Nampfpflanzungen umgeben, und den Weg zur Stadt bildet eine Allee von großen Bäumen, hier und da steht ein Fetischhaus und neben jedem brennen einzelne Lichter. Der Cabocir der Stadt empfing sie freundlich, schickte dem zurückgebliebenen Dr. Morrison Leute mit Licht entgegen, die den Letzteren bald mitbrachten, und schickte den Reisenden ein Schwein und fünf Körbe mit Nams zum Geschenk.

Als die Europäer am nächsten Morgen dem Cabocir ihre Aufmerksamkeit machten, empfing sie derselbe in einer Veranda sitzend, deren Umgebung gedrängt voll Neugieriger war. Er saß auf einer Matte, an ein großes rundes Polster gelehnt, um ihn gegen zweihundert seiner Frauen; eine noch größere Zahl von Frauen hatte er in der Hauptstadt Katunga wohnen. Ein Glas Grog, das ihm die Fremden zur Begrüßung darreichten, trank er heimlich aus; auch seine Frauen tranken einige Gläser, ebenso die vornehmsten Hösflinge, deren Aussehen verrieth, daß sie ihren Herrn in üblicher Weise begrüßt hatten. Hierbei hat man sich nämlich platt zu Boden zu werfen, so daß das Kinn in den Händen ruht, reibt dann beide Backen und die Lippen noch einmal über dem Boden, streut Erde auf das Haupt und tritt so vor den Cabocir. Der Letztere sprach sehr freundlich mit seinen Gästen, und nach jeder Anrede klatschten die Anwesenden in die Hände. Lautes Gelächter aber erhob sich, als jene erzählten, daß es in Europa Sitte sei, nur eine einzige Frau zu haben. Das Gefäß, aus welchem er den Fremden zu trinken anbot, war ein hübsches weißes Nachtgeschirr, welches Houtson früherhin in Badagry verkauft hatte.

Von Labu ging der Weg sanft aufwärts durch trefflich angebautes Land, und bis nach Djanna hin wechselten Felder mit Hirse, Nams, Erbsen und Mais; eine Strecke weit gab der Cabocir mit seinen



Weibern und sämmtlichen Einwohnern den scheidenden Fremdlingen das Geleite. Morrison und Pearce waren fieberkrank und wurden in Hängematten nach Djanna vorausgeschickt. Hier erwarteten ungeheuere Haufen Volkes die Reisenden; der Cabocir kam ihnen im höchsten Staate entgegen, mit gelbseidener Tobe und rother Sammetkappe, in der Rechten eine mit Silber ausgelegte Fexpeitsche haltend, in der Linken silberne Kinderschellchen, welche er schüttelte, während er sprach. Er setzte sich auf ein über eine Matte hingebreitetes Scharlachtuch; als Clapperton dasselbe thun wollte, zogen ihm die Weiber sehr unhöflich das Tuch weg, so daß er auf die bloße Matte zu sitzen kam. Die Weiber sangen recht schön im Chor; dann wünschte der Cabocir zu wissen, warum die Engländer nach Katunga reisten, und ließ ihnen, als er gehört hatte, daß sie nur die Durchreise beehrten, eine Wohnung anweisen. Hier wurde für die Kranken Sorge getragen; dann kam der Cabocir, um seinen Gegenbesuch zu machen, aber insgeheim. Statt seines Scharlachtuches dienten ihm jetzt als Sitz — die Kniee seines Sklaven. Er versprach sicheres Geleite und schickte am anderen Morgen als Gegengeschenk für die empfangenen Korallen ein Schwein, eine Ziege, zwei Tauben, zehn Hühner und eine Menge Namswurzeln. Auch die Leute in der Stadt schickten ähnliche Geschenke und bewiesen sich überhaupt sehr artig. Bei einem Spaziergange der Engländer durch die Stadt zogen die Männer die Hüten ab, die Weiber knieten nieder, indem sie einen Ellenbogen auf den Boden stützten. Auf dem Markte standen einheimische Gewebe und rohe Baumwolle, Lebensmittel aller Art, Orangen, Citronen, Pifang, Bananen, Zwiebeln, Gewürze und Gummi, der zu Suppen gebraucht wird, zum Verkaufe aus. Alles rannte den Weißen nach, die Männer sprangen über die Marktkörbe, die Jungen tanzten unter den Kauffchuppen hin, die Weiber schrieten und neckten die, deren Waaren umhergeworfen waren, aber man hörte kein böses Wort.

Die Einwohner, deren Zahl sich auf 10,000 belaufen mag, sind fleißige Leute, verstehen es, in Holz zu schnitzen, irdene Geschirre zu bereiten und feine Zeuge zu weben. In einem Hause trifft man oft acht bis zehn Webestühle, die nach englischer Art eingerichtet sind. Eine allgemeine Tugend ist die Ehrlichkeit, und bis hierher hatten die Reisenden noch keinen Diebstahl zu beklagen; allgemeines Laster dagegen ist eine endlose Geschwägigkeit, besonders bei den Weibern. Bei



dem nächsten Besuche, welchen Clapperton und Houtson dem Cabocir abstatteten, wechselte derselbe ihnen zu Ehren dreimal seine Prunkkleider und erschien jedes Mal prächtiger gekleidet. Auf einer kleinen Stelle, welche im Gedränge des Volkes frei blieb, reichte er dann seinen Gästen die Hand und forderte sie zum Tanze auf. Sie gaben sich der heiteren Stimmung hin und tanzten zu allgemeinem Entzücken auf afrikanische Art mit ihrem schwarzen Freunde, welcher in seinem rothen Damastkleide, von einem Schleppenträger gefolgt, majestätisch vor ihnen herumsegelte, sein welkes Gesicht bald gegen Clapperton, bald gegen Houtson geneigt, jezt plötzlich sich auf einem Fuße herumdrehend, dann wieder in feierlicher Haltung dahinschreitend. Bearce war leider krank; er wurde in seiner Hängematte herbei geholt, um die ganze tolle Scene zu zeichnen, ließ sich aber, als er den Lärm sah, rasch wieder nach Hause tragen. Als Clapperton am Abend den Cabocir fragen ließ, wann die Pferde zur Abreise bereit sein würden, hieß man sie bis morgen warten, der Herr sei betrunken. Von der Küste aus wird der Rum in ungeheuren Quantitäten in die nächstgelegenen Landstriche eingeführt; der Cabocir schenkte seinen Gästen fünfundzwanzig Gallonen, um sie unter das Volk zu vertheilen.

Am 22. Decbr. waren die nöthigen Anstalten getroffen, um die Kranken, Morrison und Bearce, welche jeden Vorschlag, da zu bleiben oder nach der Küste zurück zu kehren, hartnäckig von der Hand weisen, in Hängematten weiter zu schaffen; die Gesunden folgten zu Pferde. Aber schon am anderen Tage mußte Morrison, da ihn die Reise nur noch mehr entkräftete, nach Djanna umkehren. Am 24. starb sein Diener G. Dawson, welcher zu Djanna das Fieber bekommen hatte, die übrigen Kranken, unter denen auch Rich. Lander war, erholten sich nicht, und die weitere Reise nach Liabo und Engwa ging ziemlich trübselig vor sich, zumal da starke Gewitter es kaum zuließen, die Schönheit des wohlbebauten Landes zu genießen. In Engwa gab Bearce den Geist auf; an demselben Tage starb auch Morrison zu Djanna. Beide wurden anständig bestattet und erhielten Denktafeln von Holz auf ihre Ruhestätten, welche von den Negern mit einem auf Pfählen ruhenden Dache geschützt wurden. Clapperton selbst mußte sich von Engwa aus in einer Hängematte weiter tragen lassen. In Asura, das eine schöne gesunde Lage hat, und bei dem herrlichen Wetter, welches jezt eintrat, fühlten sich alle Leidenden



merklich besser. Das Land hob sich immer höher; es war wenig bewaldet, gut bebaut und gestattete oft eine überraschend schöne Aussicht auf das durchkreuzte Hügelland, in dessen Thälern sich zahlreiche Flüsse dahinwanden. Der Weg ging durch viele zum Theil ansehnliche Städte, deren Einwohner mit einander an Freigebigkeit wetteiferten, und am 6. Jan. 1826 langten unsre Reisenden im Chocho am Südfuße des hohen Gebirgswalles, des Konggebirges, an.

Von hier an wand sich der Weg durch felsige Thäler von großer Schönheit, welche oft von steilen Granitwänden bis zu siebenhundert Fuß Höhe eingengt wurden, oft zu Hochebenen sich erweiterten, auf denen Dörfer verstreut lagen. Bei der großen Stadt Duffu, welche etwa 15,000 Einwohner zählt, bestiegen Clapperton einen hohen Berg, von dessen Gipfel sie eine weite und herrliche Aussicht genossen über Berge, Schluchten und Thäler hin, von der zu ihren Füßen liegenden Stadt bis zum fernen Süden. Auf der Höhe des Berges war eine Menge von Weibern damit beschäftigt, Korn zu zerstampfen; als Mörser diente einer jeden ein in den Granit eingebohrtes Loch, als Stämpfer ein Stein.

Hinter Duffu wurde die Reise äußerst beschwerlich; der Weg ging steil hinan und hinab über rauhe Felsen und Steingerölle, ungeheure Granitblöcke hingen darüber hin, als wollten sie eben herabstürzen, und die Träger mit den Hängematten, in welchen die Kranken lagen, wollten kaum mehr fort. Eine ungeheure Kalebasse mit Otih oder Hirsenbier, welche der Cabocir von Weza als Geschenk schickte, gab ihnen indeß ihren guten Willen wieder, und am Abende des mühevollen Tages wurde Chadu erreicht, eine Stadt von 7000 Einwohnern, deren Cabocir die Reisenden ein paar Tage freundlich bewirthete. Als sie den Ort verließen, gab ihnen der Cabocir und ein ungeheurer Schwarm von Männern, Frauen und Kindern das Geleite, die Weiber saugen im Chor, aber die Hörner und Trommeln verdarben die Wirkung der hübschen Stimmen. Jetzt führte der Weg über eine wohl angebaute Hochebene dahin, dann wieder durch einen rauhen, unebenen Paß zwischen hohen Bergen. Der Boden war eine feine Dammerde, bedeckte aber nur dünn den Granit, welcher an manchen Stellen bloß lag und an der Sonne wie Wasser glänzte. Bei Matoni („laß mich allein“) ging es über zertrümmerte Felsen und durch wilde Schluchten, aber überall saßen Haufen von Negern am Wege,



um die Weißen durchziehen zu sehen. In Grawa wurden sie mit Trommelschall empfangen und reichlich mit Lebensmitteln beschenkt; sogar der Cabocir einer benachbarten Stadt schickte ihnen ein Schwein.

Am 13. Jan. war der höchste Punkt des Gebirges erreicht, ein Berg, auf welchem die Stadt Cheki lag. Ueberall war das Gebirge stark bevölkert, das Land fruchtbar und schön; aber mitten aus den bebauten Feldern stiegen die schroffsten Felswände jäh empor, furchtbar zerrissen und zerklüftet, und auf und ab durch sie hindurch führte unsere Reisenden ihr Pfad. In jeder Schlucht, wo nur eine Spur von fruchtbarer Erde sich fand, standen Hütten, umgeben von Hirse, Pifang und Dams, und bildeten einen schönen Gegensatz zu den überwältigenden Schrecknissen der Natur. Als die Reisenden sich der Stadt Cheki näherten, drängten sich auf jeder Seite des Weges, auf den Felsen, an den Bergabhängen die Eingeborenen zu Tausenden, die Weiber mit emporgehobenen Händen und im Chor singend, die Männer mit lebhaften Grüßen und Freudenbezeugungen. Festlich war der Empfang durch den Cabocir, und rührend dessen Anrede, in welcher er die Weißen als Friedensboten begrüßte, vor deren Schritten überall, wo sie erschienen, Krieg, Mord und Empörung aufhören würde. „Jetzt“, sagte er, „wird der Krieg der Fellatah gegen Nyssi ein Ende nehmen, und der Aufstand der Haouffasclaven in Jarriba sich legen!“ Als Clapperton seine Hand gedrückt hatte, fuhr er mit derselben über die Häupter seiner Anführer hin, wie um den Segen auf sie überströmen zu lassen. Er bezeugte Lust, mit den Fremden nach England zu gehen, und wollte sie am anderen Morgen kaum weiter reisen lassen. Dann begleitete er sie mit seinen zweihundert Weibern und einer großen Schaar von Leuten aus der Stadt eine große Strecke weit.

Hier und da lagen schon Dörfer der Fellatah zerstreut, welche auch in Jarriba eingedrungen waren, aber friedfertig von ihrer Viehzucht lebten. Ueberall war das Land gut angebaut und stark bevölkert. Am Nachmittage zeigte sich, wo das Gebirge sich nach Norden hin zu senken beginnt, eine Stadt von größerer Ausdehnung, als irgend eine der früheren. Sie hieß Kuso und zählte wenigstens 20,000 Einwohner. Aber ähnliche bedeutende Städte sollen hier nach allen Seiten hin liegen. Kuso ist von einer doppelten Mauer umgeben und gut gebaut; die Reisenden erhielten zur Wohnung einen großen Hof von 800 Fuß ins Gevierte. Der Cabocir, welcher zu ihrem Empfange



in einer Veranda saß, von seinen Frauen und Vornehmen umgeben, stand auf, sie zu begrüßen, und sprach seine Freude aus, daß weiße Männer in sein Land kämen, um den König zu besuchen. Nie habe er das zu erleben gehofft; jetzt würden alle Kriege und üblen Palavers aufhören. Er schenkte ihnen Damswurzeln, Eier, eine Ziege, ein Schaf, eine fette Truthenne und Milch, und ein benachbarter Cabocir schickte wieder ein fettes Schwein.

Am 16. Jan. ging die Reise weiter durch ein wohl angebautes Hügel land mit zahlreichen Teltatahdörfern nach Enkusos, wo wegen der Kranken wieder Halt gemacht wurde. Der Cabocir, ein Mensch von dummem Aussehen, trug eine eiserne Kette als Halschmuck und war stolz auf ein paar Handschellen, welche neben ihm lagen. Auch hier fehlte es nicht an Geschenken; die Teltatah in der Nähe der Stadt brachten reichlich Milch. Während der Nacht ertönte zu wiederholten Malen das Kriegshorn, da in nächster Nähe sich der Sitz der Skavenempörung befand; die Teltatah hatten hier und da schon mit den Auführern gemeinsame Sache gemacht. Einzelne Ortschaften, durch welche anderen Tages die Reise ging, waren von den Bewohnern aus Furcht verlassen worden, ein paar Dörfer hatten die Teltatah kürzlich erst verbrannt.

In dieser Gegend war der Boden sandig und kiesig, an die Stelle der früheren üppigen Vegetation traten Wälder von niedrigem Krüppelholz. Auch die Bewohner waren minder bereitwillig und zuvorkommend, so daß Clapperton, um Lebensmittel zu erhalten, mit einer Beschwerde bei dem Könige von Katunga drohen mußte. Da er an Durchfall und heftigen Seitenschmerzen litt, gegen welche er eine Einreibung mit Malaghetta Pfeffer vergebens versucht hatte, so gab ihm der Cabocir von Ndja eine Arznei, welche aussah wie Citronensaft mit Pfeffer; kurz nachdem dieselbe getrunken war, hörten die Beschwerden gänzlich auf. Ndja, eine unansehnliche Stadt von 4000 Einwohnern, hat eine hohe Mauer, und zu ihren Thoren führen Alleen von hohen Bäumen, bis zu deren Gipfeln empor sich dichte immergrüne Schlingpflanzen ranken; diese verschlingen sich mit ihren flatternden Gewinden fest in einander und bilden ein undurchdringliches Schutzdach gegen Regen und Sonne, aber zugleich ein unzerstörbares Versteck für die Schlangen. Ähnliche Alleen führen zu allen Städten dieser Gegend.



Die Fellsatahbevölkerung wurde immer mehr vorherrschend, bewies sich indeß gegen unsere Reisenden gleichfalls nicht unfreundlich. Am 20. gelangten diese, von Stadt zu Stadt ziehend, nach Atipa, einer Stadt von 6000 Einwohnern, und am folgenden Morgen kamen sie über den Fluß Mussa, welcher Nyssi gegenüber in den Quorra oder Rowara fällt. Bis hierher waren die Cabocirs der letzten Städte mitgegangen, um durch ihr bewaffnetes Gefolge die Räuber von Borgu zurück zu schrecken, durch welche die ganze Gegend unsicher gemacht wird. Dann wendeten sich die Reisenden von Leobadda aus ostwärts, von dem Cabocir dieser Stadt weiter begleitet, an verschiedenen von den Fellsatah zerstörten Dörfern vorüber, und kamen durch eine prachtvolle Reihe von Granitfelsen in ein schönes Thal voll schattiger Bäume und Pisangs; mitten hindurch rieselte ein Bach, an dessen Seiten Schafe und Ziegen weideten, während die jungen Hirtinnen ihre schwarzen Glieder in seinem Wasser badeten. Unter den Bäumen wurde Clapperton auf einen aufmerksam, welchen wir schon aus Parks Berichte kennen, auf den Butterbaum, welcher eben Blüthen und Früchte trug. Jene sind blaßgelb und achtblättrig; diese, von der Größe einer Birne, haben einen Stein, welcher für giftig gilt, ein sehr schmackhaftes rahmfarbnes Fleisch, welches gebörst und ausgekocht die Butter giebt, und eine Schale, welche in Suppen gebraucht wird. Hinter einer zweiten Felsenreihe zeigte sich die Stadt Tschow, wo sich am 23. Jan. eine Gesandtschaft des Königes von Larriba einstellte, um die Reisenden nach Katunga zu führen. Es waren Bogenschützen und Reiter, erstere tüchtige Leute, die letzteren aber so schlecht beritten, daß es nicht schwer gewesen wäre, sie mit einem Stocke aus dem Sattel zu stoßen.

Gegen Mittag zog die Reisegesellschaft in das nördliche Thor der Hauptstadt Katunga ein, welche mit der Menge schattiger Bäume in ihrem Inneren sich wie ein grüner Gürtel um den Fuß eines hohen Granitberges herumzieht. Am Thore stand ein kleines Fetischhaus, mehrere ähnliche waren innerhalb desselben. In dem Hause des Cabocir, welcher die Bedeckung angeführt hatte, war das Gepäck kaum angelangt, als sich schon der König durch einen Boten den Besuch der Fremden ausbat. Von einer Musikbande begleitet begaben sich diese sogleich inmitten einer unabsehbaren Schaar Männer, Weiber und Kinder, welche einen erstickenden Staub auftrieben, auf den Platz,



wo der König unter der Veranda seines Hauses saß, von zwei rothen und blauen Schirmen beschattet, welche zwei Sklaven hielten. Ohne sich auf die gebräuchliche unterthänige Begrüßung einzulassen, traten die Engländer, denen man mit Peitschenstielen einen Weg durch das jubelnde Volk bahnte, an den König heran, zogen die Hüte ab und schüttelten ihm freundschaftlich die Hand. Er hob dreimal ihre Hände empor und fragte: „Afo, afo?“ (wie befindet ihr euch?), und seine unzähligen Weiber schrien laut Hurrah! Der König trug eine weiße und darunter eine blaue Tobe, um den Hals Schnüre blauer Glasperlen, auf dem Kopfe aber eine Krone von — Pappendeckel mit blaueisernen Ueberzuge, ohne Zweifel das Fabrikat eines Europäers an der Küste. Nach den üblichen Fragen wurden die Reisenden freundlich entlassen und wählten sich eine Wohnung in der Stadt zwischen der des Cabocir, wo ihre Diener untergebracht waren, und dem Palaste des Königes. Der letztere machte ihnen schon an demselben Abende einen freundschaftlichen Besuch und war auch, trotz ihrer Bitte, ihnen zwei Tage lang volle Ruhe zu ihrer Erholung zu lassen, schon am anderen Morgen in aller Frühe wieder da. Clapper-ton überreichte ihm die Geschenke, farbige Tuche, einen Sonnenschirm und einen Rohrstock mit goldenem Knopfe, welche ihm große Freude machten. Seitdem trug er den letzteren bei allen feierlichen Gelegenheiten; sobald er sich niedersetzte, wurde der Stock vor ihm in den Boden gesteckt.

Als er den Wunsch der Fremden vernahm, durch sein Reich hindurch nach Bornu zu reisen, suchte er, berathschlagte mit dem ihn begleitenden Vertrauten, welcher sein Minister war, und wich dann einer bestimmten Zusage mit der Erklärung aus, daß in Nyssi zwei Brüder um den Thron stritten, deren einer sich mit den Sellatahs verbündet habe; der Weg sei daher unsicher, doch wolle er einen Boten senden, um den Uebergang über den Kewara möglichst sicher zu stellen. Ähnliche Ausflüchte machte er jedes Mal, wenn er die Reisenden besuchte; nicht einmal über den Lauf des Stromes vermochten diese genauere Auskunft von ihm zu erhalten, wiewohl sie versprachen, daß ihm der König von England auf ihre Fürsprache Alles, was er wünsche, gerne zu Schiffe schicken würde. Ueber die Raketen, welche Clapper-ton abbrannte, freute er sich sehr und hieß einige für den Krieg aufbewahren; das Versprechen, er solle auch dreißig Musketen mit Pulver



und Blei haben, machte ihn so glücklich, daß er dem großmüthigen weißen Freunde seine Büchse mit Gurunüssen schenkte, welche aus Ebenholz in Gestalt einer Schildkröte geschnitten war, und sich dann tanzend entfernte. Hierbei verlor er das Gleichgewicht und schlug auf den Boden hin, wurde aber sogleich von seinen Frauen wieder aufgehoben. Von dieser Zeit an ließ er sich seine Gurunüsse in einem weißen Geschirre von jener Form nachtragen, welche man in Europa unter keinen Umständen zur Aufbewahrung von Speisen oder Getränken benutzen würde.

In seinem ganzen Benehmen war er harmlos und besuchte seine Gäste nie, ohne ihnen Geschenke mitzubringen, bald Obst, darunter eine birnenähnliche Frucht, *Agra* genannt, mit harter Haut, markartigem Fleische von dem säuerlichen Geschmacke der Tamarinden und mit vier großen schwarzen Kernen, bald Flaschen mit Honig, Hähne, Enten, Reis u. dgl. Auch die *Cabocirs* erwiesen sich anfangs sehr freigebig; späterhin aber, als die Willkommensbesuche vorüber waren, trat zuweilen Mangel ein, da der Bote des Königes, welcher von diesem mit der Ueberlieferung der nöthigen Lebensmittel beauftragt war, ein feister, trunksüchtiger Schlingel, das Meiste unterschlug.

Sehr nahe legte der König dem Reisenden den Wunsch, derselbe möchte ihm seinen Diener *Richard Lander*, oder etwa den Herrn *Houtson* schenken; er begriff den Grund der Weigerung nicht recht und versprach ihm ein paar seiner Frauen dafür, deren er, wie er sich rühmte, eine solche Menge besaß, daß, wenn sich alle bei den Händen faßten, sie eine Kette bilden würden von *Katunga* bis *Djanna*, d. h. gegen vierzig Meilen lang, was, wenn es nicht übertrieben war, eine Armee von zweimalhunderttausend Weibern ergeben würde. Als der König die Fremden bat, nur bis zu den großen Festlichkeiten zu bleiben, welche binnen zwei Monaten stattfinden würden, mit dem Bemerken, daß sie ihn dann recht in seiner Würde als König sehen würden, erlaubte sich *Houtson* die Frage, ob dann auch, wie er es im Reiche *Dahome* gesehen habe, eine Menge Menschen geschlachtet werden würde. Aber der König schüttelte heftig den Kopf und rief: „Nein, nein, kein König von *Jarriba* läßt Menschen opfern; und wenn ich es verbiete, so darf es auch der König von *Dahome* nicht mehr thun, der ja mein Unterthan ist!“



Eine Anzahl von Cabocirs aus entlegenen Provinzen kam nach Katunga, welche sämmtlich bei dem Könige zu irgend einem Zwecke, wahrscheinlich um des Krieges willen, Audienz hatten. Zu der ersten Vorstellung derselben wurden auch die Engländer eingeladen, und nun sahen sie den König in seiner Pracht. Er saß auf einem alten mit rothem Damast überzogenen Lehnstuhle, vor sich den Stoc mit goldenem Knopfe, in einiger Entfernung vor ihm die Cabocirs in Kleidern von Leopardenfell, Kopf und Backen von Staub besudelt, da sie zum Gruße mit den Gesichtern im Staube wühlen mußten. Wer mit dem Könige sprach, mußte sich platt auf den Bauch werfen, seine Worte einem ebenso neben ihm ausgestreckt liegenden Beamten zuflüstern, und dieser theilte die „allerunterthänigsten“ Aeußerungen dem Herrscher mit. Ueberhaupt sind die Begrüßungsformen sehr nachdrücklicher Art; man tanzt einander entgegen, wobei oft gewaltige Sprünge vorkommen, Leute gleichen Ranges, welche sich begegnen, fallen vor einander auf ein Knie nieder, Frauen fallen auf beide Knie und setzen den einen Ellenbogen auf die Erde.

Soll ein Todter begraben werden, so bringt man den Leichnam in hockender Stellung, die Ellenbogen zwischen den Knien, in ein tiefes, enges Loch, und trinkt dann, wenn der Verstorbene wohlhabend war, an seinem Grabe unter Flintenschüssen tüchtige Portionen Rum. Stirbt der König, so müssen die vier angesehensten Statthalter oder Cabocirs, vier seiner Frauen und eine Menge seiner Lieblingsclaven Gift nehmen, welches ein Fetischmann ihnen in der Schale eines Papageieneies darreicht; wirkt die Dosis nicht, so erhalten sie Stricke, sich zu hängen. Der Sohn, welcher in der Regierung folgt, hat auch die Pflicht, alle nachgelassenen Weiber des Königes zu ernähren. Im Allgemeinen ist es Gebrauch, die Frauen zu kaufen, je nach dem Vermögen des Bräutigams; nach Abschluß des Kaufes wird im Hause des letzteren Bier getrunken. Die gewöhnliche Nahrung der Reichen wie der Armen ist Fufu, ein Teig aus gekochten Yamswurzeln, welcher mit Fleischbrühe oder Palmöl genossen wird.

Am 15. Febr. kam ein Bote von der Küste, welcher Briefe für die Reisenden brachte; ein Freund hatte demselben einige Duzend Flaschen Wein und Porter mitgegeben, und wenn gleich die Hälfte unterwegs zerbrochen war, so war doch der Rest eine willkommene Gabe, auch für den König, welcher gleich nach der Ankunft des



Boten einen freundschaftlichen Besuch machte und sich seinen Theil ausbat. Einige Tage nachher kam der König wieder, von seinem fetten Minister und einigen Frauen begleitet; eine der letzteren trug eine hübsch geschnitzte Kürbissflasche, welche sie ihrem Herrn von Zeit zu Zeit zum Ausspeien vorhielt und dann wieder mit einem weißen Tüchlein verdeckte, die andere trug den neuen Topf mit Gurumüssen. Der König versprach, die Fremden in wenigen Tagen reisen zu lassen, da seine Boten berichtet hätten, daß der Weg nach Jaouri frei und gefahrlos sei. Vorher aber mußten sie noch einem der Schauspiele zusehen, welche den anwesenden Cabocirs zu Ehren mehrfach gegeben wurden.

Die Vorstellung fand auf einem großen freien Platze in einem der königlichen Gärten statt und bestand aus drei Abtheilungen. In der ersten erschienen die Schauspieler in Säcken und tanzten, sprangen und gesticulirten mit den eingenäheten Armen und Beinen unter seltsamen Pantominen und mit wunderbarer Geschicklichkeit. In der zweiten Abtheilung waren zwei Sackmänner in der Länge an einander gesetzt und durch Hinzufügung eines Kopfes und Schwanzes die nicht üble Maske einer Riesenschlange von vierzehn Fuß Länge zu Stande gebracht. Anfangs saß dieselbe in einem Korbe und streckte nur den Kopf hervor, fortwährend mit dem Rachen schnappend, während ein Mann mit blankem Schwerte wie fechtend ihr gegenüber stand. Allmählich rollte und kollerte die ganze Gestalt der Schlange hervor, ringelte sich, schlug mit dem Schweife, wick mit dem Kopfe den Hieben des Angreifers geschickt aus, kurz, sie machte die Bewegungen einer Schlange auf das Geschickteste nach. Endlich führte der Schauspieler mit dem Schwerte einen gewaltigen Hieb in den Schweif des Ungeheuers; sogleich ringelte sich dieses mit aufgerissenem Rachen zusammen, zuckte, wand sich, streckte sich und verendete. Hierauf nahmen ein paar Schauspieler das unter Todeszuckungen sich windende Ungethüm und trugen es im Triumph davon. Im dritten Acte erschien der weiße Teufel. Während die übrigen Schauspieler in den Hintergrund des Schauplatzes traten, blieb einer zurück, und als sein Sack allmählich abfiel, erschien zuerst ein weißer Kopf, und dann enthüllte sich, unter dem Jubel des ganzen Volkes, nach und nach ein ganz weißer, nackter Körper, bleich, wie aus Wachs geformt, entsetzlich mager und vor Kälte zitternd. Der „weiße Teufel“ begann damit,



sich die Hände zu reiben, und nahm dann eine Prise Tabak über die andere; hierauf ging er mit linkschen Bewegungen vorwärts, wie wenn der weichlichste Weiße zum ersten Male seine nackten Füße auf das Eis setzte. Die Zuschauer fragten Clapperton wiederholt, wie ihm der weiße Teufel gefiele, und baten, er möchte ja hinschauen und gut Achtung geben; er that ihnen den Gefallen, die ganze Vorstellung vortrefflich zu finden, und wirklich hatte der Schauspieler allen Beifall verdient.

Das Außere der Farribaneger bietet weniger die sonst charakteristischen Züge der Neger dar; die Lippen sind minder wulstig, die Nase stärker. Die Männer haben einen freien Anstand und sind wohlgebaut; die Weiber, welche stets der Luft ausgesetzt sind und harte Arbeiten thun müssen, haben ein etwas gemeineres Aussehen. Die Kriegsmacht besteht aus dem Gefolge der sämtlichen Cabocirs, deren es eine bedeutende Zahl gibt.

Mitten in der Stadt Gjeo oder Katunga (letzteres ist der Haoussa-name) erhebt sich ein hoher Granitfelsen, an dessen Südseite, von weiten Gärten umgeben, die Häuser des Königes und seiner Familie liegen. Nach Norden zieht sich die eigentliche Stadt hin, ein Oval von mehr als einer Meile im Durchmesser bildend. Ihre Mauern haben zehn Thore und sind aus Lehm aufgeführt; um dieselben zieht sich ein meist trocken liegender Graben, um diesen dichtes Gehölz. In der Bauart der Häuser herrscht eine gewisse Zierlichkeit; die Pfosten an den Verandas und die Thüren des Königes und der Vornehmen sind mit erhabener Schnitzarbeit verziert, in welcher eines der gebräuchlichsten Bilder eine Boa ist, welche eine Antelope oder ein Schwein verschlingt. Häufig sieht man auch Züge von Kriegern mit Trommelschlägern, oder Sclavenjagden und Sclaventransporte. In Höfen und Gärten liebt man es hölzerne Bildsäulen von Männern und Weibern aufzustellen.

Täglich von drei bis vier Uhr wird an sieben Stellen der Stadt Markt gehalten; man sieht da Jamswurzeln, Korn, Erbsen, Pisangs, Bananen, Baumbutter, Coliquintensamen, süßes Backwerk, Ziegen, Hühner, Schafe, Lämmer; auch einheimische Gewebe und Ackergeräthe werden feilgeboten. Eine Ziege gilt 1500 bis 2000 Kauries, ein Schaf das Doppelte, zehn Hühner dasselbe, hundert Jamswurzeln gleichfalls, eine Kuh 20000 bis 30000 Kauries, ein Sclave das



Doppelte und ein Pferd das Vierfache. 2000 Kauries machen einen panischen Dollar aus. Auch Trona kommt zu Markte; es wird von Bornu eingeführt und bis an die Küste verkauft.

Während der ganzen Zeit, wo Clapperton sich in Katunga aufhielt, wehte daselbst ein unangenehmer kalter Nordwind, welcher in den Morgenstunden meist Nebel erzeugte, übrigens aber die Luft so austrocknete, daß die meisten Instrumente zersprangen oder Risse bekamen. Alles Holz und Elfenbein schrumpfte zusammen oder zersprang, das Mikroskop war ganz zerfallen. Erst gegen den Anfang des März kamen erfrischende Ostwinde, und nun drang Clapperton um so stärker bei dem Könige auf Abreise. Wirklich erklärte dieser, jetzt könne Clapperton mit seinem Diener in Begleitung eines Abgeordneten von Jarro ohne Gefahr Katunga verlassen, und schenkte ihm beim Abschiede ein Pferd.

Von des Königes Bruder begleitet begab sich Clapperton am 7. März auf den Weg, mit derselben Bedeckung, mit welcher er in Katunga eingezogen war, und verfolgte seine frühere Straße zurück bis nach Tschow, wo er sich nordwestwärts wandte. Das Städtchen Mgi, wo er sein zweites Nachtquartier hielt, lag schon in dem Reiche Borgu, in der Provinz Kiama, und hier zeigte sich zu Clappertons Verdrusse, daß der vermeintliche Abgeordnete der Stadt Jarro ein Fleischerssohn aus Mgi war, daß eine Stadt jenes Namens nicht existirte, Jarro vielmehr der Sultan der Provinz Kiama war, nach welcher Clapperton zu reisen gedachte.

Mgi war durch die Fellatahs abgebrannt; man zeigte noch den Berg, von welchem aus dieselben ihre Tauben mit Brandbündeln an den Schwänzen der Stadt hatten zufliegen lassen. Am 11. März wurde der Mussafluß passirt; man erzählte, wenn derselbe voll Wasser sei, so sehe man Flußpferde und Krokodile in Menge. Im dicken Walde steht hier ein Fetischhaus; die schwarzen Begleiter Clappertons gingen einer nach dem anderen dahin, um zu beten. Dies thaten sie flach auf dem Boden liegend, den Kopf der Hütte zugewandt, und ehe sie sich wieder aufrichteten, schoben sie einige Kauries hinter die Matte, welche das Innere der Hütte verdeckte. Hineinzusehen war Niemandem gestattet; auf Clappertons Frage antworteten sie, daß sie zu dem Gotte beteten, der ihnen Wasser, Getreide und Jams gebe. In der Nähe standen einige Hütten, welche ganz die Gestalt der Kuzis in



Bornu hatten; auf der Spitze einer jeden steckte ein Krokodilei als Zaubermittel gegen die Ungeheuer des Flusses.

Am Abend wurde im Walde neben einem Bache gerastet; den nächsten Morgen kam ein Bote des Sultans von Kiama, um nach den Fremden zu sehen und seinem Gebieter Nachricht über dieselben zu bringen. Der folgende Tag war kaum angebrochen, als schon die Bedeckung von Reitern erschien, durch welche der Sultan die beiden Europäer einholen ließ. Sie ritten die herrlichsten Pferde, die man sehen konnte, waren aber selbst wilde bübische Gesellen und rechtfertigten vollkommen den schlechten Ruf, in welchem die Neger von Borgu stehen, daß sie nämlich Alles stehlen, was sie in ihre Hände bringen können. Kaum hatte ihr Anführer den Gruß seines Herrn an Clapperton ausgerichtet, so sprengte die Bande in das Dorf, um alle Ziegen und Hühner zusammen zu stehlen. Ebenso ging es den übrigen Dörfern, durch welche der Zug kam. In wenigen Stunden traf derselbe in Kiama ein, fast sechs Tage nach der Abreise von Katunga. Clapperton begab sich sogleich zu dem Sultan Jarro, welcher vermuthlich eben Audienz ertheilte, denn um ihn her lag eine Menge von Leuten auf dem Bauche oder auf der Seite, welche mit ihm sprachen.

Er war ein stark gebauter, wohl aussehender Fünfziger und trug eine weiße Tobe und ein rothes maurisches Käckchen. Nach einer kurzen Begrüßung ließ er die Fremden in die für sie bestimmte Wohnung führen und schickte sogleich Lebensmittel dahin, Milch, Eier, Bananen, gerösteten und frischen Käse und Fufu. Nachdem die heißen Stunden vorüber waren, kam Jarro selbst zu ihnen. Er ritt einen schönen Schecken, ihm folgten Bewaffnete zu Pferde und zu Fuß, und zu seinen Seiten liefen sechs junge Sclavinnen, ganz nackt, mit einer weißen Binde um den Kopf und einem Speere in der rechten Hand. Jarro trug eine Tobe von rothem Seidendamast und lederne Stiefel. Er trat in die Hütte, und ihm folgten die sechs Mädchen, nachdem sie ihre Speere abgegeben und ein blaues Tuch um sich geschlungen hatten. Nachdem er Clappertons Wunsch gehört hatte, baldigst weiter reisen zu dürfen, versprach er, ihn nach Wawa zu schicken, von wo er über Bussa nach Bornu gelangen könne. Dann stieg er wieder zu Pferde, die Mädchen legten ihre Tücher ab, und fort eilte die seltsamste Cavalcade, die man sehen konnte.



Am anderen Tage brachte Clapperton dem Herrscher von Kama die für ihn bestimmten Geschenke. Es war ein Schirm, ein langes Schwert, farbiges Tuch, Korallen und unächter Schmuck, Rum, Messer und Scheeren, Feuerzeuge und einige Bilder. Jarro war außer sich vor Ueberraschung. Den Schmuck zeigte er neckend seinen Begleiterinnen, dann schwang er das Schwert, seine Augen strahlten und unter Ausrufen des Entzückens drückte er dem freigebigen Gaste die Hände. Aber so willig er sich zeigte, demselben zur sofortigen Abreise behülflich zu sein, er machte dennoch allerlei Ausreden, als Clapperton Ernst machte. Eine Karavane aus Uschanti von wenigstens tausend Menschen und eben so vielen Lastthieren, welche Gurnu oder Kollanüsse nach Bornu brachte, sollte in den nächsten Tagen abgehen, und Clapperton wollte sich ihr bis Kano anschließen. Manche Kaufleute, welche mit derselben angekommen waren, fragten ihn nach dem bärtigen Weißen, welchen sie vor zwei Jahren in Bornu und Haoussa gesehen hätten, aber er vermied es, sich ihnen zu erkennen zu geben. Jarro rieth ihm entschieden ab, sich ihnen anzuschließen, freilich wohl nicht allein aus Sorge für den Gast, sondern zugleich in der unverborgenen Absicht, auch für seine Angehörigen und Häuptlinge reiche Geschenke zu erlangen. Um ihn günstig zu stimmen, zeigte sich Clapperton willfährig, so weit es seine Mittel erlaubten, und versprach, für Jarro noch eine Theekanne von Badagry kommen zu lassen. Dafür gab ihm der Sultan ein wohlgefattelttes Pferd und ein zuverlässiges Geleite und versprach, ihn am anderen Tage zu entlassen. Noch einmal kam Jarro mit seinem schwarzen Gefolge, um bei Clapperton Thee zu trinken und ihn zu einem Wettrennen abzuholen, bei welchem er selber auf einem einheimischen Pferde gegen ein großes bornuesisches gewann, und dessen Schluß ein Knabenrennen auf ungefattelten Pferden bildete; dann wurde Abschied genommen und unser Reisender erhielt die Erlaubniß, am 18. März seine Reise fortzusetzen.

Die ganze Provinz Kama, durch welche er reisete, gehört zu den minder gut bevölkerten des Landes; auch die Stadt Kama ist dürrig und schlecht gebaut. Die Wohnungen sind runde Hütten oder Kuzis, aus Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt; eine Anzahl derselben, durch einen Zaun von Matten umschlossen, bildet ein Gehöft. Die Stadt liegt an der Südseite einer felsigen Bergreihe und ist von einer schon hier und da eingesunkenen Lehmmauer umgeben. Während in der



Stadt weite Strecken mit Yams und Getreide bestellt sind, rückt von Außen der Wald fast dicht an die Mauern und liefert den Einwohnern wenigstens eine Fülle von Wildpret. Die letzteren, etwa 30,000 an der Zahl, sind Heiden, ihre Sklaven aber meist Muhamedaner. Wie der König von dem Zoll der von Mchanti nach Haoussa ziehenden Karavanen, so leben seine Unterthanen fast ausschließlich von Raub und Dieberei, durch welche sie weit und breit berüchtigt sind. Ohne Scheu überfällt die eine Stadt die andere, und der König Jarro gewährt den Leidenden keinen Schutz. Auf dem Markte zu Kiana nimmt man neben den Gurunüssen, Pijangs und Yams besonders Baumbutter, Milch und Honig wahr, letzteren in großer Menge und wohlfeil; auch brasilianischen Tabak und Schnupftabak. Schafe und Ochsen giebt es in Menge; letztere besitzen hauptsächlich die Fellatahs, welche in den Walbungen nomadisiren. Waffen zu tragen ist den Fellatahs in Borgu nicht gestattet.

Am Tage nach der Abreise stieß Clapperton mit seiner Begleitung auf die vorangegangene Haoussakaravane, mit deren Führer er um eine billige Beförderung seines Gepäcks zu handeln begann. Aber er kam, wie Jarro vorausgesagt hatte, nicht damit zu Stande, und sah sich genöthigt, sich weiter den Brandschakungen von Jarro's Abgeordneten preiszugeben, welchem der Sultan die Sorge für den Reisenden anvertraut hatte. Der Weg ging durch eine weniger dicht bewaldete Ebene, in welcher Spuren von großen Antelopen, Büffeln und Elephanten in Menge sichtbar waren. Die Elephanten jagt man hier selten, da man die Zähne nicht zu nutzen weiß und anderes Fleisch in Fülle hat. Man schießt mit vergifteten Pfeilen, welche so wirksam sind, daß sie selbst Elephanten in einer Stunde tödten. Das Fleisch der so erlegten Thiere wird ohne Nachtheil gegessen, nur schneidet man die Wunde sauber aus.

Keck und frei war das Auftreten der schwarzen Jäger von Borgu, welche als die größten Nimrods von Afrika gelten. Einer derselben, welcher unseren Reisenden bei dem Dorfe Barakina aufstieg, trug ein Leopardenfell um die Schultern, hatte Bogen und Pfeile umgehängt und einen leichten Wurfspieß in der Hand; ihm folgten drei rahmfarbene Hunde, anscheinend eine Mischrace aus Windspiel und Haushund, mit Halsbändern von buntem Leder, und ein Sklave trug ihm



eine Antilope nach. Ohne die Weißen auch nur eines Blickes zu würdigen, schritt er stolz an ihnen vorüber seinem Dorfe zu.

Kurz hinter Barakina erhob sich eine Felsmauer mit prachtvollen steilen Felswänden, deren Gipfel von mächtigen Bäumen beschattet und gekrönt war. Das Gestein war ein Conglomerat, welches zollgroße Stücke weißen Quarzes in einer glänzenden, dunkelgrauen Masse einschloß; die Schichten stiegen steil an in einem Winkel von 50°. Zwischen den Felsen hindurch, welche unzweifelhaft in gleicher Richtung sich bis zum Niger hinzogen, führte der Weg an den Fluß Oli, dessen felsiges Bette, jetzt trocken, in der Regenzeit von reißenden Fluthen gefüllt, aus schwarzem Thonschiefer bestand. Nur an den tieferen Stellen desselben hatten sich Lachen stehenden Wassers gehalten, welche unzähligen Krokodilen als Zufluchtsstätte dienten. Jenseits des Flusses dehnte sich eine fruchtbare wohlangebaute Ebene bis zur Stadt Wawa, in deren Mauern Clapperton mit der ihm von dort entgegengesandten Bedeckung von vier Reitern am 21. März um zehn Uhr Morgens einzog. Der Herrscher von Wawa ließ den Fremden, der ihn sofort besuchte, lange warten und bewies dann große Menzstlichkeit, indem er ihn kaum zu berühren wagte und sogleich in die für ihn bestimmte Wohnung schickte. Das Thermometer zeigte während der heißesten Stunden 33° R., eine höhere Temperatur, als Clapperton bei dieser Reise noch gefunden hatte.

Die Wohnung gehörte der Wittve eines der Häuptlinge des Königes, der einzigen seiner Frauen, welche dem Verstorbenen Kinder geboren hatte und deßhalb nach seinem Tode nicht verkauft werden durfte. Sie trug noch als Zeichen der Trauer einen Strick um den Kopf, einen anderen um den Hals und einen dritten um den Leib. Diese Stricke werden erst abgelegt, wenn die Trauerzeit verflossen ist oder sich ein neuer Mann findet. Das Letztere zu hoffen schien sie freilich wenig berechtigt, da sie abschreckend häßlich war.

Aber eine andere sehr ansehnliche Wittve fand sich bald in der Wohnung der Weißen ein, welche als Tochter eines Arabers sich selbst für weiß hielt und hier die beste Gelegenheit zu einer passenden Heirath vor sich zu sehen glaubte. Sie war sehr schön und sehr reich — Beides aber nach dortigem Maßstabe; kaum viel über zwanzig Jahre alt gleich sie schon einer wandelnden Wassertonne, und außer diesem Vorzuge hatte sie das beste Haus in der Stadt und tausend Sklaven



im Vermögen. Bald hatte sie ihre Wahl getroffen: Richard, der junge, kräftige Diener Clappertons, „der kleine Christ“, wie man ihn in Afrika nannte, hatte Gnade vor ihren Augen gefunden. Aber er war spröde und wußte die hohe Gunst nicht zu würdigen.

Am Tage nach seiner Ankunft besuchte Clapperton den Fürsten, um das für denselben ausgewählte Geschenk zu überreichen; es war dem ähnlich, welches Jarro erhalten hatte, nur etwas bescheidener, war aber hinreichend, den alten Muhamed ganz zu gewinnen. Als er Clappertons Wünsche gehört hatte, sagte er, es gebe zwei Wege nach Bornu, der eine führe über Jaouri, dort sei aber jetzt Krieg, der andere über Nyssi, und den möge Clapperton wählen. Als dieser zustimmte, mit dem Bemerken, daß er mit dem Kriege nichts zu schaffen habe, sagte der König: „Ja, ihr seid gekommen, um Frieden zu bringen“, was Clapperton gern bestätigte. Dieses häufig wiederkehrende günstige Vorurtheil verdankte der Reisende muthmaßlich den Bemühungen der Engländer für Abschaffung des Sklavenhandels, von denen die Nachricht bis in's Innere gedrungen sein mußte. Der König trug eine Art von Soldatenmütze mit schottischem Bunde, eine weiße Tobe, einen maurischen Kasten von englischem Baumwollzeug und ein paar Sandalen; sein Stuhl war mit großer Kunst geschnitzt, auf der Lehne waren zwei Eidechsen dargestellt, deren Köpfe als Handgriffe dienten.

Auch einige Abgesandte des Königes von Dahome, welche aus Jaouri nach längerem Aufenthalte in ihre Heimath zurückkehrten, traf Clapperton in Wawa. Sie machten ihn ebenfalls auf die Gefahren aufmerksam, denen er sich durch eine Reise über Jaouri aussetzen würde, und erzählten, daß die eigentliche Hauptstadt von Borgu nicht Kiama sei, sondern Niki, welches gegen Westen am Gebirge liege, nicht fern von der Grenze zwischen Borgu und Dahome. Aus diesem Reiche käme der Rum und auch die europäischen Waaren, besonders Zinn und irdenes Geschirr in das Innere. Diese Abgesandten waren artige Leute und äußerten sich sehr geringschätzig über das Volk von Jaouri und Borgu.

Ein Häuptling zu Wawa erzählte von dem unglücklichen Ende der kühnen Reisenden Park und Martin, deren Boot bei Bussa noch existire. Letzteres, sagte er, wäre in der Stromesschnelle zwischen zwei Felsen festgefahren und die Mannschaft desselben hätte vorn vier



Anker ausgeworfen und dann versucht, durch Schwimmen das Ufer zu erreichen. In der reißenden Strömung aber seien sie alle ertrunken; Niemand habe geschossen. Die Bücher und Kostbarkeiten habe der Sultan von Bussa erhalten, das getrocknete Fleisch sei von den Leuten in Bussa gegessen, sie hätten sich aber damit vergiftet, weil es Menschenfleisch gewesen wäre, wie es die Weißen zu essen liebten. Gegen letztere, sehr oft erhobene Anschuldigung konnte sich Clapperton nicht lebhaft genug verwahren.

Die Wittve Zuma hatte, nachdem ihre Versuche bei Richard gescheitert waren, ihre Blicke auf dessen Herrn geworfen und dessen schwarzem Diener Pascoe eine schwarze Sclavin zur Frau versprochen, wenn er den weißen Reisenden für sie zu stimmen vermöchte. Clapperton machte sich die zuvorkommende Stimmung zu Nutze, um das Innere von Zumas Wohnung kennen zu lernen, und besuchte sie dort. Das Haus war voll von Sclaven beiderlei Geschlechts; die männlichen Sclaven wohnten mehr in den äußeren, die Sclavinnen in den inneren Hütten. Die mittelfte und größte Hütte, viereckig gebaut und von einer Veranda umgeben, hatte Matten statt der Wände und eine gegerbte Ochsenhaut anstatt der Thüre. Das Fell wurde hinweggezogen, und Clapperton sah seine Gönnerin mit untergeschlagenen Beinen auf einem kleinen türkischen Teppiche sitzen, das linke Knie auf ein ledernes Kissen gestützt, neben sich als Gurutopf einen alten zinnernen Becher von englischer Arbeit und eine Kalebasse mit Wasser, denn sie kaute nach Landesfite fleißig Tabak und spülte dann, um Rüsse essen zu können, erst den Mund aus. Rechts neben ihr lag eine Peitsche, nahebei kauerte eine buckelige, zwergartige Sclavin am Boden, Hals und Leib mit zahlreichen Korallenschnüren, Kugeln u. dgl. behängt, welche ihrer Gebieterin statt einer Klingel diente.

Die Dame Zuma selbst trug einen Turban von grobem Mousselin, den Hals schmückte eine Menge von Korallen und goldenen Ketten, deren eine abwechselnd aus Rubinen und goldenen Perlen bestand, ihre Augenbrauen und Augenringe waren geschwärzt, ihr Haar mit Indigo blau und die Hände und Füße mit Henna roth gefärbt. Ihr Gewand aus feingestreiftem inländischem Zeuge von Seide und Baumwolle reichte von dem Busen bis auf die Knöchel, in der Rechten hielt sie einen viereckigen Fächer von gefärbtem Grase. Sie nöthigte Clapperton, neben ihr zu sitzen, und ließ dann durch



ihre bucklige Nase alle ihre Schmucksachen herbeiholen, welche sie unter eifrigen Auseinandersetzungen über die Größe ihres Reichthums ihrem Gaste aufzeigte. Nun wurde dieser aus einem Zimmer in das andere geführt, alle waren sauber gehalten und zeugten von Wohlstand. Ihr Mann, erzählte Zuma, sei seit zehn Jahren todt, ihr Sohn sei nicht so weiß wie sie; sie würde Clapperton nach Haoussa begleiten, vorher aber einen Malem holen lassen, um das Fatha zu lesen, d. h. ihre Verbindung zu segnen. Clapperton sah sie entsetzt an — der Antrag kam überraschend schnell. „Nun“, fuhr sie mit holdseligem Lächeln fort, indem sie in einen Spiegel schaute und diesen dann auch ihrem spröden Gaste überreichte, „ich bin wohl etwas älter als du, aber doch nur wenige Jahre — was macht das aus?“ — Jetzt machte sich Clapperton „bei Zeiten fort“, froh seiner Freiheit, aber er sollte späterhin noch auf unwillkommene Art an seine hartnäckige Verehrerin erinnert werden. Einstweilen hörte diese nur auf, ihm Speisen zuzuschicken.

Unter den zahlreichen Besuchern, welche den berühmt gewordenen Reisenden zu sehen kamen, war auch ein reisender Sänger mit zwei Knaben. Sein Instrument war eine Art Cither, bestehend aus einem halben Kürbis, über dessen Höhlung ein Fell straff ausgespannt war, mit einem zwei Fuß langen Halse daran; die drei Saiten liefen über einen Steg, welcher aus zwei gekreuzten Hölzchen bestand und auf das Fell aufgesetzt wurde. An dem Instrumente hingen ein paar kleine Sandalen, als Symbole des fahrenden Sängers, ferner ein Stück Natron, Schure mit Kauries und Gubgastreifen, als Muster der verschiedenen Münzsorten, deren er keine ausschlug. Die Knaben schlugen den Tact mit ausgehöhlten kleineren Kürbissen, welche mit Bohnen gefllt waren, und fielen oft mit heller Stimme als Chor in den Gesang ein, welchen der Sänger, in weiter himmelblauer Tobe und mit weißem Turban, würdevoll dastehend, zu seinem Instrumente erschallen ließ. Eines der Lieder aufzuschreiben wurde Clapperton durch die Neugier der Umstehenden verhindert.

Der Abgeordnete Jarros, welcher den Reisenden bis Wawa begleitet hatte, zeigte demselben hier seinem Versprechen gemäß den Konkonibaum, welcher das Gift zu den Pfeilen liefert. Es ist eine starke Schlingpflanze, unten von der Dicke eines Mannsschenkels, welche sich vielfach verzweigt und die Bäume bis zum Gipfel umrankt.



Die fünfblättrige Blüthe gleicht der der Schlüsselblume, ist nur etwas dunkler, und die Fruchtschoten, anderthalb Fuß lang und bis zu sechs Zoll im Umfange haltend, umschließen eine Menge in seidenartige Häuten eingehüllte Körner, welche dem Kümmel ähneln und zu Brei gekocht das gefährliche Gift liefern, von dem die stärksten Thiere in einer Stunde sterben.

Der Fruchtbarkeit des Bodens einerseits, und andererseits den beträchtlichen Abgaben der zahlreichen hier durchziehenden Karavanen verdankt die Stadt Wawa einen Wohlstand, der sie gewissermaßen zu einem Sitze des afrikanischen Luxus macht. Die Tugenden der Nüchternheit und Sittsamkeit sind kaum dem Namen nach bekannt; Statthalter, Priester und Laien, ja sogar die Weiber trinken im Uebermaße. Die Tochter des Statthalters, welche, ähnlich wie Zuma, den Reisenden mit ihrer Liebe verfolgte, kam oft mehrere Male am Tage zu ihm, nach Landesart auf's Schönste gemalt und gepuht, aber immer halb betrunken; wenn sich Clapperton ihre Gesellschaft verbat und ihr versicherte, daß er die Nächte hindurch betete oder die Sterne beobachtete, auch nie etwas Stärkeres tränke als Thee, so verließ sie ihn in Thränen gebadet.

Dagegen haben die Leute in Wawa manche vortreffliche Eigenschaften, sind ehrlich, gefällig und freigebig gegen Reisende, treuherzig und allzeit zur Freude aufgelegt. Die Stadt, welche etwa 18000 Einwohner zählt, ist reinlich und lustig gebaut, hat breite Straßen, regelmäßige und wohlgeordnete Kuzis auf freien ummauerten Wohnstätten, und ist von einem trockenen Graben und einer festen Lehmmauer umgeben. Die Mauer, welche die Wohnung des Statthalters umzieht, ist fast dreißig Fuß hoch und umschließt einen viereckigen Hofplatz mit geräumigen Kuzis, schattigen Bäumen und viereckigen Thürmen von Lehm. Man sieht in der ganzen Stadt keinen Bettler.

Den Hauptreichthum der Einwohner bildet eine im Verhältniß zu den Freien übergroße Menge von Sklaven. Die Männer müssen weben, Gras und Holz holen; aber wozu sie einen Tag gebrauchen, das würde ein tüchtiger englischer Arbeiter in einer Stunde fertig bringen. Die Sklavinnen spinnen, stoßen und mahlen Getreide, kochen, backen, bereiten Nams u. s. w., oder verkaufen ihre Waaren auf dem Markte zum Vortheile ihrer Gebieter. Leicht wie die Arbeit ist auch die Kost; Morgens und Abends erhalten sie einen Brei aus



Nams oder Hirse, selten Fleisch oder Fische dazu. Auch die Herren leben nicht besser, genießen bisweilen einen kleinen geräucherten Fisch zu ihrem Brei und fetten sich den letzteren mit Palmöl. Ihre Getränke sind Palmwein oder Rum.

Die Sprache scheint ein Dialekt von der in Jarriba zu sein, doch gleichen sich die Volksstämme sehr wenig. Auch behaupten die Neger von Wawa, nicht von gleichem Stamme wie die übrige Bevölkerung von Borgu zu sein und vielmehr von Kyffi oder Haoussa abzustammen. Der Islam hat erst eben begonnen, in rohester Weise neben ihrem Fetischdienste sich einzubürgern, und sogar die Fellatahs, welche sich bis hierher verbreiten, sind zum Theil noch Heiden. Der Unterschied der äußeren Erscheinung und der Lebensweise zwischen den Negern und den eingewanderten Fellatahs ist auffallend; die letzteren sehen nicht viel anders aus als die unteren Stände in Portugal und Spanien, wandern als Hirten von einem Orte zum anderen, wo sie gute Weiden für ihre Rinderheerden finden, und errichten sich Hütten von Rohr oder Schilf.

Clapperton nahm die gute Gelegenheit wahr, um mit der bereits erwähnten Haoussakaravane sein Gepäck nach Kano schaffen zu lassen, und wurde nach langem Hin- und Herreden mit dem Taja oder Führer derselben um 200,000 Kauries Handels einig. Er selber richtete seine Reise, ehe er den Quorra überschritt, nach der Hauptstadt Bussa, um die Stelle zu sehen, wo Mungo Park sein Ende fand, und wo möglich sich in Besitz von dessen Tagebüchern zu setzen. Von einem Abgeordneten des Sultans von Bussa begleitet begab er sich am Morgen des 30. März mit Tagesanbruch auf den Weg, überschritt gegen zehn Uhr die Grenze der Provinz Bussa und erreichte nach einem Marsche durch fruchtbare, sehr wohl angebaute Thäler und durch einen von zahlreichen Elephanten und Korrigums belebten Wald gegen halb vier Uhr den Fluß Menai, eine Abzweigung des Quorra, welcher sich hier mehrfach theilt. Um nach Bussa zu gelangen mußten die Reisenden das morastige Wasser des Menai in einem Kanoe überschreiten, und gegen vier Uhr ritten sie in das westliche Thor von Bussa ein.

Ihnen begegneten Schaaren von Sklaven und Sklavinnen, welche beim Schall von Trommeln und Pfeifen und im Chore singend zwischen dem Flusse und den Mauern hin- und hergingen, um die letzteren mit Lehm auszubessern. Innerhalb des Thores sah Clapperton



zu seiner Ueberraschung nicht sowohl eine Stadt, als vielmehr Gruppen von Hütten. Nachdem er kurze Zeit unter einem schattigen Baume gehalten hatte, wurde er vor den Sultan geführt, welcher ihn an der Seite der Midaki, der ersten seiner Frauen, unter einer Veranda sitzend, erwartete. Der Sultan war ein wohl aussehender junger Mann, etwa 25 Jahre alt, schlank von Wuchs, mit hoher Stirne, großen Augen, einer römischen Nase, hübschen Lippen, guten Zähnen und einem kurzen Barte; seine Kleidung bestand in einer großen Tobe, einem gestreiften maurischen Kaftan und einem rothen maurischen Turban. Nach einigen Worten des Willkommens stellte der Sultan dem Reisenden das Anerbieten, ihn zu Schiffe nach Jaouri bringen zu lassen, war aber ganz einverstanden, als dieser um des Fellatahkrieges willen, in welchen er Jaouri verwickelt wußte, den Weg über Kulsu vorzog, und ließ ihn dann in die für ihn bestimmte Wohnung geleiten, wohin unverzüglich auch die übliche Gabe an Lebensmitteln, ein Schaf, Dams, Fische, Milch, Honig und Eier nachgeschickt wurden.

Die Geschenke für den Sultan mußten dessen Würde als des mächtigsten Herrschers im Lande Borgu entsprechen; Clapperton wählte daher acht Ellen rothen und acht Ellen weißen Tuches und eben so viel Seidenzeug, einen blauseidenen Schirm, ein breites afrikanisches Schwert, drei Paar weiße baumwollene Strümpfe, drei Paar Handschuhe, zwei Phosphorfeuerzeuge, drei Taschenmesser, drei Scheeren, eine Kette von unechtem Golde, Kugeln und Korallen, und fügte für die Midaki Bilder des Königes und der königlichen Familie von England bei. Alles dies überreichte er mit der Bitte, am anderen Tage, den 1. April, abreisen zu dürfen, und der Sultan versprach es ihm. Die Freude desselben über die Geschenke war grenzenlos, und die Midaki war überglücklich, als sie ihm durch leise Hindeutungen und zärtliche Blicke die Kette abgeschmeichelt hatte.

Zwar wich der Sultan mit sichtlichem Unbehagen allen Erkundigungen Clappertons nach den letzten Schicksalen und den Papieren der Reisenden Park und Martin aus, zu deren Zeiten er ja, wie er versicherte, noch ein kleiner Knabe gewesen sei; aber in jeder anderen Beziehung zeigte er sich freundschaftlich gesinnt und bewies ein herzliches Vertrauen. Auch die Midaki erwies sich dankbar, denn als ein Abgeordneter von Jaouri alle Mittel anwandte, um den wohlhabenden



Reisenden zu einem erspriesslichen Besuche bei seinem Könige zu veranlassen, trat sie mit so siegreichen Gründen auf Clappertons Seite, daß der Sultan sich endlich willig zeigte, denselben nach Nyssi hin über den Quorra zu schicken. Bei wiederholten Besuchen, welche das Herrscherpaar dem Reisenden abstattete, erfuhr der letztere, daß die ursprünglichen Einwohner dieses Landes die Cambri seien, daß das jetzt herrschende Volk nebst der Familie des Herrschers vor langer Zeit von Bornu her in dieses Land eingewandert sei und daß noch immer für Jarriba, Niki, Kiama, Wawa, Bussa und Jaouri die Verpflichtung bestehe, an den Sultan von Bornu Tribut zu zahlen, was auch nach Beendigung des Fellatahkrieges, welcher jetzt den Weg versperre, wieder geschehen müsse. Ueber den Lauf des Flusses befragt erklärte der Sultan, daß derselbe, so viel er wisse, nach Bini ströme; diesen Namen, welcher wohl Benin bedeuten soll, glaubte Clapperton auffallender Weise für gleichbedeutend mit Bornu halten zu müssen, und legte deßhalb auch auf den Zusatz, daß die Leute aus Bini bis nach Nyssi hin den Fluß hinauf zu fahren pflegten, kein weiteres Gewicht. Eine wiederholte Erkundigung nach Parks letzten Schicksalen, seinen Büchern und seinem Boote, welches nach früher erhaltenen Gerüchten noch in Bussa bewahrt würde, hatten keinen Erfolg, ebensowenig die Nachfragen bei Leuten in der Stadt, welche alle mit sichtlicher Aengstlichkeit Clappertons Fragen hierüber auswichen. Die Stelle aber, wo Park ums Leben gekommen war, wurde ihm von Ferne gezeigt; sie befand sich in dem östlichen der drei Arme, in welche sich hier der Quorra theilt, und deren westlichster, der Menai, mit dem mittleren die Insel bildet, auf welcher Bussa liegt. Diese Inseln sind Schieferbänke, zwischen welchen der Fluß in der Richtung nach Ost-Südost hindurchbricht und von zahlreichen Klippen und Untiefen fast unfahrbar gemacht wird.

Die Einwohner von Bussa sind mit wenigen Ausnahmen Heiden, auch der Sultan, obwohl er Muhamed heißt. Sein Getränk ist die Milch, und daher darf er keine trinken; dies erfuhr Clapperton, als der Sultan bei ihm Thee trank. Man ißt hier ohne Scheu Hunde, Affen, Katzen und Ratten, auch wohl Fische, Rinder und Schafe, letztere jedoch nur bei besonderen Gelegenheiten oder Opferfesten. Als Clapperton sich von dem Sultan verabschiedete, lud ihn derselbe ein, an seinem Frühstück Theil zu nehmen, welches so eben aufgetragen



wurde. Dasselbe bestand aus einer großen Wasserratte, welche in der Haut auf dem Roste gebraten war, aus gekochtem Reis, getrocknetem Fisch, der in Palmöl gesotten war, geschmorten Krokodilseiern und frischem Wasser aus dem Quorra. Clapperton aß nur etwas Reis und Fisch, und die Midaki war nicht wenig erstaunt, daß der Engländer ihre Hauptleckerbissen, Ratte mit Ei, verschmähte. Als letztes Geschenk erhielt Clapperton ein schönes junges Pferd von einheimischer Zucht. Dann wurde er von dem Bruder des Sultans und den angesehensten Einwohnern der Stadt bis an den Menai begleitet, nahm hier Abschied und ging hinüber mit dem Boten des Sultans von Bussa, welcher ihn zu der Fährstelle des Quorra führen sollte, und dem Abgeordneten aus Jaouri, welcher dort aus dem Gepäck des Reisenden ein ansehnliches Geschenk für seinen Monarchen zu erlangen hoffte.

Am 2. April, Morgens halb elf Uhr, verließ Clapperton den Menai und verfolgte den früheren Weg, der nach Wawa führt, bis zu einigen an der Straße liegenden Cambridörfern, wandte sich dann südöstlich und gelangte um zwei Uhr an den Quorra, der hier in einer beträchtlichen Breite über felsige Bänke dahindraußt und durch einen quer hindurchgehenden Wasserfall von drei bis vier Fuß Höhe den kühnen Vorgängern unseres Reisenden, wenn sie um so viel weiter gekommen wären, wahrscheinlich einen sicheren Untergang bereitet haben würde. Ein Schwindelanfall nöthigte Clapperton, die Nacht in einem elenden Cambridorfe zuzubringen; seine Hütte, welche von Ratten, Scorpionen und Tausendfüßen winimmelte und vollgestopft war mit alten Reizen, faulen Holzstücken und Kürbisscherben, mußte er in der Nacht verlassen, um unter freiem Himmel Ruhe zu finden. Um Mitternacht kam ein Bote mit der Nachricht, daß Richard am Morgen mit dem Gepäcke und der Karavane am Flusse sein würde.

Die Cambri sind ein träger, harmloser Negerstamm, welcher von Jagd und Fischerei und dem geringen Ertrage der kleinen Jamspflanzungen lebt und von dem herrschenden Stamme übel genug behandelt und gebrandschaft wird. Ihre Sprache ist von der ihrer Unterdrückten verschieden, doch sind sie Heiden, wie diese; ihre Tempel sind Terrassen von vier Fuß Höhe, auf welchen Schädel von Flußpferden und Krokodilen aufgestellt sind.



Am 3. April führte den Reisenden sein Weg an den bewaldeten Ufern des Quorra hin, welche hier durch tiefe felsige Schluchten zerrissen sind und meistens etwa fünfzig Fuß tief jäh zum Flusse abfallen. Weiter südlich traten die rothen Porphyrwände fast dicht an den Strom hinan und bildeten mit denen auf dem entgegenstehenden Ufer eine natürliche Schlucht, welche wie absichtlich ausgehauen schien und durch welche das Wasser mit großer Hefigkeit hindurchbrausete. Der Landrücken am Flusse war mit zahlreichen Dörfern besetzt und die Strömung von vielen kleinen Inseln unterbrochen und eingeengt. Auf einer sanften Abdachung des Ufers, an einer Stelle, wo der Fluß ungetheilt ist, liegt das Dorf Comi, gewöhnlich Wondjerke, d. h. des Königes Fähr, genannt. Hier werden alle Karavanen übergesetzt, welche nach und von Nyssi oder Haoussa kommen, und dadurch besteht in Comi ein steter reger Marktverkehr. Clapperton fand Alles voll Unruhe und Wirrwar. Auf dem östlichen Ufer hielt eine Karavane an, welche nach Gondja wollte, auf dem westlichen eine, welche von eben daher Gurumüsse brachte. Das Dorf wimmelte von Reitern und Fußleuten, Alle bunt geschmückt; die Einen boten Pferde feil, Andere Sklaven, farbige Glasknöpfe, Seidenschnüre, Toben, wieder Andere tanzten, lärmten, tranken, kurz, Alles war in der lebendigsten Bewegung.

Dem Reisenden fehlte es nicht an Geschenken, besonders aber ließ es sich seine Freundin von Wawa her, die Wittve Zuma, angelegen sein, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versorgen; sie war mit großem Geleite in einem nahen Dorfe und ließ unseren Freund nicht aus den Augen. Mehr als diese große Anhänglichkeit beunruhigte denselben das lange Ausbleiben seines Gepäcks, welches ihm von Wawa aus längst hätte folgen sollen. Der Sohn des dortigen Herrschers, welcher sich eben in Comi aufhielt, ging hin, um sich zu erkundigen, und brachte die überraschende Nachricht, daß das Gepäck nicht eher von Wawa abgehen würde, als bis Zuma nach Wawa zurückgekehrt sei. Unwillig über die Zudringlichkeiten des heirathslustigen Weibes begab sich Clapperton nochmals nach Wawa und traf dort seinen Richard, der ihn eben vergebens in Bussa aufgesucht hatte und nun mit bewaffneten Begleitern und ausreichenden Vollmachten vom Sultan selbst zurückkehrte, um Muhamed zur Herausgabe des Gepäcks zu nöthigen. Jetzt erst erfuhr Clapperton, welcher



Verdacht diesen zu so gewaltsamen Maßregeln verleitet hatte. Da nämlich die reiche Wittve gleich nach Clappertons Abreise von Wawa mit starkem Geleite und unter Trommelschall die Stadt gleichfalls verlassen hatte mit der Erklärung, daß sie den weißen Fremdling zu ihrem Manne machen und mit ihm von Haoussa zurückkommen würde, um den König von Wawa zu bekriegen, so hatte der letztere das Gepäck des Reisenden mit Beschlagnahme belegt und als Pfand behalten für dessen friedfertige Gesinnung. Als Clapperton ihn besuchte, erhob er sich eben vom Mittagsschläfchen, was beim Schalle der Hörner geschah. Clapperton sprach freundlich mit ihm und erwähnte der Freundschaft des Sultans und der Midafi. Dies machte sichtlichen Eindruck, und als der Reisende jede Verbindung mit der dicken maurischen Thronbewerberin entschieden abwies und auch die Sclavin, welche dieselbe seinem Diener Pascoe zur Frau gegeben, sofort zurückzuschicken versprach, so sagte ihm der gute alte Muhamed seinerseits die Aufhebung der Beschlagnahme zu. Jetzt stellte sich auch die Dame Zuma wieder in Wawa ein. Vor ihr her zog, als sie in die Stadt einritt, ein Trommelschläger, mit einem reichen Schmucke von Straußenfedern auf dem Kopfe; vor ihrem Pferde ging ein Bogenschütze, ihr folgte ein Haufen Bewaffneter mit Bogen, Schwertern und Speeren. Sie ritt nach Art der Männer und auf einem reich gepuhten Pferde, dessen Kopf mit Kupferplatten geschmückt war; an der Mähne hingen Schellen und Amulette, welche in grünes, gelbes und rothes Leder eingenäht waren, die Brust des Thieres deckte ein Scharlachtuch mit einer Messingplatte in der Mitte, die Decke war reich betreßter Scharlach. Zuma selbst trug rothseidene Beinkleider, rothe Maroquinfüßelchen, einen weißen Turban und auf den Schultern einen seidenen mit Gold verzierten Mantel. Wäre sie weniger stark gewesen, so hätte sie noch immer für schön gelten können; doch mußte Clapperton innerlich lächeln über die Zumuthung, an ihrer Seite und durch sie zu einem Regerkönige erhoben zu werden. Mißmuthig begab sich Zuma zum Könige, ohne Fuß und unbegleitet, und stellte jede Art von ehrgeiziger Absicht in Abrede; Muhamed gab ihr eine derbe Lektion für ihren Ungehorsam und ihre Eitelkeit und schickte sie fort; sie aber, als sie die Kuzi verließ, schüttelte mit allen Zeichen des Uebermuthes den Staub von ihren Gewändern. „Das ist ein böses Weib!“ sagte der alte Muhamed, Clapperton aber gelobte sich selber,



sich fortan vor solchen Händeln zu hüten und sich nirgendwo mit der Oppositionspartei einzulassen.

Am anderen Abende war er wieder an der Königsfähre, mußte aber, durch Unwohlsein gezwungen, drei Tage verweilen, bis er den Fluß überschritt, welcher hier gegen 600 Schritte breit, in der Mitte gegen zwölf Fuß tief war und in einer Stunde fast eine halbe Meile strömte. Durch seinen Wirth in Comi erfuhr Clapperton, daß der Kowara bis zum Meere voll sei von Inseln und Felsen; auch daß er bei Funda in's Meer falle, glaubte er von demselben zu verstehen. Die Leute von Benin, wurde hinzugesetzt, machten ihre Reisen landeinwärts zu Fuße und setzten dabei über die verschiedenen Flußarme, da es gegen ihren „Fetisch“ sei, die Reisen zu Wasser zu machen.

Die Ueberfahrt bei Comi bewerkstelligte Clapperton leicht, nachdem sein Gepäck angelangt und in den 20 Fuß langen und nur zwei Fuß breiten Kanoes übergeschifft war; doch wurde ihm dabei trotz aller Vorsicht sein Pferd gestohlen, und zwar durch seine eigenen Sklaven, vier Neger aus Haoussa. Die Neger des Landes Borgu, welches er jetzt verließ, schildert der Reisende im Gegensatz zu jenen als ehrlich, freundlich und friedliebend. Ihr Land, aus den vier kleineren Staaten Niki, Kiama, Wawa und Bussa bestehend, ist von Norden nach Süden eisk, von Westen nach Osten dreißig Tagereisen lang; es ist arm an Vieh, aber reich an Wild, an Getreide, Jams, Bataten und Limonen. Seine Bewohner sind Heiden, aber sie opfern keine Menschen.

Indem er durch Nyssi nach Kano weiter reiste, berührte Clapperton mehrere Dörfer, deren Bevölkerung größtentheils aus Grobschmieden bestand; ihr Erz finden dieselben ohne Mühe in den Bergen, und das Schmelzen und Bearbeiten desselben geschieht auf die einfachste Weise. Das Land ist gut angebaut, die Einwohner Heiden, aber nicht ohne religiösen Sinn, wie das die in jedem Dorfe vorhandenen Fetischhäuser beweisen, bemalt mit den Gestalten von Menschen, riesigen Schlangen, Krokodilen und Schildkröten.

In Tabra, einer Stadt von etwa zwanzigtausend Einwohnern an beiden Ufern des Flusses Mejaru, residirten die Königin und die Königin Mutter von Nyssi. Die erstere zu besuchen ward dem Reisenden nicht gestattet, da der König nicht hier anwesend war, sondern sich in der Nähe von Rabba beim Heere befand; der Mutter des



Letzteren jedoch durfte er seine Aufwartung machen. Eine Schaar alter zahnlöser Sklaven erwartete ihn in der äußersten Kuzi, welche durch ein Schaffell und einige Matten zum Empfange hergerichtet war; dann kam eine Anzahl alter Frauen in bunten, stark ausgestopften Jacken, gestreiften Röcken und das wollige Haar wie Hahnenkämme aufgebunden und mit bunten flatternden Bändern geziert. Endlich erschien Ihre Majestät, ähnlich aufgeputzt, alt, einäugig und auf einen Stock gestützt. Sie nöthigte Clapperton, sich zu ihr zu setzen, nahm seine Geschenke, einen Shawl, eine Korallenschnur und eine Kette von unächtem Golde, mit großem Vergnügen an und forderte ihn auf, auch ihren Sohn zu besuchen; sie habe ihn dort schon angemeldet und werde den Taya oder Karavanenführer schon halten.

Die Alte war Statthalterin für ihren abwesenden Sohn, den Muhamedaner el Madjia, welcher eben mit Hülfe eines Fellatahheeres seinen heidnischen Nebenbuhler Edriji bekämpfte. Der letztere war mehrere Male geschlagen, das Land vielfach verwüstet, Tabra im letzten Jahre rein ausgeplündert. Zugleich mit dem Sklaven des Königes, Muhammed, welcher ihn nach dem Sansan führen sollte, kam zu Clapperton ein Bote des Sultans von Jacuri, um in des letzteren Namen ihm zwei Bücher des weißen Mannes anzubieten, der bei Bussa im Boote umgekommen sei. Da er sich indeß überzeugte, daß Parks Tagebuch nicht darunter war, so wies er den Kauf ab, gab aber dem Boten statt des ungeheuren Preises, welchen derselbe forderte, ein Geschenk für seinen Herrn mit, in der Erwartung, der letztere werde ihm die Bücher schicken. Dann folgte er am 21. April dem Abgesandten Muhameds und einem Fellatahkrieger nach dem Lagerplatze. Ueber Kitako, sechs Meilen südlich von Tabra, ging der Weg in einer Nacht, welche der dicht umwölkten Mond nur schwach erhellte, durch düstere Wälder auf schlüpfrigen Pfaden und über morsche hölzerne Brücken nach der Gegend des Lagers hin, an halb zerstörten Städten vorüber, deren zerlumpete Einwohner argwöhnisch aus den Trümmern der Hütten herausschauten, bis gegen Morgen am 22. April der Zug auf den Herrscher selbst stieß, der mit einer bewaffneten Schaar des Weges zog, um die Reste jener Städte vollends zu vernichten. Er war ein äußerlich ansehnlicher Mann, während sein Gesicht allerdings durch die dummen Mienen, den großen Mund und die vorstehenden Zähne



einen häßlichen Ausdruck erhielt. Er ritt ein gutes braunes Pferd, dessen Sattel mit Kupfer und Silber verziert war und an dessen Bruststücke große silberne Platten hingen. Er selbst trug eine schwarze Sammetkappe mit Ohrenklappen, mit rother Seide eingefast, eine blau und weiß gestreifte Tobe, rothe zerrissene Stiefel, halb aus Leder, halb aus Tuch, und hielt einen schwarzen Stock mit silbernem Knopfe in der Hand, während Sklaven ihm einen Schirm und seinen Säbel nachtrugen. Von königlicher Würde besaß er nicht viel; er schien eher alles Andere, als ein Krieger und Herrscher von Nyssi. Das Sansan oder Lager glich einem viereckigen Dorfe mit bienenkorbähnlichen strohgedeckten Hütten; vier breite Straßen durchschnitten dasselbe, und vor dem Hause des Königes war ein offener Platz. Auf den Straßen wurden allerlei Gewerbe getrieben, Spinnen, Weben, Schneidern; Lebensmittel wurden feil geboten, Fufu, Pams, Teig u. s. w., unter jedem grünen Baume war ein kleiner Handel, Heilige zählten ihre Rosenkränze, liederliche Sklaven tranken Noabum oder Palmwein.

Gleich nach der Rückkehr des Königes besuchte ihn Clapperton und wurde, Dank seinem Geschenke, gut aufgenommen. Aber so oft er mit dem Herrscher zusammen war, hatte letzterer bald dieses, bald jenes zu betteln, so daß er ganz unerträglich lästig wurde; jetzt war es ein silberbeschlagener Stock, den er sich ausbat, dann Clappertons Reisemesser und Gabel, ein anderes Mal sein Säbel. „Du sagst immer Nein, Nein, wenn ich dich um etwas bitte“, meinte er dann unbefangen genug. Indeß versprach er doch, seinen Gast in sechs Tagen nach Kano weiter befördern zu lassen, und schenkte ihm ein kleines Pferd von einheimischer Race. Als Clapperton sich von ihm verabschiedete, fand er ihn in seiner Hütte, umgeben von Fellatahs, von denen einer laut den Koran vorlas; doch verstand weder der Vorleser, noch einer der Zuhörer ein Wort von dem Gelesenen, höchstens das Wort Allah ausgenommen. Zum Abschiede schenkte ihm Clapperton fünf Dollars, den Stock und eine Pistole.

Am Morgen des 24. April verließ er dann das Lager, um nach Tabra zurückzukehren. Unterwegs schloß er sich einem streifenden Trupp des Muhamed el Madjia an, welcher ausgezogen war, um einige Bauern, welche ohne Erlaubniß ihre Hütten wieder aufgebaut und auf die verwüsteten Felder Hirse gesäet hatten, zu züchtigen. Als sie einen der kleinen Bäche durchsetzten und das steile schlüpfrige



Ufer hinanritten, stürzte der Anführer der Bande mit seinem Pferde in's Wasser, dicht hinter Clapperton; dieser aber überließ es den Anderen, ihn herauszuholen, und ritt weiter gen Tabra, das er am 25. April erreichte. Es ist in Nyffi ein seltener Fall, wenn ein Mann gesunde Zähne hat; den meisten Leuten fehlen die Vorderzähne ganz, wahrscheinlich in Folge des Kauens von Tabak mit Trona. Auch das Weiße der Augen verliert sich und ein schmutziges, blutunterlaufenes Gelb tritt an die Stelle. Nur junge Leute unter achtzehn Jahren haben weiße Zähne und Weiß in den Augen.

Von Tabra brach der Reisende am zweiten Mai auf und folgte den Ufern des Mejaro bis zu der Handelsstadt Kulsu, der bedeutendsten in diesem Theile von Nyffi. Als Wohnung erhielt er drei Kuzis, welche einer dicken tauben Wittwe gehörten, die mit Salz, Trona, Roabum und Buza handelte und zugleich Schenkwirthschaft trieb. Die Buza, eine Art von Meth aus Durrha, Honig, Chilipfeffer, einer schilfigen Wurzel und Wasser bereitet, zog jeden Abend eine lärmende Zechgesellschaft herbei, die beim Klange der Trommel, der arabischen Guitarre oder Erbab und der Harfe von Nyffi meist bis Tagesanbruch zusammenblieb. Ihre Lieder dichteten und sangen die Gäste aus dem Stegreif und es fehlte in denselben nicht an Anspielungen auf die anwesende Versammlung. Der Karavanenführer wartete hier den Neumond ab, welcher am 8. Mai eintrat und von den Muhamedanern sowohl wie von den Heiden mit lautem Geschrei begrüßt wurde. Die Wirthin, Wittwe Laddie, ließ sich durch einen Malem aus Bornu dreizehn Stückchen Holz mit dem Worte Bismillah beschreiben, dem einzigen, welches dieser Heilige schreiben konnte, wusch dieselben dann wieder ab und ließ ihre Hausgenossen das so geweihte Wasser trinken. Clapperton wies es zurück und sagte, sie sollten lieber Buza trinken, als diese schmutzige Tintenbrühe, der Malem sei ein Schurke. „Was“, schrien da Alle, „den Namen Gottes nennest du schmutzige Tintenbrühe? Zu unserem Heile haben wir es getrunken!“ Auch die Heiden schätzten dieses Getränk, welches Dua heißt und als Zauber gegen alle möglichen Uebel gilt.

Am 9. Mai wurde der neue Mond mit Schmausereien und Trinkgelagen, Musik und festlichen Aufzügen gefeiert; besonders die Weiber erschienen gepuht, das Vollenhaar gekämmt, geflochten und mit Indigo gefärbt, in ihren feinsten und buntesten Kleidern, Korallen-



schnüre um den Hals, Arme und Beine mit Geschmeide von Messing und Silber verziert, die Finger voll Ringe von Messing, Zinn, Silber, oder Kupfer, und alle sangen und tranken trotz den Männern.

Auch Clapperton wurde besucht und beschenkt. Am Abende aber verwandelte sich der allgemeine Jubel in Entsetzen und Wehklage. Ein furchtbarer Orkan brach herein, der Himmel war in einem Nu mit Wolken vom tiefsten Schwarz überzogen, grelle Blitze fuhren herab, der Donner krachte, der Sturm durchheulte die Luft. Plötzlich röthete sich der Horizont: die benachbarte Stadt Bali stand in lichten Flammen. Der Regen löschte bald das Feuer, aber immer drohender zog das Unwetter auf Kulsu los, jede Wolke flammte wie ein Feuermeer, der Sturm ergriff die Hütten, führte die Dächer fort wie Spreu, und zerknickte und bog die Bäume wie Strohhalme. Die Männer griffen zu den Waffen, Weiber und Kinder jammerten, Alle wähten, nun breche auch der Feind herein. Besonnen ließ Clapperton alle Feuer in dem Gehöfte seiner Wirthin auslöschen, lud die Gewehre und hielt mit Richard und Pascoe Wache, bis sich Alles beruhigt hatte. Dann ging auch er zur Ruhe; zum Glück war von seinen drei Hütten nur eine einzige durch den Orkan abgedeckt.

Aber wie schon öfter, so sollte auch jetzt Clapperton den längeren Aufenthalt an demselben Orte an seiner Gesundheit schmerzlich empfinden. Die Regenzeit nahete heran, die Gewitter wurden immer häufiger, die Luft und der Erdboden wurden von Feuchtigkeit erfüllt, und Clapperton wurde von einem heftigen Fieber befallen, das ihn nöthigte, fast sieben Wochen in Kulsu zu verweilen. Drei volle Wochen war er nicht im Stande, irgend etwas in seinem Tagebuche zu verzeichnen. Doch benutzte er die Zeit auf das Treueste, um Erkundigungen aller Art einzuziehen, insbesondere, um nach Mungo Parks Tagebuche zu forschen. Sein sezzanischer Voté Muhamed, welchen er an den Sultan von Jaouri geschickt hatte, kam ohne die fraglichen Bücher des Reisenden zurück, da der Fürst dieselben nur an Clapperton selbst aushändigen zu wollen erklärte, und brachte eine sehr ungenügende Erzählung über die Art von Parks Tode mit. Clapperton schickte ihn zehn Tage später nach Rabba, wo ein Imam dem Gerüchte nach einige von Parks Büchern besitzen sollte. Die erste Aufzeichnung aber, welche Clapperton nach seiner Krankheit machte, irrthümlich vom 17. statt vom 16. Juni datirt, da er den Mai, wie er



späterhin bemerkt, nur zu 30 Tagen gerechnet hatte, giebt eine wichtige Erklärung für die gegen Parl verübten Feindseligkeiten in einem Lande, dessen Bewohner Clapperton so friedfertig und wohlgesinnt fand, und dessen Herrscher ihn mit Freundschaft überhäufte.

Der Mann von einer der Sclavinnen der Wittwe Laddie war Augenzeuge von Parls Tode gewesen und erzählte, daß man das Boot der Weißen auf Geheiß des Sultans von Bussa angegriffen habe, da dieser die Bemannung für den Vortrab der Fellatahs hielt, welche eben in jener Zeit unter ihrem Führer Danjodio, dem Vater Bellos, ihre Eroberungszüge im Sudan begannen. Einer der Weißen, sagte er, sei ein großer Mann mit langem Haar gewesen, und die Leute im Boote hätten drei Tage lang tapfer gekämpft. Im Boote habe man große Schätze gefunden, alle Personen aber, welche von den vorgefundenen Fleischvorräthen gegessen hätten, seien gestorben.

Ueber den Handel, welcher in Kulsu getrieben wird, erfuhr Clapperton mancherlei nicht unwichtige Einzelheiten. Es ist einer der Sammelplätze für die Karavanen des Nordens und Südens, des Ostens und Westens, und während der ganzen trockenen Jahreszeit wird dort alle Sonnabende und Montage Messe gehalten. Während des Krieges zwischen el Madjia und Edrisi hatte der Verkehr etwas gelitten; vorher aber kamen hier Reges der verschiedensten Stämme zusammen, aus Jarriba, Kebbi, Jaouri, Borgu, Saccatu, Zanzara, Bornu, Haoussa, Benin, Zabbo, dem südlichen Nyssi, um die Producte ihrer Länder oder Handelsgegenstände aus Europa oder Asien auszutauschen. Diese bringen Salz, jene Turkebis, von der Küste wird Pfeffer eingeführt, auch Rothholz aus Benin, sowie europäisches Tuch, aus Bornu Pferde, Trona, Rohseide, Perlen, Malteserschwerte, italienische Spiegel, unächtes Rosenöl, Gummi, ägyptische Seidenwaaren, aus dem Inneren auch Sclaven, aus den unteren Nigerlandern Gurunüsse, europäische Kleiderstoffe, zinnerne, kupferne und irdene Gefäße, und die Stadt hat von dem Verkehr der Handelsleute und ihren Abgaben beträchtlichen Gewinn.

Die etwa zwölftausend Einwohner, größtentheils Sclaven, treiben selbst auch Handel oder sie sind zugleich Färber, Schneider, Schmiede, Weber; sie reisen selten und scheuen den Krieg. Die Haussclaven gelten wie Kinder der Familie und ihre Behandlung hängt von ihrem Verhalten ab; Sclavinnen heirathen oft freie Männer, Sclaven treiben



Handel und Gewerbe selbstständig, zahlen einen Theil ihres Gewinnes an ihre Herren, jeder Herr wird als Haupt der Familie Vater, die Frau Mutter genannt. Die Nahrung für Freie und Sklaven ist fast dieselbe, die ersteren schämen sich nicht, ihre Sklaven mit aus ihrer Schüssel essen zu lassen. Eine Frau aber darf nie mit einem Manne essen. —

Die Hauptnahrungsmittel sind Mais, Bohnen und Reis. Das Maismehl wird zu halbpfündigen Broden gebacken, fünf Kauries an Werth, oder mit Wasser zu einem Brei gemengt, welcher halbgesäuert wieder gedörft und beim Gebrauche aufgekocht wird. Diese Brühe heißt Koka und gibt mit Salz oder Honig ein angenehmes Frühstück. Auch kocht man das Maismehl in einer Aschenlauge zu einem röthlichen Pudding, welcher mit Fett, gedämpftem Fleische, Geflügel oder Fisch gegessen wird. Die Bohnen werden gekocht und zu flachen Kuchen gepreßt, Waki genannt, von denen das Pfund vier Kauries kostet, oder getrocknet die Handvoll zu einem Kaurie verkauft. Zu gleichem Preise kauft man einen Ballen von gekochtem Reis mit Reismehl gemischt, Dundakaria genannt. Mehliche Ballen mit Honig und Pfeffer gemischt kosten fünf Kauries. Kleine Ballen von Bohnenmehl, in Fett gebacken, sind gleichfalls ein sehr gewöhnliches Gericht. Als Getränke haben sie neben dem Palmwein oder Roabum und dem Meth oder Buza auch Brantwein, der aber sehr verfälscht und mit Pfeffer versetzt wird.

Die Lebensweise während des Tages ist folgende. Mit Tagesanbruch steht die ganze Familie auf, die Frauen reinigen das ganze Haus, während die Männer sich waschen; dann waschen die Frauen sich und die Kinder. Das Frühstück wird gemeinsam genossen, Frauen und Kinder essen aus derselben Schüssel. Hierauf puzen die Frauen sich und die Kinder, indem sie, um die Haut heller zu machen, dieselbe mit Rothholz und Fett einreiben, hie und da rothes Pulver auftragen, die Augenlider mit Kohol oder Spießglang färben, auch wohl, was beim schönen Geschlechte sehr beliebt ist, der inneren Seite der Lippen durch Gora, Tabaksblüthen u. dgl. eine gelbe, den äußeren Lippen, dem Haar und den Augenbrauen durch Schumi, d. h. gepulverten Indigo, eine blaue Farbe geben. Dann bereiten die älteren Weiber das Mahl oder spinnen, die jüngeren gehen zu Markte, Reisflöße, Bohnen u. s. w. zu verhandeln oder Wasser zu holen. Der



Hausherr geht auf den Markt, um zu kaufen, oder er sitzt im Schatten vor seiner Hausthüre und unterhält sich mit den Nachbarn, so daß die Arbeit fast ganz auf die Weiber fällt, auch das Holzhauen, Grasschneiden, das Reinigen der Felder von dem zu Anfang der Regenzeit emporwuchernden Unkraut, und sie sind treu und thätig.

Um Mittag kommen Alle heim, um ihren Waki oder Koko zu genießen, und von drei Uhr bis Sonnenuntergang wird wieder gearbeitet. Ist dann dem Herrn oder der Frau der Gewinn eingehändigt, nachgezählt und fortgelegt, so gehen die jungen Leute, um im Mondschein zu tanzen und zu spielen, die älteren schwärzen im Freien, bis die Kühle der Nacht sie in die Kuzi treibt.

Wenn gleich die Neger von Kufu sich im Verkehr mit dem weißen Reisenden aus einer Lüge oder einer Uebervorthellung eben kein Gewissen machten und auch wenn sie überführt wurden, nur herzlich lachten, so zeigte sich doch bei ihnen eine natürliche Herzensgüte, ein Mitleiden, eine Rechtschaffenheit im wechselseitigen Verkehr und eine Sanftmuth, welche ihnen nach den verheerenden Bürgerkriegen und dem gänzlichen Mangel geschriebener Gesetze doppelt zur Ehre gereicht. —

Am 19. Juni zog Clapperton mit seiner Gesellschaft weiter, übernachtete in Kufu, kam dann durch waldiges Land, das hauptsächlich mit den uns bekannten Butterbäumen bedeckt war, über einen Boden von tiefem, rothem Thon, den eine dünne Sandschicht bedeckte, an vielen Städten und Dörfern vorüber, und gelangte am 21. Juni nach Bullabulla. Als das Lager aufgeschlagen war, sah Clapperton sein Zelt sogleich von den Einwohnern umringt, welche ihre Waaren, Bohnen und Pudding, Hühner, Ziegen und Schafe, Holz und Wasser an ihn zu verhandeln suchten und ihm das Dreifache des Werthes abforderten. Die Weiber trugen Schnüre von Korallen um die Hüften und darunter ein schmales Stück braunes oder blaues Tuch, franzenartig ausgeschnitten und mit Kauries oder Korallen verziert. Die jungen Männer, welche den handelnden Weibern als Beschützer zu dienen schienen, trugen Stirnbinden von rothen und weißen Korallen, hatten ihr Wollenhaar kurz abgeschnitten und in Kreisen und geraden Linien geschoren, hatten andere ähnliche Schnüre um den Hals und Streifen von Schaffellen um die Hüften. Die Muhamedaner, deren aber nur zwei oder drei zu sehen waren, trugen Toben.



Am 22. Juni reiste Clapperton von Bullabulla weiter. Sein Weg führte durch Felder mit Getreide, Indigo und Baumwolle; der Boden bestand aus Thon mit Sand vermischt, hier und da lagen große Blöcke Sandstein. Das Hügelland hob sich gegen Süden zu höheren oben abgeflachten Bergen, war übrigens offen und frei und mit herrlich sprossendem Grün bedeckt. Dorf war an Dorf gereiht, dazwischen hin und wieder ummauerte Städte, in deren Umgebung die Waldung Feldern mit Getreide, Jams und anderen Erzeugnissen des Landbaues Platz gemacht hat. Die Einwohner, fast ausschließlich Heiden und zum Stamme der Gumbri gehörig, beeiferten sich überall, den Reisenden Lebensmittel, Hühner und Rindfleisch, Jams und Hirse zu verkaufen. Allmählich wurde die Gegend rauher, die Dörfer lagen auf den Anhöhen und waren mit Mauern umgeben, die Weiber, welche zum Tauschhandel herab kamen, waren regelmäßig von bewaffneten Mauren begleitet. Auch bei der Feldarbeit waren die Leute bewaffnet, Alles wegen der häufigen Einfälle der Fellatahs. Die letzteren haben das Land noch nicht ganz bezwungen, da sich eine mächtige Towia, d. h. ein Bund zu ihrer Abwehr gebildet hat, welchem auch die früher zu Kaschna gehörige Provinz Kotonkora sich angeschlossen hat. In der genannten Provinz liegt die Stadt Womba, wo die durchziehenden Karavananen einige Tage zu rasten pflegen und gegen eine Abgabe und ein Geschenk ein Gegengeschenk von Lebensmitteln erhalten. Die Stadt ist ganz ummauert, die Mauer wohl erhalten und fast dreißig Fuß hoch. Die vier Thore werden mit Sonnenuntergang geschlossen; die Zahl der Einwohner mag gegen 12,000 betragen.

Am 3. Juli machte die Karavane bei der Stadt Guari Halt, und Clapperton ritt mit seinen Begleitern durch die alte Stadt in die östlich davon gelegene neue Stadt ein, deren Befehlshaber ihn durch vierzig Reiter einholen ließ. Er begrüßte den Reisenden sehr zuvorkommend und bewirthete ihn vorzüglich gut. Der Pudding, welchen er schickte, war aus dem Mehl einer Grasart bereitet, die hier Ascha, in Habesch Tefi genannt wird, und gab einem englischen Pudding aus Mehl, Milch und Eiern an Wohlgeschmack nichts nach; dazu erfolgten zwei gedämpfte Capaunen von seltener Größe.

Auch Guari gehörte zu der Towia; es war, wie der größte Theil von Kaschna, von den Fellatahs bei ihrem ersten Auftreten erobert



worden, hatte sich dann bei Danfodio's Tode losgerissen, nebst Kotonkora sich für unabhängig erklärt und an die Tovia angeschlossen. Zu dieser gehörte auch ganz Zanfara, dessen Beherrscher den Bund begründete, das nördlich von Kaschna gelegene Guber, dessen Herrscher als Knabe zu Saccatu in Sklaverei gehalten, von hier entkam, um sein Volk gegen Bello anzuführen, die Nordprovinzen von Kaschna, der südliche Theil von Zegzeg, Jaouri, Kebbi und Dura.

Der edelmüthige Statthalter von Guari, Abubekr, bewirthete den Reisenden vier Tage lang und gab ihm dann, wiewohl er wußte, daß derselbe den Bundesfeind Bello als Gast und Freund besuchen wollte, ein Geleite von vier berittenen Bogenschützen mit, um ihn sicher über die Grenze zu bringen. So kam derselbe durch ein waldbedecktes Gebirgsland am 8. Juli nach Fatifa, der ersten in Bellos Gebiete gelegenen Stadt, lagerte neben einem großen Tonga oder Karavanenlager, meldete sich bei dem Befehlshaber von Fatifa an und wurde von demselben wohl aufgenommen und mit Lebensmitteln beschenkt. Dadurch waren viele schwere Sorgen mit einem Male zerstreut und Clapperton sah jetzt den Weg nach Saccatu ohne Gefahren und Hindernisse vor sich liegen.

In Zaria, der Hauptstadt von Zegzeg, welche nach der Zerstörung der alten Stadt durch die Fessatahs von diesen kurz nach ihrem Einbringen erbaut wurde, langte er am 10. Juli an. Die Einwohner, fünfzigtausend an der Zahl, sind fast ausschließlich Fessatahs und stammen aus Futa Bonda und Futa Toro; ihre Häuser sind nach maurischer Art gebaut, in der Mitte der Stadt steht die große Moschee, aus Lehm errichtet, mit einem vierzig Fuß hohen Minarett, nahe dabei die Wohnung des Statthalters. Innerhalb der Mauern sind viele schattige Bäume, die alljährlich behauen werden, um Brennholz zu liefern, und daher von ferne den Pappeln gleichen. Auch an Getreidefeldern, Weideplätzen und Sümpfen fehlt es in der Stadt nicht, und Dattelpalmen, Pisangs, Melonen, Mais, Hirse, Durra, Reis, Nais, Erdäpfel u. s. w. giebt es in Menge, Reis zieht man in der Umgegend von Zaria, wie die Einwohner behaupten, mehr als im ganzen übrigen Haoussa. Pferde, Schafe und Rindvieh giebt es im Lande Zegzeg überall, wo Fessatah wohnen, in Menge; Wild findet man im Ueberfluß, besonders Antilopen aller Art, Perlhühner und Rebhühner, im Süden auch Elephanten und Büffel. Das



Land stößt im Osten an Kano, im Südosten an Jacoba, im Süden liegen die von den Heiden bewohnten Gebirge, im Südwesten Nyffi, im Westen Guari, im Norden das übrige Kaschna.

Ohne viele Schwierigkeiten erlangte Clapperton, daß der Statthalter von Zaria ihn weiter reisen ließ; mit Unwillen hörte und widerlegte er dessen Prahlereien, daß die Fellatahs in Abamana vierzig Christen getödtet und ein ganzes Heer derselben in die Flucht geschlagen hätten. So war die Angelegenheit von Russia von den Arabern verdreht und von den Fellatahs ausgebeutet worden.

Ueber Roma, das durch die Einfälle der Fellatahs verwüstet war, und Duncho, die erste Stadt der Provinz Kano, gelangte unser Reisender am 18. Juli nach Bābābji, der letzten Stadt im Gebirge, von wo aus sich nach Norden eine unabsehbare Ebene hinzieht.

Clapperton bestieg einen Granitfelsen, um einen weiteren Ausblick zu gewinnen: im Nordosten wurden die beiden Berge in der Stadt Kano sichtbar, so weit das Auge reichte, zeigten sich herrliche Ackerfelder, von den Waldbäumen waren nur der Butterbaum, die Rittamimose und die Tamarinden stehen geblieben. Schöne weiße Heerden weideten auf den üppigen Tristen, auf freien Plätzen zwischen den Feldern standen Pferde angebunden. Gegen hundert Mädchen und Weiber draschen mit langen Stöcken Korn auf den Felsplatten am Fuße des Berges, und der Wind, der frisch von Westen wehete, diente als Vorfeldmaschine. Die Stadt Bābābji ist gut gebaut und bildet ein längliches Viereck, in welchem die nach maurischem Style errichtete Wohnung des Befehlshabers den bedeutendsten Platz einnimmt. Die anderen Häuser sind ummauerte Gruppen von Kuzis, in deren Gehöften in der Regel einige Dattelpalmen stehen, mit Klappern versehen, um Fledermäuse und Vögel zu vertreiben. Auf dem Marktplatz steht ein zahmer Strauß, um die Wirkungen des bösen Zauberblickes aufzuheben. Die Einwohner, gegen fünfundzwanzigtausend an der Zahl, sind meist Flüchtlinge aus Bornu und Wadai oder deren Nachkommen, und treiben sämmtlich Handel.

Am 20. Juli reiste Clapperton weiter und durchritt zwei Zuflüsse des Yeu, welche gegen Osten strömten. Der größere derselben, durch den letzten Regen zu 400 Fuß Breite gewachsen, wird von den Schwarzen oft mit dem Flusse von Timbuctu und zugleich mit dem ägyptischen Nil für denselben Strom gehalten, wiewohl er in der



trockenen Jahreszeit ganz verschwindet; die Tiefe war nicht über fünf Fuß. Nachdem die Kleider getrocknet waren, brach er wieder auf und war um fünf Uhr in Kano.

Hier hatte sich Manches geändert und die Verhältnisse waren um Vieles ungünstiger für Clapperton, als bei seinem ersten Besuche. Der zwischen Bello und dem Reiche Bornu ausgebrochene Krieg machte die Verbindung mit Fezzan und Tripolis auf dem früheren Wege unmöglich, und die Tuareg von Asben ließen keine Karavane durch ihr Land, als die von Ghadames, und auch diese nur gegen hohen Zoll. Hierdurch verlor der Reisende jede Möglichkeit, Briefe und Tagebücher nach England zu schicken.

Seinen Freund, den Araber Hadji Hat-Salah, traf er wieder an. Dieser Mann hatte vordem in der Geschichte von Fezzan eine merkwürdige Rolle gespielt; er war früher geheimer Agent der erblichen Statthalter von Fezzan gewesen und hatte als solcher Alles aufgeboten, um dem Pascha von Tripolis den Handelsverkehr nach Wadai abzuschneiden; er hatte erst den Pascha abzuhalten versucht, den Mukni mit Geschenken nach Wadai zu schicken, dann die Tibbo bestochen, die Karavane zu überfallen, hatte die Führer verleitet, dieselbe irre zu führen, aber Tapferkeit und gutes Glück führte den Mukni durch alle Gefahren unverseht hindurch; bei einer zweiten Reise reizte er den Sultan von Bornu gegen die Karavane Muknis, hegte die Bewohner von Kanem an, dieselbe beim Durchgange zu überfallen, machte sogar mit den Tibbo gemeinsame Sache gegen Mukni, und als dieser dennoch Sieger blieb, so schloß ihm Murzuk die Thore. Da ermüdete die Geduld des Paschas, er schickte den Mukni mit einem Heere nach Fezzan, die erbliche Statthalterwürde hörte auf, Mukni wurde Statthalter von Fezzan, und Hadji Hat Salah entwich nach Kano, wo er sich gleichfalls bald als Haupt der dort wohnenden Araber einen großen Einfluß zu verschaffen wußte.

Schon vor der Ankunft unseres Reisenden war die Regenzeit in vollem Gange, und in Kano fühlte derselbe die Wirkungen der Feuchtigkeit auf seine Gesundheit auf's Empfindlichste. So verzögerte sich seine Abreise nach Saccatu, und erst am 24. August vermochte er Kano zu verlassen. Er selbst war noch fast krank, Richard Vander litt an der Ruhr und mußte in Kano zurückbleiben, Pascoe blieb diesem zur Hülfe da, ein unzuverlässiger Mensch, in dessen Händen



Clapperton nur mit betrübtem Herzen seinen treuen Diener und Gefährten zurückließ. Auch der größte Theil des Gepäcks blieb da; und nachdem er die Genossen mit dem nöthigen Gelde ausgesteuert, begab sich Clapperton mit einigen Kameelen, welche die für Bello bestimmten Geschenke trugen, auf die Reise. Aber er hatte zu viel unternommen. Steter Regen erschwerte das Vordringen, wiederholte Fieberanfälle suchten den Reisenden heim, und bei Duncami, wo alles Land in einen förmlichen Sumpf verwandelt war und die Reisenden, bis auf die Haut durchnäßt und unter anhaltendem Gewitterregen, durch überschwemmte Getreidefelder sich kaum mehr vorwärts arbeiten konnten, brach in Fieberanfällen und Krämpfen die Krankheit aus, welche unsern Freund ohne Zweifel schon hier hingerafft hätte, wenn nicht der Gadabo von Kano ihm begegnet wäre und den Leidenden mit sich nach Kano zurückgeführt hätte.

Wie lange hier seine Krankheit anhielt, wissen wir nicht, da er nicht allein längere Zeit verhindert war, irgend welche Aufzeichnungen zu machen, sondern auch, nachdem er genesen und zum zweiten Male von Kano abgereist war, das Unglück hatte, durch einen frechen Diebstahl seines Tagebuches beraubt zu werden. Hierdurch entstand in seinen Aufzeichnungen eine Lücke, und wir finden ihn erst am 11. Octbr. in Zirmi wieder, mitten unter den Unruhen, welche Bello's Feldzug gegen die Rebellen von Guber hervorrief, im Geleite einer Heeresabtheilung, welche zum Heere des Sultans zog, und folgen ihm über Quoli in die uns von seiner früheren Reise her bekannten Niederungen von Gondami. An den Ufern der Seen, welche sich bis nach Sacatu hinziehen, erzählt er, halten sich Elephanten und andere Thiere in Menge auf. Der Anblick des Landes war in dieser Jahreszeit hinreißend schön. Alle Akazien blühten, einige weiß, andere gelb, und die schimmernden Blüthenbüschel hoben sich herrlich ab von dem tiefdunkeln Laube. Von der Fläche des Sees schnellten sich spielende Fische in die Luft empor; hier badeten nackte Krieger, dort schwammten andere ihre Pferde, Ochsen und Esel; der See bespülte die Wurzeln der Bäume, deren riesige Schatten von der untergehenden Sonne weithin über die spiegelglatte Fläche geworfen wurden. Die rauchenden Feuer an den Ufern, der Ton der Hörner, der Schall der Trommeln, das Geschmetter der Trompeten, das Geschrei der Esel, das Wiehern der Pferde, die kunstlosen Hütten aus Binsen und Zweigen,



die sich wie durch Zauber überall erhoben, auf allen Seiten die Zurufe: Abdo Muhamed, Mustapha! — dies Alles gab der schönen Umgebung, den grünen abhängigen Ufern des Sees ein eigenes Leben.

Hier erfuhr Clapperton, daß er seinen Weg nicht nach Saccatu zu richten habe, sondern nach Cunia, einer Stadt in Guber, mit deren Belagerung Bello eben beschäftigt war. Die stete Unruhe, die Unsicherheit der Gegend, der Verlust seines Pferdes und seines einzigen Kammeles, welche vor Erschöpfung starben, die Rathlosigkeit und die Entbehrung auch des nöthigsten Lebensunterhaltes machte ihn allmählich mißmuthig; für seine Aufzeichnungen hatte er nur einen Bleistift und lose Blätter, alles Andere war gestohlen, und seine Gesundheit litt unter den Beschwerden dieser Reise den empfindlichsten Schaden. Am 15. Octbr. mußte der Fluß überschritten werden, welcher einige Meilen weiter westlich an Saccatu vorüberströmt. Von dem Heere gingen viele Mann in dem sumpfigen Grunde verloren, Clapperton kam mit Mühe hinüber und hatte alle Kraft zusammen zu nehmen, um seine Ochsen und sein Gepäck zu hüten. Gegen Mittag war Bello's Lager erreicht.

Trotz des trostlosen Zustandes, in welchem er sich befand, und in den von der Reise zerfetzten und beschmutzten Kleidern begab sich Clapperton sogleich zum Sultan. Dieser äußerte seine Freude, ihn wieder zu sehen, wunderte sich, wie er die Schwierigkeiten der Reise zu überstehen vermocht und daß keiner der ihm entgegengesandten Boten ihn getroffen habe, weder in Katunga noch in Kulju, und versprach ihm dann seinen Beistand, damit er sein Gepäck sicher nach Saccatu schaffen könne. Erst dort möge er die Geschenke und den Brief des Königes von England überreichen, da jetzt die Unruhe im Lager zu groß sei und er für morgen einen Sturm auf Cunia beabsichtige. Bello's Aeußeres war wenig geändert; er schien heiter, war gewählt gekleidet und sah in der feinen Tobe, dem weißen gestreiften Hemde von Baumwolle und dem Turban von gleichem Stoffe sehr gut aus.

Am anderen Morgen brach das Heer frühzeitig auf, um die Stadt zu stürmen, und marschirte in grenzenlosem Wirrwarr auf Cunia los. Clapperton, begierig, dem Kampfe zuzusehen, schloß sich dem Gadado des Sultans an. Aber es war ein kläglicher Sturm, nichts von Ordnung, nichts von Tapferkeit. Die Angreifer, gegen



50000 Mann stark, stellten sich in einzelnen Haufen um die Stadt herum auf, die Reiter, etwa 5000 an der Zahl, blieben vorsichtig außer Schußweite, die übrigen rückten hie und da vor, schossen ihre Pfeile gegen die Mauern ab und liefen dann rasch zurück, um den wohlgezielten Schüssen der Belagerten auszuweichen; dann ritt eine Abtheilung Reiter in die gesteppten Rüstungen vor, unbehülflich zu jeder Bewegung, aber das Fußvolk hatte nicht den Muth zu folgen, und auch die Reiter wandten um und ritten im eiligsten Schritt zurück — denn zu traben war bei dieser Rüstung der Männer und Pferde unmöglich —, als der Vorderste von ihnen von einer Musketenkugel durchbohrt vom Pferde gefallen war. Vergebens war der laute Ruf der Führer: „Schilde gegen die Mauer, vorgerückt, ihr Krieger des Gadado, Allahu Akbir!“ — Die Kämpfer geriethen unter einander in Händel, aber gegen den Feind sich vorzuwagen hatten sie keinen Muth.

So kam der Abend. In der Nacht entstand ein blinder Lärm, als machten die Feinde einen Ausfall — da stürzte Alles wild durcheinander, besonders die Truppen aus Zirmi, und als am anderen Tage der Sturm mit neuem Muthe eröffnet werden sollte, hatten sich diese Tapferen glücklich davon gemacht. Deshalb wurde denn endlich der Beschluß gefaßt, den Rückzug für diesesmal aufzugeben, und der Sultan trat mit den Seinen den Rückzug nach Saccatu an. Clapperton, der sein Gepäck schon vorausgeschickt hatte, schloß sich ihnen an, und nach einem abermaligen beschwerlichen Marsche durch das überschwemmte Land kamen sie nach Magaria. Hier machte der Sultan mit seinem Gadado und dem Heere Halt, um zu erwarten, ob der Feind nachrückte; Clapperton aber setzte seinen Weg fort und erreichte Saccatu am 20. Octbr. Er bezog sogleich dasselbe Haus, welches er früher bewohnt hatte.

Kaum angelangt wurde er aber wieder nach dem eine Tagereise weit entfernten Städtchen Magaria zu dem Sultan entboten, da der letztere es noch nicht für gerathen hielt, nach Saccatu zurückzukehren. Clapperton folgte dem Befehle und überreichte, in seine Uniform gekleidet, die reichen Geschenke des Königes von England, einen rothseidenen Schirm, einen Läuferstock, beide mit silbernen Knöpfen, vierundzwanzig Ellen rothes und blaues Seidenzeug, ebensoviel feinen Battist, zwei Pfund Gewürznelken, zwei Flinten, ein Paar Pistolen, zwei Schwerter, zwei Büchsen mit Raketen, Pulver und anderem



Schießbedarf, ein Ries Papier, zwei Bündel Bleistifte, bunte Porträts der königlichen Familie von England, Schlachtenbilder, Schreibhefte, einige Duzend baumwollene Strümpfe und Handschuhe, Uhren von Rigby, vergoldete Ketten, Messer, Concavspiegel, Räume, Arzneimittel, und endlich einige gedruckte Bücher in arabischer Sprache, namentlich die Bibel, den Koran, das mathematische Werk des Euklid und das medicinische des Avicenna. Das Alles erregte sichtlich Wohlgefallen; aber Clapperton konnte sich nicht täuschen, die alte Unbefangenheit Bello's war verschwunden, er wurde mit Argwohn beobachtet. Sehr bald erschien bei ihm der Arzt des Sultans, Sidi Scheich, und erzählte, daß el Kanemi in Bornu den Bello in einem Briefe aufgefordert habe, den Reisenden zu ermorden, dessen Zweck ohne Zweifel sei, das Land auszukundschaften, um es dann ähnlich wie Indien unter die Herrschaft von England zu bringen. Der Sultan habe sich geweigert, an seinem Gastfreunde zum Verräther zu werden, wünschte aber doch, daß derselbe über Borgu nordwärts an den Rand der Wüste und längs desselben nach Juta Toro gehen möchte, von wo er ja dann nach den englischen Besitzungen an der Westküste gelangen könne.

Clapperton, der an solche Treulosigkeit bei el Kanemi nicht glauben konnte, ging selbst zum Sultan, fragte nach dem Briefe und verlangte denselben mit eigenen Augen zu sehen; mit einigem Zögern erklärte Bello, der Brief sei wohl mit des Scheichs Vorwissen an den heiligen Mann Hadji Muhamed Butabli geschrieben, enthalte aber in der That eine Aufforderung, den Engländer, der ein Spion sei, zu tödten, denselben wenigstens auf keinen Fall über Saccatu hinausreisen zu lassen. Wenige Tage später kehrte Bello mit den Seinigen nach Saccatu zurück, und auch Clapperton folgte ihm dahin, innerlich geärgert durch die Umstimmung, welche er bei Jenem wahrnahm, und doppelt reizbar durch eine Entzündung der Milz, an welcher er schon seit einigen Wochen litt. Seine nächste Sorge war, mit Bello auf so guten Fuß zu gelangen, daß derselbe ihm die Erlaubniß zur Reise nach Bornu ertheile; daneben benutzte er alle seine Zeit, um sich über die Beschaffenheit der Stadt Saccatu und über den Charakter und die Geschichte des mächtigen Fellatahreiches zu unterrichten. Die Ergebnisse seiner Erkundigungen sind in den Hauptzügen folgende:



Die Fulahs oder Fellatahs wohnten vordem nicht in Städten, sondern hatten sich als Hirten über den ganzen westlicheren Theil des Sudans verbreitet, lebten in rasch errichteten Hütten, meist inmitten unbefuchter Waldungen, und schickten nur ihre Frauen mit dem Ertrage ihrer Schaf- und Rinderheerden zu Märkte. Die Männer führten ein beschauliches Leben und gaben sich, als begeisterte Muhamedaner, einer eifrigen Beschäftigung mit dem Koran und anderen religiösen Schriften hin. Nur ihre Gelehrten kamen in die Welt und an die Höfe der Fürsten, um sich weiter zu belehren und Vermögen zu sammeln, oder machten Wallfahrten und brachten alsdann aus Arabien, der Türkei und dem Maghreb arabische Bücher mit. Die Stärke des Volkes kannte man nicht und war weit entfernt, dasselbe zu fürchten. Zu Anfang des Jahrhunderts aber trat einer der gelehrtesten Fellatahs, der Scheich Othman, aus den Wäldern von Ader oder Tabela hervor und gründete in Guber eine Stadt. Seine Kenntnisse waren außerordentlich, denn er sprach alle im inneren Afrika gebräuchlichen Sprachen, alle Dialekte des Arabischen, war überhaupt der arabischen Bildung Meister und schwang sich bald unter seinen Landsleuten zu dem Ansehen eines Propheten auf. Die neue Stadt Ader wuchs, und Othman Danfodio, d. h. der gelehrte Sohn des Fodio, wurde dem Sultan von Guber unbequem und von demselben verbannt. Aber bald kehrte der Vertriebene zurück mit gewaltigen Schaaren der Fellatahs, welche er in den Nachbarländern gesammelt hatte, und ernannte Führer, welche mit ihren Schaaren unter der weißen Fahne des Propheten, dem Symbole der Reinheit, gegen die Länder der Kasirs auszogen. Alle trugen weiße Toben, und Allahu Akbir, Allah ist groß, war ihr Feldgeschrei. Die Neger, in verderbliche Sicherheit eingewiegt, leisteten geringen Widerstand, Kano fiel ohne Schwertstreich in Danfodio's Hände, Guber nach einem Feldzuge, der dem Sultan das Leben kostete, und bald dehnte sich die Macht der Eroberer über ganz Haoussa, Kebbi, Zaouri und einen Theil von Nyssi aus. Entsetzt ergriff die Nachbarn, Bornu ward mit Erfolg angegriffen, Jarriba aber widersetzte sich mit leidenschaftlichem Haß den Muhamedanern und die Heiden tödteten alle Anhänger des Propheten in ihren Gebieten. Dennoch drangen die Fellatahs mit blutiger Faust bis zu der Seeküste vor, steckten die Hauptstadt Katunga in Brand, mußten aber über den Rowara zurückweichen.



Nun sammelten sich die früher zerstreuten Fellatahs in Danfobio's Gebiete und erhielten Land und Städte, besonders in Zegzeg; auch die Araber kamen herbei und stärkten durch Einfluß und Handelsverkehr die Herrschaft ihrer Glaubensbrüder. So war durch den Scheich des Korans — so hieß Dthman, weil er den ganzen Koran hersagen und erklären konnte — auch das Gesetz des Korans im Sudan herrschend geworden und wurde strenge befolgt; man pflegte zu sagen, daß ein Weib mit einem goldenen Helme auf dem Kopfe das Gebiet der Fellatahs von einem Ende zum anderen ungeschädigt durchwandern könne. Die Ehrfurcht vor dem Gebieter war so groß, daß die Fellatahs, wenn er seinen Kopf scheeren ließ, die Haare sammeln und in goldenen und silbernen Kapseln sorgfältig verwahrten.

Nachdem er späterhin fast zehn Jahre in religiösem Wahnsinn gelebt, starb der alte Malem Scheich Dthman Danfobio im Jahre der Hedjira 1232, d. h. 1826 n. Chr.; in den westlicheren Gebieten folgte ihm sein Enkel Muhamed ben Abdallah, Haouffa und die im Osten und Süden angrenzenden Landstriche dagegen fielen, nach kurzem Widerstande des jüngsten Bruders Atiko, dem jetzigen Sultan Muhamed Bello zu. Dieser erweiterte die Mauern von Saccatu und machte diese Stadt zu der blühendsten und volkreichsten des Sudan. Aber eine Empörung folgte auf die andere, Guber, Zanzara, Zegzeg und Kaschna bildeten den Bund der Towia, Kebbi und Jaouri traten bei, und wenn auch Guber fast ganz wieder unterworfen wurde, so errangen doch die südlichen Staaten das Recht, von eingeborenen Häuptlingen regiert zu werden.

Die Stadt Saccatu liegt auf einem Hügel am Südufer eines Flusses, welcher aus dem Gebiete von Kaschna und Zirmi herkommt und vier Tagereisen weiter westlich in den Rowara fällt. Die Stadt ist umgeben von einer gut erhaltenen Mauer, welche vierundzwanzig Fuß hoch ist und elf Thore hat; sie ist von Lehm, wie die Mauern, welche die einzelnen Wohnungen einfriedigen, und das giebt der Stadt ein trauriges Aussehen; Leben gewinnt dieselbe dagegen durch den starken Verkehr und die Menge von Sklaven. Die Wohnung des Sultans hat zwei thurmähnliche Eingänge, gegen Osten und Westen, und umschließt eine Moschee, einen großen Empfangsaal und einen Thurm mit achteckigem Gemache, in dessen Kühlung Bello die heißen Stunden zu verbringen liebt. Das Ganze liegt an der Ostseite eines



großen freien Platzes, gegenüber der Hauptmoschee. Nahe dabei ist das Staatsgefängniß, gegen achtzig Fuß lang und eben so breit, mit einer tiefen Grube für die schwersten Verbrecher. Schulden halber wird Niemand gefangen gesetzt; man bringt Diebe hin, Kriegsgefangene, Spione und ungehorsame Sklaven, und benutzt diese Gefangenen zu öffentlichen Arbeiten.

Die Landbesitzer lassen ihre Baumwolle, ihren Indigo, ihr Getreide durch Sklaven bestellen, welche ganze Arbeiterdörfer bilden, und reiten im Frühling und Herbst häufig hinaus, um dieselben selbst zu beaufsichtigen. Die Frauen der angeseheneren Leute führen gleichfalls die Aufsicht über die Arbeit der Sklavinnen, kochen für den Mann die Speisen, reinigen und spinnen Baumwolle, oder sie putzen Haar und Zähne und färben die Augenwimpern und Augenbrauen, was nicht wenig Zeit kostet. Auch schicken sie die jüngeren Sklavinnen auf den Markt, um Baumwolle, Hirse, Fische u. dgl. zu verkaufen, und verbringen ihre übrige Zeit damit, Besuche zu machen oder zu erwidern, sind überhaupt gewaltige Schwägerinnen. Auch die Männer kennen kaum eine andere Thätigkeit, als essen, schwätzen und beten.

Die Kleidung der letzteren ist ein kurzes, weißes Hemd, eine weite, weiße Tobe, weiße Beinkleider, mit rother oder grüner Seide verziert, an den Füßen Sandalen oder Stiefel, auf dem Haupte ein rother Fetz mit blaueidener Quaste; der Fetz wird mit einem weißen Turban umwunden, von dem ein Streif die Augen beschattet, ein anderer Mund und Kinn bedeckt und bis auf die Brust herabhängt. Aermere haben eine bunte Tobe und eine weiße Kappe oder einen blauen Turban, oder sie begnügen sich mit einem Strohhute; Alle aber führen ein Schwert, das über die linke Schulter geworfen wird. Die Weiber tragen ein blau, roth und weiß gestreiftes Tuch, das bis auf die Knöchel herabhängt, silberne Ringe von anderthalb Zoll Durchmesser in den Ohren, Armbänder von Horn, Glas, Messing, Kupfer oder Silber, je nach dem Vermögen, und Halschnüre von Glas oder Korallen; auch um die Knöchel, an den Fingern und bisweilen sogar an den Zehen tragen sie Ringe. Modern ist es, einen spanischen Dollar an einem Ring angelöthet zu tragen. Das Haar bildet gewöhnlich oben auf dem Kopfe eine Art Hahnenkamm, und von jedem Ende desselben hängt an den Ohren ein Zopf herab. Manche Weiber kräuseln das Haar, andere flechten es zu vier Zöpfen, welche wie ein



Band um den Kopf gelegt werden, überall aber wird es mit Indigo gepudert. Unebene Stellen werden glatt rasirt, über die Stirne muß sich ein hoher, schöner Bogen wölben. Von den Augenbrauen bleibt nur eine schmale Linie stehen, alles Andere wird ausgerupft; dann färbt man sie vermittelst einer zarten Feder mit Bleiglanz. Die Zähne werden mit der Gurunuß und einer gewissen Wurzel roth gefärbt, Hände und Füße, insbesondere die Nägel, mit Henna. So geschmückt kann eine Negerdame in der besten Gesellschaft erscheinen; es ist der gewöhnliche Putz vom neunten Jahre an, bis dahin gehen die Mädchen fast unbekleidet, bis auf eine Schürze, Binta, die mit rothem Tuch eingefast ist, und zwei ebenso besetzte breite Streifen, welche hinten bis auf die Fersen hängen.

Die Hochzeiten werden ohne Pomp und Geräusch gefeiert. Zwar fragen die Eltern ihre Tochter, wenn sich ein Freier meldet, doch versteht sich deren Zustimmung von selbst. Die Ausstattung, welche ein vermögender Vater giebt, besteht in jungen Slavinnen, Tüchern zur Umhüllung, Armbändern und anderem Schmuck, geschnittenen Kalebassen mit Hirse, Durrha und Reis, einigen Mörsern zum Zerstampfen des Getreides u. dgl.; die Slavinnen tragen diese Sachen in Procession in das Haus des Bräutigams.

Verstorbene werden hinter dem Hause beerdigt, das sie bei Lebzeiten bewohnten; die Wittve kehrt mit ihrer Aussteuer zu ihren Eltern zurück.

Die Hausclaven werden gut behandelt. Im achtzehnten Jahre erhalten sie Frauen und eine eigene Hütte auf dem Lande nebst einem Stückchen Land für sich selber. Haben sie bis Mittag für ihre Herrn gearbeitet, so haben sie den Nachmittag und Abend für sich und ihre Familie zur Arbeit und Erholung. Von der Ernte des Herrn erhalten sie ihren Theil zu dem, was sie selbst ziehen, müssen dafür aber in arbeitsfreien Zeiten den Herrn auf Reisen oder in den Krieg begleiten. Die Kinder haben die Heerden zu hüten, später die Pferde zu besorgen, bis sie sich verheirathen, dürfen aber nicht verkauft werden, es sei denn, daß sie nach wiederholter Züchtigung als unverbesserlich erscheinen. Auch beerben sie ihre Eltern, und nur bei kinderlosen Claven fällt das Gut dem Herrn anheim.

Angesehene Leute schicken ihre Kinder zur Erziehung in eine andere Stadt, wo sie im Hause eines Freundes wohnen und unter der



Aufsicht eines Melem oder Gelehrten unterrichtet werden. Die Kinder aus den mittleren und niederen Volksclassen besuchen die öffentlichen Schulen und werden dort gemeinschaftlich unterrichtet, indem sie die auf ein Täfelchen geschriebene Section laut herlesen, bis sie dieselbe auswendig wissen.

Die Regierung ist rein despotisch. Die Statthalter der Provinzen können nach Belieben abgesetzt werden; dann fällt ihr Vermögen dem Sultan zu, und ihre Stelle wird an den Meistbietenden, wo möglich einen Verwandten des Sultans, verkauft. Ebenso verfahren die Statthalter mit den Befehlshabern der Provinzialstädte. Die Einkünfte des Sultans sind beträchtlich; an ihn und den Statthalter müssen z. B. in Kano zwei Drittel des Ertrages von Dattelpalmen und anderen Fruchtbäumen gezahlt werden; außerdem liefert Kano Pferde, Zeuge und Kauries. Adamaua zahlt seine Abgabe in Sklaven, Jacoba in Sklaven und Bleiglanz, Zegzeg und Zanzara in Sklaven und Kauries, Katagum in Pferden, Kaschna in Sklaven, Zeugen und Kauries, Aber oder Tabela in Stieren, Schafen, Kameelen und grobem Baumwollzeuge. Die Reisekosten der Statthalter und ihrer Gefolge fallen den Städten zur Last.

Der Ackerbau ist sehr einfach. Wer Land urbar machen will, erwirkt vom Statthalter die Erlaubniß, läßt durch Sklaven die Bäume weghauen, mit Ausnahme der Micadania, die Wurzelsstöcke und das Unkraut ausreden und verbrennen, den Boden aufhacken und durch Sklavinnen, welche dem Arbeiter folgen, aus Kürbischalen den Durrhasamen einstreuen und fest treten. Oft säet man in die Zwischenräume der Reihen, wenn die Durrha drei bis vier Fuß hoch ist, Hirse oder Erbsen, welche einen Monat später reifen. Zur Zeit der Ernte wird die Durrha, die gegen zehn Fuß hoch wird, ausgezogen und einige Tage im Freien getrocknet, dann abgeschnitten, in Garben gebunden und in die Vorrathshäuser gebracht. Sobald die Durrha reift, müssen Sklaven unaufhörlich auf Bäumen und Gerüsten wachen und durch das Geräusch von Kürbisklappern die Vögel verschrecken. Andere Feldfrüchte sind die Bataten, die Gaza, eine Art widerlich süßen Knollengewächses, eine schlechte Art Weizen, seltener auch Gerste und ein vorzüglich guter Reis; Melonen, zuweilen auch Feigen und Granaten, werden in Gärten gezogen. Die Dattelpalme gedeiht in Sacatu nicht, wohl aber in Menge der Butterbaum. Die Zwiebeln säet



man an Flüssen und Seen und bewässert sie Morgens und Abends durch hölzerne Röhrenleitungen. Die Blätter des Kufabaumes, der *Adansonia*, werden wegen ihres gallertigen Saftes, die Nittabohnen wegen ihres chocoladenähnlichen Mehles sehr geschätzt. Besonders aufmerksam ist man beim Bau des Indigos und der Baumwolle, auf welchen die wichtigste Gewerbethätigkeit beruht.

Bei einer geregelten Handelsverbindung mit Europa könnte der Sudan manche wichtige Artikel in Menge und zu billigen Preisen liefern, Elephantenzähne, Ochsenhäute, deren eine gegerbte 500 Kauries kostet, also etwa sechs Pence oder fünf Groschen, Ziegenhäute, Antilopenhäute, Straußenfedern und ganze Straußenfelle, wovon die schönsten 4000 bis 5000 Kauries kosten, auch Gummi arabicum in Menge. Dagegen könnte man guten Absatz finden für grobes Scharlachtuch, die Elle zu 10,000 Kauries, ebenso für gelbes und grünes Tuch, rothe Bänder, farbige Seide, Nähnadeln größerer Art; kleinere Spiegel, gemalte irdene Waaren, kurze Eisenwaaren, grobes, gutgeleimtes Schreibpapier, zinnernes Geschirr, messingene vergoldete Schmuckfachen, namentlich Ringe für Ohren, Finger, Arme, Knöchel und Beine, kupfernes und messingenes Geschirr, und endlich auch für die wohlfeilsten Schnupftabaksdosen von Holz oder Pappe.

Was die Religion der Fellatahs und der durch sie bekehrten Sudaneger betrifft, so beschränkt sich dieselbe auf reine Aeußerlichkeiten, wirkliche oder scheinbare Waschungen, Gebete nach dem Rosenkranze und in arabischer Sprache, von deren Inhalte sie keinen Begriff haben, und Fasten im Monate Rhamadan. Wie an einer religiösen Ueberzeugung halten sie an dem Wahne fest, daß Hab und Gut, Weib und Kind der Ungläubigen ihnen gehöre und daß es ganz erlaubt sei, die letzteren zu hintergehen, zu betrügen, zu berauben und zu tödten.

Unter steter Hoffnung, endlich abreisen zu dürfen, sah unser Reisender den ganzen November verstreichen. Bello war mit seinen Feldzügen eifrigst beschäftigt und wenig geneigt, mit Clapperton über die vordem angeknüpften weit aussehenden Entwürfe zu unterhandeln. In seinem eigenen Lande, in seiner unter so gewaltigen Kämpfen begründeten Herrschaft immer von Neuem bedroht, was konnte ihm aus der Verbindung mit den Engländern für Heil erwachsen, über welche ihm immer bedrohlichere Winke zu Ohren kamen?



Es gingen die beängstigendsten Gerüchte über die Rebellen. An einem Tage, den 29. Novbr., brach dreimal in Saccatu Feuer aus, durch welches über zweihundert Häuser verzehrt wurden. Clapperton that Alles, um seine eigene Wohnung zu schützen, und leistete dann auch den Frauen seines Freundes, des Malem Mudi, die nöthige Hülfe. Man erzählte sich, die Rebellen hätten große Falken mit brennenden Fäden am Schwanz in die Stadt fliegen lassen und so die Dächer angezündet. Der Sultan, welcher abwesend war, um südlich von Saccatu in den Wäldern zur Sicherung der Gegend eine Stadt zu gründen, ließ Clapperton zu sich holen; aber sogleich wurden sie durch die Nachricht wieder aufgeschreckt, daß die Rebellen Magaria bedroheten. Sie begaben sich eilends dorthin — es war ein blinder Lärm gewesen, durch eine Räuberbande veranlaßt. Clapperton ging daher nach Saccatu zurück, und auf dem Fuße folgte ihm der Gadado, des Sultans Vertrauter.

Bello blieb im Lager zurück, da eine Gesandtschaft der Tuareg von den Stämmen Kilgris und Gassan mit Geschenken eingetroffen war, aber ohne den Sultan, welcher sonst alljährlich in Person dem Fellatahsultan zu huldigen pflegte. Dieser Sultan, welcher zugleich die Stämme der Killaway (Kelowi) und der Tinsgeda beherrscht, residirt zu Aghadez im Lande Air und wird von seinem Volke gewählt, auch wohl nach einigen Jahren wieder abgesetzt, um einem neu gewählten Platz zu machen. Jetzt war Bello in großer Sorge, für welche Parthei sich die Tuareg erklären würden, für ihn oder für die Rebellen.

Am Montag den 18. Decbr. erhielt Clapperton plötzlich zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Nachricht, daß seine Leute und sein Gepäck auf Befehl des Sultans von Kano nach Saccatu geschafft würden und sich schon in Sansan, der Grenzstadt von Zansara, befänden. Anfangs hielt er diese Veranstaltung für eine Fürsorge des Sultans, der bei seiner zunehmenden Kränklichkeit nicht den treuen Richard in der Ferne und bei dem unzuverlässigen Pascoe lassen wollte, und bedauerte nur die bedeutenden Kosten des doppelten Transportes.

Aber zwei Tage nachher wurde er über seine Lage aufgeklärt. Ben Gumbo und Sidi Scheich brachten ihm den Bescheid des Sultans, er könne heimreisen auf einem der drei Wege, über Jarriba, von wo



er gekommen, oder über Timbuctu, oder drittens über Aghadez, Ghat und Murzuk, nicht aber über Kano. Zugleich wurde ihm wiederholt der Verdacht ausgesprochen, daß er als Spion reise. Voll Unwillens erklärte Clapperton sein Geschäft mit dem Sultan unter solchen Verhältnissen für beendet und schickte einen Boten, um die Auslieferung seines Gepäcks zu erwirken. Bello verweigerte dies, forderte dagegen, daß Clapperton, der unglücklicher Weise unter anderen Geschenken für den Scheich von Bornu auch Flinten und Kriegsvorräthe für denselben bei sich führte, den Brief des Lord Bathurst an den Scheich herausgeben solle, was Clapperton natürlich seinerseits gleichfalls verweigerte.

Mitten unter dieser Verstimmung kam Richard mit Pascoe an, geleitet von einem Abgeordneten Bello's, einem Boten des Statthalters von Kano, und von Clappertons Agenten Hadji Salah. Um sein Gepäck fortzuschaffen hatte man unter falschem Vorwande Clappertons beide Kameele entlehnt und auf dem Wege nach Kano dem Richard entgegen geführt. Eben war Clapperton im Hause des Gadabo, als sein Diener anlangte und ihn nach einigem Suchen dort auffand. „Mein Herr“, erzählt der treue Richard in seinem Tagebuche, „äußerte sich sehr heftig über das hinterlistige und unhöfliche Benehmen des Sultans, und nach diesem zweideutigen Betragen Bello's habe ich ihn bis an seinen Tod nicht wieder lachen sehen.“

Aus dem Reiseberichte, welchen Richard Vander seinem Herrn abstattete, heben wir nur einige besonders interessante Punkte hervor, um bald zu Clapperton zurückzukehren und die Schicksale seiner letzten Monate zu erfahren. Am 25. Novbr. war Vander durch den Statthalter von Kano unter dem Vorwande, daß sein Vater — d. h. Clapperton, für dessen Sohn Richard galt — ihn zu sehen wünsche, von Kano nach Saccatu abgeschickt, kam am 29. Novbr. nach Duncami, am 6. Decbr. nach Zirmi und erreichte am 10. Decbr. das Sanjan von Zansara, von wo Clapperton am 18. die erste Anzeige von der bevorstehenden Ankunft seines Dieners erhalten hatte. Am 16. erschien die von Bello abgesandte Bedeckung von fünfzig Reitern, zugleich mit den beiden Kameelen, und nach Verlauf einer Woche kam die ganze Reisegesellschaft in Saccatu an.

Schon kurz hinter Duncami wurde Richard von einem heftigen Unwohlsein befallen und lag am 1. Decbr. in Rayu so elend darnieder, daß er sein Ende erwartete. Kaum aber befand er sich ein



wenig besser, so ließ er sich, um wo möglich seinen geliebten Herrn noch einmal zu sehen, mit seinem Lager auf ein Kameel binden und brach in der brennendsten Sonnenhitze auf. Unterwegs rissen ihm die Dornen die Decke weg, einige Male fiel er in Ohnmacht.

Endlich kam er nach Kulefi, wo der gastfreie Vorsteher, höchst erfreut, den vielgenannten „kleinen Christen“ zu sehen, ihn mit Milch und Honig erquickte. In Roma drängten sich, als er einritt, die Fellatahmädchen um ihn, welche den „großen Christen“ schon kannten und jetzt auch den kleinen sehen wollten, brachten Milch und Butter, ließen sich beschenken, und die heitere Laune, in welche sie den Reisenden versetzten, trug nicht wenig zu dessen Besserung bei.

Hiemlich gesund war Richard am 10. Decbr. in der Stadt Josin Birni, dem Sanjan von Zanjara, angelangt, hatte in dem vom Vorsteher ihm überwiesenen offenen Schuppen seine Sachen niederlegen lassen, seinen Leuten rings umher ihre Plätze angewiesen und streckte sich ermüdet neben dem Gepäcke nieder, um ebenfalls zu schlafen. Aber das Gefühl der Unsicherheit ließ ihn nicht ruhen, und als er gegen zehn Uhr umherblickte, vermist er sein Kameel. Anstatt seine schläfrigen Gefährten zu wecken, ging er selbst umher, um das Thier zu suchen, und kehrte kurz darauf zurück, um auch Pascoe zu wecken, fand aber statt des alten verschmitzten Negers auf dessen Matte einen ausgestopften Sack. Der Schurke, der schon früher zweimal davon gelaufen war und von Richard großmüthige Verzeihung erhalten hatte, war nun zum dritten Male entlaufen. Schnell machte Richard Lärm, untersuchte seine Sachen, und es fand sich, daß einer der Koffer zerbrochen und fast ausgeleert war. Unverzüglich wurden zwölf Reiter, welche der Vorsteher des Ortes bereitwillig hergab, ausgesandt, dem Ausreißer nachzusehen, und am anderen Nachmittage brachte ein Reitertrupp denselben glücklich ins Lager, mit ihm seinen ganzen Raub, eine Doppelflinte, ein Paar Pistolen, einen Hirschfänger, ansehnliche Munition, die gesammte Baarschaft, nämlich sechs Goldstücke und neunzehn Dollars, vergoldete Ketten, einige Duzend Messer und Scheeren, siebenhundert Nadeln und ähnliche Sachen mehr. Der alte Schelm hatte sich in der Richtung nach Guber aus dem Staube gemacht, war aber gegen Mittag im Walde von Hyänen überfallen und genöthigt worden, auf einen Baum zu flüchten. Von hier schoß er nach den Raubthieren; zufällig streiften einige der ausgesandten Reiter



in der Nähe, kamen auf den Knall heran, sahen die gestohlenen Sachen unter dem Baume liegen und entdeckten den entwichenen Vogel selbst in den Zweigen. Sie droheten, ihn mit vergifteten Pfeilen zu schießen, und zitternd kroch er vom Baume herab; unter derben Stößen packte ihn einer der Reiter zu sich aufs Pferd, und so wurde er mit seinem Raube zu Richard zurück gebracht. Er entschuldigte seine Flucht damit, daß die Fellatahs ihn in Saccatu sicher ermorden würden, da er ein Guberite und Landsmann der Rebellen sei; trotz seines Winselns aber ließ ihn Richard in Eisen legen, bis er Sansan mit der von Bello abgesandten Bedeckung verließ.

An demselben Orte hatte Richard noch ein stattliches Schauspiel. Zwanzig Tuareg trabten auf schönen schlankeu Meheris in die Stadt herein, hinter ihnen her zogen fünfhundert Kameele, welche mit Salz beladen aus der Wüste kamen. Die zwanzig Männer waren gleichförmig gekleidet; sie trugen schwarze Toben und baumwollene Beinkleider, dazu weiße Kappen mit schwarzen Turbanen, welche das ganze Gesicht bis auf Mund und Nase verhüllten. In der rechten Hand führten sie einen langen schön geglätteten Speer, mit der Linken hielten sie einen Schild und die Zügel ihrer Kameele gefaßt. Die Schilde bestanden aus weißem Leder und hatten in der Mitte ein Stück Silber. Wie sie vorüber trabten, machten die in der Sonne blinkenden Speere und ihr kühner kriegerischer Anstand einen erfreulichen Eindruck; wenig leider stimmte damit die unwürdige Weise, wie sie von Vander kleine Geschenke zu erbetteln suchten.

Raum war Richard Vander in Saccatu angelangt, so ließ ihn Bello zu sich entbieten; der Sultan, hieß es, sei begierig, den Insarah Koramina, den kleinen Christen, auch zu sehen; ebenso erhielt Clapperton die Aufforderung, zu erscheinen, und den Brief an den Scheich von Bornu mitzubringen, damit Bello sehe, ob derselbe auch, wie der seinige, in einer zinnernen Büchse stecke. Bello empfing sie in einem der inneren Zimmer sitzend, und besser gekleidet als gewöhnlich, neben ihm saßen Ben Gumso, Sidi Scheich und der Gabado. Zuerst befragte der Sultan den Richard scharf, ob er nicht dem Hadji Hat Salah Geschenke für den Scheich übergeben habe, und erklärte, als das verneint wurde, den beiden Reisenden, sie möchten einen der drei ihnen vorgeschlagenen Wege wählen, über Bornu werde er ihnen nicht gestatten zu reisen. Clapperton entgegnete, der Rückweg



über Jarriba sei wegen des Krieges unmöglich, der über Timbuctu höchst gefährlich, da auch er durch feindliches Land führe, und der Weg über Aghadez erfordere eine solche Menge von Kameelen, von Lebensmitteln, Wasserschläuchen u. dgl., und so hohe Abgaben an die Tuaregstämme, daß er sich nicht für denselben entschließen könne. Bello möge ihn über Adamaua, Baghermi und Darfur nach Aegypten gehen lassen. Das verweigerte der Sultan entschieden, da dieser Weg gerade durch Bornu führe, und forderte dann den Brief. Clapperton übergab denselben unter der Bedingung, daß man ihn nicht eröffne, und wurde dann nicht sehr gnädig entlassen.

Einige Tage nachher besuchte ihn der Gadado und suchte das Benehmen Bello's damit zu rechtfertigen, daß auch der Scheich einen von Clappertons Briefen an Bello habe auffangen lassen, daß übrigens jeder Verkehr mit Bornu verboten sei und auch Hadji Salah nur deswegen vor Bello beschieden sei, um sich zu erklären, ob er die Verbindung mit dem Scheich aufgeben oder nach Bornu heimkehren wolle, daß endlich Clapperton durch Briefe aus Kufa von dem Scheich selbst für einen Spion erklärt werde. Empört antwortete Clapperton, daß der Scheich weder einen seiner Briefe aufgefangen, noch in solcher Art an Bello geschrieben habe, daß des Letzteren Betragen einem Beherrscher der Gläubigen gar nicht gezieme, und daß er den Sultan, nachdem derselbe ihm sein Wort gebrochen, nicht wieder zu sehen wünsche. Das Alles möge er nur dem Sultan sagen. Der Gadado entfernte sich voll Bestürzung, hörte indeß nicht auf, gegen die Reisenden artig zu sein und ihnen Lebensmittel zu schicken. Pascoe trat inzwischen zum Islam über, in der Stadt aber verbreitete sich das Gerücht, die Engländer hätten die Absicht, Haoussa zu erobern.

Die schlimmste Wendung nahm die Angelegenheit unserer bedrängten Reisenden, als der Gadado mit seinem Bruder Mudi und Hat Salah im Auftrage des Sultans zu ihm kam, um sich zu überzeugen, ob dieselben wirklich, wie Pascoe ausgesagt hatte, Feuerwaffen für den Scheich mit sich führten, und das ganze für den letzteren bestimmte Geschenk in Bello's Namen mit Beschlag belegten.

Ergrimmt sprang Clapperton auf; „bei euch ist nicht Treu noch Glaube“, rief er in leidenschaftlicher Wuth, „ihr seid ein ungerechtes Volk, schlimmer als Straßenräuber!“ Man warnte ihn, solche Aeußerungen könnten ihm den Kopf kosten; „mag man mir denn auch



den Kopf nehmen“, schrie er erhitzt, „dann sterbe ich, weil ich die Rechte meines Landes verfechte!“

Mergerlich entfernte sich der Gadado mit den Geschenken, Hat Salah aber erklärte, unter solchen Umständen könne er sich mit den Reisenden nichts weiter zu schaffen machen, er habe eine große Familie und sei voll Angst, daß man ihm jetzt schon das Leben nähme. Nach kurzer Zeit kamen Alle vom Sultan zurück, um in dessen Namen zu erklären, daß derselbe nichts sagen oder thun wolle, was Clapperton unangenehm sei, er möge nur, sofern er Waffen für den Scheich habe, dieselben ausliefern. Der Brief von Bello, welchen sie brachten, ist werth, mitgetheilt zu werden; er lautet folgendermaßen:

Im Namen Gottes u. s. w. An Abdallah Clapperton Gruf und Achtung. Du bist jetzt unser Gast und ein Gast ist uns sehr willkommen; du bist eines Königes Abgesandter, und der Bote eines Königes wird von uns immer geehrt; du kommst als Gesandter, mich zu ehren, und ich schätze diese Ehre und den Gesandten, der sie bringt. Ich nehme keinen Anstoß daran, daß der Minister deines Königes dich an den Scheich von Bornu sendet, auch nicht, daß du seinem Gebote folgest. Aber als du zum ersten Male von Bornu zu uns kamest, war Friede zwischen uns und dem Scheich; jetzt bekriegen wir einander, und Niemand wird uns tadeln können, wenn wir nicht leiden, daß man ihm Waffen bringt.

Unser Wort werden wir dir unverbrüchlich halten, deine Wünsche sind wir bereit zu erfüllen, denn wir halten dich für einen zuverlässigen Freund, der unsere Achtung verdient. Thut keinen Eingriff in unsere Rechte, — wir werden die eurigen nicht antasten; wir haben Rechte aufrecht zu erhalten, ihr habt Rechte, die gewahrt werden müssen. Friede sei mit dir!

Die Boten beschworen den aufgebrachten Reisenden, doch seine eigenen Waffen bis auf die nöthigsten auszuliefern, Clapperton aber verweigerte Alles. „Du bist unklug und warst früher so einsichtsvoll und weise!“ sagten die Abgesandten und verließen ihn voll Verdruf.

Jetzt ergriff auch Clappertons Diener die Angst und Alle forberten ihren Abschied, auch Allah Sieski, ein Schwarzer, den er in zerlumptem Zustande gekauft, bekleidet, genährt, freigelassen hatte, und der jetzt seine Freiheit benutzte, seinen Herrn preiszugeben. Er erlaubte Allen, zu gehen, aber sie kamen am Abende zurück.



Während aller dieser Verdrießlichkeiten hatte sich das Uebel, an welchem Clapperton litt, eine Entzündung der Milz, immer mehr verschlimmert, und den ganzen Monat Januar des Jahres 1827 war derselbe sehr leidend. Bello ließ ihn die Ausbrüche seiner krankhaften Gereiztheit nicht entgelten, hielt aber fest an dem Verbote der Reise nach Bornu. Bald kam die Nachricht, daß der Scheich el Kanemi mit seinem Heere gegen Kano vorrückte; Bello sandte ihm sofort den Gaddado mit einem Heere entgegen, ehe dasselbe aber ankam, hatten die Statthalter von Judda und Zegzeg das Heer von Bornu bereits besiegt, el Kanemi war auf der Flucht und in Gefahr, dem Duncowa von Katagum in die Hände zu fallen, und eine nicht unbeträchtliche Beute langte kurze Zeit darauf in Saccatu an. Den kupfernen Wassertopf des Scheichs schickte Bello an Clapperton als Geschenk und Zeichen seines Sieges.

Nest gab er ihm auch die Erlaubniß, die südlichen Theile von Jacoba zu besuchen, und Clapperton begab sich auf eine Woche nach Magaria, um sich dort auf der Jagd von seinem körperlichen Uebel zu befreien, ehe er die Reise anträte. Seine Sachen übergab er dem Gaddado und zog dann mit dem Malem Mudi, Richard und Allah Sirki auf das Land. Ein Dorf wurde besucht, welches nahe bei Magaria lag und dem Mudi gehörte; die siebenzig Einwohner waren sämmtlich seine Sklaven.

Von einer Anhöhe in der Nähe des Dorfes, welche Clapperton, die Flinte in der Hand, an Mudi's Seite bestieg, ließ sich nach Norden hin das Thal eine ziemliche Strecke weit übersehen. In einem schmalen sich schlängelnden Bette strömt der hier etwa zwölf Fuß tiefe Fluß gegen Westen; Spuren der Regenzeit, während welcher er bedeutende Breiten des Thales überfluthet, waren noch in den hier und da hervorschimmernden Seen zu erkennen, und es war deutlich wahrzunehmen, wie häufig der Fluß bei diesen Ueberschwemmungen auf dem lockeren Boden sein Hauptbett gewechselt hatte. Von dem felsigen Abhange des Berges bedeckte bis an den Fluß hin und darüber hinaus eine Fläche von blauem Thon und Gartenerde den sandigen Grund, reich bestellt mit Baumwolle und Kürbissen und in den Niederungen mit Reis. Die Akazien blüheten, dazwischen waren viele Spuren von Elephanten sichtbar, aber Antilopen ließen sich nur in sehr geringer Anzahl sehen. In den nächsten Tagen kam Clapperton bei Magaria



in wilbreichere Reviere. In den Niederungen nach dem Flusse hin fand er unter zahlreichen anderen Wasservögeln den weißen und grauen Pelikan, die russische Ente, die ägyptische Gans, Taucher, Schnepfen, ferner den Reiher, den Adjutanten, den Ibis und einen kleinen Kranich. Auf der Fläche weideten zwischen den Rinderheerden sechs große rothe Antilopen oder Korrigums, und die Waldung war voll von Wildschweinen. Auch fünf Elephanten kamen ihm zu Gesicht; man pflegt dieselben hier zu Lande von den Bäumen aus zu harpuniren und ist sicher, die getroffenen Thiere bald im Walde todt zu finden.

Am 12. Febr. ging Clapperton wieder zu Fuß nach der Niederung auf die Jagd, von einem Fellatah begleitet. Er schickte diesen aus, ihm das Wild zuzutreiben, und legte sich selbst auf einem freien Platze in das hohe Gras. Ermüdet wie er war schief er auf dem feuchten Boden ein und wurde von dem Wilde, welches von dem Treiber aufgeschreckt an ihm vorübertraunte, nichts gewahr; auf dem Heimwege sah er eine Wildsau mit fünf Ferkeln und schoß nach ihr, aber ohne zu treffen. Am anderen Tage ging er erst um Mittag aus, fühlte sich aber sehr ermüdet und hatte wiederum kein Glück. Als daher am 14. Febr. die Nachricht kam, daß der Scheich von Bornu sich vor der Macht der Fellatahs zurückgezogen habe, nahm er Abschied von Magaria und ritt nach dem Sansan, der neuen von Bello erbauten Stadt, wo er den Fürsten selbst antraf. Dieser erkundigte sich theilnehmend nach seinem Befinden und zeigte sich ihm in jeder Weise gefällig. Als Clapperton den Wunsch äußerte, die Haut, den Kopf und die Fußknochen von zwei Wildschweinen zu besitzen, gab er sogleich den Auftrag, durch ein paar heidnische Jäger ihm das Gewünschte herbeizuschaffen, knüpfte aber daran die Frage, ob die Christen Schweinefleisch äßen. Halb ausweichend erwiederte Clapperton, das Fleisch sei sehr gut, wenn man die Thiere gut füttere, man esse es freilich nicht sehr viel, gebrauche dagegen das Fett zu Salben. Aber das Fleisch sei viel besser als Hundefleisch, das doch in Tripolis und Fezzan oft gegessen werde. Allerdings, versetzte Bello, es sei sonderbar, was die Menschen alles äßen; in der Gegend von Umburum, bei Jacoba, äßen die Leute gar Menschenfleisch. Wer krank würde, auch wenn er nur an Kopfweh leide, würde sogleich geschlachtet, um nicht an der Krankheit zu sterben und dadurch ungenießbar zu werden; die eine Familie überließe der anderen ihre Kranken. In den Kriegen sei es



Regel, Tödtē und Verwundete zu essen, die Herzen erhielten die Anführer. Menschenfleisch gelte dort für das schmackhafteste Fleisch, die Hauptleckerbissen aber seien die Brust und das Herz einer Frau. Uebrigens seien diese Kasirs ganz rechtliche und sehr reinliche Leute, er wolle Clapperton ein paar davon für den König von England schenken. Clapperton bat, ihn damit zu verschonen und ihn lieber selbst nach Jacoba reisen zu lassen, da er schon fünf Monate unthätig in Saccatu verweile. Unbedenklich versprach ihm Bello, da die Auführer in Zaufara um Frieden gebeten hätten, so wolle er ihn durch Zaufara und Adamaua an den Schary schicken, von wo er dann durch das südlich von Zegzeg gelegene Land Kano an das Meer zurückkehren könne. Am Abende schickte Bello dem Reisenden ein fettes Schaf und zwei Granatäpfel aus seinem Garten.

Von dem Malem Mudi erhielt Clapperton eine Beschreibung des Landes zwischen Saccatu und Massina, Kano und Sennaar, sowie eine Karte des Komara zwischen Kebbi und Massina, deren verhältnismäßige Richtigkeit durch die Berichte des neuesten Entdeckers jener Gegenden bestätigt wird, und schickte sich an, die Reise nach Jacoba anzutreten. Da aber begegnet uns in seinem Tagebuche die verhängnißvolle Bemerkung: Sonntag 25. Febr. Für mich Gottesdienst gehalten; seit vier Tagen leide ich am Fieber. Die letzte Aufzeichnung vom 12. März deutet noch einmal auf die unverwundliche Thakraft hin, mit welcher der Leidende, Todtfranke die Abreise nach Adamaua und dem Herzen von Afrika bei Bello betrieb — aber auch sie mußte mit dem schwindenden Leben erlöschen.

Am 12. März, erzählt das Tagebuch des treuen Richard Vander, welchem wir von hier ab zu folgen haben, ward ich sehr beunruhigt, da ich bemerkte, daß mein lieber Herr an der Dysenterie litt. Er war bald von dem heftigen Schweiß gänzlich ermattet, und da unsere Leute wegen des Rhamadan ihm nicht beistehen wollten, so mußte ich Alles selbst thun, waschen, Feuer anmachen, kochen, meinen Herrn pflegen u. s. w. Der Malem Mudi schickte auf meine Bitte eine Sclavin, welche den Kranken fächeln sollte, aber sie lief gleich wieder fort. Allah Sellaie (Sirfi) machte seine Sachen so schlecht, daß mein Herr ihn weggagte.

Täglich nahmen nun Clappertons Kräfte ab, um so rascher, je höher die Hitze stieg. An der kühlsten Stelle herrschte um drei Uhr



Nachmittags eine Temperatur von mehr als  $34^{\circ}$  R., und mit jedem Tage näherte sich die Sonne mehr dem Zenith. Einige Tage hindurch konnte Richard seinen kranken Herrn in den Schatten vor die Hütte tragen und dort auf sein Lager niederlegen, aber bald ließen die geschwächten Kräfte auch das nicht mehr zu. Richard fürchtete, sein Herr möchte vergiftet sein, aber Clapperton fühlte, wo er den Keim zu dieser schlimmsten und gefährlichsten Erkrankung gelegt hatte; es war, als er, von der brennenden Sonnenhitze ermüdet, auf der Jagd in dem feuchten Grase und auf durchweichtem Erdbreich geschlafen hatte.

Zwanzig Tage lang blieb Clapperton in diesem trostlosen Zustande, täglich wurde er matter, täglich magerer, daß er endlich einem Skelett glich. Dennoch suchte er Richard zu trösten, der freilich wohl erkannte, daß der Kranke selbst keine Hoffnung mehr hatte, und nur die Schmerzen des Leidenden noch zu lindern suchte. Der Schlaf war kurz und durch fürchterliche Träume beängstigt; dann phantasirte der Kranke in arabischer Sprache und brach in Verwünschungen gegen die Araber aus. Er ließ sich täglich durch Richard aus dem neuen Testamente vorlesen; sehr bezeichnend aber ist, daß er nichts lieber hörte, als den neunundfünfzigsten Psalm, den Rothschi David gegen die Mordsucht seiner heidnischen Verfolger. Endlich war auch Richards Kraft erschöpft, und er mußte Paëcoe zu Hülfe nehmen, welcher kniefällig des Sterbenden Verzeihung ersuchte und erhielt. Richard aber verließ seinen geliebten Herrn nicht mehr, fächelte ihm Kühlung zu in der furchtbaren Hitze, die ihn verzehrte, sprach mit ihm über das Vaterland und die fernern Freunde, und wachte über jede Bewegung, jedes Wort.

Im April stellten sich bedenklichere Anzeichen ein, und da Laudanum, Seidliger Pulver und Epsomsalz keine Linderung mehr brachte, so trank Clapperton auf den Rath seines schwarzen Dieners Maddi von Bornu zwei Schalen voll von einem Absud der Rinde des Butterbaumes; aber er befand sich danach noch übler. Jetzt rief er Richard zu sich und traf seine letzten Verfügungen; derselbe sollte mit größter Sorge bedacht sein, daß sein Tagebuch und seine Papiere richtig nach London gelangten, alles Unnöthige an Gepäck, auch die Bücher und Instrumente, in Mudis Händen zurücklassen, von Bello Geld borgen zur Reise durch die Wüste nach Fezzan, dort Warrington's Hülfe in Anspruch nehmen und baldigst nach England abreisen.



Noch ermahnte er ihn, fleißig sein Tagebuch zu führen, vermachte ihm seinen Nachlaß und dankte ihm für seine aufopfernde Pflege. „Wärest du nicht bei mir gewesen, mein lieber Richard“, sagte er, „ich wäre längst todt“. Mehrere Male wurde dies Gespräch durch Ohnmachten unterbrochen und dauerte fast zwei Stunden. Nachher war Clapperton aufgeregt und höchst elend, schlummerte erst gegen Abend ein, fuhr dann plötzlich in die Höhe und rief Richard voll Bestürzung zu, er habe ganz deutlich die Todtenglocke in England gehört. Richard suchte ihn zu beruhigen, hoffte auch, die erreicht zu haben, und einige Tage glaubten Beide, Besserung wahrzunehmen. Aber am 13. April erwachte Richard von einem sonderbaren rasselnden Tone im Halse des Kranken; dieser athmete mit großer Beschwerde und rief in demselben Augenblicke leise und hastig: „Richard!“ Richard war sogleich bei ihm, der Kranke richtete sich auf und blickte wild umher, Richard nahm ihn in die Arme, die Züge veränderten sich, ein undeutliches Wort bebte auf seinen Lippen, dann sank er zurück und verschied ohne Kampf und Seufzen.

Von Pascoe und Mudi unterstützt leistete Richard dem Entseelten die letzten traurigen Dienste. Bello bewilligte einen Platz zur Bestattung und daß diese nach englischem Gebrauche erfolge. Jetzt ließ Richard bei dem Dörfchen Djungawi, eine Meile südöstlich von Saccatu, auf einer Anhöhe ein Grab ausschaufeln und senkte unter vielen Thränen und den Gebeten der englischen Kirche die sterbliche Hülle seines edlen, unerschrockenen Herrn hinein. Die Grube ward dann schnell gefüllt und die Bewohner des Dorfes beschenkt, damit sie das Grab schützten und eine hölzerne Hütte über demselben errichteten. Sie hielten ihr Versprechen nicht, und Richard miethete am anderen Tage in Saccatu zwei Slaven, mit welchen er selber an die Arbeit ging und die Gruft umzäunte.

Wie allein und verwaist fühlte sich der Arme jetzt! Hundert und fünfzehn Tagereisen von der Küste entfernt, von selbstjüchtigen und grausamen Menschen umgeben, seines einzigen Freundes und Beschützers beraubt und selbst fieberkrank — fast wünschte er, neben seinem Herrn zu ruhen. Zwei Wochen lag er fast hilflos da, nur von dem alten Pascoe gepflegt, und hielt sich für verloren. Aber gegen Ende des April fühlte er sich wunderbar gestärkt, und in wenigen Tagen konnte er sich erheben und auf seiner Matte sitzen.



Bello ließ durch den Gadado, den Malem Mudi und Sidi Scheich ein Verzeichniß sämmtlicher hinterlassenen Sachen aufnehmen und forderte dann von Richard zwei Flinten nebst allerlei Zubehör, anderthalb Ries Papier und sechs vergoldete Ketten für einen von ihm selbst festzusetzenden Preis. Richard forderte 245,000 Kauries, d. h. gegen achtzig Thaler, zahlbar bei Hadji Hat Salah in Kano, und Bello gab eine Anweisung auf diese Summe. Auch versah er Richard mit einem Briefe an Hat Salah, um ihm bei letzterem Credit für weitere Anleihen zu eröffnen. Dann, bemerkte er, könne Richard durch die Wüste nach Tripolis reisen, ohne in Verlegenheit zu kommen; über Bussa möge er nicht reisen wegen der bevorstehenden Regenzeit. Den Pascoe werde er bei sich behalten, damit ihm nicht in England ein Leid geschähe für die an Clapperton verübten Schelmstreiche; er solle ihm in Zukunft seine Flinten putzen. Auf vieles Bitten gestattete er, daß der alte Neger bis Kano mit Richard ging.

Am 4. Mai reiste Richard von Saccatu ab und schloß sich in Magaria einer Karavane von 4000 Köpfen an, größtentheils aus Tuaregs bestehend, welche nach Kilgris heimkehrten, und aus Pilgern, welche nach Mekka reisten; auch der König von Jacoba war dabei mit fünfzig Sclaven, welche er dem Sultan hatte schenken wollen und als Ersatz für die im Kriege mit Bornu erlittenen Verluste von demselben zurück erhalten hatte. Die Beschwerden der Reise bei der starken Hitze waren übergroß, Richard war dem Verdursten nahe und lag hilflos am Wege, vergeblich nach dem Trunk Wasser lechzend, welchen Pascoe ihm bringen sollte, als ein junger Fellatah sich seiner erbarmte und ihn erfrischte. Die fünfzig Sclaven von Jacoba, welche schwer bepackt waren, blieben vor Erschöpfung hinter der Karavane zurück, und als am folgenden Tage Reiter abgeschickt wurden, sie nachzuholen, fanden diese fünf und dreißig derselben todt am Wege liegen; die anderen fünfzehn waren vermuthlich demselben Schicksale erlegen.

Der König von Jacoba schloß sich auf dem Wege näher an Vander an und lud ihn ein, sein Land zu besuchen. Er erzählte, daß in dem Kriege mit dem Scheich seine Nachbarn aus Zemjem, welche ihm Hülfe geleistet hätten, mit einigen der Seinigen auf einer Ebene bei Jacoba von den Soldaten des Scheichs eingeschlossen worden wären, die ein fürchterliches Blutbad unter ihnen angerichtet hätten.



Das Gemekel hätte einen ganzen Tag gewährt, bis die Zemjems und seine eigenen Leute fast gänzlich aufgerieben gewesen wären; er selbst wäre beinahe gefangen genommen worden. Am anderen Tage hätten die Ueberlebenden von den Zemjems auf dem Schlachtfelde die Leichen ihrer Feinde gesammelt, Feuer angezündet, sie gebraten und davon gegessen.

In Kano erwies sich Hat Salah wieder als unzuverlässig. Er habe um die beiden Christen, sagte er, in Saccatu beinahe sein Leben eingebüßt und gar keine Lust, sich mit ihnen irgend weiter einzulassen. Die Anweisung wolle er in Waaren bezahlen, Geld herleihen wolle er nicht. Mit Mühe und durch nicht unbeträchtliche Opfer erreichte Vander wenigstens, daß Hat Salah dem Pascoe gestattete, ihn bis Kulfu in Nyffi zu begleiten. Die Karavane hatte sich schon in der Nähe von Kaschna getheilt, der König von Jacoba war weiter gereist, und Vander folgte ihm jetzt in der Richtung nach Süden. Am 1. Juni kam er nach Bábádji, wo sich die Straße nach Nyffi südwestlich, die nach Jacoba südöstlich wendet, und er wählte unbedenklich die letztere, theils aus Besorgniß wegen der in Jarriba drohenden Gefahren, theils trieb ihn das unwiderstehliche Verlangen, von Jacoba aus nach Funda an den Niger zu gehen und den Fluß in einem Rahne bis zur Mündung zu befahren.

Einige Tage lang führte ihn sein Weg durch hohe Gebirge, aus denen sich schroffe Felsen zu ungeheurer Höhe erhoben; es war das Quellgebiet des Gambaruflusses, die höchsten Punkte der Wasserscheide zwischen dem Ost- und Westjudan. Mehrere größere und kleinere Flüsse mußten überschritten werden, welche alle in nordöstlicher Richtung flossen. An einem derselben lag die Stadt Almena, am Fuße eines riesigen Granitfelsens, der sich so jäh aufthürmte, daß er auf die Stadt herabstürzen zu wollen schien. Eine Königin der Fantis gerieth, wie die Sage erzählt, vor etwa 500 Jahren mit ihrem Gemahl in Streit um einen goldenen Stuhl, also wohl um den Thron, entfloh mit einem großen Theile der Unterthanen aus dem Reiche und baute hier die Stadt, welche ebenso wie der Berg ihren Namen erhielt. Von dem Gebirge erzählten die Eingeborenen, daß es sich durch das Land der Zemjems bis an das salzige Wasser erstrecke; früher wären wohl Karavanen über dasselbe zu den Zemjems gezogen, um Elfenbein einzutauschen, vor fünf Jahren aber hätten diese



eine Karavane ermordet und die Kaufleute aufgefressen, seitdem hätten die Haoussaner nicht mehr gern mit ihnen zu thun.

Mühevoller Wege führten unseren Reisenden von dem westlichen Abfalle des Gebirges herab, durch Steingerölle an einen westwärts gerichteten Fluß, an welchem er, ermüdet und schwach, sein Nachtquartier aufschlagen mußte. Die felsigen Abhänge und Schluchten wimmelten von Raubthieren, und das Geheul der Hyänen, Tigertaken, Schakals und Meerkaken ließ ihn die ganze Nacht nicht einschlafen. In dem nahen Städtchen Nammalit wird kein Fleisch gegessen, weil man wegen der räuberischen Nachbarschaft kein Vieh halten kann. Unglücklicher Weise traf Vander hier mit zwei Fellatahs aus Zaria zusammen, welche ihn ausfragten und neugierige Blicke auf seine Kasten warfen. Ihr Bericht an den Sultan von Zegzeg war Schuld, daß Vander Junda nicht erreichte.

Am 8. kam er von da nach Füllindu, der Grenzstadt von Gatica, und sah hier zum ersten Male Neger, welche ganz nackt gingen. Sie lachten unmäßig, als sie einen bekleideten Reisenden mit weißem Gesichte sahen, und der gute Richard konnte nicht umhin, mit einem eben so herzlichen Gelächter zu antworten. Er vertrug sich gut mit den Leuten, die äußerst harmlos, aber auch äußerst schmutzig waren und ekelhafte Manieren hatten. Ihre Ziegen, Schafe und Hühner essen und schlafen mit ihnen in denselben Hütten, so daß in letzteren ein unerträglicher Gestank herrscht; ihre Kinder gelten ihnen nicht mehr als ihr Vieh, denn ein Vater verkauft für eine Kleinigkeit seinen Sohn oder seine Tochter ebenso unbedenklich, wie er ein Huhn verhandeln würde. Alle tragen in jeder Lippe ein großes Stück blaues Glas von halbrunder Form, in den Ohren ein Stück rothes Holz von der Größe eines Daumens, und den ganzen Leib, auch Kopf und Haar, reiben sie mit rothem Thon und Del ein, was ihnen ein scheußliches Aussehen giebt. Doch gleichen ihre Züge nicht denen der übrigen Neger; sie sind vielmehr fein und schön und haben eher den europäischen Charakter.

Bis zu den Ufern des Kadania durchwanderte Vander ein schönes reiches Land, ging dann mit seinen Begleitern durch den Fluß, dessen Wasser ihm bis an das Knie reichte, und kam nach der Stadt Guttup, von deren Reichthum, Volksmenge und berühmtem Markte er schon



viel hatte rühmen hören. Mit Erstaunen sah er, daß dieselbe aus fast fünfhundert kleinen Dörfern bestand, die nahe an einander lagen.

Das Ganze, erzählt er, nimmt eine große schöne Ebene ein, mit den herrlichsten Bäumen bewachsen, Pisangs und Palmen, besonders Kokospalmen, wie ich sie seit der Meeresküste nicht mehr gesehen hatte. Man handelt mit Sklaven, mit Ochsen, deren Zucht hier durch Fellatahs betrieben wird, und mit Schafen; daneben findet man auf dem Markte rothes Luch, Gummi, Salz, Gurunüsse, Trona, Korallen, Tabak, einheimische Zeuge, Ringe, Nadeln, Eisenwaaren, Honig, Reis, Milch, und zahlreiche Käufer und Verkäufer. Als Repräsentant des Königes von England hielt ich es für nöthig, dem Sultan ein Geschenk zu machen, und brachte ihm vier Ellen rothen und eben so viel blauen Damast nebst einigen Kupferstichen; als Gegengabe hierfür erhielt ich ein Schaf, zwei Buckel von Ochsen und so viel gedämpften Reis, daß es für fünfzig Leute genügt hätte. Auch besuchten mich zehn seiner Weiber und fanden an den vergoldeten Knöpfen meiner Jacke solches Wohlgefallen, daß ich sie abschnitt und den schwarzen Schönen schenkte. Sie glaubten, es sei ächtes Gold, und steckten sie sogleich in die Ohren; natürlich hütete ich mich wohl, ihnen ihren Irrthum zu benehmen. So lange ich in Guttup blieb, fehlte es mir nie an Ochsenbuckeln, denn da ein solcher Buckel, fünfzehn Pfund schwer, das beste Stück am Ochsen ist, so behält sich der Sultan von jedem geschlachteten Ochsen den Buckel als Abgabe vor. Da es mir an Geld fehlte, so ließ ich auf dem Markte bekannt machen, daß ich Nadeln und Glasperlen verkaufen wolle, und bald hatte ich Käufer in Menge, wiewohl ich für jede Nadel fünfzehn bis zwanzig Kauries nahm, doppelt so viel wie die arabischen Kaufleute; aber man wollte von dem Weißen kaufen. Eine alte Frau kam voll Betrübniß zu mir und bat, da man ihr schon so oft ihre kleinen Ersparnisse gestohlen habe, ich möchte ihr einen Zauber gegen solches Unglück geben, durch welchen ihr Geld in den Löchern ihrer Hütte sicher sei. Ich gab ihr einen Theelöffel voll Del in einem Gläschen und den Rath, das zu Hause in das Loch zu schütten, worin sie das Geld verbergen wolle; wenn dann ein Anderer als sie in das Loch greife, so werde er nicht lange mehr leben. Sie solle von dem Mittel nur allen Nachbarn erzählen. Die gute Alte konnte nicht Worte genug finden, um zu danken, und ohne Zweifel wird ihr das Mittel geholfen haben.



Am 16. Juni reiste Lander von Guttup ab. Bald wurden die Wege ganz entseztlich, der Regen goß in Strömen, dann wieder kamen unabsehbliche Schwärme von Insecten, durch deren Stiche die Geselstetisch und widerpenstig wurden, so daß die Reisenden das Gepäc an gefährlichen Abgründen vorüber tragen mußten; bald ging es durch Morast und Flüsse, dann über Anhöhen, auf denen die Thiere bis an die Knie in Schlamm und Schmutz versanken.

Es mußte im Freien übernachtet werden, Lebensmittel waren nicht zu finden, so fruchtbar in diesem Hügellande der Boden war, dann kam man weiter an steilen Abgründen vorüber, und auf einem der Felsen war der Weg so schmal, daß nur eben eine Person gehen konnte. Hier stieß das Pferd mit den Mantelsäcken, in welchen das Tagebuch, die Papiere, Uhren u. s. w. sich befanden, an einen Felsvorsprung und stürzte in den Abgrund hinab, der wohl tausend Ellen tief sich öffnete. Schon hielt Lander Alles für verloren, aber ein seltsamer Zufall wollte, daß das Thier, nachdem es über hundert Fuß gefallen war, mit den Stricken der Mantelsäcke an einem knorrigen Baumstumpfe hängen blieb. Es war kaum verlegt, wurde mit Mühe heraufgeholt, und nach zwei Stunden konnte die Reise fortgesetzt werden. Eine halbe Tagereise weiter östlich zeigte sich die höchste Erhebung des Gebirges, an deren Fuße, wie Richards Diener Muhamed behauptete, die Stadt Jacoba liegen solle. Dort ströme ein schiffbarer Fluß, der Schary, welcher aus dem Tsadssee komme und bei Junda in den Niger falle, so daß man auf Rähnen aus jenem See in das salzige Wasser fahren könne. Auch an dieser Stelle hat die Verwechslung dreier Flüsse, des Schary, des Deou und des Tschadda-Binue, zu einem folgereichen Mißverständnisse Anlaß gegeben, wie wir später sehen werden. Lander hoffte schon, als er in das Städtchen Durrora eintrat, den Schlüssel zu dem wichtigsten der afrikanischen Räthsel in der Hand zu haben und in einigen Tagen die Wasserstraße zu erreichen, welche von Benin bis in das Herz des Erdtheiles nach Bornu führe. Aber es war ihm noch nicht beschieden, diesen Irrthum aufzuhellen.

Als er am Morgen nach seiner Ankunft in Durrora sich zur Weiterreise anschickte, kamen vier Bewaffnete vor das Haus des Befehlshabers der Stadt gallopiert, die Pferde über und über mit Schaum bedeckt, und ohne Verzug wurde Lander vor sie beschieden. Der Befehlshaber, welchen er durch ein zu kleines Geschenk gegen sich ein-



genommen hatte, erklärte ihm, er müsse sogleich den Reitern zum Sultan von Begzeg folgen. So, nach einer siebenzehntägigen gefährlichen Reise von Kano, voll Hoffnung, in zwölf Tagen Junda und von da in vier Tagen zu Wasser das Meer zu erreichen, an der Schwelle hochwichtiger Entdeckungen, mußte er Alles aufgeben und eine neue zwecklose Irrfahrt antreten. Er fühlte sich gänzlich entmuthigt, Tod oder Leben war ihm gleichgültig. Die bloße Neugier des Regersfürsten, welcher sich den weißen Reisenden holen ließ, um ihn zu besehen, verhinderte die Erreichung des schönsten Zieles, dem er mit unsäglichlicher Mühe zugestrebte hatte.

Gleichgültig ließ er sich nach Guttup zurückbringen, wo er einen heftigen und höchst schmerzhaften Anfall von Brechruhr zu überstehen hatte. Bald nahm nun der Weg eine nordwestliche Richtung und führte ihn am 26. Juni mit seinen Dienern und Begleitern an die Ufer des Kadania nach dem Dorfe Kokalo. Zu dem gekochten Korn, welches jetzt fast ausschließlich seine Nahrung ausmachte, gab ihm der Vorsteher des Dorfes, welcher eben einen Fetisch gemacht hatte und zu dessen Ehren ein Fest feierte, eine Schüssel, deren Inhalt wie Fisch aussah und ähnlich schmeckte. Als Vander aber fragte, wie der Fisch heiße, erhielt er zur Antwort, das sei ein Stück von der großen Schlange, welche in Del gesotten nebst einem gebratenen Hunde das Hauptgericht des Festschmausens ausmachte. Ihm wurde übel, er konnte nichts mehr essen, das aber war dem Pascoe eben recht, der Alles mit dem größten Appetite aufzehrte.

Die Reise nach Begzeg fortzusetzen war schwierig wegen des hoch angeschwollenen Flusses, dem sich Vander auf einem der gebrechlichen Flöße nicht anvertrauen mochte. Die Begleiter schalteten und fluchten, er blieb gleichmüthig und hieß sie gehen, wohin sie wollten. Zu der That gingen sie davon und kamen erst am 11. Juli zu Vander zurück, der krank in Kokalo geblieben war, um bei gekochtem Korn, da er Hundebraten verschmähete, neue Kräfte zu sammeln.

Zu Hunderten besuchten ihn täglich die nackten Einwohner, bestrugen sich aber anständig und bescheiden. Als die königlichen Boten wieder kamen, baten dieselben den Reisenden sehr demüthig, ihnen zu ihrem Herrn zu folgen, der ihn zu sehen begehre, und es gelang auch, auf mehreren zusammengebundenen Flößen Menschen und Gepäck über



die Wogen des Kadania hinüber zu schaffen. Die Thiere wurden weit mit fortgerissen und nur mit Mühe wieder geholt.

Einige Tagereisen nördlicher verschwanden die Palmen wieder, welche bei Cuttup so häufig gewesen waren, wiewohl die Gegend fruchtbar und schön blieb. Bei Macami war ein ziemlich beträchtlicher Fluß zu überschreiten, drei Tagereisen weiter ein zweiter, welche beide südwärts zum Kadania flossen, dann kam man durch die große Stadt Eggebi mit sechs- bis siebentaufend Einwohnern, deren reinliche Bewohner und saubere Wohnungen unseren Reisenden lebhaft an seine ferne Heimath erinnerten, und gelangte endlich am 22. Juli nach der Hauptstadt Zaria. Der Sultan nahm höchst unbefangen die gebührenden Geschenke in Empfang, versicherte Richard, er habe ihn vor einem gewissen Tode errettet, da der König von Funda, Bello's Feind ihn ohne Zweifel ermordet haben würde, und beschenkte ihn mit zwei Ochsen. Auch der Sohn des Herrschers, ein artiger junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, wurde beschenkt und führte Richard zum Dank in das Innere seines Hauses, wo seine fünfzig Weiber Baumwolle spannen.

Der Prinz sagte: „Hier ist der Christ, jetzt besetzt ihn euch!“ Die Weiber aber, statt aufzusehen, stoben auseinander, warfen ihre Arbeit bei Seite und slogen in ihre Kuzis. Sie ließen sich nicht wieder sehen, wohl aber erschien auf des Prinzen Geheiß eine junge Sclavin Namens Abuda, welche jener seinem Gastfreunde als Frau anbot. Dankbar, sagt Vander, nahm ich das Geschenk an, da sie mir auf meiner Reise sehr nützlich sein und ich sie bei meiner Ankunft an der Küste freilassen konnte.

Auch übrigens paßte er sich mehr der Weise des Landes an; er entließ nämlich seine gemietheten Leute, auf deren Treue er sich nicht verlassen konnte, und kaufte sich für sieben Thaler einen jungen Sclaven Namens Djodi. Seine Esel gab er gleichfalls weg und tauschte dafür ein kleines Jarribapferd ein. Ohne Umstände gab der Sultan die Erlaubniß zur Abreise nach dem Westen, und Vander schlug den uns bekannten Weg ein, auf welchem er vor einem Jahre mit Clapperton vom Niger nach Zaria gekommen war. Zu jener Zeit waren der Sultan und sein Sohn im Kriege abwesend und hatten ihn nicht gesehen. Von Fatika bis Guari miethete er acht Reiter und vier bewaffnete Fußgänger, um ihn durch die Grenzwalnungen zu geleiten,



welche für unsicher galten, hielt sich einige Tage in Guari auf und erreichte am 7. Aug. Womba, wurde aber dann auf dem Wege nach Kulsu unfern dieser Stadt durch heftige Regengüsse genöthigt, in einem kleinen Orte anzuhalten und seine Sachen zu trocknen. Eben hatte er Alles in seinem Zelte ausgebreitet, als ein Einwohner des Ortes in zudringlicher Weise mit einer Kalebasse voll Roabum sich Eingang zu ihm zu verschaffen suchte. Vander hatte wenige Lust, zu dem Betrunkenen hinauszugehen und mit ihm zu zechen, aber jener ließ sich nicht abweisen und versuchte, mit Gewalt einzudringen. Um ihn zu erschrecken, nahm Vander eine geladene Pistole, trat zu ihm und drohte ihn niederzuschießen, wenn er sich nicht auf der Stelle entfernte. Jener aber verstand diese Drohung übel, schwenkte seinen langen Speer über dem Kopfe und führte blitzschnell einen Stoß, welcher den erschrockenen Vander ohne Zweifel todt niedergestreckt hätte, wenn dieser nicht den Speer einen Zoll vor seiner Brust mit der Hand ergriffen und weggestoßen hätte. Aufgebracht über solche Gewaltthätigkeit erklärte er den Umstehenden, wenn sie den Betrunkenen jetzt nicht augenblicklich fortschafften, würde er ihn niederschießen. Sogleich ergriffen sie denselben und schleppten ihn hinweg, am anderen Morgen aber kam der Schuldige und bat demüthig, Vander möge ihm verzeihen und ihn nicht beim Sultan el Madjia anzeigen, sonst würde er seinen Kopf verlieren.

In Kulsu gab es einige Tage Rast, dann setzte Vander seinen Weg fort nach dem Niger, welchen er am 22. Aug. erreichte. Der Strom war reißend, der Uebergang beschwerlich und äußerst gefahrvoll, und da die Regenzeit alles Land unter Wasser setzte, so ging die Reise nur langsam weiter. Erst am 25. war er in Wawa, dessen alter König ihn liebevoll aufnahm und den Tod Clappertons aufrichtig beklagte. Richard, den er einen Liebling Gottes nannte, da er aus dem Lande der wilden Fellatahs gesund zurückgekehrt sei, mußte einige Tage bei ihm bleiben, um ihm sieben Musketen und drei Pistolen rein zu machen, welche den weißen Männern gehört hatten, die zu Bussa ertranken, erhielt dann die Erlaubniß, Bussa zu besuchen, wo er nochmalige Nachforschungen nach Parks Papieren anzustellen gedachte, mußte aber wegen der gänzlich versumpften Wege wieder umkehren. Der alte Muhamed von Wawa hatte indeß Zurüstungen zu der Trauerfeierlichkeit getroffen, welche er Clapperton zu Ehren an-



zustellen beabsichtigte. Eine Ziege, in kleine Stücke zerschnitten, und eine große Schüssel mit Tuah oder Jamsbrei wurde zu Lander geschickt, um ein „Sadacco“ für seinen Herrn daraus zu machen. Hierzu war nothwendig, daß er sie durch einen Priester weihen ließ, vorher aber eine Münze von Gold oder Silber oder sonst etwas von Werth darauf legte. Er gab sein silbernes Bleistiftfuttermal dazu her, und nun sprach der Priester seine Gebete; das Sadacco kam ohne das silberne Etui zurück und wurde dann in feierlicher Sitzung verspeist, die Mitspeisenden aber riefen bei jedem Bissen aus: „Gott sende ihn glücklich zum Himmel!“

In der Ueberzeugung, daß die Talente eines Weißen nicht hoch genug angeschlagen werden könnten, ersuchte der Alte seinen Gast auch noch um sechs Zaubersprüche, gegen alle feindlichen Angriffe wirksam und so eingerichtet, daß sie ihn zum glücklichsten Menschen machen müßten. Gerne willfahrte ihm Lander und beglückte ihn hoch, indem er ihm sechs Blätter mit Versen aus alten Balladen brachte. Am 3. Sept. reiste er ab.

Als er über den Fluß Oli kam, gesellte sich eine Anzahl Kaufleute zu ihm, welche in des alten Königes Auftrage ihm ihren Schutz anboten. Der bei ihnen befindliche Malem hatte Mungo Park in Jaouri gesehen und zum Könige begleitet. Dieser, erzählte er, habe dem Weißen gerathen, zu Lande weiter zu reisen, da der Fluß voll Felsen sei; als später die Leute aus Bussa die Weißen in's Wasser getrieben, habe der König jene strafen wollen, aber das Strafgericht Gottes sei ihm zuvorgekommen, denn eine ansteckende Krankheit habe den Sultan von Bussa und alle Einwohner, welche sich an den Weißen vergriffen hätten, weggerafft. Im ganzen Inneren von Afrika, sagte er, habe man sich gewöhnt zu sagen: „Beleidige keinen Christen, sonst stirbst du, wie die Leute von Bussa.“

In dem nächsten Flusse, durch welchen er reiten mußte, stürzte Lander's Pferd über einige Baumzweige, so daß er unter das Wasser versank. Glücklicherweise kam er nach einigen Secunden wieder hervor und entging der doppelten Gefahr, zu ertrinken oder von den Krokodilen gefressen zu werden, welche in allen Nebenflüssen des Niger in Menge leben. In Jaro erhob sich in der ersten Hälfte der Nacht ein rasender Orkan, der große Bäume mit ihren Wurzeln aus dem



Boden riß; der Donner brüllte furchtbar, daß das Zelt erbehte, ganze Massen von Feuer schienen vom Himmel zu fallen.

Der König von Kama benahm sich sehr freundlich gegen unsern vielgeprüften Reisenden. Er war ohne Ausnahme der artigste und schönste Mann, den Vander in Afrika gesehen hatte, und übertraf Bello bei Weitem; auch seine Kleidung war besser, als die aller andern Negerfürsten, den König von Jarriba ausgenommen. Er erklärte, daß er Vander leicht und sicher nach Bornu bringen lassen könne, dessen Scheich er tributpflichtig sei; wahrscheinlich ging der Weg durch die südlicheren Länder, doch fühlte Vander keine Verjuchung, die weite Reise jetzt noch zu unternehmen.

Am Flusse Nussa gerieth einer der Begleiter aus Kama in große Angst, als Vander, um ihn zu erimuthigen, ihm andere reizendere Nebenflüsse des Niger aufzählte. „Nenne sie nicht“, beschwor er denselben, „wenn dir dein Leben lieb ist! Sie alle sind weibliche Flüsse und sehr eifersüchtig auf ihren Gatten, den Niger; die grausame Nussa zieht dich in ihre Tiefen hinab, wenn du eine ihrer Nebenbuhlerinnen über sie stellst. Welchen Lärm erhebt sie, wo sie mit ihrem Manne zusammen kommt!“ Vander lachte laut auf bei diesem Märchen, aber der Neger wurde böse und war nur mit Mühe zu besänftigen.

Erst am 25. Sept. langte Vander in Katunga an, das er mitten im strömenden Regen erreichte. Der König von Jarriba wollte nicht, daß er sich die Füße naß machte, um ihn zu besuchen, und kam daher selbst mit fünfhundert seiner Frauen und den Vornehmsten der Stadt zu ihm. Die Frauen begrüßten Richard mit einem eigenthümlich rührenden Klagegesange, dem Alle andächtig zuhörten; dann sprach der König sein Bedauern über den Tod Clappertons aus. Er war reich gekleidet, hatte eine Tobe von scharlachrothem Damast, Korallen als Knöpfe, Hosen von inländischem Tuche, scharlachroth mit blauen Streifen, die Beine bis zum Knie mit Henna roth gefärbt, an den Füßen Sandalen von rothem Leder. Auf dem Kopfe trug er eine reich mit Korallen geschmückte Kappe von blauem Damast, um den Hals, die Arme und Beine silberne Ringe. Er beschenkte den Reisenden reichlich, und als dessen Esel in der Nacht auf der Weide gefallen war, meuchelmörderisch von vergifteten Pfeilen getroffen, ließ der König das todte Thier in seinen Palast holen, wo er es mit seinen



Frauen und Höslingen in festlichem Schmause verzehrte, gab aber Vander zum Ersatz eine Ziege und tausend Kauries. In Zarriba ist man in den Speisen nicht ekel; man ißt Frösche, Affen, Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse und allerlei Gewürm. Ein fetter Hund wird theurer bezahlt als eine Ziege, Heuschrecken und schwarze Ameisen in Butter geschmort gelten für Leckerbissen, Raupen kocht man und ißt sie mit Tuah.

Wenn in Katunga der König stirbt, so müssen an seinem Grabe sein ältester Sohn, die vornehmste Frau und alle Häuptlinge des Königreiches Gift nehmen, um mit ihm begraben zu werden. Dann wählt man einen anderen bejahrten Mann, wo möglich den weisesten, zum Nachfolger.

Vander blieb bis zum 21. Oct. in Katunga und reiste dann ohne Unterbrechung nach Badagry, über Engwa, wo Capitän Pearce, und über Djanna, wo Doctor Morrison begraben lag. Der König Abdul von Badagry räumte ihm seine eigene Wohnung ein und nahm selbst mit einer elenden Hütte vorlieb; auch er trauerte, wie alle anderen Herrscher auf dem Wege, über Clappertons Tod. Zum Danke für seine Freundlichkeit schenkte ihm Vander, was er an Tuch und anderen Waaren noch übrig hatte. Aber seine Bedrängnisse sollten noch nicht zu Ende sein.

Drei portugiesische Sklavenhändler, welche zu Badagry wohnten, wußten den englischen Reisenden, den sie mit Recht für einen Feind ihres Gewerbes hielten, bei dem Könige anzuschwärzen, als gehe derselbe damit um, das Land im Auftrage der englischen Regierung auszufundschaffen; lasse man ihn abreisen, sagten sie, so würden die Engländer die Küste erobern. Diese Verläumdung fand Glauben, der König und die Vornehmen wurden kühl gegen Vander, und endlich ließen sie ihn zu der Fetischhütte holen, wo alle Vornehmen versammelt waren, um den verdächtigen Fremdling den Fetisch trinken zu lassen. Durch eine unabsehbliche Volksmenge geleitete ihn eine mit Nexten, Bogen und Speeren bewaffnete Wache zu der Fetischhütte hin, und hier trat ein Priester zu ihm mit einer Schale, welche etwa ein Quart einer wasserhellen Flüssigkeit enthielt. „Bist du gekommen, uns Böses zuzufügen“, sagte der Priester, „so wird dir dies Getränk den Tod bringen, bist du aber unschuldig, so thut es dir keinen Schaden.“ Es gab keinen Ausweg, darum trank Vander die



Flüssigkeit so schnell wie möglich aus, ging rasch durch die Bewaffneten hindurch nach seiner Wohnung, nahm Arznei und trank viel warmes Wasser, so daß er Alles ausbrach und keine Wirkung von dem Gifte empfand. Der Trank schmeckte bitter und soll in der Regel tödtlich wirken.

Da Lander nach fünf Tagen noch lebte und gesund war, so faßten die Einwohner, der König und die Häuptlinge wieder Zutrauen zu ihm, und von jetzt ab widerfuhr ihm nichts Uebles mehr. Noch zwei Monate mußte er in Badagry bleiben, da die Portugiesen ihm jede Verbindung mit englischen Stationen abzuschneiden suchten. Endlich hörte Capitän Morris von ihm, welcher mit der Brigg Maria vor Whidah lag, und kam, um ihn abzuholen. Richard setzte seine drei Sklaven in Freiheit, Abuda, Djodi und Pascoes Frau, die unter Thränen von ihm Abschied nahmen, schiffte sich am 4. Febr. in Cap Coast Castle ein und langte am 30. April 1828 glücklich in England an.

## II. Reise der Gebrüder Lander an den Niger.

Unsere Leser würden irren, wenn sie annähmen, daß die Frage, welche den Kern der Forschungen in Centralafrika bildete, und deren Beantwortung für den Zugang zu diesem Lande entscheidend sein mußte, die nach dem weiteren Verlauf und der endlichen Mündung des Kowara-Niger, durch die Ermittlungen Clappertons und Landers unzweifelhaft erledigt gewesen wäre. Funda sollte nach Bellos Aussage an der Stelle liegen, wo der Kowara in das große Wasser fließt, und den christlichen Völkern zur See zugänglich sein — aber Funda lag nicht an der See und war von unseren Reisenden nicht erreicht worden. Der Fluß sollte sich in ein großes salziges Wasser ergießen — aber mußte dies nothwendig das offene Meer sein? Die Bewohner selbst waren nichts weniger als klar über diese Frage, und wie unsicher ihre Bekanntschaft mit ihrem Hauptstrome war, geht aus folgendem Zusatz hervor, welcher sich auf der von Bello veranstalteten und von Lander mitgebrachten Karte des Kowara und der anstoßenden Länder vorfindet. „Nun kommt“, heißt es auf dieser interes-



santen Zeichnung, „der große Fluß Nowara, und hier ist die Abbildung. Dieser Strom ist der größte in ganz Haoussa; wir kennen seine Quelle nicht und wissen Niemanden, der sie gesehen hat. Er durchströmt das Land von der Linken zur Rechten und hat viele Inseln, welche von Fischern, Hirten und Landleuten bewohnt sind. Die Mannichfaltigkeit der Thiere in demselben, der Fische und der Vögel kennt nur Gott der Herr. Er hat Felsen und Klippen, welche alle Schiffe zertrümmern, die daran stoßen; sein Toben und Brausen und das Branden seiner Wellen betäubt den Hörer und füllt den Beschauer mit Staunen. Er zeigt zugleich die wunderbare Kraft des allmächtigen Schöpfers.“

War auch ein Zusammenhang mit dem Nil nicht anzunehmen, — denn man bezeichnete mit dem letzteren Namen ein jedes fließende Süßwasser — so konnte doch an eine Verbindung mit dem Tschadsee gedacht werden; das Wasser des letzteren für salzig zu halten hätte bei der Nähe der Wüste nicht so fern gelegen, und die letzten von Lander eingezogenen Berichte machten eine Verbindung des Nowara mit dem Tschadsee von Funda aus mittelst des Neou oder Schary nicht unwahrscheinlich. Die Einfahrten in der Bai von Benin zu untersuchen hatte man seit dem unglücklichen Ende des englischen Reisenden Nicholls, welcher im Jahre 1805 zu Benin am Fieber starb, wieder aufgegeben; weit bedeutender als jede derselben erschien nach Denhams Berichten der Schary, und dieser so aufmerksame Beobachter selbst hielt den genannten Fluß für die wahre Fortsetzung des Nowara, welcher sonach in den Tschadsee, das alte Wangara, münden sollte.

Allerdings erklärte sich die überwiegende Mehrzahl der Geographen für Clappertons Meinung, daß nämlich die wahre Mündung zwischen Badagry und dem Beninflusse liegen müsse, aber man bedurfte einer Gewißheit. Zum Glück war der noch zu untersuchende Theil des Flusses, falls die letztere Ansicht begründet war, verhältnißmäßig kurz, und daher die endgültige Entscheidung nicht allzu schwer. Diese herbeizuführen wurde unser bewährter Reisender Richard Lander ausersehen, der zwar als ein einfacher Bauernsohn von wissenschaftlichen Leistungen eines Reisenden keine Ahnung hatte, dafür aber einen frischen Muth, eine Ausdauer und eine Beobachtungsgabe besaß, welche für den augenblicklichen Zweck jenen Mangel ausreichend ersetzten.



Seine Anweisung ging dahin, daß er auf dem alten Wege von Badagry aus das Gebirge Kong überschreiten und dann an den Niger, und zwar entweder sogleich nach Funda, oder erst nach Katunga gehen solle. Von hier solle er den Fluß abwärts verfolgen und feststellen, ob bei Funda ein Nebenfluß münde oder ob der ganze Fluß oder ein Arm desselben sich ostwärts wende; wenn in der Nähe von Funda sich ein großes Gewässer befinde, so solle er den Umfang desselben untersuchen und insbesondere sehen, welche Flüsse damit in Verbindung stehen; in jedem Falle aber solle er den Kowara bis zu seiner Mündung verfolgen, entweder gegen Süden zur See, oder gegen Osten, und nöthigenfalls, sofern sich derselbe wirklich in den Tjadsee ergieße, von Bornu aus über Fezzan heimkehren.

Mit zweihundert Dollars Reisegeld und einem Credit für Badagry auf andere dreihundert versehen, falls dieselben durchaus nöthig sein sollten, ferner ausgerüstet mit einem ziemlichen Vorrathe aller jener bekannten Tauschartikel und der für die Reisenden unentbehrlichen Erfordernisse — an Instrumenten finden sich darunter nur eine Uhr, zwei Compasse und zwei Thermometer — ging Freund Richard nebst seinem jüngeren Bruder John, der ihn aus reiner Lust zu Entdeckungen begleitete, am 9. Januar 1830 zu Portsmouth unter Segel. Die Brigg *Mert* brachte die Brüder nach einer raschen aber stürmischen Fahrt von zweiundvierzig Tagen nach Cap Coast Castle, wo dieselben sich jeder weiteren Förderung ihres Vorhabens durch die Behörden und die englischen Kaufleute zu erfreuen hatten, und wo Richard zugleich das Glück hatte, den alten Pascoe nebst seiner Frau, sowie den jungen Djodi abermals zu Begleitern zu gewinnen. Nach kurzem Aufenthalte fuhren sie weiter und gingen am 19. März auf der Rheede von Badagry vor Anker.

Am 22., als alles Gepäck glücklich gelandet war, ließen sich die beiden Brüder mit ihren Leuten gleichfalls an's Ufer setzen, unter den lauten Hufschall's der Mannschaft. Ein Boot führte sie nahe an die Küste, hier stiegen sie in ein bereit gehaltenes Kanoe und wurden in demselben pfeilschnell durch die entsetzliche Brandung gerudert. Ganz durchnäßt sahen sie sich auf den brennend heißen Sand der Küste geworfen.

Ein anderes Kanoe brachte sie auf dem Badagryflusse, einem Arme des Lagossflusses, bis in die Nähe von Badagry, dann stiegen



sie aus und schritten durch eine herrliche Ebene, auf welcher Hirsche, Antilopen und Büffel weideten, der Stadt zu. Ihnen folgte eine unzählbare Volksmenge, laut lachend über die seltsamen Fremdlinge, die mit breiten Strohhüten, scharlachnen Toben nebst Gürteln, weiten türkischen Beinkleidern und ledernen Stiefeln allerdings auffallend genug aussehen mochten. Unter den weittragenden Ästen herrlicher Bäume, welche den Weg beschatteten, saßen Gruppen von Leuten, welche Lebensmittel und einheimische Gewebe feilboten und die Fremden durch Aufstehen oder Niederknien begrüßten. So kamen sie gegen 3 Uhr in der für sie eingerichteten Wohnung an und ordneten ihr Gepäck.

Am 23. März besuchten sie den König von Badagry in seiner Wohnung. König Abuli saß in einem Hüttchen von Bambus auf einer Kiste und schien die eintretenden Fremden wenig zu beachten. Auf ihre Fragen antwortete er nur mit trübem Lächeln, ihre Geschenke sah er kaum an, und plötzlich verließ er das Gemach. Ungeduldig über diese Zurückhaltung ließen die Brüder ihn wieder holen, und jetzt erzählte er mit leiser Stimme von seinem großen Unglück, der schweren Krankheit, von der er kaum genesen sei, seiner Niederlage gegen seine Feinde, dem Tode seiner besten Heerführer, von der Feuersbrunst, die in seinem Palaste ausgebrochen sei, diesen verzehrt und durch die Entzündung des dort aufbewahrten Schießpulvers und Entladung der Gewehre großen Schaden angerichtet, ja endlich einen großen Theil der Stadt vernichtet habe. — Wenn aber diese vielerlei Unfälle auch Abuli's Verhalten zum Theil erklärten, so war doch nicht zu verkennen, daß derselbe gegen die Reisenden eingenommen worden war.

Der ganze Empfang zu Badagry war überhaupt höchst widerwärtig. Schmutzige Neger, angeblich die Vornehmen der Stadt, belästigten die Reisenden von früh bis spät, um Rum und Geschenke zu erbetteln. „Die Menge der alten dickköpfigen und dickwanstigen Männer, der hageren und langohrigen alten Weiber war entsetzlich“, klagt Richard; „mit den schwahhaften Damen und Herrn mußten wir lachen, die Hände schütteln, mit den Fingern knacken, Kopf und Körper verbeugen, die Hände auf Haupt und Brust legen, Geschenke machen, heucheln, schmeicheln, artig sein bis spät in die Nacht, ja bis zum frühen Morgen — bei solchem afrikanischen Palaver hätte sicher auch einen Hiob die Geduld verlassen.“ Doch kam Richard, wiewohl



er versichert, daß sein Lachen nur ein erzwungenes gewesen sei, gar bald in den Ruf, einer der liebenswürdigsten und heitersten Menschen zu sein.

Die vier Stadttheile von Badagry heißen die spanische, die portugiesische, die englische und die französische Stadt, und da die Vorsteher der Stadtviertel sich Könige nennen, so hat man hier oft Gelegenheit, die Titel der mächtigsten europäischen Fürsten zu hören. Der spanische König war der älteste und vordem Herr von ganz Badagry, ein sanfter und, obgleich Sklavenhändler, doch den Reisenden wohlgesinnter Mann, was sich von den übrigen Königen nicht sagen ließ. Auch Abuli blieb gegen seine Gäste zurückhaltend und hielt dieselben von Tag zu Tag hin. Der alte König von Djanua, sagte er, sei todt und noch kein Nachfolger von Katunga darin geschickt; wer sie denn empfangen solle. Richard und John aber verlangten sehnlichst nach der Abreise, theils weil die Regenzeit nahe war, theils aber auch, um nicht Augenzeugen eines grausamen Menschenopfers sein zu müssen, zu welchem dreihundert unglückliche Sklaven jedes Alters und Geschlechts für ein nahe Fest schon ausersehen waren.

Sie besuchten den König, welcher eben, auf einem alten Tische sitzend und gedankenlos mit den Beinen baumelnd, eine rohe Zwiebel aß, und legten ihm ihr Gesuch vor. Abuli war guter Laune und versprach, ihnen zwei Pferde zur Reise billig zu verkaufen, ehe sie aber gingen, müsse er das Gepäck sehen, welches sie mit sich „in den Wald“, d. h. in das noch nicht ausgerodete Land zu nehmen gedächten. Während des Palavers blinzelten die Frauen und die Schwester Abuli's zu den Europäern herüber, licherten und scherzten, als plötzlich der „englische König“ erschien und die Unterhaltung abgebrochen wurde. Gastfrei bot Abuli dem Eintretenden eine seiner Zwiebeln an, die beiden Weißen aber waren entlassen.

Sie bereiteten sich vor, das Gepäck für den König aufzulegen, als ein Abgesandter von zwölf „Vornehmen“ der englischen Stadt erschien und für dieselben sich 120 Dollars ausbat. Mittel dagegen gab es nicht, sie mußten den Forderungen des räuberischen Gesindels nachgeben. Nun erschien der König mit drei halbnackten Buben, selbst mit leinenem Hemde, spanischem Mantel, Kappchen, Turban und Sandalen bekleidet und in einer Hängematte getragen. Er rauchte und nahm nur die schmierige Pfeife aus dem Munde, um ungeheure



Massen Rum, welchen Richard ihm darbot, zu verschlucken. Scheinbar gleichgültig sah er von seinem Polster aus die Dinge an, welche ihm vorgezeigt wurden, was ihm aber gefiel, das ergriff er mit seinen schmutzigen Fingern, um es dann seinen Buben zu überreichen, die es in den Armen oder zwischen den Beinen eingeklemmt festhielten. Eine Menge Waaren aller Art, von dem feinen Scharlachtuch bis zur Kinderpfennigpfeife, wanderten so in seine Hände, wohl 300 Unzen Goldes an Werth (eine Unze beträgt zwei Pfd. Sterl.), ja als er gegen Mitternacht fortging, griff er auch noch einige Bücher auf, welche er nebst der übrigen Beute mitnahm.

Täglich wiederholten sich die Besuche von alten Trunkenbolden, bis der Rum aufgezehrt war. Nun aber begannen die Unzufriedenen zu schelten, die „englischen Spione“ wollten das Land auskundschaften und lögen jetzt, daß sie Parks Papiere aus Jaouri holen wollten. Lüge, Haß, Habsucht der niedrigsten Art drang von allen Seiten auf die Armen ein, aber sie hielten sich tapfer und getrost. „Bis jetzt“, heißt es im Tagebuche, „begleitet uns Lust und Zufriedenheit; der Glanz des heiteren Himmels, der sanfte Schein des Mondes, das Funkeln der Sterne, die Stille der Nacht, der Flug und der Gesang der Vögel, das Summen der Insecten, die wunderbare Pracht und Neppigkeit der Natur, Alles ist bezaubernd.“ Vom nächsten Morgen freilich schreibt Richard: „Wir erwachten früh aus dem unruhigen Schlummer, um das häßliche Geheul der Hyänen, das Krähen der Hähne, das Summen der Mücken und Moskitos, das heisere Gequack der Frösche, das Zirpen der Myriaden von Grillen und anderen Insecten zu hören, das um uns her schrillte und gellte, als durchdrängen tausend Pfeifen die Lust.“

Die am Orte wohnenden Muhamedaner feierten am 27. März den Neumond nach dem Fastenmonate Rhamadan, und die heidnischen Neger nahmen in gutherzigster Weise an ihrem Feste Theil. Von allen Seiten strömten Haufen gepukter Menschen auf den freien mit Bäumen umgebenen Platz, wo sich die buntfarbige Kleidung der Moslemm neben der einfachen blauen Tobe und den ungeheuren Vinjenhüten der Neger stattlich ausnahm. Manchesterkleider von den glänzendsten Mustern, grüneidene Binden mit goldenen Blumen und Blättern, Schürzen mit silbernen Glittern, der türkische Dolch, der französische Säbel, der portugiesische Dolch in silberner Scheide,



gewaltige Hirschfänger mit rohen einheimischen Messern, plumpe Musketen und leichte Vogelflinten, arabische Pistolen, kurz Kleider, Waffen, Farbenpiel aller Art bewegte sich in den lebendigsten Gruppen vor den Zuschauern dahin. Die Feier begann mit einem ernstem Gebete, zu welchem die 150 Muhamedaner sich in sechs Reihen ordneten, dann aber folgte der lauteste Jubel, man schoß, trompetete, trommelte, pffiff, Alles überließ sich der lärmenden Freude.

Auch Mummereien fehlten nicht; unter anderen kam ein Regent heran, auf einem hölzernen Pferde reitend, das von groteskem Bau und höchst abenteuerlich bekleidet sich durch einen unsichtbaren Mechanismus mit ihm fortbewegte. Bei seinem Erscheinen erhob sich auf dem Betplatze ein betäubendes Gelächter, Alles strömte herbei, ihn zu sehen und zu bewundern. In vollster Pracht schien die Sonne auf die glücklichen Gruppen phantastisch gekleideter Menschen, deren bunter Fuß neben der tiefschwarzen Haut zu der herrlichen Landschaft in einem eigenthümlich auffallenden Gegensatz stand. Die Freude theilte sich mit, und unsere beiden Freunde genossen ohne Sorgen den herrlichen Morgen, welchen ihre Phantasie mit den Liedern der Drossel, der Feldlerche, dem Schmetterling der Finken und Hänflinge belebte.

Einige muhamedanische Males oder Gelehrte aus Haoussa, welche nähere Bekanntschaft mit unseren Freunden schlossen, erzählten denselben, daß bei Funda zwei Flüsse in den „großen Strom“ oder Kowara fielen, der Kadania und der Tschadda, und daß auf dem letzteren, der dem Tschadsee entströme, ein Schiff ohne Schwierigkeit in 29 Tagen von Bornu nach Funda und von da in 24 Stunden nach Benin fahren könne. Aduli mit seiner stets gleichen kalten Höflichkeit gestattete endlich die Abreise für den ersten April, aber diese Erlaubniß gab er nicht wohlfeilen Kaufs. Die Brüder Vander mußten ihm, in Anwesenheit eines dolmetschenden Mulatten, eine Menge Gegenstände aufschreiben, welche er sich in Cap Coast Castle als Belohnung für den ihnen gewährten Schutz auszahlen zu lassen gedachte, unter anderen Dingen z. B. vier kostbare Generalsuniformen, „wie sie der König von England trägt“, und vierzig andere für seine Hauptleute, zwei lange bronzene Kanonen nebst Lassetten, fünfzig Flinten, zwanzig Faß Schießpulver, vier Prunkbegen und vierzig Hirschfänger, sodann zwei Faß Rum, eine Zimmermannskiste mit Werkzeug, Del, Farben, Pinsel und Quaste, ferner ein halb Duzend Raketen nebst Gestell



und einem Soldaten, der sie zu werfen verstände, endlich auch zwei Fässer mit Kauries. Richard fragte zum Spaß, ob das Alles sei; da ging der König mit seinen Großen zu Rathe und besann sich, daß er vergessen habe, auch einen großen Sonnenschirm zu fordern und vier Kisten Schrot und ein Faß mit Flintensteinen.

Mit dieser Forderung erklärte Abuli seinen Häuptling Aera nach dem englischen Fort schicken zu wollen, damit derselbe die Artikel dort abhole. Während dieser ganzen Verhandlung wurden die Versammelten nach Hoffitte durch die Musik der königlichen Capelle erfreut. Die letztere aber bestand aus drei Ragen, an deren Schwänzen Glöckchen befestigt waren, und einem kleinen Negerknaben, welcher in der Ecke hockend das Geklingel mit einer Drehorgel begleitete.

Am anderen Tage fand Abuli, daß er doch zu bescheiden gewesen sei, ließ die Fremden holen und gebot ihnen, auf das Verzeichniß noch ein Kanonenboot mit hundert Mann Bemannung und vierzig Unzen Gold zu setzen, auch ihm für seinen Gebrauch einige Tabakspfeifen zu schenken. Letzteres lehnten sie ab, das Verzeichniß aber vervollständigten sie auf die willfährigste Weise, überzeugt, daß diese Zusätze in der Auslieferung keinen Unterschied machen würden. Abuli aber war äußerst zufrieden und ließ, nachdem er genug gerupft zu haben glaubte, seine Beute los.

Trotz ihrem Verdrusse, zu dieser Nothlüge greifen zu müssen, sind unsere Reisenden doch unpartheiisch genug, die guten Seiten dieses nicht ohne Schuld der Europäer so habgierigen Volkes gern anzuerkennen. Namentlich rühmen sie die tiefe Ehrfurcht der jungen Leute gegen ihre Eltern und erzählen von Abuli, der überhaupt ein Fürst von nicht gewöhnlichen Gaben war, einen Zug, welcher gerade jene Tugend in vollem Glanze zeigt. Von seinem Vater, der über Lagos herrschte, als der tüchtigste der Söhne zum Nachfolger bestimmt, wurde er durch den älteren Bruder vertrieben. Da grub er den Schädel seines so mißachteten Vaters aus der Erde, ließ für seine kranke Mutter eine Säufte bauen und führte jenen und diese mit sich in der Verbannung umher, bis die Stadt Badagry ihn aufnahm, als ihren Herrscher ausrief und mit tapferer Hand gegen den Usurpator das Feld behauptete. Seitdem herrschte er dort mit großer Kraft, nur sah er einen Angriff, welchen er nach seines Bruders Tode gegen Lagos



unternahm, scheitern und verlor dabei, wie oben erwähnt, seine tüchtigsten Hauptleute.

Die Gerechtigkeitspflege zu Badagry kennt eine höchst abenteuerliche Art, die Schuld oder Unschuld Angeklagter zu ermitteln. Eine große hölzerne Mütze, welche letzteren auf den Kopf gesetzt wird, giebt die unfehlbare Entscheidung darüber. Fängt sie an, sich hin und her zu bewegen, zu schwankeu, sich zu schütteln, so ist er schuldig und wird ohne Umstände verurtheilt, steht sie aber fest, so wird er als unschuldig entlassen. So ging es kurz vor der Ankunft der Reisenden mit dem „französischen Könige“ zu Badagry, der sich von Lagos aus zu einem Vergiftungsversuche gegen Abuli hatte bestechen lassen. Kaum daß die Mütze sein Haupt berührte, begann sie zu zittern und zu schwankeu, bis sie sich heftig von einer Seite zur andern warf. Der Schuldige sank ohnmächtig zu Boden, bekannte, als er zu sich kam, seine Schuld, erhielt aber großmüthige Vergebung.

In der Nacht auf den 1. April war es den Reisenden endlich vergönnt, von Badagry abzureisen. Sie fuhren in Abulis Kriegskanoe, einem Fahrzeuge von vierzig Fuß Länge, den Badagryfluß entlang gegen Westen, langsam genug, da die Ruderer das Kanoe mit Stangen vorwärts stießen, und kamen nach vier Stunden bei dem Dorfe Bawi, wo Clapperton vordem gelandet war, an einem von Norden einmündenden Fluße vorbei. Anfangs hielt die wunderbare Schönheit der tropischen Mondnacht, deren funkelnder Sternhimmel sich in der weiten Wasserfläche zu einer vollen azurnen Kugel abspiegelte, unsere Reisenden wach; endlich überwältigte sie die Müdigkeit, und als sie in der Morgenkühle erwachten, waren sie noch immer auf demselben Fluße, dessen Bett sich hier zu zwanzig Schritt Breite verengt hatte. Wasserpflanzen bedeckten seine Fläche, Sumpfdünste, mit den verderblichsten Miasmen geschwängert, stiegen vom Ufer in dicken Wolken auf und verbreiteten einen unerträglichen Geruch. Endlich kam das Fahrzeug in einen engen aber tiefen Bach, auf welchem es durch die verschlungenen Nester der überhängenden Bäume, die ein fortlaufendes Schattendach bildeten, in stete Gefahr gesetzt wurde. Der Strom sowohl wie dieser kleinere Fluß enthielt eine Menge Krokodile und Flußpferde; wilde Enten und andere Wasservögel bedeckten die Ufer schaaarenweise. Affen und Papageien bewohnten die Bäume und machten Tag und Nacht ein abscheuliches Geschrei und Geschnatter.



Um halb acht Uhr landeten die Reisenden im Angesichte einer großen Volksmenge, welche die Neugier herbeigelockt hatte, und gingen durch einen kleinen Ort, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde, nach der großen und reizend gelegenen Stadt Wau. Die Neugier, mit welcher auch hier das Volk sie umdrängte, war grenzenlos; zwei vornehme Männer, denen Sklaven mit seidenen Regenschirmen und Hörnern vorausgingen, hießen sie willkommen und brachten sie in ein Gemach im Hause des Fürsten, dessen Decke in der Mitte bis fast auf den Boden herabhing und dessen einzige Zierde in einer Menge menschlicher Kinnbacken bestand, welche wie Zwiebelreihen an den Seiten aufgehängt waren. Sie wurden mit vieler Höflichkeit empfangen, aber nur mit Wasser bewirthet, und konnten wegen des unaufhörlichen Lärmens und Schwärmens der trunkenen Neger den ganzen Tag kein Auge schließen. Der Markt von Wau war reichlich versehen mit indianischem Korn und Palmöl, so wie mit Trona und anderen Artikeln, welche die Araber von den Grenzen der Wüste bis hierher bringen. Auf ihrem Ausgange durch die Stadt wurden die Reisenden von dichten Schwärmen des ausgelassenen Volkes umringt und unter Schreien, Heulen, Jubel und Neckereien der Alten und der Jungen überall hin verfolgt.

Da es für unheilig galt, daß Weiße in der Stadt übernachteten, so setzten sie gegen Abend ihren Weg in nordöstlicher Richtung fort und erreichten unter starkem Regen das Dorf Sagbu, drei Stunden von Wau, wo sie in einer mit klappernden Menschengebenen, mit Fetischsprüchen, Schaffellen, Pfeilen und Bogen ausgeschmückten Hütte, von Moskitos gequält, eine üble Nacht verbrachten. Am folgenden Morgen brachen sie um 7 Uhr auf und kamen bald durch ein schönes romantisches Thal mit riesigen schattenreichen Bäumen, unter welchen unzählige Mengen der glänzendsten Schmetterlinge in dichten Schaaren sie umschwärmten. Ihr Gefolge bildete eine wilde Gruppe; sie hatten nämlich von Abuli zwanzig Mann gemiethet, welche ihr in Badagry sehr erleichtertes Gepäck nach der in Jarriba herrschenden Sitte auf den Köpfen trugen. Der Weg war an einzelnen Stellen sehr morastig, so daß sich die Reisenden oft gleichfalls tragen lassen mußten. Richard kam auf den Rücken eines riesigen Negers, welcher ihn auf seinen ungeheuren braunen Schultern ohne die geringste Anstrengung über Morast und verschlungene Baumzweige hinwegförderte.



Die von Abuli versprochenen Pferde waren noch nicht nachgekommen, daher wurden einige Leute in die nächste Stadt vorausgeschickt, sich nach denselben zu erkundigen, während die Reisenden höchst ermattet sich anschliefen, die Nacht auf dem feuchten Boden im dichten Walde zuzubringen, was zwar romantisch hätte erscheinen können, aber doch höchst unangenehm gewesen wäre, zumal da, wie Richard meinte, das Kriechen der Ameisen und der schwarzen Würmer über das Gesicht den Zauber der schönsten Träume vernichtet haben würde. Zum Glück kamen die Boten mit Hängematten versehen zurück und trugen die Brüder in der Nacht nach der Stadt Bidji, derselben, welche früher auch Clapperton berührte. Es war äußerst wohlthuend nach dem beschwerlichen Marsche so bequem weitergefordert zu werden, die Papageien und andere prachtvolle Vögel auf den Zweigen schlanker Bäume sich schaukeln zu sehen, während ein Baum um den andern gleichsam hervorsprang und vom sternbesäeten Himmel der Mond lieblich hernieder sah. Spät langten sie in Bidji an, doch war auf dem Markte, wo man sie niedersezte, noch eine Menge Volkes versammelt, welches sie mit Händeklatschen und lautem Gelächter begrüßte. Zum Gebrüll wurde das Gelächter, als Richard, nachdem sie dem Häuptlinge und dessen Sohne die Hände geschüttelt, dem Letzteren auch die Hand auf den Kopf legte, doch fanden sich die beiden so Begrüßten sehr geehrt und schickten gleich darauf dem Fremden eine Ziege zum Abendbrode, welche sie mit ihren Leuten in der ihnen angewiesenen lustigen Hütte verzehrten.

Von den Pferden ließ sich weder am Abend noch am Morgen eine Spur entdecken, und erst am anderen Nachmittage kam Botenschaft von Abuli, daß dieselben nicht in das Kanoe zu bringen gewesen wären. Der Schelm hatte die Pferde, für welche achtzig Dollar gezahlt waren, behalten und die in Badagry gekauften neuen Sättel dazu. Jetzt kamen auch die Träger mit dem Gepäcke nach, welches in dem Moraste naß und schadhast geworden war, und die Reisenden nahmen von dem gutmüthigen Häuptlinge Abschied, der von John unterrichtet einige Fortschritte in der Kunst, die Kinderharmonica zu blasen, gemacht hatte, und sie noch eine Strecke weit begleitete. An dem Flußchen Jau, wo er sie verließ, flatterten wieder Millionen von Schmetterlingen über der weiten, sumpfigen Fläche, während aus den Büschen und dem Moraste das Heulen und heisere Bellen der Krok-



bile recht grauig erscholl. In einem Boote fuhren die Reisenden den Fluß mehrere Stunden weit hinauf und trafen, als sie ausstiegen, einen Abgesandten des Königes von Djanna, welcher auf mit Fetischen behangenem Pferde ritt und sie zu bewillkommen ausgesandt war. Auf die Bitte der Brüder gestattete er denselben, abwechselnd auf seinem Pferde zu reiten, was ihnen bei der großen Ermüdung gut zu statten kam, und führte sie durch eine fruchtbare, mannichfach angebaute Gegend, die hier von schönen Grasebenen, dort von dichten Wäldern unterbrochen war, nach Latu. Im Walde herrschte eine unbeschreiblich feierliche Ruhe, das Düster war von den würzigsten Düften erfüllt, hier und da zog ein Glühwurm seine leuchtende Bahn, auf den Blättern und Zweigen zitterten die Mondstrahlen, mit dem Zirpen der Insecten wetteiferten die Stimmen der Nachtvögel, die Wanderer zu begrüßen. In Latu, einer großen Stadt, wo sie um zehn Uhr anlangten, wurden sie unfreundlich abgewiesen; der Fetischpriester, hieß es, habe erklärt, daß alle Einwohner von ihren Feinden würden ergriffen und zu Sklaven gemacht werden, wenn ein Weißer ein Haus beträte. Sie mußten ihr Zelt aufschlagen, zündeten vor demselben ein Feuer an und verbrachten eine schlaflose, unangenehme Nacht.

Am Montag des 5. April waren Alle früh munter und zogen mit Sonnenaufgang weiter, ohne dem Häuptlinge Lebewohl zu sagen. Nach einer Stunde erreichten sie Larro, eine große und ansehnliche Stadt, und wurden auf einen rein gekehrten, freien Platz geführt, wo der Fetisch des Ortes in Gestalt eines Kanoes aufgestellt war; in dem Kanoe saßen drei hölzerne Ruderer. Der Häuptling erschien und begrüßte die Fremden freundlich, doch wurde Richard Vander, der seine Hand etwas zu lange festhielt, durch einen sehr unsanften Stoß und das grimme Gesicht des nächststehenden Begleiters daran erinnert, ja nicht den Rangunterschied zu vergessen. Sie folgten dem Herrscher nach seiner größten Hütte, wo er sie mit Gurunüssen bewirthete, und hatten hier Gelegenheit, ihn im Gespräche wegen seines artigen und sicheren Benehmens achten zu lernen.

Er saß auf einer hübschen Binsenmatte und war geschmackvoll gekleidet; das Untergewand auf der Haut bestand aus schwarzem Sammet, das obere aus scharlachrothem Sammet mit Taft gesäumt. Die Stiefel waren von gelbem Leder nett gearbeitet, die Knöchel mit



Ringen von Silber und Kupfer bedeckt. Seine Frauen, von denen einige ganz kupferroth aussahen, saßen reihenweise hinter ihm. In den Augen seiner Unterthanen suchte der Fürst eine gewisse Würde zu behaupten, denn er trank nicht in deren Gegenwart, und bei einem Besuche, welchen er gegen Abend den Fremden abstattete, ließ er die Thüre mit einer Matte verhängen und drehte sich selbst nach der Wand hin, um den ihm vorgesetzten Brauntwein zu verschlucken. Eine eigenthümliche Sitte in Larro ist die, daß man die Säuglinge zwingt, aus vorgehaltenen Kalebassen täglich eine große Menge kaltes Wasser zu trinken; ein Kind wäre vor den Augen der Reisenden beinahe erstickt, nachdem ihm ein Quart Wasser eingegossen war.

In Larro giebt es, wiewohl das Volk größtentheils heidnisch ist, auch schon mehrere Koranschulen für Kinder, deren Vorsteher, muhamedanische Priester, so unmerklich den Islam einführen. Die Pferde, Esel und Maulthiere nebst vielen Schafen und Ziegen leben und wachsen mit den Kindern zusammen in den Hütten der Einwohner auf. Krebse und Fische aus den nahen Flüssen wurden täglich feilgeboten. Sittliche Bildung, Gewerbsleiß, Cultur des Bodens scheinen hier größer zu sein, als in den benachbarten Staaten nahe der Seeküste; überall stießen die Reisenden auf eingefriedigte Anpflanzungen von Bananen, Jams und Mais.

Am 6. April verließen sie Larro und wurden von drei Reitern nach Djanna begleitet. Ungefähr eine Viertelstunde vor dieser Stadt an einer Art von Chauffeehaus wurden sie von ein paar Männern mit Hörnern empfangen und über eine Brücke, welche über den Stadtgraben führt, mitten in die Stadt geleitet. Von allen Seiten strömte die neugierige Menge herbei, und als sie bei ihrer offenen Hütte anlangten, bildete sich um sie ein ganzes Amphitheater von schwarzen wolligen Köpfen mit weißen Zähnen, zunächst die Kinder, dann Knaben, Weiber, zu hinterst Reihen riesiger Burschen, welche meistens noch Kinder auf den Armen hielten. Der Häuptling ließ sie, um ihnen so seine Achtung zu beweisen, recht lange warten; als sie dann zu ihm geführt wurden, fanden sie ihn nach afrikanischer Sitte von seinen Frauen und Dienern umgeben. Er hatte ein sanftmüthiges, aber höchst albernes Gesicht, und erzählte den Reisenden voll Verlegenheit, er sei erst seit gestern in seine Würde eingeführt. Jener alte, lustige Fürst, von welchem Clapperton bewirthet worden war, hatte unlängst



das Zeitliche gesegnet, und der König von Jarriba hatte der Sitte gemäß, aus Staatsrückichten, den dummsten, also ungefährlichsten seiner Haouffasclaven ihm zum Nachfolger gesetzt. Dieser hatte zwölf Monate nöthig, um von Katunga nach Djanna zu kommen, da man ihm in jeder Stadt Feste bereitete. Bei der Audienz wurden Gurumüsse mit Wasser gereicht, Artigkeiten beiderseits nicht gespart, aber doch schienen dem neugeschaffenen Häuptlinge Steine vom Herzen zu fallen, als die Weißen ihn verließen. Sie besuchten Morrijons Grab und kehrten dann in ihre Hütte zurück. Die Regengüsse hatten bereits angefangen und das Thermometer sank plötzlich von 27° auf 20° R.

Am 7. April kam ein Fetischpriester in die Hütte der Reisenden getanz, sah sehr wild aus und brüllte laut; da sie ihn aber kaum ihrer Aufmerksamkeit würdigten, so ging er bald wieder fort. Er trug eine große Keule auf den Schultern, in deren dickes Ende das Gesicht eines Mannes geschnitten war; Schnüre mit Kauries, wohl 20,000 an der Zahl, mit Schellen, Holzbildchen, Kammstückchen, Seemuscheln, Metallscherben und Muschelschalen hingen um ihn herum und drückten ihn fast zu Boden. Nach ihm kamen auch vier Trommler, deren Instrumente fast den schottischen Dudelsäcken glichen, indem statt des hölzernen Gehäuses ein paar Stricke das gespannte Fell umschnürten, welches außerdem mit Messingschellchen versehen war und nur mit einer Hand gespielt wurde.

Am folgenden Tage fand eine Festlichkeit in Djanna statt, zu welcher viele Einwohner in ihrem Puge erschienen. Es wurde getanz, doch leisteten die Tänzer nicht viel in ihrer Kunst. Dagegen tranken sie Massen von Bier, das ihnen geschenkt wurde, auch die Zuschauer tranken, und das Ganze endete, wie es dort gewöhnlich ist, mit Rausch und Streit. Auch die Führer, welche von Badagry mitgekommen waren, ließen sich hier vor ihrer Abreise noch in ihrem erborgten Schmucke sehen, und trugen das Schwert des Abuli als Zeichen ihrer amtlichen Eigenschaft mit sich herum. Sie waren den Reisenden so zur Last, daß dieselben sich freuten, ihrer endlich los zu werden. Die Bevölkerung von Djanna hatte sich seit dem Tode des letzten Statthalters durch Krieg, innere Unruhen u. s. w. um mehr als fünfhundert Menschen vermindert. Die Kriege sind nicht sehr blutig, da man vorzüglich Gefangene zu machen sucht, um sie an die Küste zu schicken, wo die



Häuptlinge sich gegen den halben Betrag des Kaufgeldes mit ihrem Verkaufe befassen.

Ein paar Fellatahs aus Saccatu, muhamedanische Priester und wahrscheinlich zugleich Spione, boten den Brüdern ein Pferd zum Kaufe an und forderten 30 Dollars, aber mit der Bedingung, daß man ihrem Vater, welchem das Pferd gehörte, einen geringeren Betrag nenne, damit sie den Ueberschuß zu einigen nothwendigen Ausgaben verwenden könnten. Nach Empfang ihres Geldes fingen sie an zu beten, sich zu waschen, gegen Osten zu verneigen, und machten dadurch einen solchen Eindruck auf die anwesenden Neger, daß diese sie obendrein reichlich beschenkten.

Die Weiber in Djanna beschäftigen sich meist mit Baumwollspinnerei, oder sie bereiten Mais zur Nahrung. Baumwolle bringt diese Gegend reichlich hervor, Seide hingegen wird von Tripolis her eingeführt und nur von den Vornehmsten getragen. Ochsen, Schweine, Ziegen, Schafe und Geflügel giebt es im Ueberfluß. Die gewöhnliche Nahrung der Einwohner ist Jams und Mais, doch sind sie dabei gesund und athletisch stark, und ihr Wuchs entwickelt sich um so vortheilhafter, da sie alle Lasten auf dem Kopfe tragen, sei es eine Feder an Gewicht, sei es, daß drei Männer dazu gehören, sie emporzuheben. Es ist Gebrauch, Kopfhaar und Augenbrauen abzuscheren; die Minister und Diener des Statthalters tragen ersteres in Hufeisenform.

Auch in Djanna herrscht die Sitte, daß beim Tode des Statthalters zwei seiner Lieblingsfrauen mit ihm die Welt verlassen, damit er im jenseitigen Leben eine angenehme gesellige Unterhaltung habe. Dieses Mal aber hatten die beiden Schlachtopfer sich ihrem Schicksale durch die Flucht entzogen, und am 10. April wurde eine derselben entdeckt und ihr die Wahl gelassen, den Giftbecher zu trinken oder sich den Kopf mit der Keule des Fetischpriesters zerschmettern zu lassen. Sie entschied sich zwar für die erstere Todesart, konnte sich aber nicht entschließen, das Gift zu nehmen, und suchte von Tage zu Tage Aufschub. Die Hütte der Reisenden gehörte zu ihrer Wohnung, und nun sahen diese, wie täglich die Sclavinnen und Freundinnen der Unglücklichen dieselbe auf dem Hofraume besuchten, um mit ihr zu klagen. Sie setzten sich in langer Reihe hin, weinten, schlugen die Brüste und rauchten ihr Haar; dann fing die erste in der Reihe an zu schreien und die anderen folgten nach. Die Anfangstöne der Klage



waren mehr dumpf und stöhnend, die letzten gellend und schneidend. Um der Armen jede Hoffnung zu rauben, hatten die Vornehmen von Djanna in das Heimathsdorf derselben einen Boten geschickt und gedroht, falls sie dorthin flöhe und Aufnahme fände, das ganze Dorf zu verbrennen und die Einwohner zu Sklaven zu machen; so wolle es das alte heilige Gesetz. Dennoch schien sich einige Hoffnung für sie zu zeigen, da der König von Katinga auf Fürbitte ihrer Verwandten seine Genehmigung dazu gegeben hatte, das Leben der armen Alten zu schonen. Allerdings war das Volk hierüber sehr aufgebracht und bestand auf dem Gebrauche. Dieselbe Sitte verlangt auch, daß mit dem Tode des Königes von Jarriba alle seine Statthalter in's Grab steigen, und da derselbe sehr alt war, so winkte auch dem jungen Statthalter von Djanna kein langes Leben.

Erst am 13. April verließen Richard Lander und sein Bruder die Stadt Djanna zu Pferde und erreichten nach einem angenehmen Ritt von drei Viertelstunden das kleine Dorf Bidji. Hier legten ihre Träger ihre Ladungen nieder und waren nicht zu bewegen, dieselben weiter zu tragen, eben so wenig die Dorfbewohner, so daß schon in Bidji ein gezwungenes Nachtquartier gemacht werden mußte. Der Häuptling, ein gutherziger Mensch, schickte eine Ziege zum Geschenk, und die Reisenden ließen sich bei ihrer Abendmahlszeit wohl sein. Habichte und Falken sind hier sehr häufig und so dreist, daß einer der ersteren auf ein Stück Fleisch niederstieß, eben als einer der Reisenden es in den Mund steckte, und es ihm zwischen den Fingern wegriß. In Bidji holte sie am anderen Morgen zu ihrer Verwunderung ein Mann ein, welcher von Badagry aus ihnen ein Pferd nebst englischem Sattel nachbrachte. Richard bestieg es und ließ auf dem sehnigen den alten Pascoe reiten, der fast lahm geworden war und wegen seines Hinkens, zumal da sein eines Bein zu kurz war, viele Spötereien zu erdulden hatte. Jetzt gab er dieselben mit Zinsen zurück. Gegen 11 Uhr kamen sie in Tschow an, begleitet von vielen Fremden, welche sich, um der Wegegeldabgabe zu entgehen, für einen Theil ihres Gefolges ausgaben. Sie zeigten sich den Engländern, welche unter öffentlichem Schutze reisten und daher nichts zahlten, in allerlei Weise gefällig. Die Gegend, durch welche sie zogen, war angenehm, bald schlängelte sich der Weg durch Ebenen, mit grünem Rasen bedeckt, bald führte er durch große Gruppen stattlicher Bäume,



aus deren Gipfeln lustige Affen und Papageien zu ihnen herabkreischten. Der Häuptling von Tschow war auch erst seit Kurzem auf seinem Posten und ehrte die Weißen fast wie Halbgötter. Er besuchte sie und brachte Lebensmittel und Gurunüsse, und zum Danke blies ihm John Vander ein Stück auf einem Jagdhorne vor. Unbeschreiblich war das Erstaunen des guten Regers, daß eine Schlange — denn dafür hielt er das Instrument — solche Töne hervorbringen könne, wenn man sie in den Schwanz beiße.

Am 15. April brachen sie nach Egga auf und kamen über Berg und Thal durch ein herrliches Land; unterwegs begegneten ihnen Leute beiderlei Geschlechts mit ungeheuren Lasten auf den Köpfen, welche ein Maulthier ermüdet haben würden, ja Kinder von fünf bis sechs Jahren mit einem Gepäck, von welchem bei uns ein Erwachsener eine Gehirnentzündung bekommen würde. Viele nackte Bursche wurden von Wächtern geführt, wahrscheinlich um in Badagry als Sklaven verkauft zu werden. In der Nacht war ein so reichlicher Thau gefallen, daß derselbe von allen Blättern in großen Perlen herniedertropfte. Morastige Stellen mit Binsen, Rohr und hohem Grase wurden durchschritten, in denen Myriaden von Fröschen ihre Stimmen zum Gruße erhoben; so oft über einen Fluß gesetzt wurde, ertönte aus demselben ein Zischen wie von einer Menge Schlangen, welches wahrscheinlich von den aufgeschreckten Insecten herrührte. Von Wegen war kaum eine Spur zu sehen, so leicht eine Verbesserung gewesen wäre, aber dafür schienen die Eingeborenen zu träge oder wenigstens zu gleichgültig zu sein, kein umgestürzter Baum war beseitigt, kein Ameisenhügel weggeräumt.

Bei den begegnenden Weibern sahen die Reisenden vielfach kleine hölzerne Figuren von Kindern; Mütter, welche ihre Kinder verlieren, tragen Monate lang solche Holzbilder als Zeichen der Trauer auf den Köpfen mit sich, und keine wollte ein solches verkaufen.

Egga ist eine große Stadt und der Hauptmarkt für diesen Theil von Afrika, und der Handel wird fast ausschließlich von Frauen betrieben. Als sie von hier am 16. April aufbrachen, strahlte die Sonne, gestern noch von dicken schwarzen Wolken verdeckt, in ungewöhnlicher Klarheit; der Tag wurde so heiß, wie sie kaum je einen erlebt hatten. Der Weg zog sich durch Anpflanzungen von Yams, Gurken, Kürbissen und drei bis vier Getreidearten; der Boden ist so locker und



schön, daß als einziges Ackergeräthe die Hacke ausreicht. In Djadu war der Häuptling, welchen Lander kannte, auch nicht mehr am Leben, aber ihm mußte wohl der gebührende Zoll an Menschenopfern längst dargebracht sein, denn anstatt zu klagen kreischten und jubelten seine hinterlassenen Weiber in dem Gehöfte, welches auch unsere Reisenden bewohnten, und unerträglich ward das Geschnatter und das Geschrei, als eine Schaar von hundert Weibern des Königes von Katunga eintraf und nun manche als alte Freundinnen erkannt wurden. Der König Mansolah schickt nämlich seine Weiber, wenn sie über die Blüthenjahre hinaus sind, auf den Handel mit Trona und allerlei Landesfabrikaten aus, um diese gegen Salz und europäische Waaren, besonders Glasperlen, zu vertauschen. Ein besonderes um ihre Waaren gewundenes Tuch macht die königlichen Weiber kenntlich, dessen sich keine andere Händlerin bei Strafe lebenslänglicher Sklaverei bedienen darf; hierdurch sind sie von allen Weggeldern frei und müssen von den Häuptlingen bewirthet werden.

Alle diese Damen mit ihren Schooßlämmern — denn Schafe, weiß gewaschen und behändert, dienen statt der Schooßhündchen — machten einen solchen Lärm, daß unsere Freunde nach dem mühevollen Tage kaum einen Augenblick schlafen konnten.

Die Einwohner von Djadu zeichnen sich vor den an der See wohnenden Negern durch nette Kleidung aus inländischen Stoffen vortheilhaft aus und durch ein hübscheres Aeußere; sie treiben, wie die von Egga, fleißig Handel mit europäischen Waaren, welche sie von Badagry, Dahome und Lagos her erhalten. Doch klagten sie, daß der beste Handel, der mit Sklaven, jetzt so sehr stocke. Als Nahrungsmittel dient in Djadu das Fleisch der jungen Flußpferde, da die nahen Flüsse von solchen Thieren wimmeln. Aus der Haut der alten macht man Peitschen und dergleichen.

Von Djadu nach Puga, einem niedlichen Dörfchen, das sie Mittags erreichten, gingen unsere Reisenden wie durch einen einzigen herrlichen Obstgarten. Ihnen begegneten Hunderte von Männern und Weibern, jene trieben Ochsen, Schafe und Ziegen vor sich her, diese trugen auf den Köpfen in netten Weidenkörbchen Hühner und Tauben, Manche trugen auch große Ballen Indigo und andere Waaren. Alle waren Sklaven, die zum Handel nach der Küste geschickt wurden. Eine Alte war untröstlich, sie hatte einen großen Topf mit Palmöl



vom Kopfe fallen lassen. Als Lander, um den Verlust zu ersetzen, ihr ein großes Taschenmesser schenkte, sank die Alte nebst allen ihren trauernden Genossinnen vor ihm in die Knie und sie weinten vor Dankbarkeit. Zwischen Puga und Engwa wird der Boden trockener und minder fruchtbar, ist aber reich an Eisengestein. Uebermäßig ermüdet von der fast doppelten Tagereise und durch die Hitze mit schmerzhaften Blasen bedeckt langten die Reisenden in Engwa an. Aber noch drei Stunden mußten sie auf den Häuptling warten, welcher aus Angst sie nicht sehen wollte, ehe er einen Fetisch gemacht hatte, und auch jetzt noch, so sehr sie der Stärkung bedurften, konnte sich derselbe nicht entschließen, ihnen außer etwas Mais und Wasser irgend eine Speise zu verkaufen.

Nachdem sie früh bei Sternenlicht aufgebrochen waren, wanderten sie durch die immer rauhere Gegend nach Asura, wo sie um Mittag ankamen. Ungeheure Granitmassen bedeckten große Strecken Landes, nach rechts wurden ferne Bergreihen sichtbar, deren waldbedeckte Höhen bis in die Wolken hinaufragten. Die Ausnahme durch den Häuptling, der so eben seine neue Würde antrat, machte alle Entbehrungen zu Engwa wieder gut; er gab ihnen die beste Hütte, schenkte ihnen treffliche Lebensmittel in Menge, und den ganzen Tag hindurch unterhielt sie Gesang und Tanz der fröhlichen Einwohner.

Nach einem angenehmen Ritt von drei Stunden wurde am 19. April Assinara erreicht, die erste ummauerte Stadt, welche unsere Reisenden sahen. Hier traten die nachtheiligen Einwirkungen des Klimas auf die Gesundheit bei John Lander so heftig hervor, daß er ohne Richards Hülfe verloren gewesen wäre. Dieser pflegte ihn, reichte ihm Calomel, redete ihm liebevoll zu, und hatte nach einigen Tagen die Freude, ihn soweit gestärkt zu sehen, daß beide heiter und frisch ihre Reise zu Pferde fortsetzen zu können glaubten. Aber schon in Assuda trat das Fieber mit erneuerter Heftigkeit hervor, die Hitze überließ den ganzen Körper, die Magengegend schwellte an, die Brust war wie gepreßt, der Mund trocken, das Schlucken beschwerlich und der Durst kaum zu löschen. Richard legte ihm auf den Magen ein großes Blasenpflaster und ließ ihn so viel Wasser trinken, daß der Leib dick anschwellte. Gegen Abend traten furchtbare Phantasien ein, aber bald verließen den Kranken die Schreckbilder, ein reichlicher Schweiß schaffte Linderung und nun folgte auf das Leiden eine schnelle Genesung. Es war so heiß, daß das Ther-



nometer auf 30° R. stand, und an Schlaf war wieder nicht zu denken, da die Einwohner von Assudo ihrem Fetisch zu Ehren die ganze Nacht sangen und trommelten, vielleicht aus Furcht vor den Weißen, um böse Geister zu verschrecken.

Langsam, da John in einer Hängematte getragen werden mußte, ging die Reise am 24. April über Studi nach Chuchu. Eine eigenthümliche Erscheinung, welche den Reisenden seit länger und heute besonders auffiel, war die große Anzahl einäugiger Neger. Als einzige Ursache dieses Uebels wird die Hitze und der Glanz der Sonnenstrahlen angegeben.

Als sie am 25. von Chuchu weiter zogen, war alle Krankheit vergessen, und mit innigem Danke gegen Gott erfreuten sie sich des herrlichen balsamischen Morgens. Nach dem Regen der letzten Nacht stiegen die süßesten Düfte auf aus den Blumen des Waldes und dem blühenden Gesträuche, und die Gegend war reizender, als sie je vorher eine gesehen hatten. Das üppige Thal, durch welches der Weg führte, war rings eingeschlossen durch Granitfelsen von den abenteuerlichsten Formen, über deren zerrissenen Wänden grünes Gestrüppe hing. In den Zwischenräumen lagen Gruppen von Hütten, deren Einwohner sich vor Raub und Krieg hierher geflüchtet hatten. Eine Menge der seltensten Vögel nisteten in dem Thale, deren Stimmen, bald volltönend und melodienreich, bald rauh und widrig, den Wald belebten und deren Gefieder in allen Farben, grün, purpurroth und golden, aus dem dichten Laube hervorschimerte.

Allmählig drangen unsere Reisenden weiter in das ungeheure Granitgebirge vor, welches uns bereits unter dem Namen des Konggebirges bekannt ist. Von Guendekfi, wo sie nach karglichem Abendbrode übernachtet hatten, zogen sie am 26. April durch den dichten Morgennebel nordwärts und sahen, als nach zwei Stunden die Luft sich klärte, einen steilen Granitfelsen vor sich, der zu erklimmen war. Nach kurzer Ruhe ritten sie den jähen Pfad hinan, und auf der Spitze angelangt sahen sie sich durch eine herrliche Aussicht für ihre Mühe reichlich belohnt. Der ganze Horizont war umkränzt von Bergen und Felsen, welche nicht zu einem Bergrücken vereinigt, sondern einzeln stehend und von tiefen Thälern durchschnitten ihre wunderlich gestalteten Häupter zum Theil bis in die Wolken emporstreckten und sich gegen Norden hin bis in weite Ferne hintereinander aufthürmten.



Der Weg abwärts führte durch eine schöne von klaren Bächen durchrieselte Ebene nach Duso, einer großen volkreichen Stadt, deren Einwohner reich an Schafen, Ziegen, Schweinen, Hühnern und Tauben zu sein schienen und die Reisenden in einer reinlichen Hütte mit Dams, Bananen und Eiern reichlich bewirtheten. Hier sahen dieselben zum ersten Male auch Puter- und Guineahühner. Jenseits Duso wurde das Gebirge noch wilder, unheimliche schwarze Felsen mit schauerlich finstern Höhlen hingen über der Straße, und wären diese Felsen, statt in Jarriba, in Cornwall, meint Richard, so würde man von jeder Höhle eine blutige Schauergeschichte aus der Vorzeit zu erzählen haben. Erst vier Stunden hinter Duso erweiterte sich das Thal und gegen Mittag wurde die große und besetzte Stadt Chadu erreicht, wo die Reisenden den folgenden Tag zu rasten beschlossen. Neben der Stadt liegt ein kleineres Fellatahdorf, ein idyllischer Wohnsitz einfacher Schäfer und Schäferinnen, von deren Unschuld und Anmuth unser Erzähler Richard nicht genug zu rühmen weiß. In Chadu fehlte es an frischem Wasser; die tiefen Brunnen standen trocken, und wer Wasser bedurfte, mußte es auf dem Markte kaufen. Der Hitze wegen hatte man die Marktstunden auf den Abend verlegt, und die Engländer benutzten die Gelegenheit, um eine Anzahl Nadeln zu Gelde zu machen. In der Nacht auf den 29. April fiel ein heftiger Regen, welcher die Brunnen wieder füllte, und da die Einwohner dieses erfreuliche Ereigniß mit dem Erscheinen der Weißen in nahen Zusammenhang setzten, so kam vor der Abreise der Häuptling von Chadu zu ihnen mit einem großen Topfe voll Honig, welchen er ihnen im Dank für ihre Hülfe nebst den Wünschen reichlichen himmlischen Segens darbrachte.

In Rau wurden sie wieder in einer Hütte einquartirt, die zu dem Gehöfte des Häuptlings gehörte, und wäre die Bewirthung des letzteren so reichlich gewesen, wie das Geschnatter seiner Weiber, so hätte es ihnen an nichts gefehlt. Mitten im Hofe stand ein Baum und rings um denselben waren Pfähle in die Erde gerammt. Der Baum war ein Fetisch und auch die Pfähle waren gebannt, und es wurde den Fremden nachdrücklich eingeschärft, bei Gefahr ihres Lebens nicht die Pferde an einen derselben anzubinden. „Töpfe, ganz gewöhnliches irdenes Geschirr, ja selbst Federn, Eierchaalen und Thierknochen, kurz, jedes leblose Ding wird von den leichtgläubigen, einfältigen



Menschen zum Fetisch gemacht, der gegen Geister und Kobolde schützen soll, ähnlich wie das Hufeisen, welches in England abergläubische Bauern über die Thüre nageln. Es ist Verrath am Heiligen, sie anzurühren, und über sie zu lachen würde sehr gefährlich sein.“

In Cheti, welches sie am 1. Mai verließen, hatten sie den höchsten Punkt des Gebirges erreicht und nahmen auch in den Sitten der Bewohner wahr, daß dieselben denen an der Küste wenig mehr glichen. Das wüste Gelächter hörte man nicht mehr, der Empfang war freudiger; allerdings waren aber auch diese Neger neugierig und diebisch. Die nächste größere Stadt, vier Stunden weiter, war Kuso, wieder mit einem Zellatahdorfe in unmittelbarer Nähe. Hier trafen unsere Reisenden eine Karava von 400 Karawanen aus Kano, welche Trona, Steinsalz, inländische Tücher und auch Elephantenzähne mit sich führten.

Auch die Vegetation änderte sich; der Palmbaum kommt nicht mehr vor, aber wie zum Ersatz dagegen wird der Butterbaum oder der *Micadania*, immer häufiger, welcher äußerlich der Eiche ähnelt und dessen Nuß, den Walnüssen ähnlich, das leicht zu gewinnende weiße Del giebt, welches zur Bereitung von Speisen wie auch zum Brennen und zu anderem Gebrauche dient.

Der Markt von Kuso war sehr belebt und nahm sich wegen der unzähligen am Abende von den Verkäufern angezündeten Lampen gar stattlich aus. Dichte Schaaren Neugieriger belästigten die beiden Brüder Lander dergestalt, daß dieselben endlich eine Wasserspritze ergriffen und durch reichliche Güsse über das Gesicht die Zudringlichen verscheuchten. In der Nacht kam ein starker Tornado, der Donner hallte in den Bergen furchtbar wieder, aber am Morgen war Alles wieder klar. Ein Fetischpriester suchte die Reisenden durch seine abenteuerliche Ausstaffirung in Schrecken zu setzen, wurde jedoch durch ein Geschenk von einigen Nadeln schnell umgestimmt und sehr dienstfertig. Das Aeußere dieses Mannes zeigte eine Eigenthümlichkeit, die unter den Negern doppelt auffiel: die Hautfarbe glich der von hellbraunem Papiere, die Augenlider und Augenbrauen waren silberweiß und die Augen selbst hellblau. Trotzdem trug das Gesicht des Mannes alle Negerzüge bestimmt und deutlich ausgeprägt. Seine Eltern waren beide Eingeborene und ganz schwarz.



Mit den nöthigen Sicherheitsmaßregeln, weil der Weg, den sie jetzt einzuschlagen hatten, von Räubern umlagert sein sollte, setzten die Brüder am 3. Mai ihre Reise weiter fort und kamen in zwei Stunden unangefochten nach Akboro, einer etwas verfallenen Stadt, welche mit ihren sinkenden Mauern drei Granitberge einschließt. Der letzte Häuptling, ein grausamer Mensch, der, anstatt die Einwohner vor den Anfällen der Räuber zu schützen, seine eigenen Unterthanen aufgriff und als Sklaven verkaufte, war von letzteren abgesetzt und an seine Stelle ein sanfter, wohlwollender Mann gesetzt worden. Die Reisenden hatten Ursache, sich dieses Wechsels zu freuen, denn man bot ihnen während ihres kurzen Aufenthaltes alle Annehmlichkeit. Von hier aus nahmen sie am folgenden Tage ihren Weg durch das Dorf Lazipa, kamen dann über einen mit prachtvollen Wasserlilien prangenden Sumpf und zwei kleine Flüsse nach dem Dorfe Kutu und machten, nachdem sie eine äußerst anmuthige und fruchtbare Ebene durchwandert hatten, in Bohnu, einer mit dreifacher Mauer und einem Graben besetzten Stadt, Halt. Hier mußte Richard, der sich schon seit mehreren Tagen unwohl fühlte, das Haus hüten und John allein den Statthalter begrüßen. Die Stadt hat gegen vier Meilen im Umfange und war früherhin Hauptstadt von Jarriba; seit vor etwa achtzig Jahren Katunga an ihre Stelle getreten ist, hat sie an Reichthum, Volksmenge und Bedeutung sehr abgenommen. Das haben sich die Fellatahs in ihrer Weise zu Nutzen gemacht und sind in großer Anzahl mit ihren Heerden hier eingewandert.

Mehrere Male kamen kleine Gesellschaften derselben in die Stadt, um die Fremden zu sehen. Sie unterscheiden sich von den Jarribanern weniger in Farbe und Körperbau, als in Kleidung und Putz, indem sie weit mehr Geschmack zeigen, als erstere. Namentlich flechten die Frauen ihr Haar, welches länger ist, als das der Negerweiber, mit erstaunlicher Geschicklichkeit, binden die Zöpfe nach oben hin helmartig zusammen, lassen aber zwei Stränge an den Wangen herunterfallen, welche unter dem Kinne zusammen gekunden werden. Alle waren sehr bescheiden, und von dem widerwärtigen lauten Lachen und Schwatzen zeigte sich keine Spur. Als eine Fellatahfrau ein paar Nadeln zum Geschenke erhalten hatte, kam sie noch spät am Abend wieder und brachte aus Dankbarkeit eine Anzahl Eier von der Guineahenne



und einen großen Raps frisch gemolkener Kuhmilch. Das wäre den Jarribanegern nie eingefallen.

Uebrigens fehlte es auch sonst unseren Freunden an nichts — als etwa an Ruhe, denn daran ist nicht zu denken, so lange eine afrikanische Weiberzunge in der Nähe ist, und doch bedurfte Richard der Ruhe sehr, denn er fühlte sich einige Tage hindurch so elend, daß er an seiner Genesung verzweifelte. John pflegte ihn treulich, und es gelang ihm zugleich, mit dem Statthalter und dessen Minister in das beste Verhältniß zu kommen. Beide wetteiferten in Aufmerksamkeit für die Fremden und diese wurden mit Lebensmitteln jeder Art auf's Reichlichste versehen, ja mit Milch buchstäblich überschwemmt.

Am 7. Mai, als Richard Vander wieder etwas hergestellt war, nahm er nebst seinem Bruder von dem guten Statthalter Abschied. Ihr Weg führte sie an diesem Tage durch Malu, ein hübsches, aber wenig bevölkertes Dorf, nach Djaguta, einer großen eng gebauten Stadt mit sehr festen Mauern. Auf dem Wege dahin stießen sie auf eine Nyssikaravane aus Kulso, welche Trona nach dem Lande Gondja brachte. Ihre Waare wurde von Eseln getragen, während sonst in Jarriba alle Lasten durch Menschen, besonders Weiber und Mädchen, fortgeschafft werden. Der Statthalter von Djaguta kümmerte sich wenig um die Reisenden, denn er war damit beschäftigt, für den König von Katunga, seinen Herrn, einen Fetisch zu machen, aber die Festmusik lärmte die ganze Nacht hindurch und verscheuchte allen Schlaf.

Zwar gab der Statthalter ihnen am anderen Tage eine bewaffnete Bedeckung mit, doch war ihnen dieselbe nur hinderlich, da der Führer unter keiner Bedingung zugab, daß sie mehr als zwei Stunden zurücklegten. Sie mußten in der Stadt Schih bleiben, welche — wie die meisten Städte dieses Landes — aus unregelmäßig gebauten elenden Lehmhütten mit löcherigen Strohdächern und mit Kuhmist bestreuten Lehmhöfen bestand. Sonntags den 9. Mai kamen sie durch die große ummauerte Stadt Isali, welche noch vor kurzer Zeit in Blüthe stand, dann aber bei dem Könige von Katunga in Ungnade fiel, weil ihr Statthalter einen Räuber geschützt und dem Könige sogar Troß geboten hatte. Die meisten Einwohner verließen aus Furcht vor dem Könige die Stadt, welche schon jetzt einem Haufen Ruinen glich. Nach einem Ritte von acht Stunden machten die Reisenden Halt in der aus Clappertons Reise bereits bekannten Stadt Atipa.



Hier wurden die bewaffneten Führer entlassen und nur von ihren Dienern und Dolmetschern aus Badagry und Djanna begleitet setzten die Brüder Vander ihren Weg fort. Unterwegs zeigte man ihnen die Stelle, wo vor sieben Jahren ein junger Mann von Borguräubern erschossen worden war, gegen deren Angriff er seine junge Frau vertheidigt hatte — ein Beweis, wie selten hier im Ganzen solche Verbrechen sein müssen. Das Land war verhältnißmäßig gering bevölkert und den ganzen Tag waren nur zwei Dörfer zu sehen; in Leoguadda, einer von zwei Mauern umgebenen Stadt, die rings von steilen Granitfelsen umschlossen ist und eine überaus reizende Lage hat, wurde die Nacht zugebracht. Mitten im Hofe der Wohnung, in welcher sie ihr Quartier aufgeschlagen hatten, stand eine Hütte, in welcher ein Alligator lebte, den man schon im siebenten Jahre dort eingehägt hielt; er fraß täglich vier bis fünf Stück Ratten. Die Bewohner von Leoguadda benutzen zum Vergiften ihrer Pfeilspitzen das Gift von Schlangen; die Köpfe der letzteren werden dann auf Stöcke gespißt und diese als Siegeszeichen von innen in das Strohdach der Hütte gesteckt.

Von Itschow oder Tschow aus sandten die Reisenden am 11. Mai einen Boten ab nach Katunga, um sich dem bestehenden Gebrauche gemäß bei dem Könige anzumelden. Auch hier war ein neuer Häuptling eingesetzt, und Richard Vander berichtet als kaum glaublich aber wahr, daß in den drei Jahren seit seiner letzten Reise hundert und sechszig Cabocirs, Statthalter oder Häuptlinge von Städten zwischen Tschow und der Küste eines natürlichen Todes gestorben oder im Kriege erschlagen worden waren. Nur sechs der alten Häuptlinge fand er noch am Leben. Durch ein heftiges Regenwetter einen Tag in Itschow zurück gehalten, machten sich die Reisenden am 13. früh auf den Weg, in der Hoffnung, sie würden Katunga erreichen, ohne unterwegs auf das zu erwartende Geleite des Königes zu stoßen.

Aber vergebens; nach zweistündigem Ritte begegnete ihnen der bewaffnete Zug, bestehend aus acht Reitern und eben so vielen Fußgängern, nebst einem Trommler. Alle sahen sehr zerlumpt aus, so daß die Engländer sich dieser Begleitung fast schämten. Richard ließ sie zu erfreuen, sein Jagdhorn ertönen, zur Freude und Verwunderung Aller; nur einer der Reiter, der selbst Trompeter war, wurde eifersüchtig und forderte ihn zum Kampfe heraus. Dieser endigte begreif-



licher Weise mit einer gänzlichen Niederlage des schwarzen Trompeters, der von Allen ausgelacht endlich schwieg und die Ohren hängen ließ. Unter den Instrumenten, welche sie auf diesem merkwürdigen Marsche kennen lernten, beschreiben die Reisenden auch ein Stück Eisen, ähnlich wie das Vordertheil einer Feuerschaufel. Es wurde mit einem dicken Stück Holz gespielt und brachte Töne hervor, die noch weit unharmonischer klangen, als die, welche die englischen Metzger mit ihren Hackmessern aus den Markknochen hervorzulocken wissen.

Der Anführer des Truppes war eine sonderbare Gestalt. Ein wahrer Riese, mit großen, wilden, rollenden Augen, breiter Nase, entsetzlich großen Lippen, wunderschönen Zähnen und einem schwarzen, dicken, borstigen Barte, der bis auf die Brust reichte. Aber von Wildheit war in seinem Charakter keine Spur — er war sanft und lenksam wie ein Lamm. Unter seiner Führung langten sie gegen Nachmittag in Katunga an und wurden von Allen, die Richard früher gekannt, mit wahrer Herzlichkeit willkommen geheißen.

Sogleich ließen sie dem Könige ihre Ankunft melden und wurden nach Verlauf der Zeit, die sein Anzug zum Empfange solcher Gäste erforderte, und welche man ihnen durch ein schreckliches Trommelconcert zu verkürzen suchte, von Mansolah empfangen. Als sie sich auf europäische Art verneigten, versuchte der König zum Scherz ebenso zu thun, und sei es über die wirkliche oder die nachgeahmte Begrüßung, alle Anwesenden brachen in ein so herzliches und anhaltendes Gelächter aus, daß die beiden Brüder nicht umhin konnten, mit zu lachen. In einem Mantel, der aus grauer Seide, rothseidenem Damast und grünem Sammet zusammen gestückt war, einer hohen mit Korallenschmüren besetzten Mütze, baumwollenen englischen Strümpfen und Ledersandalen von einheimischer Arbeit saß Mansolah auf einem Stück feinen blauen Tuches, welches ihm einst Clapperton geschenkt hatte, und richtete an die Reisenden die stehenden Fragen, auf welche sie ebenso ihre stehende Antwort gaben. Andere, welche den König anreden wollten, rutschten und rollten vorher auf dem Boden umher, rieben das Gesicht auf der Erde, ja sie küßten zu wiederholten Malen den Theil des Erdbodens, welcher dem Sitze ihres Gebieters nahe war. Den widerwärtigsten Eindruck machte das bei ein paar alten dickwanstigen Herren vom Hofe, deren Haar oder Wolle durch solche Begrüßungsart längst abgerieben war.



Die Wohnung der Reisenden war dieselbe, in welcher früher Clapperton gewohnt hatte, und Mansolah überzeugte sich gleich am ersten Abende, ob sie für die Fremden gut hergestellt sei. Zugleich wünschte er das Jagdhorn zu sehen und zu hören, und da ihm Richard vorgeblasen hatte, wünschte er es auch zu besitzen. Ueberglücklich im Besitze des werthvollen Geschenkes versicherte er, auch ganz ohne Geschenk würde er seine lieben Gäste freundlich empfangen haben. Um keinen Verdacht bei ihm rege zu machen, verschwiegen sie ihre wahre Absicht, das Land zu erforschen, und gaben vor, daß sie nur nach Jaouri wollten, um dort Parks Papiere zu holen, welche der König von England zu besitzen wünsche. Mansolah war gefällig genug, sogleich Boten an die Herrscher von Kiana, Wawa, Bussa und Jaouri zu schicken und die europäischen Reisenden dort anzumelden. Sobald Nachricht von dort da sei, versprach er die Abreise zu gestatten.

Die Mauern von Katunga waren verfallen, in der Stadt und ihrer Umgebung lagen weite Strecken des fruchtbarsten Bodens unbebaut, und weder Mansolah noch sein Minister Ebo kümmerten sich um die Belebung der Thätigkeit im Volke. Nicht einmal dazu war der Herrscher oder sein Volk thatkräftig genug, den tapferen Fellatahs, welche bis in das Herz des Königreiches vordrangen und schon zwei der wichtigsten Städte erobert hatten, irgend welchen Widerstand zu leisten. Gleichgültig und sorglos sah das Volk von Jarriba diese große Gefahr hereinbrechen, und eine Rettung vor der Sklaverei war eben so unwahrscheinlich wie unverdient.

Jede Woche werden zwei große Märkte in der Hauptstadt gehalten, der Königinmarkt und der Königsmarkt genannt, welche stark besucht werden, doch mehr von Verkäufern als von Käufern. Die gangbarsten Artikel sind Getreide, Erbsen, Gurumüsse, Baumbutter, baumwollene Zeuge, Indigo, Pfeffer, Trona, europäische Waaren, neben den englischen Glasperlen aber auch einheimische vom höchsten Werth, die sogenannten Agraperlen, welche man in Accra und Cap Coast Castle um hohen Preis kauft. Unter den feilgebotenen Lebensmitteln findet man überall Matten, Mäuse und Eidechsen, zubereitet oder roh; die Eidechsen z. B. lagen reihenweise da und hatten noch ihre Haut.

Ebo, in dessen Wohnung die Reisenden beherbergt wurden, ließ die Ausgänge, welche zu den Gemächern seiner Frauen führten, aus



Eifersucht vermauern, indem er vorgab, daß die Weiber durch ihr Geschwätz den Fremden zu lästig werden würden. Von denselben wurde ihnen erzählt, daß ein Heerhaufe von Tzellatahs aus Saccatu bis an den nahen Fluß Muffa vorgerückt sei und die Gegend unsicher mache; der König sei der Ansicht, daß sie mit ihrer Abreise warten müßten, bis man wisse, daß die Gefahr vorüber sei. Das Alles erschien wie eine plumpe Lüge, nur erjounen, um sie bis zur Regenzeit hinzuhalten.

Nachdem Mansolah seine Geschenke empfangen hatte, erhielten die Reisenden manchen Wink von ihm, daß sie auch diesen oder jenen angesehenen Mann nicht vergessen möchten, namentlich seien die drei Hauptleute zu bedenken, d. h. die vornehmsten Rathgeber des Königes, reiche Leute, welche schöne Gehöfte und zahlreiche Heerden besaßen. Jedes Geschenk aber mußte dem Könige erst vorgezeigt werden. Dagegen wurden auch die Geschenke des Königes mehrere Male öffentlich vor dem Volke ausgestellt. Ueberhaupt bestand zwischen Herrscher und Volk eine gewisse theilnehmende Vertraulichkeit. Von den Fremden dagegen ließ sich Niemand gern ausfragen, meist wick man ihren Erkundigungen aus oder gab ihnen falschen Bericht, und einmal rief ihnen Ebo in Mansolahs Gegenwart laut zu: „Thut doch keine Fragen!“

Im Allgemeinen entsprach die Hauptstadt wenig den Erwartungen der Reisenden, weder in Hinsicht der Einwohnerzahl, noch der Schönheit und Fruchtbarkeit ihrer Umgebungen. Der Markt war leidlich mit Lebensmitteln versorgt, doch waren dieselben so theuer, daß die niedrigen Volksklassen mit Insecten, Gewürm und Reptilien vorlieb nehmen mußten. Auch unsere Reisenden wurden nicht mehr, wie einst Claperton, mit Ochsen, Ziegen und Schöpfen beschenkt; die europäischen Gesichter hatten den Reiz der Neuheit verloren, auch hatten sie ja dem Könige weit unscheinbarere Geschenke dargebracht, als jener. Daher sahen sie sich genöthigt, auch ihrerseits mit dem Geschmacke der Eidechsen, Ratten, Raupen, Heuschrecken und ähnlichen Vekereien Bekanntschaft zu machen.

Erst nach einer Woche zwecklosen Aufenthaltes, am 20. Mai, erhielten sie zu ihrer unendlichen Freude die Nachricht, daß der König in ihre Abreise gewilligt habe. Schon hatten sie sich auf einen monatelangen Aufenthalt gefaßt gemacht und neben ihrer Wohnung



Kresse und Zwiebeln gesäet. Sehr schwierig wurde es, für Träger zu sorgen, da die Stadt durch die zahlreichen Auswanderungen nach den beiden neu ausblühenden Feltatahstädten Rakfa und Mori, bedeutend entvölkert war. Vielleicht war dieser Grund auch nur eine Ausflucht von Seiten des Königes. Hierzu kam aber noch, daß ihre Pferde krank waren und der Weg nach Kiama, wie gesagt, für sehr unsicher gehalten wurde.

Am 21. Mai gingen sie zum Könige, um sich zu verabschieden. Dieses Mal war Mansolah äußerst einfach gekleidet. Zu seiner Rechten saßen die plumpen Herrn vom Hofe, zur Linken in erster Reihe die jungen Frauen des Königes, hinter ihnen die Wittwen von mehr als einem seiner Vorgänger. Mansolah führte mit den Frauen ein lebhaftes Gespräch, während dessen er mit ihnen mehrere Male das Gehöfte verließ, und händigte dann in Folge desselben den vier Führern, welche die Reisenden von Badagry und Djanna sicher begleitet hatten, die Summe von 2000 Kauries, etwa einen Thaler, für die Rückreise ein. Dieser Betrag war von den armen Weibern zusammengeschossen, denn Mansolah schien nicht in freigebiger Laune zu sein; die königlichen Frauen aber besitzen, wie wir wissen, nichts, als was sie auf mühseligen Reisen nach den fernsten Theilen des Reiches sich durch den Handel erwerben. Hierauf winkte Mansolah den Brüdern, welche in einiger Entfernung von ihm auf einem Reisbündel saßen, ihm näher zu kommen. Mit einem wohlwollenden Lächeln auf seinem runzligen Gesichte legte er Jedem von Beiden eine Gurunuß in die rechte Hand und fragte dann nach ihren Namen. Richard und John, war die Antwort. „Richardi und Johni,“ sprach er nach, denn anders vermochte er die Wörter nicht auszusprechen, und hieß sie sich wieder niedersetzen. Endlich, als die Sache den Reisenden langweilig wurde, baten sie um die Erlaubniß, heimzukehren, welche ihnen vom Könige gern und schnell gewährt wurde. Sie schüttelten ihm die Hände, wünschten ihm eine lange und glückliche Regierung, machten den Damen ihre Verbeugung und begaben sich eilig nach Hause, um abzureisen.

Nur nach langem Gemurre entschlossen sich die wenigen Träger, das Gepäck der Reisenden unter sich zu theilen. Hierauf verließen sie langsam die Stadt und schlugen die ihnen bekannte Straße nach Utipa ein, indem sie den Umweg den Gefahren des näheren Weges



vorzogen. Schon in Iticho mußte Pascoe den Sattel räumen und sein mattes Thier vor sich hertreiben, und in Itcholi waren Alle von den Beschwerden des Weges und der drückenden Hitze gänzlich erschöpft. Kaum waren sie am anderen Tage eine Strecke weiter geritten, so legten die Träger das Gepäck auf die Erde nieder und weigerten sich einstimmig, dasselbe weiter zu tragen. Ein kleiner musculöser Kerl, der das Zelt mit Leichtigkeit getragen hatte, war außer sich vor Wuth, denn er bemerkte, daß Richard einen Schrotbeutel von 28 Pfund, den Djodi zu tragen gehabt hatte, aus dessen Gepäck genommen und ihm zwischen die Zeltstangen geschoben hatte. Er hatte die Verschwörung unter den Trägern angezettelt und nun stellten sich bei Leoguadda die schwarzen Kerle wüthend und scheltend um die Reisenden herum und erklärten, keinen Schritt vorwärts gehen zu wollen. Die dringendsten Bitten wären vergeblich gewesen; da sprang Richard auf, schrie die Erzürrten mit noch lauterer Stimme an, überbot ihre drohenden Gesichter mit noch wilderen Grimassen, fuhr mit den Armen durch die Luft und vor ihren Augen hin, und siehe da — es half. Flink rafften sie ihre Bündel auf, stellten sich in Ordnung, sahen scheu nach dem gestrengen Gebieter und trabten auf seinen Wink lustig vorwärts.

In Atipa war Markt, und schon auf eine halbe Stunde weit hörte man das Summen menschlicher Stimmen. Kaum waren die Reisenden in die ihnen angewiesene Hütte getreten, so kamen ein paar Künstler heran, sie durch ihre Talente zu unterhalten. Einer sang und tanzte unter den possierlichsten Bewegungen, zwei trommelten dazu, wieder andere klatschten mit den Händen den Tact, zu Zeiten fielen alle als Chor in den Gesang des Tänzers ein, und sie machten ihre Sache gar nicht übel. Nahe bei Atipa sahen die Reisenden ein Weib am Wege sitzen, dessen Hautfarbe völlig scharlachroth war; auf Befragen erfuhren sie, dieselbe sei ganz gesund.

Von Atipa aus ging der Weg nach Nordwest über Bumbum nach Kischih. Bumbum ist der Kreuzpunkt für die Handelszüge aus Haoussa, Borgu und Gombja, und ist auf weite Entfernung hin von Damsfeldern umgeben, welche für die reisenden Kaufleute die nöthige Nahrung liefern. Der neu ernannte Statthalter von Kischih empfing die Reisenden freundlich und bewirthete sie nach Kräften mit einem Ochsen, Dams und Bier. Mitten in Kischih steht ein mit Gesträuch bedeckter Fels,



dem die Sage eine seltsam wunderbare Eigenschaft zuschreibt. Bei feindlichen Einbrüchen dient sein Gipfel nämlich den Einwohnern als Zufluchtsort, und für solchen Fall sind sie fest überzeugt, daß der Fels sich bis hoch über die Wolken erhebt und jedem feindlichen Fuße ganz unzugänglich wird. Uebrigens gestattet der Berg, dessen Spitze aus großen Blöcken weißen Marmors besteht, eine herrliche Aussicht über die Stadt und die an den benachbarten Höhen verstreuten Dörfer.

Auch in Kiischih war Markt, und Richard ging am Abende aus, sich auf demselben umzusehen; aber er sah sich bald genöthigt, nach Hause zu flüchten, denn sein Erscheinen verursachte einen Tumult, der geradezu gefährlich wurde. Zu Tausenden drängten sich die neugierigen Neger heran, Buden und Töpfe wurden umgeworfen, die Verkäufer niedergerannt, ihre Waaren zerstreut, Alle lärmten und schrien, fragten und lachten. Wie ein Strom wälzte sich das Gedränge dem weißen Manne nach, Hunde, Schafe, Ziegen und Hühner wurden mit fortgerissen, bellten, blöckten, gackerten, Kinder schrien, kurz, Richard wünschte sich Glück, in seiner Hütte Schutz zu finden.

Nah bei Kiischih liegt das Fellatahdörfchen Akba, dessen Einwohner, statt sich ihren unternehmenderen Landsleuten zu Mlori oder Naffa anzuschließen, in einfacher Ländlichkeit ein glückliches und zufriedenes Leben führen. Eine Anzahl Frauen und Mädchen aus Akba kam nach der Stadt, um ebenfalls die wunderbaren Fremdlinge zu sehen, und besuchte sie in ihrem Zelte. Aber welch' ein Unterschied zwischen dem sittsamen und bescheidenen Wesen dieser Fellatahweiber und der albernen Zudringlichkeit der Negerinnen! Eben so gewinnend war ihr Aeußeres. „Sie haben“, erzählt Richard Vander, „schöne, kohlschwarze Augen, dunkel glänzende Augenlider, und bei einer dunkel gelben Gesichtsfarbe höchst angenehme Züge. Ihr Körperbau ist anmuthig, die Hände klein und zart, Körper und Kleidung durchweg nett und sauber.“ Von der Zeit, zu welcher ihre Vorfahren das Land betreten hatten, wußten sie nichts zu sagen; alle Einwohner von Akba aber leben seit langen Jahren im freundlichsten Verkehr mit ihren Nachbarn.

Der Statthalter von Kiischih gab sich Mühe, den beiden Europäern große Begriffe von seinem Ansehen beizubringen, prahlte von seiner Freundschaft mit Jarro, dem Fürsten von Kiama, und nahm, als ein Haufen Kinder sich in das von den Reisenden bewohnte Gehöfte eindrängte, die gute Gelegenheit wahr, seine Würde zu entfalten.



Wie ein Rasender schnauzte er sie an, jagte sie hinaus und trat dann mit triumphirender Miene vor seine Gäste. Der arme Alte litt seit lange an einem geschwellenen Fuße und bat die Fremden, denen man jede Kunst zutraute, um ein Heilmittel. Richard verordnete ihm eine Bähung und nahm nicht ohne Rührung wahr, wie die Gewißheit, ihren Beherrscher bald wieder hergestellt zu sehen, in den Begleitern desselben eine unbeschreibliche Freude erregte. Der wahre Grund dieses Entzückens aber lag, wie sie bald nachher erfuhren, in dem Umstande, daß jene beiden Gefährten des Statthalters dazu ausersehen waren, bei seinem mit Nächstem zu erwartenden Hinscheiden als seine Lieblinge ihm in die andere Welt zu folgen.

Noch mehrere Male kamen die hübschen Fellatahmädchen, um die Fremden zu besuchen, und zum letzten Male, um von ihnen Abschied zu nehmen. Als die Brüder von ihrem letzten Besuche beim Statthalter in ihre Wohnung heimkehrten, sahen sie dieselben dort knien, um die verehrten weißen Männer zu erwarten. Neben ihnen standen mehrere große Töpfe frisch gemolkener Milch als letztes Geschenk. Nicht ohne schmerzliches Gefühl sagten unsere Freunde den guten, schwarzäugigen Kindern Lebewohl, deren unschuldiges Geplauder ihnen manche schwere Stunde aufgewogen hatte. Weniger zärtlich und gefühlvoll war der Abschied von den Führern aus Badagry und Djanna, doch ging es dabei weit wortreicher und lebhafter zu. Indes bedauerten die Reisenden auch diese Trennung, denn die Führer hatten sich in jeder Hinsicht als brauchbar und zuverlässig bewährt.

Es war erst gegen sechs Uhr Morgens, als unsere Reisenden nach diesem Abschiede die Stadt verließen, doch hatten sie außerhalb des Thores bis neun Uhr auf die Träger zu warten. Hier schloß sich ihnen ein Jataki an, d. h. eine kleine Gesellschaft von Kaufleuten, welche nach Borgu ging, einen zerlumpten, einäugigen Jarribaner an der Spitze, welcher die unvermeidliche Handtrommel schlug. Jede Karavane, zu welcher Sklaven gehören, gleichviel ob als Waare oder als Träger, hat einen Trommler an der Spitze, der die Ermüdeten durch sein Instrument zu rascherem Voranschreiten anspornt.

Der Weg führte durch einen großen einsamen Wald, der durch Räuber unsicher und ohne menschliche Wohnungen war. John ging der Jataki voraus, Richard blieb hinten, um im Nothfalle die Träger zu schützen. Plötzlich kamen unter den Bäumen etwa zwanzig verdächtig



aussehende Bursche zum Vorschein, mit Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, und stellten sich den Trägern in den Weg. Entsetzt warfen diese das Gepäck von sich und wollten davon laufen. Richard aber legte kaltblütig seine Flinte auf den Anführer an und hätte ihn niedergeschossen, wenn nicht die ganze Bande bei diesem Anblicke Reißaus genommen hätte. „Sie hatten nicht geahnt“, sagt Richard, „daß ein weißer Mann bei der Gesellschaft war.“

Es dauerte sechs Stunden, bis das Flüsschen Mussa und mit ihm das Ende des Waldes und die Grenze der Reiche Jarriba und Borgu erreicht war. Um einander in den Wäldern nicht zu verlieren, bedienen sich die Mitglieder einer Fataki kleiner eiserner Ringe, die an der Hand getragen werden. An einen solchen Ring ist ein Stück Eisenblech angelöthet, mit welchem sie sich laut klingende Signale geben. Diese Art sich mitzutheilen, wird ebenso leicht verstanden, beantwortet und befolgt, wie der Ton der Bootsmannspfeife bei uns.

Das Ueberschreiten des kleinen Mussaflusses versetzte die Reisenden in ein ganz anderes Land, unter ein Volk, das eine andere Sprache redete, eine andere Religion, andere Sitten und Gebräuche, Vergnügungen und Belustigungen hatte. In dem Dorfe Murra am Flusse wurde den beiden Brüdern eine große neue Hütte eingeräumt, hier Katamba, in Haoussa Zoli, in Bornu Kuzi genannt, deren Dach in der Mitte durch einen starken Baumstamm gestützt war. In den Winkeln derselben schiefen ihre Diener und einige Reisegefährten; Bogen und Pfeile und Köcher mit Kuhschwänzen geziert, Musketen, Pistolen, Säbel, Lanzen und andere Waffen hingen und lehnten an den Wänden. Neben den Oeffnungen, welche als Thüre dienten, hingen ein Paar Papierstücke mit arabischen Sprüchen, zum Schutz gegen Feuersgefahr! Draußen regnete und donnerte es, aber die übrigen Mitglieder der Fataki, Männer, Weiber und Kinder, saßen unter freiem Himmel um mehrere große Feuer versammelt oder lagen schlafend auf dem nassen Boden, das einzige Gewand über den halbnackten Körper geworfen, die Waffen zur Seite und die Pferde grasend daneben. Ohne Abendbrod hatten sie sich niedergelegt, aber sie schiefen fest und behaglich nach des Tages Last und Hitze.

Herrlich und erquickend war die Weiterreise am Morgen und bot den Reisenden reichliche Entschädigung dar für die langweiligen und ermüdenden Märsche in den heißen Stunden. Schon um elf Uhr



machten sie Halt in einem kleinen hübsch gelegenen Dertchen, doch konnten sie, da alle Einwohner auf dem Felde waren, erst am Abende etwas Speise bekommen. Die kleine, rauchgeschwärzte Hütte, in welcher sie übernachteten, schien seit Jahren durch Spinngewebe und Staub für ihren Empfang vorbereitet zu sein. Ein Fetisch fehlte nicht, es war ein getrockneter Grashüpfer in einem kleinen irdenen Topfe.

Am anderen Morgen kündigte das harmonische Geläute kleiner Glocken die Annäherung eines Reitertrupps an, welcher durch Jarro von Kiama den Reisenden als Bedeckung entgegen geschickt wurde. Es waren große Burische von kriegerischem Aussehen, und Einer nach dem Andern sprengte, zum Gruß die Lanze schwingend, dicht vor den Reisenden her. Dann stiegen sie ab, warfen sich vor ihnen zur Erde und meldeten ihnen das Wohlsein ihres Herrn. Mittags wurde aufgebrochen, der Zug ging durch eine waldige Gegend. Während des Marsches stieß man auf zwei riesige Bäume, die mit ihren Stämmen und Aesten einander so fest umschlangen, daß sie zwei sich umarmenden Riesen glichen. Auf dem Wege gab es eine Menge Ameisenhügel, und in geringer Entfernung zeigten sich kleine kegelförmige Erdhütten, wie sie die Einwohner zum Schmelzen des Eisenerzes gebrauchen. Ganz ermüdet kam der Zug gegen Sonnenuntergang in das Dorf Benikenni, wo ihn einige von Jarro abgesandte Weiber mit Milch und Mehl erwarteten. Gern hätte man hier übernachtet, aber die Bewaffneten riethen, bis zum nächsten Dorfe zu gehen. Jedoch es wurde kein Dorf sichtbar, und endlich gestanden dieselben ihre List, als man um acht Uhr die Stadt Kiama vor sich sah. Jarro kam ihnen entgegen, bewillkommnete sie sehr herzlich, fragte nach der Gesundheit des Königes und nach ihrer eigenen und ließ sie dann nach ihrer Wohnung führen, welche in einer Reihe kleiner Hütten bestand. Die meisten derselben hatten einen einzigen kleinen Eingang, durch den man nur auf Händen und Knien hinein gelangen konnte, und die schwüle Luft im Inneren machte fast das Athmen unmöglich. Sie wählten daher eine mit zwei Eingängen, welche kühler und lustiger war. Kaum hatten sie sich niedergelassen, als ein halbes Duzend von den Weibern des Königes mit großen Kalebassen voll saurer Milch, Pfannenkuchen und Rindfleisch mit Reis erschienen. Dann brachte man bunte Matten von vortrefflicher Arbeit, und nach einer



Mahlzeit, wie sie sie lange nicht genossen, legten sich die ermüdeten Reisenden mit dankbar frohem Herzen zur Ruhe.

Früh am Morgen den 29. Mai kamen Jarro's Leute, die Reisenden zu begrüßen, und Richard folgte ihnen zum Könige, um ihm Gruß und Geschenke darzubringen, während John als Wächter in der Hütte zurück blieb. In Jarro's Gehöfte waren einige Fetischhäuser, wiewohl Jarro selbst Muhamedaner war, und er glaubte den Schutz der Fetische neben dem Allah's wohl gebrauchen zu können. Besonders auffallend war ein Holzbild, in rohem Geschnitzte, aber sorgfältig geschnitzt, welches eine auf einem Flußpferde reitende Gestalt darstellte, umgeben von acht bis zehn stehenden Figuren, welche Waffen oder Musik-Instrumente trugen. Zu dem Götzenbilde auf dem Thiere pflegen die Neger zu beten, ehe sie eine Wasserfahrt antreten. In Jarro's Hütte angelangt fand Richard den König allein auf einer Büffelhaut sitzend und wurde von ihm eingeladen, sich neben ihn zu setzen. Die Wände des Zimmers waren mit den Bildern geschmückt, welche einst Clapperton dem Könige geschenkt hatte, daneben hingen Pferdezeuge und schmutzige Papierstreifen mit Koransprüchen, auf der Erde lagen Musketen, Lanzen und andere Waffen ohne Ordnung aufgeschichtet, neben einem Granitblocke, der zum Pfefferstoßen diente. Aus den nahen Kuzis lugten die neugierigen Gesichter der königlichen Frauen hervor.

Richard bat, über Wawa nach Bussa gehen zu dürfen, aber Jarro war dagegen. Der alte Abdallah hatte das letzte Mal drei der Sklaven, welche Clapperton nach Wawa begleitet hatten, für sich behalten, und auch die Wittwe Zuma, Jarro's geliebte Nichte, zu wiederholten Malen schnöde behandelt, daher verdiente er es nicht, daß ihm Jarro einen freigebigen weißen Mann zuschickte. Jarro war der uns bekannten Zuma ganz besonders zugethan, und zwar um der innigen und rührenden Liebe willen, welche ihre Väter verbunden hatte. Der alte Fürst von Kiama hatte keinen vertrauteren Freund in der Welt als Zuma's Vater, einen Araber aus der Wüste; er gab demselben seine Lieblingsstochter zur Frau, welche ihm die Zuma gebär, und als der Araber starb, gab auch er sich den Tod, um im anderen Leben mit seinem Herzensfreunde wieder vereinigt zu werden. Jarro beklagte sehr, daß Zuma jetzt aus Wawa nach Bussa und nicht zu



ihm nach Kiama entflohen sei, aber Abdallah hatte sie zu genau bewachen lassen.

Am Sonntag den 30. Mai schickte Jarro den beiden Reisenden einige Waffen mit dem Auftrage, dieselben zu putzen, und einige Lebensmittel, darunter einen gebratenen Dachs und einen Truthahn. Von der Wohnung des Königes schallte ein lautes Gezänke zu ihnen herüber, dessen Ursache darin lag, daß Jarro die Flasche Rum, welche ihm Richard geschenkt, für sich behalten und den Weibern nichts davon mitgegeben hatte. Richard schenkte den letzteren als Entschädigung einige Glasperlen.

Habsucht und Unehrllichkeit traten bei heidnischen und bekehrten Negern bei jeder Gelegenheit hervor. Ein paar muhamedanische Priester kamen wiederholt zu den Reisenden, doch unterließ es keiner, sie vor den Uebrigen zu warnen. „Weide diesen Mann, er sucht dich zu hintergehen, er wird dich um jeden Kaurie betrügen“, sagte einer derselben, ein alter freundlicher Moslem von gutem Aussehen, indem er auf seinen Gefährten wies, der sie eben mit heißen Segenssprüchen verlassen hatte; dann stand er auf, um sie gleichfalls zu segnen, aber wie groß war seine Verwirrung, als ihm einige vergoldete Knöpfe, welche er eben den Reisenden gestohlen hatte, aus den Falten seines ehrwürdigen weißen Gewandes fielen! Beide Brüder thaten, als bemerkten sie nichts, und so dauerte der Verkehr fort; die frommen Priester verkauften vergoldete Knöpfe in ihrem Auftrage und schickten täglich ein paar Knaben, um im Zelte der Christen für deren Seelen zu beten. Natürlich kosteten auch diese täglichen Gebete tägliche Geschenke, aber nur an die Knaben, welche, aus ihrer Inbrunst zu schließen, es sicher herzlich gut meinten.

Großes Aufsehen verbreitete in Kiama die Nachricht, daß Donkassou, der ehemalige König von Haoussa, vor kurzer Zeit den Fellatahs zwölf Städte wieder entrißen habe, und zwar mit Hülfe des Scheichs von Bornu. Man brachte dieses Ereigniß in Verbindung mit der unter den Fellatahs selbst verbreiteten Sage, nach welcher Danfodio, Bello's Vater, als Schächer sich dem Bösen verschrieben haben sollte, wenn er ihm zur Unterwerfung von Haoussa behülflich sei, aber mit dem ausdrücklichen Beding des mächtigen Bundesgenossen, daß die Erniedrigung des Reiches Haoussa nur 30 Jahre währen solle. Diese



Zeit war fast abgelaufen, und die Fellatahs waren in großer Sorge, daß die Unglücksprophezeiung sich erfüllen würde.

Am 2. Juni sollte das Fest *Bebun Salah*, der große Gebetttag, gefeiert werden, zu welchem hier jeder fromme Muselman einen Ochsen oder ein Schaf zu schlachten pflegt. Gewöhnlich führen sie auf ihren Reisen das ganze Jahr hindurch ein Schaf mit sich herum, welches für dieses Sühnopfer bestimmt ist. In der Nacht vor dem Feste brach ein wüthender Sturm los, welcher die Hütte der Reisenden in Kurzem ganz unter Wasser setzte und bis in den Morgen hinein dauerte, so daß das Fest einige Stunden später als gewöhnlich anfang.

Nach einem Gebete, welches von einem Malem gesprochen wurde und sofort die lärmende und schwärmende Menge zur Ruhe brachte, setzte sich derselbe Malem auf einen Erdhügel und las etwa fünf Minuten lang aus dem Koran vor, wobei ihm drei Priester die Säume des Gewandes hielten, und stieg dann herab, um mit Hülfe seiner Diakonen ein Schaf zu schlachten. In dem Blute, welches in einen Topf gesammelt wurde, wusch sich dann der König nebst den frommsten seiner Unterthanen die Hände und sprengte etwas davon auf den Boden; hierauf verkündeten Flintenschüsse das Ende der Feier. Unter dem Schall von Trommeln und Pfeifen kehrte die Menge nach Hause zurück, am Nachmittage aber versammelte sich das Volk noch zahlreicher, um dem Wettrennen zuzusehen, das in der That nicht übel ablief. Am Fuße der nahen Gebirgskette, von Wald eingefast, aus dessen dichtem Laube hier und da Zelte und Hütten hervorbllickten, war die Bahn abgesteckt, auf welcher sich eine bunte phantastisch aufgepuzte Menge drängte, bis der König inmitten einer nicht minder buntscheckigen Cavalcade erschien. Ihm voran schritten Männer, welche forbähnliche Röcher von Leopardenhaut trugen, mit zahllosen Pfeilen gefüllt, dann folgten zwei Gaukler, welche Stäbe empor warfen und wieder fingen und sonstige pfeffenhafte Kunststücke trieben. Hierauf kam eine Schaar kleiner schwarzer fast nackter Jungen, welche Ruhschwänze schwingend vor dem Könige hertanzten. Sobald Jarro zu Pferde am Ende der Bahn den Ehrenplatz eingenommen hatte, erschienen die Reiter in weiten Oberkleidern, bunten Beinkleidern, Stiefeln von rothem Marroquin und mit Turbanen von weißem und blauem Kattun. Die Pferde waren hübsch geschmückt mit Reichen von Messingglöckchen am Kopfe, bunten Troddeln und Streifen an



der Brust, und trugen unter dem Sattel ein hübsch gesticktes Polster. An den Säumen hingen die lederumnähten Amulette mit Goldflittern verpußt. Auf das gegebene Zeichen jagten die Thiere in vollem Galopp dahin, die Reiter schwangen ihre Speere, die Jungen ihre Ruchschwänze, die Hanswürste machten ihre Pössen, die Flinten knallten, und Jarro nahm so innigen Antheil an dem munteren Schauspiel, daß ihm Thränen in den Augen standen. Herrlich schien die Sonne auf die grünen, weißen, gelben, blauen, scharlachrothen Obergewänder, wenn sie im Winde dahinflatterten; die hübschen Käppchen, die glänzenden Speere, das Klingen der Glöckchen, der feurige Blick, das kriegerische Aeußere der Pferde bot auch den Reisenden eine höchst angenehme Unterhaltung. Später folgte noch ein Rennen der nackten Jungen auf Kleppern ohne Sattel. Preise wurden nicht ausgetheilt.

Während des ganzen Wettrennens blieb Jarro zu Pferde, neben ihm seine Söhne, gleichfalls beritten; der jüngste dreijährige wurde von einem Diener festgehalten und sah in der bauschigen Kleidung närrisch aus. Ein Käppchen von Kattun ging dem Prinzchen bis auf die Augen und verdeckte durch zwei herunterhängende Zipsel fast das ganze Gesicht, das Oberkleid und die Beinkleider waren wie die von Erwachsenen und wurden durch zwei breite kreuzweis gebundene Gürtel zusammen gehalten, die kleinen Beinchen aber verloren sich in ein paar plumpen Stiefeln, welche für Jarro selber weit genug gewesen wären. An sich war der Junge hübsch, aber die Kleidung machte, daß er ganz einfältig aussah. Einige Frauen trugen lange weiße Kleider, die sich anschniegten wie Todtenhemden, junge Mädchen gingen nach Landessitte ganz nackend. Viele von ihnen hatten Feldblumen hinter den Ohren und Perlenchnüre um die Hüften. Sobald der König vom Pferde stieg, zerstreuten sich die bunten Zuschauerreihen, um die übrige Tageszeit und auch die Nacht unter Singen und Tanzen zuzubringen.

Die unangenehmsten Gäste, welche unsere Reisenden in ihrer Hütte fanden, waren verschiedene Arten von Eidechsen, welche an den Wänden und dem Dache umherkrochen; darunter war eine, deren Biß hier für nachtheilig gilt. Mehr noch fürchten die Eingeborenen diese Thiere, weil sie glauben, daß wer eine sieht und entfliehen läßt, bald ein schweres Unglück zu erleben habe. Dagegen glauben sie, daß sobald eine schwarze Eidechse getödtet wird, Pfeifen und Trommeln in



den himmlischen Hallen ertönen und den, der sie getödtet, Heil und Segen erwarte.

Da das Fest vorüber war, so ertheilte Jarro die Erlaubniß zur Abreise und gab seinem ältesten Sohne den Auftrag, sie bis zu einer benachbarten Stadt, deren Befehlshaber der Letztere war, zu begleiten. Vorher aber fragte er die Fremden, welches Geschenk sie demselben dafür zugebacht hätten. Sie wählten einige Sachen aus, aber kaum hatten sie dieselben dem Jarro gezeigt, als er das einzige dabei befindliche Stück Tuch davon wegnahm, gleichsam als Zehnten, der ihm gebühre. Aehnlich hatte er es Allen gemacht, welche von ihnen beschenkt worden waren. Was seinen Augen wohlgefiel, nahm er für sich. Unter anderen Dingen, welche sie dem Könige zur Behandlung seiner kranken Augen schenkten, befand sich eine kleine Spritze. Jarro hatte kindische Freude daran und konnte nicht aufhören, seinen Frauen Wasser in's Gesicht zu spritzen.

Das Lebewohl von Jarro war nicht sehr schmerzlich, denn Jarro hatte jetzt keine Geschenke mehr zu erwarten. Am 5. Juni wurde die Stadt Kiama verlassen, die Pferde waren nicht im besten Zustande, und das arme Thier, auf welchem John Lander ritt, glich einem Skelett und gab allen Negern, die es sahen, Stoff zu herzlichem Lachen und derben Späßen. Kaum 10 Minuten nachdem sie die Stadt verlassen hatten sahen sie ein dickes, fettes Weib, das in vollster Eile ihnen nachkeuchte. Es war die Lieblingsfängerin des Königes, welche ihnen öfters Lebensmittel gebracht und dafür Geschenke empfangen hatte. Sie übergab ihnen zum letzten Abschiede einen Topf mit süßer Milch und konnte sich in Thränen zerfließend kaum von ihnen losreißen. Gerührt über so viele Liebe gaben die beiden Brüder ihren Pferden die Sporen, um den schmerzenvollen Abschied endlich zu unterbrechen. Als sie aber ihre Führer einholten, wurde ihnen durch diese klar gemacht, daß die Ursache so vieler Thränen in dem Wunsche, noch ein Geschenk zu erhalten, gelegen habe.

Einige Damsfelder abgerechnet zeigte das Land wenige Spuren von Anbau; der Weg ging eine sehr hübsche Bergkette entlang nach Kafafungi, etwa vier Stunden von Kiama, einer hübsch gelegenen, großen und stark bevölkerten Stadt. Die Einwohner waren reinlich und freundlich, brachten die Reisenden in eine treffliche, bequeme Hütte, und gleich darauf erschienen die Vornehmsten des Ortes, um ihnen ein paar



Böckchen, Milch und eine Menge geschrotenes Korn zu bringen. Ihr Besuch, der bis zum Abende dauerte, war für die Brüder eine wahre Freude. Spät am Abende, als auf allen Seiten fröhlicher Gesang erscholl, konnte John der Verführung nicht widerstehen, einen Spaziergang durch den Ort zu machen. Ueberall fand er Gruppen harmlos fröhlicher Menschen, welche sich beim Mondschein unter Trommelflang und Gesang beim Tanze ergöbten. Ihre Tänze waren sehr verschieden von denen in Jarriba, die Bewegungen bald rasch und kräftig, bald langsam und anmuthig, ihre Geberden drückten mehr stille Freude als hinreißende Leidenschaft aus, und waren überhaupt sittsam und gefällig. Sie ließen sich durch das Erscheinen des weißen Reisenden durchaus nicht stören; erst gegen Mitternacht suchte John den Heimweg, nach welchem er, der Landessprache unkundig, Niemanden befragen konnte, irrte lange umher, bis er sich zurecht fand, und zu Hause angelangt versank er in einen unruhigen Schlaf, aus welchem er am anderen Morgen im hitzigsten Fieber erwachte. Es wurde Nachmittag, bis Richard die nöthigen Lebensmittel für den drei Tage-reisen weiten Weg nach Bussa zusammen geschafft hatte. Als aufgebrochen wurde, mußte sein kranker Bruder auf's Pferd gehoben werden. Es ging durch eine vollkommene Wildniß in der Richtung gegen Norden, Wawa blieb weit zur Rechten. Das Land war steinig, wenige verkrüppelte Bäume gewährten geringen Schutz gegen die unerträgliche Sonnenhitze, und diese, so wie die unvermeidliche Gile des Marsches steigerte das Fieber des Kranken bedeutend. Nur auf Augenblicke wurde gerastet, aber die Sonne begann schon zu sinken, und noch lag ein großer Theil des Weges vor ihnen. Noch war es still im Walde, als aber der Mond aufging und die verwachsenen Waldungen matt beleuchtete, erscholl von allen Seiten das Geheul der Schakals, der Hyänen, das widrige Gefreisch der Papageien und das laute Zirpen und Summen unzähliger Insecten. Richard und John, die hinter dem Zuge zurückgeblieben waren, thaten zu Zeiten, um die Verbindung nicht zu verlieren, einen Pistolenschuß, welchem ein um so lauterer Geheul der Waldbewohner antwortete. Endlich sahen sie das Lagerfeuer hell vor sich aufblitzen und durften sich und ihren ermüdeten Thieren Ruhe gönnen.

Vormals ging durch diesen Wald, den Oistufz entlang, an dessen Südufer das Lager aufgeschlagen war, eine Handelsstraße von Aschanti



nach Nyffi, doch wurde dieselbe durch die Herrscher von Wawa verboten, um die Karavanen zu nöthigen, seine Hauptstadt zu berühren und ihm Zoll zu entrichten. Die Hütten der Fährleute, welche seitdem leer standen, dienten unseren Reisenden zum Nachtquartier. Noch zeugten irdene Schüsseln und Töpfe, welche umherlagen, und ungeheure Büffelhörner, welche auf den Bäumen aufgehängt waren, von den früheren Bewohnern.

Nach einem erquickenden Schummer fühlte sich auch John heiterer und fast fieberfrei, und nach einem frischen Bade im Oli brachen unsere Reisenden gegen acht Uhr auf. Ein Kanoe, welches an einem Baume angebunden war, brachte sie leicht über den Fluß, der etwa 40 Fuß breit und bis 7 Fuß tief in kaum sichtbarer Strömung dahin floß. An der Stelle, wo sie übersehten, hatte vor Kurzem eine Streifparthie von Fellatahs, wie der Führer versicherte, aus Mangel an Nahrung zwanzig Sklaven getödtet; das Skelett von einem derselben lag noch am Wege. Es waren dieselben Fellatahs, von deren Annäherung die Reisenden in Katunga gehört hatten. Bello hatte sie abgeschickt, um in Kaffa und Mlori den Tribut zu erheben, doch hatte Mlori ihnen die Thore geschlossen und sich für unabhängig erklärt. So getäuscht kehrten die Boten Bello's durch Borgu zurück; aber der König von Kiamia verbot, ihnen Lebensmittel zu verkaufen, und sie sahen sich genöthigt, den Weg durch diese lange traurige Wildniß ohne Nahrung zurückzulegen. In mehreren Stellen war die Erde aufgewühlt, ohne Zweifel in der Hoffnung, Nams zu finden, und Spuren von Feuern zeigten, wo sie ihr trauriges Mahl bereitet hatten.

Nach einer langen und ermüdenden Tagereise unter brennender Sonne wurde Abends wieder das Zelt an einem kleinen Flusse aufgeschlagen; aber die Nacht brachte statt der Ruhe der vergangenen einen gräßlichen Sturm mit Regensfluthen, Donner und Blitz, und die Folge war für den armen Kranken traurig genug. Er schlief in den durchnässten Kleidern ein, und am Morgen gelang es kaum, ihn zu ermuntern. Dennoch wagte Richard aufzubrechen, aber John war so elend, daß bald wieder Halt gemacht werden mußte. Mit Mühe brachte Richard einiges Gesträuch zusammen zu einer schattigen Laube, machte von den Decken der Pferde ein Lager, holte aus einer Pfütze, deren Nähe ihm das Gequack der Frösche verrieth, etwas schlammiges Wasser, und schaffte so dem Kranken die unter solchen Umständen



mögliche Erleichterung. Der Arzneikasten war mit dem übrigen Gepäck voraus, auch Lebensmittel fehlten, da Pascoe nicht hinreichend gesorgt hatte. Ein Reisvogel war das einzige Wildpret, das Richard zu erlangen vermochte; von diesem kochte er für seinen Bruder Suppe in einem Trinkgeschirre, die denselben, obwohl ungesalzen und unschmackhaft, doch etwas stärkte, und theilte das Fleisch mit seinem Diener. Es gelang, bis zum Abend eine stärkere Hütte von Baumästen, mit langem Grase bedeckt, zu bauen, und große Feuer wurden rings herum angezündet, die wilden Thiere abzuhalten. Das einzige Raubthier, welches sich sehen ließ, war ein Panther, welcher sich bald zurückzog. Aber dichte Schwärme von Insecten verscheuchten jeden Schlaf.

Mit dem Morgen erschien die ersuchte Hülfe. Pascoe erschien mit fünf Mann, die Mehl und Milch und kleine Kuchen von Mais und Honig brachten. Der Häuptling von Kubli schickte zugleich ein Pferd und eine Hängematte für John, doch fühlte sich dieser kräftig genug, derselben gänzlich zu entbehren. Alle ritten gutes Muthes gegen halb zehn Uhr weiter, man rastete von Zeit zu Zeit, und Abends war die Stadt Kubli erreicht. Zwischen einer Menge einzelner Meiereien der Tzellatahs, deren erleuchtete Hütten neben dem Leuchten unzähliger Glühwürmer einen hübschen Anblick gewährten, gelangten sie zum Thore. Aber in der niedrigen und an einem weiten Moorgrunde gelegenen Hütte, welche ihnen zur Wohnung angewiesen wurde, ward John von einem erneuerten und so heftigen Fieberanfall ergriffen, daß den ganzen Tag hindurch das Bewußtsein nicht wiederkehrte. Gegen Abend wurde es schlimmer, und Richard erwartete jeden Augenblick sein Ende. Unendlichen Kummer erfüllte ihn, als er am Schmerzenslager des irredenden Kranken saß; die Erinnerung an die letzten Stunden seines unvergeßlichen Herrn und Freundes Clapperton und der Gedanke, daß er ähnliche traurige Dienste auch dem theuren Bruder binnen Kurzem würde leisten müssen, überwältigte ihn fast.

Aber es sollte sich glücklich wenden. Um Mitternacht wurde der Schlaf ruhiger, gegen Morgen waren die Schmerzen verschwunden und am anderen Morgen, am 12. Juni, war John fast gänzlich hergestellt.



Inzwischen kamen von Bussa mehrere Boten nach einander an, mit Geschenken von der Königin und dem Auftrage, die Reisenden zur Hauptstadt zu geleiten. Kubli selbst, eine nicht unbedeutende Stadt, welche mit einer Umzäunung von Pfahlwerk sich am Fuße eines hohen kegelförmigen Berges hinzieht, gehört zwar dem Könige von Bussa, ist aber seit einigen Jahren, wo sie von den Tselatahs eingenommen wurde, zugleich auch dem Sultan Bello zinspflichtig. In der weiten sumpfreichen Ebene, welche die Stadt umgab, lebten gegen 1000 Tselatahs mit ihren Kindern und Schafen in zerstreuten Wohnungen, doch hatten dieselben gar keine Gemeinschaft mit ihren umherstreifenden Stammgenossen. Der Statthalter von Kubli äußerte den dringenden Wunsch, eine von John's Pistolen zu erhalten, und bot ihm dafür ein Pferd. Mit Freuden ging John auf den Tausch ein.

Eine alte Frau, welche von der Anwesenheit fremder Wundermänner gehört hatte, kam und bat sich eine Arznei aus, welche eine ganz neue Reihe Zähne schaffe — „aber fest müssen sie sein, wenn es auch nur zweie sind!“ — Richard empfahl ihr mit großem Ernste, sich beim Schmied ein paar von Eisen zu bestellen. Darüber gerieth die Alte in heftigen Zorn und ging scheltend hinweg.

An Lebensmitteln fehlte es den Reisenden in der Regel nicht, und als des Statthalters alte Gattin aus der Stadt Bussa, wohin sie drei entflohenen Sclavinnen nachgesetzt hatte, mit glücklichem Erfolge wiederkehrte, schickte sie ein fettes Schaf und einen großen Topf mit Honig. Natürlich wurde sie reich dafür wieder beschenkt. Am 15. Juni war John vollkommen gesund, beide Brüder verabschiedeten sich beim Statthalter und verließen mit dem Frühesten die Stadt.

Der Weg ging in südöstlicher Richtung über Berg und Thal durch den dichtesten Wald. Man kam an den Trümmern einer großen Stadt vorüber, die vor Kurzem von den Tselatahs zerstört worden war und deren Einwohner wie gewöhnlich niedergehauen oder zu Sclaven gemacht waren. Noch lag hie und da neben Mauertrümmern ein gebleichtes menschliches Gerippe. In den Ruinen aber wohnten Schaaren von Vögeln und eine große Bande von Affen.

Eines der Pferde fiel unterwegs todt nieder, ein zweites mußte man zurücklassen, da es kaum eine halbe Stunde mehr hätte fortkommen können. Da auch ein drittes gänzlich verfallen war, so wurde



der Bote aus Buffa nach einem benachbarten Dorfe geschickt und kam nach vier Stunden mit einem gemietheten, kräftigen Klepper zurück. Abends wurde im Freien ein Zelt aufgeschlagen und rings von Feuern umgeben. Am anderen Morgen vor Sonnenaufgang kam ein Reiter in die Nähe des Lagers, umritt dasselbe, spähet überall umher und sprengte dann auf demselben Wege wieder fort. Wahrscheinlich war derselbe von dem Könige von Buffa abgesendet, der ungeduldig auf die Ankunft der Fremden wartete. Frohen Muthes brachen diese um sechs Uhr auf und kamen durch einen dichten Wald, wie sie ihn noch nie ähnlich gesehen hatten, zu der hübschen Stadt Zalih, welche in einem fruchtbaren, bezaubernd schönen Thale lag. Auch diese war befestigt und vor einigen Jahren durch die Jellatahs belagert worden, aber durch die Wachsamkeit der Weiber, welche durch lautes Geschrei die auf dem Felde arbeitenden Männer zurückriefen, wurde sie vor dem Schicksale der Stadt Kubli bewahrt. Am 17. Juni, nach einem tüchtigen Regenschauer, der die Wege in den Thälern mit Wasser füllte, brachen die Reisenden in südlicher Richtung nach Buffa auf. Um neun Uhr sahen sie von einer Anhöhe aus fern zur Rechten den zuckerhutförmigen Berg bei Wawa und kurz darauf zur Linken zwei noch entferntere Berge, an deren Fuße, wie der Führer sagte, die Stadt Jaouri lag. Auf der Straße fanden sie eine große Menge von Landkrabben, welche bei den Eingeborenen für ein vortreffliches Essen gelten. Bald kamen sie in eine mit einzelnen prachtvollen Bäumen besetzte schöne Ebene, auf welcher zahlreiche Heerden von Antelopen weideten, die auf den Schall einer Flinte in wilden Sprüngen auseinander stoben, und kurz darauf sahen sie Buffa vor sich liegen. Um zehn Uhr zogen sie in das westliche Thor ein, ohne einen Flußarm zu überschreiten; bekanntlich war Clapperton der Meinung gewesen, daß Buffa auf einer Insel liege. Unverzüglich wurden sie zum Könige geführt, der sie nebst seiner Midaki mit vollster Herzlichkeit empfing.

Den ersten Besuch erhielten die Brüder von Richard's alter Freundin, der Wittve Zuma. Ihr Auftreten war weit anspruchsvoller, als bei der ersten Bekanntschaft. Sie war gealtert und dabei weit stärker geworden, was sie den vielen Leiden und Bedrängnissen der letzten Jahre zuschrieb, doch war sie heiter und geschwätzig und erzählte, sie habe durch den König von Wawa ihren ganzen Haushalt



und die Hälfte ihrer Sklaven verloren und darauf, um nur sich selbst zu retten, in der Nacht die Stadtmauer überstiegen und sich zu Fuß nach Bussa begeben. Alles das habe sie unschuldig erlitten, aber die Zeiten seien ja einmal so schlecht. Auch für ihre Hülfe bei dem Kampfe der Zarribaner gegen Mlori, die ihr eine beträchtliche Anzahl Sklaven gekostet, sei Undank ihr Lohn gewesen. Von anderer Seite freilich erzählte Richard, daß sie einen ihrer Söhne zu einem Diebstahle verleitet habe, den derselbe mit dem Tode gebüßt haben würde, wenn er nicht sammt der Mutter sein Heil in der Flucht gesucht hätte.

Nur mit der äußersten Mühe zwängte sich Zuma durch den nicht eben sehr schmalen Eingang der Hütte wieder hinaus und empfahl sich. Nun ging Richard, um dem Könige und der Königin die Geschenke zu überbringen, unter Anderem silberne Armbänder, eine Tabakspfeife und einen Spiegel, bei deren Anblicke jener in die lautesten Ausrufe der Bewunderung und der Dankbarkeit ausbrach. Hierauf besuchten beide Brüder den Fluß. Sie fanden den berühmten Nigerstrom weit schmäler als sie erwarteten und kaum einen Steinwurf breit; er war zwischen Felsen eingengt, und aus dem Flußbette ragten steile, schwarze Felsen empor, welche heftige Wirbel und Stromschnellen bewirkten. An dieser Stelle war Mungo Park um's Leben gekommen. Eine Stunde unterhalb, sagte man ihnen, werde der Fluß durch zwei Inseln in drei Arme getheilt, ströme dann aber gleichmäßig fort bis Junda.

Der Gegenbesuch des Königes blieb nicht lange aus. Mit seiner Gemahlin oder Midafi, die für seine Rathgeberin und einzige Vertraute galt, kam er in ihre Hütte. Beide einfacher gekleidet als viele ihrer Unterthanen. Er hatte ein weiß baumwollenes Oberkleid über einem anderen von blauer und weißer Farbe, ein roth baumwollenes Mützchen und rothe lederne Sandalen. Die Midafi trug ein gewöhnliches gewürfeltes Hemde von Nyssikattun, einen einfachen Streifen von blauer Baumwolle um den Kopf, welcher das Haar zusammen hielt, einen breiteren Streifen von gleichem Stoff als Schärpe auf der linken Schulter und ein drittes als Gürtel, dessen Enden bis an die Knie herunter hingen. Die Vorderarme und die Füße trug sie nackt, jede große Zehe war mit einem Messingringe geziert und jeder Knöchel von acht silbernen Ringen umgeben, von denen der geringste mindestens  $\frac{1}{4}$  Pfund wog. Ihr fernerer Schmuck bestand



aus einem Halsbande von Korallen und Goldblech und ein paar durch die Ohrkläppchen gesteckten Korallenröhrchen. Das Herrscherpaar benahm sich wie zwei große Kinder, die Midaki war sehr betrübt, daß die Fremden keine Korallen mitgebracht hätten, ließ sich aber schnell trösten, als dieselben ihr ein paar wohl polirte vergoldete Knöpfe anboten. Nicht so bald aber hatte der König diesen Schatz erblickt, als er die dicksten für sich auswählte, von denen er allerdings seine Midaki nur die bleichere Kehrseite sehen ließ.

Dieser harmlose Fürst war neben dem Herrscher von Bornu und dem Fellatahsultan Bello der mächtigste von den Königen des inneren Afrika's und an seinem Schutz und seiner guten Gesinnung den Fremden außerordentlich viel gelegen. Den eigentlichen Zweck ihrer Sendung, die Aufkundschaffung des Nigerflusses, durften sie nicht wagen ihm zu gestehen, weil derselbe den Negern überall zu kindisch erschien, um nicht Verdacht zu erregen. Sie baten ihn vielmehr um sicheres Geleite bis Zaouri, von wo sie nach Bornu weiter zu reisen gedächten. Er versprach Alles und erzählte, daß er einen Rost besäße, welchen sein Vater einst von einem weißen Manne gekauft habe, und als Richard den Wunsch äußerte, denselben zu sehen, machte ihm der König ein Geschenk damit. Er könne ihn ohnehin nicht gebrauchen, setzte er hinzu, da sonst die benachbarten Fürsten, um diesen Schatz zu erbeuten, Krieg anfangen würden. Allem Anscheine nach rührte der Rost, aus reichem rothem Damast gefertigt und schwer mit Gold gestickt, aus dem Nachlasse Mungo Park's her und war von demselben zu einem Geschenke bestimmt gewesen.

Das freundliche Entgegenkommen des Königes ermutigte die Reisenden, ihn zu fragen, ob etwa auch Papiere und Bücher von dem weißen Manne in seinem Besitze seien, aber die ganz unbefriedigende Antwort lautete, daß kurz nach dem Tode des Weißen der vorige König selbst gestorben und damit jede Nachricht über jenen verloren gegangen sei. Wohl aber machte ihr Wirth, der zugleich des Königes Trommelschläger war, die Bemerkung, daß ein armer Mann, ein Diener des Königes, ein Buch aus dem Boote des Weißen besitze. In der Hoffnung, Park's Tagebuch wieder zu finden, wandten sie sich mit dem dringenden Gesuche an den König, ihnen den Mann zuzuschicken, indem sie eine hohe Belohnung versprachen, wenn es das rechte Buch wäre. Wirklich kam der König noch an demselben Tage mit seinem



Diener, welcher das Buch sorgfältig eingewickelt unter dem Arme trug. Aber zu seinem Verdrusse fand Richard, daß es gedruckte Logarithmentafeln waren, zwischen deren Blättern nur einige allerdings von Park herrührende Aufzeichnungen gleichgültigen Inhaltes lagen. Mißmuthig packte der Besitzer des Buches dasselbe wieder ein, noch mehr aber als er sahen die Reisenden sich betrogen, denn jetzt mußten sie die Hoffnung, Park's Tagebuch zu finden, ganz aufgeben.

Die Stadt Bussa besteht aus einer Menge einzelner Gehöfte und wird in einem Halbkreise umschlossen durch eine lange Mauer mit Thürmen und einem Graben. Auf der anderen Seite strömt der Niger. Trotz dieser festen Lage wurde die Stadt vor einigen Jahren von den Fellatahs erstürmt. Die Einwohner flüchteten sich mit Mühe auf eine der erwähnten Nigerinseln. Nach kurzer Zeit indeß gelang es den vereinigten Fürsten von Niki, Wawa und Kama, von der Landseite her die Stadt zu nehmen und die Feinde in den Niger zu treiben, wo die meisten derselben ertranken.

Der Boden bei Bussa erfreut sich der reichsten Fruchtbarkeit. Außer einer Fülle von Reis, Mais und Yams trägt er eine Art Getreide, Dowa genannt, welches 500fältige Frucht giebt und die vornehmste Nahrung für Arm und Reich bildet; ferner eine andere Art Getreide, welche auf einem Halme acht Aehren mit sehr kleinen und süßen Körnern trägt. In der Stadt und ihren Umgebungen sieht man häufig den Butterbaum; Palmöl wird von Nyssi eingeführt, ist aber so theuer, daß es nur dem Könige und den Vornehmsten als Speise dient. Rindvieh besitzen nur der König und seine Midaki. Die Unterthanen haben nur Heerden von Ziegen und Schafen, wozu ihnen der Niger eine unermessliche Menge von Fischen liefert. Sehr gutes Salz kommt aus einem Salzsee am Ufer des Niger, etwa zehn Tagesreisen nördlich von Bussa, und Pfeffer wächst überall im Lande. Guineahühner, Fasanen, Rebhühner und viele Arten von Wasservögeln kommen im Ueberflusse vor und boten den Reisenden treffliche Jagd, während die Einwohner, auf den Gebrauch ihrer Pfeile beschränkt, sie nur mit Mühe erlegen. Seit mehreren Jahren waren nur zwei Vögel erlegt worden. Hirsche und Antelopen waren zahlreich, auch in der Nähe der Stadt, aber sehr scheu. Als der König den Reisenden einen hübschen Truthahn schickte, bereiteten sie ihm eine große



Freude durch ihr Gegengeschenk, welches aus einem Paar Guineahühner und zwei Paar Rebhühnern bestand.

Auch übrigens fehlte es unseren Freunden nicht an Geschenken, doch hatten dieselben meistens den Zweck, ihnen größere zu entlocken, so daß sie immer vorsichtiger im Annehmen von Lebensmitteln wurden. Ein Mann, welcher sich für den Bruder des Königes von Nyssi ausgab, brachte eine große Schüssel mit getrockneten Fischen und Zwiebeln, ein Anderer verkaufte sein einziges Oberkleid, um Rum oder Palmwein zu kaufen und den Reisenden zu verehren. Den ersteren wiesen sie ab, weil sie die Fische aus dem Niger hart und ungeschmackhaft fanden, bedauerten dies später aber doch, denn jener Mann war zwar nicht Bruder des Königes von Nyssi, wollte aber das erhoffte Geschenk dazu benutzen, um seinen Sohn aus der Sklaverei loszukaufen. Muthlos und unglücklich hatte er die Brüder verlassen und sich auf die Wanderschaft gemacht, um seinen Sohn in Kulsu zu besuchen.

Die meisten Einwohner von Bornu verstehen die Haoussasprache. Viele Unterhaltung gewährte den Reisenden das drollige Wesen und die Eitelkeit ihrer Wirthin. Mehrere Stunden täglich brachte dieselbe damit zu, ihr Haar zu flechten, das in drei Zöpfen herabhäng, und hatte sie dann Lippen und Zähne mit Henna gefärbt, so trat sie vor die Spiegelscherbe, welche Richard ihr geschenkt hatte, und machte Capriolen aller Art, um die reizendste Stellung für ihren reizenden Körper zu finden. Als Frau des königlichen Tambours war sie eine der vornehmsten Frauen in Bussa, und so einfach der König und die Midaki sich kleideten, so groß war die Puffsucht bei den Herren und Frauen vom Hofe.

Liebenswürdig war die Besorgniß des königlichen Paares für das Wohlergehen ihrer Gäste, die an keinem anderen Orte so viel Wohlwollen, Aufmerksamkeit und Gastfreundschaft gefunden zu haben versichern. Außer einem Kinde, einem Schafe und dem erwähnten Truthahne, welche weit mehr werth waren, als die empfangenen Geschenke, gab er ihnen ungebeten ein sehr schönes Pferd, eine Gabe, die ihnen um so willkommener war, da auch das Beste der von Djanna mitgebrachten Pferde nicht mehr zu gebrauchen war. Dringendst warnte er die Reisenden, auf ihrer Reise von irgend Jemand



anders als den Häuptlingen der Städte Lebensmittel, besonders Milch oder Honig, anzunehmen, um nicht vergiftet zu werden.

Am Mittwoch, den 23. Juni, ritten die Brüder, nachdem der König und die Königin ihnen noch einen Abschiedsbesuch gemacht und sie denselben für alle ihnen erwiesene Güte gedankt hatten, mit ihrem Geleite zum Thore hinaus. Das letztere bestand außer zwei Reitern des Königes von Bussa aus einem Führer des Sultans von Jaouri, der zu Fuße ging. Am Wege weideten die Heerden des Königes und der Midaki, prachtvolle Rinder, deren Pflege nur Fellatahslaven anvertraut wird. Auch das Städtchen Kagodji, zwei Stunden nördlich von Bussa, wo sie die erste Nacht zubrachten, ist nur von Sklaven des Königes bewohnt, welche die Pferde desselben zu beaufsichtigen haben. Ihre freie Zeit widmen dieselben ihren eigenen Geschäften, namentlich der Fischelei, und leben dabei zufrieden und behaglich.

Nachmittags fand sich ein junges Weib von Bussa ein, welches ein paar einzelne Blätter aus Thompson's Jahreszeiten mitbrachte, die sie bei Bussa in der Nähe der Stadt gefunden hatte. Der König hatte sie ihnen nachgeschickt, da er nicht wußte, daß sie dieselben absichtlich weggeworfen hatten.

Die Stromschnellen zwischen Bussa und Kagodji hatten nicht gestattet, daß die Reise bis hierher zu Wasser gemacht wurde, in letzterem Orte aber mietheten die Reisenden ein Kanoe, um den Niger hinauf nach Jaouri zu fahren. Der Strom, anfangs kaum eine Viertelstunde breit, dehnte sich bald zu einem weiten Wasserspiegel von einer halben Stunde Breite aus, an dessen beiden Seiten eine herrliche Landschaft sichtbar wurde wie ein Park mit stattlichen Gruppen schattiger Bäume geschmückt. Mais, fast reif, wogte am Rande des Wassers, große offen daliegende Dörfer kamen alle halbe Stunden zum Vorschein, und Heerden von bunten Rindern sah man im kühlen Schatten weiden und ausruhen. Nicht minder bezaubernd war die Wasserfläche selbst. Sie war glatt wie ein See, Kanoes mit Schafen und Ziegen geladen und von Frauen gerudert glitten auf der kaum bemerkbaren Strömung dahin, über welcher sich Schwalben und mancherlei Wasservogel von Insel zu Insel jagten.

Gegen Abend erschwerten Sandbänke die Fahrt. Das Kanoe ward auf das sandige Ufer gezogen und befestigt, und unsere Reisenden brachten die Nacht ohne Abendbrod unter ihrem Zelte zu, das sie



auf einem keimenden Kornfelde aufschlugen. Am Morgen sahen sie östlich von ihrer Lagerstätte eine steile, romantische Bergkette sich erheben, welche ebenso wie das umliegende Land den Namen Engarski führte. Das Kanoe ward hinabgestoßen und gelangte durch ein enges Fahrwasser zwischen dem Ufer und einer Sandbank in den Hauptarm des Niger zurück. Hier dehnte er sich zur Breite einer halben deutschen Meile aus und glich fast einem künstlichen Kanale. Die Ufer waren glatt geböscht und gleichmäßig mit Gras bewachsen. Das Land war buchstäblich bedeckt mit Dörfern und Weilern. Schöne Bäume, mit dunklem undurchdringlichem Laube, bildeten einen unmuthigen Gegensatz gegen das lebhafte Grün der Hügel und Ebenen.

Bald aber änderte sich die Landschaft. Statt der schwarzen Erde mit Lehm und Sand erschienen am Ufer schwarze steile Felsen, und die Fläche des Stromes wurde durch eine Menge von Sandbänken und kleinen Inseln unterbrochen. Gegen elf Uhr stiegen schwarze Wolken im Westen herauf und ein furchtbarer Orkan mit Donner und Blitz brach so überraschend schnell herein, daß es kaum bei der größten Eile möglich wurde, das Kanoe auf eine Insel zu treiben und in einer Fischerhütte Schutz zu suchen. Ein Negerweib, das in der Hütte am Feuer saß, entfloß in Eile. Die Reisenden warfen rasch ihre triefenden Kleider ab, hoben einen Kessel voll Fische von den erlöschenden Kohlen und fachten dieselben mit dürrem Holz zu heller Flamme an, um sich zu erwärmen. Ihre Lage war mißlich genug und äußerst unbehaglich, da der Wind brausend durch die Hütte zog und ganze Regengüsse herein warf. Bald aber faßten die Einwohner der Hütte Muth zurückzukehren, und brachten trockenes Brennholz und einige Lebensmittel herbei. Auch der Sturm ließ nach, das Wasser trocknete in den Boden ein und es wurden zwei große Feuer in der Hütte angezündet. Richard und John blieben die ganze Nacht wach. Das Schnarchen der Neger, das Bellen und Heulen der Hunde und die dichten Schwärme von Moskitos ließen sie kein Auge schließen. Von einem nahen Dorfe her erscholl unaufhörlicher Trommellärm, und in nächster Nähe der Hütte spürte ein Löwe umher, dessen Gebrüll ihnen von Zeit zu Zeit nicht geringen Schrecken einflößte.

Der Morgen war klar und frisch, und um sieben Uhr nahmen unsere Reisenden von ihren harmlosen Wirthen Abschied. Das Fischerdörfchen bestand aus ärmlichen Hütten, die auf schmalen Thonblöcken oder



dünnen Steinplatten ruhten. Die Wände waren nur zwei bis drei Zoll dick und hatten größtentheils den Eingang unter dem Dache, so daß der Besitzer von oben hinein klettern mußte. So glichen sie fast einem englischen Backofen. Die Bewohner der Flußinseln zwischen Bussa und Jaouri sind mit einander verwandt und reden eine Sprache, welche man auf dem Festlande nicht versteht, kennen aber auch die Sprache von Haoussa. Annehmlichkeiten des Lebens und Schmuck kennen sie nicht; die Frauen pudern ihr Haar mit rother Erde. Dagegen haben sie die Erzeugnisse des Ackerbaues, Getreide, Reis und Zwiebeln in Fülle, und ihre Fischerei ist sehr einträglich.

Immer schwieriger wurde die Fahrt stroman, jeden Augenblick stieß das Kanoe auf Sandbänke oder Felsen. Oft mußte es getragen werden, und dies sowie das wiederholte Ein- und Aussteigen verursachte nicht geringe Beschwerden. Das Gepäck wurde auf dem östlichen Ufer zu Lande befördert.

In einer Hüttengruppe des Dorfchens Sulu, welches unfern des Ufers lag, fanden die Reisenden Aufnahme während der Nacht. Die Bewohner glichen den schon beschriebenen Insulanern, ihren einzigen Fuß bildete ein Gürtel, welcher aus einer Menge von weißen Fischgerippen bestand. Außer dem Mais ziehen dieselben Zwiebeln in erstaunlicher Menge, mit denen große Borrathshäuser gefüllt werden, um dann nach verschiedenen Gegenden des festen Landes Handel damit zu treiben.

Der Häuptling des Dorfes überbot sich in Aufmerksamkeit gegen die Fremden und schärfte bei ihrer Abfahrt dem „Könige des Schiffes“ — so nannte sich der Führer des Bootes — dringend ein, ja mit seiner Ladung sorgsam umzugehen. „Sorgsam“, antwortete der Mann, „das versteht sich, weiß ich denn nicht, daß man mit Weißen umgehen muß wie mit rohen Eiern!“ Dann ruderte er gemüthlich vorwärts und als er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß alle übrigen Fahrzeuge ihn überholten, versetzte er sehr ernsthaft: „Könige reisen nicht so schnell, wie gemeine Leute. Ich muß Euch so langsam wie möglich fortschaffen.“

Am Sonntag, den 27. Juni, dem fünften und letzten Tage der Reise, traten der Fahrt unserer Reisenden die größten Schwierigkeiten entgegen. Eine Reihe schwarzer Felsen lief quer durch den Strom, und das Wasser, das nur einen engen Durchweg fand, brauste mit



gewaltigem Ungestüm hindurch. Mit Hülfe einer Anzahl von Eingeborenen, welche auf den Felsen zu beiden Seiten des einzigen Fahrkanales stehend das Kanoe zogen oder am Hintertheile desselben schoben, brachten es die Ruderer glücklich hindurch in ruhiges und sicheres Wasser. Von hier ab waren weder Felsen noch Sandbänke zu sehen. Die glatte Fläche des Stromes war nur noch hie und da durch kleine grüne Eilande von entzückender Schönheit unterbrochen.

Schon um elf Uhr landete das Kanoe am östlichen Ufer bei dem Dorfe, wo kurze Zeit darauf die Träger aus Zaouri sich einfanden, um die Reisenden und ihre Pferde, welche mit dem Gepäcke bereits angekommen waren, nach Zaouri zu bringen. Der Weg ging langsam über ein unfruchtbares Land, das nur an Wild Ueberfluß hatte; das Wetter war drückend heiß. Näher bei Zaouri gewann der Boden ein besseres Aussehen: unabsehbare Flächen Landes waren mit Mais, Reis, Indigo und Baumwolle bestellt, überall in den Pflanzungen waren Arbeiter beschäftigt, zwischen denen Trommler umhergingen, um sie durch den Schall ihrer Instrumente zu hurtiger Arbeit aufzumuntern.

Noch führte der Weg über eine steile Anhöhe, welche so dicht mit Dornestrüpp bewachsen war, daß keine zwei Männer neben einander gehen konnten, und nun zeigte sich die Stadt Zaouri. Durch einen überraschend festen Eingang kamen die Reisenden in die Stadt, deren gewaltiges Thor mit Eisenplatten beschlagen war, und ließen sich, um dem Sultan ihre Aufwartung zu machen, sogleich in die für sie bestimmte Wohnung führen. Der Weg vom Niger bis zur Stadt betrug vier Stunden.

Am Morgen des 29 Juni kam der Vornehmste der in Zaouri wohnenden Araber, ein sehr alter Mann von schwarzer Hautfarbe, mit langem schneeweißem Barte, um die weißen Reisenden zu führen. Er zeigte sich sehr gesprächig und verständig und erzählte unter Anderem, daß Park nicht die Stadt Zaouri besucht habe, sondern in dem Dorfe am Flusse geblieben sei, von wo er einen Boten mit Geschenken an den Sultan abgesandt habe. Die Gegengeschenke des Sultans hatte der alte Araber selbst an Park überbracht, und nach seiner Beschreibung mußte Park eben damals den rothen goldgestickten Rock getragen haben, welchen der König von Bussa den Reisenden geschenkt hatte. Dann wäre eben dieser das Kleid gewesen, in welchem



Parf den Tod fand und welcher dann an den alten König von Bussa ausgeliefert wurde. Eine Flinte, welche Parf damals dem Sultan von Jaouri geschenkt hatte, befand sich im Besitze des alten Arabers; sie boten ihm für dieselbe eine Vogelflinte an, und der Tausch wurde mit Genehmigung des Sultans angenommen. Auch andere Araber besuchten die Reisenden, zum Theil sehr schöne Männer, unter ihnen einer, Namens Ali, welcher früher mit Denham, Clapperton und Dubney durch die Wüste nach Bornu gezogen war. Er kam von Saccatu und erzählte, daß man von Jaouri in fünf Tagen dahin reisen könne.

Schon am ersten Abende hatte der Sultan den Reisenden ein Kind und ein Schaf geschickt, letzteres sehr groß und schöner, als sie je eines gesehen hatten, dazu sehr viele Milch und mehrere hundert Pfund Reis. Am Dienstag Abend machten sie dem Sultan ihren Besuch in seinem Palaste. Der letztere war ein großes Gebäude oder vielmehr eine Gruppe von Gebäuden, umschlossen von einer hohen Mauer. Ein niederer finsterner Säulengang führte zu einem großen, viereckigen Hofe, der von Dienern wimmelte und anscheinend mit den Gemächern des Sultans in Verbindung stand. Hier ließ man sie eine Zeitlang stehen und führte sie dann auf einen zweiten, viereckigen Platz, der einem reinlichen Pächterhofe glich; sie sahen in der Mitte desselben den Sultan auf einem Teppiche vor sich sitzen. Er war ein dickköpfiger und dickbäuchiger Mann von fröhlichem Aussehen, aber schmutzig und ekelhaft in der Kleidung. Mit verbindlichem Lächeln fragte er sie, warum sie Jaouri besuchten, als sie aber als Zweck ihrer Reise die Bücher nannten, deren er in seinem Briefe an Clapperton nach Kulsu erwähnt habe, schien er bestürzt. Eine Weile besann er sich, dann lachte er und sagte: „Wie könnt Ihr glauben, daß ich Bücher von Jemanden habe, der in Bussa umkam?“ Dann fragte er, warum Clapperton auf seiner Reise Jaouri nicht berührt habe und warum auch Richard nach dessen Tode von Saccatu nach der Küste zurückgekehrt sei, ohne ihn zu besuchen. Richard entschuldigte sich, wie er wohl gewußt habe, daß er der größte Monarch im Lande sei, aber eben deshalb habe er nicht gewagt, arm, wie er gewesen, vor ihn zu treten. Stirnrunzelnd erwiderte der Sultan, daß er den Werth der Geschenke wohl kenne, welche Richard anderen Fürsten des Landes gegeben, aber auch ohne Geschenke sei er ihm doch



so viel Achtung schuldig gewesen, ihm wenigstens seine Aufwartung zu machen. Hier hatte das Gespräch ein Ende. Auch am anderen Morgen fand Richard nur eine kalte Aufnahme. Klug setzte er dem Sultan auseinander, daß er durch Eigennutz und Falschheit der Fürsten, deren Länder er durchreist, schon fast alle mitgebrachten Geschenke eingebüßt habe und sich nicht mehr bis Bornu zu kommen getraue. Er sei genöthigt, zum Salzwasser zurückzukehren, und bitte um die Erlaubniß, das zu Schiff auf dem Strome zu thun. Der Sultan erwiderte, ein Kanoe koste hundert Dollars und er habe gehört, daß sie so viel Geld nicht mehr hätten. Er wolle sie zu Lande über Kulsu oder Guari nach Funda schicken.

Zehn alte Gewehre, welche der Sultan ihnen zur Ausbesserung und zur Reinigung schickte, würden sie haben zurückschicken müssen, wenn nicht ein Mulatte, welcher sie von Badagry aus begleitet hatte, dieses Geschäft verstanden hätte. Hierauf ließ der Sultan den Pascoe holen und bestellte durch ihn Arznei gegen böse Augen und Leibschmerzen. Pascoe nahm die Gelegenheit wahr, den Sultan nach den verlorenen Papieren von Park zu fragen, aber dieser schüttelte den Kopf und wollte von Nichts wissen. Vielleicht war er ungehalten, daß weder Richard noch sein Bruder sich zu der gebräuchlichen demüthigen Art, den Herrscher kniend oder liegend anzureden, verstanden hatte. Auch andere Unannehmlichkeiten betrafen unsere Reisenden hier. Beide Brüder fühlten sich, seit sie in Zaouri waren, sehr unwohl, was theils in der Feuchtigkeit der Luft, theils in dem zu dieser Jahreszeit völlig morastigen Boden und den daraus aufsteigenden schädlichen Ausdünstungen seinen Grund haben mochte. Auch über die Nähnadeln kam Klage, mit welchen sie die Träger und allerlei kleine Lebensmittel zu bezahlen gewohnt waren. Sie hatten gegen hunderttausend dergleichen von England mitgebracht, größtentheils ächte Whitechapels, „garantirt, superfine, schneiden den Faden nicht durch“; nun wurden ihnen ganze Quantitäten derselben zurück gebracht, welche die letztere Eigenschaft in vollkommener Weise hatten, da ihnen das Dehr ganz fehlte. Alle Whitechapels hatten denselben Fehler und mußten weggeworfen werden. Dazu war durch die vorige Expedition der Markt mit Nadeln förmlich überschwemmt und keine Nachfrage mehr darnach. Dagegen erregten die blanken Knöpfe, welche sie an den Kleidern trugen, das größte Aufsehen. Versilberte wurden mit vier-



hundert, vergoldete mit achthundert Kauries bezahlt (vier und acht Groschen), während für einen guten Spiegel nur dreihundert gelöst wurden. Bald hatten die Röcke der Reisenden kaum einen einzigen Knopf mehr, und sie waren für ihr weiteres Fortkommen auf eine Partie Livreen- und Soldatenknöpfe angewiesen, die freilich so blind geworden waren, daß sie manche Stunde in ihrem Zelte daran wenden mußten, um dieselben für den Verkauf blank zu putzen.

Der alte Araber war eine Art Factotum des Sultans. So kam er einmal mit dem Auftrage desselben, den Reisenden eine Anzahl Glasperlen zu einem von ihnen festzusetzenden Preise abzukaufen; die Waare wurde angenommen, der Preis aber zu hoch befunden. Dann kam er, um Schießpulver und alles vorrätliche rothe Tuch zu holen. Dieses Mal überließen sie dem Sultan die Festsetzung des Preises; anstatt aber zu zahlen, schickte derselbe nur einen Diener, um sich einige Nadeln zum Nähen des Tuches auszubitten. Bei jedem Besuche aber stellte der alte Weißbart in Aussicht, daß die Fremden die Bücher des zu Bussa umgekommenen Weißen sehen würden. So verstrich eine Woche. Endlich wurden die Brüder geduldig und sandten Pascoe an den Sultan mit der Meldung, daß sie erstens darauf beständen, unverzüglich Antwort über die Uebergabe von Park's Papieren zu erhalten, und ferner, daß sie Jaouri auf der Stelle verlassen wollten. Solche kühne und ungewöhnliche Sprache schien den Sultan zu überraschen, denn er schickte sogleich seinen Boten mit der Versicherung, von dem weißen Reisenden nie weder Bücher noch Papiere gesehen zu haben; wenn sie reisen wollten, so stände ihnen das jeden Augenblick frei. Das Märchen von den Papieren Park's war demnach nur benutzt worden, um die Reisenden hinzuhalten und ihnen Geschenke abzulocken. Indesß waren dieselben zufrieden mit der Gewißheit, daß die gesuchten Papiere nirgends mehr vorhanden seien, und schickten sich deßhalb an, ohne Zeitverlust Jaouri zu verlassen.

Aber sie hatten zu früh den Worten des Königes und seines Arabers getraut. Zuerst wurde ihnen gesagt, daß sie drei Tage würden warten müssen, denn so lange Zeit gebrauche der Sultan, um einen Brief an den König von England zu schreiben und sich in Beziehung auf Park zu rechtfertigen. Später aber kam ein Vorwand über den anderen, und daß sie am 2. August von Jaouri abreisen durften, hatten



sie nur dem kräftigen Einschreiten ihres vortrefflichen Freundes, des Sultans von Bussa zu verdanken, der auf ihre Botschaft, daß sie sich genöthigt sähen, auf dem Flusse den Rückweg zum Meere zu suchen, in Jaouri aber kein Fahrzeug zu dem Zwecke erlangen könnten, ihnen sogleich ein solches in Aussicht stellte, und bei erneuertem Hinhalten des Sultans von Jaouri demselben fast gebieterisch befehlen ließ, die Fremdlinge jetzt zu entlassen.

Begreiflicher Weise fehlte es in dieser Zeit ihres gezwungenen Verweilens in Jaouri nicht an Versuchen aller Art, Geschenke zu erpressen. Alle Tage kamen die Töchter des Sultans, und einmal begleitete sie auch der älteste Sohn und Thronerbe. Zufällig kam während der Anwesenheit des letzteren auch der alte Araber, der um diese Zeit seine Aufwartung zu machen pflegte. Als dieser den Prinzen im Gespräche mit den Europäern erblickte, brach er in lauten Unwillen aus und befahl dem jungen Manne, auf der Stelle das Gemach zu verlassen. Der Prinz gehorchte ohne Widerrede, und nach seiner Entfernung bemerkte der Alte, er wünsche dem jungen Manne die Versuchung ferne zu halten, sich von ihnen Gift zu verschaffen, das er ja so leicht gegen seinen Vater anwenden könne. — Arzneimittel aller Art wurden täglich von den Reisenden gefordert; oft war der Raum um ihre Hütte gedrängt voll von Leuten, welche Hülfe suchten gegen die lächerlichsten Beschwerden. „Sie ließen sich nicht eher bereden“, sagt Richard, „unser Haus zu verlassen, als bis wir ihnen etwas Medicinähnliches gegeben hatten.“

Auch an Erkältungen fehlte es bei dem feuchten Wetter nicht, weder bei den Reisenden noch bei den zahlreichen Töchtern des Sultans, welche sie hin und wieder mit Glasperlen beschenkt und dadurch zu ihren ergebensten Freundinnen gemacht hatten. Den letzteren, die freilich auch nichts weniger als zarte Damen waren, reichten sie zur Erleichterung eine tüchtige Dosis Jalapa.

Wichtigere Ereignisse wurden von den Reisenden während ihres Aufenthaltes zu Jaouri nicht erlebt, wohl aber gelang es ihnen, allerlei Erkundigungen einzuziehen über die Völkerbewegungen, welche eben damals das ganze Gebiet des unteren Niger in Aufruhr versetzten. Aus den ausführlichen Mittheilungen geographischen und geschichtlichen Inhaltes lassen wir das Wichtigste in gedrängter Kürze folgen.



Nur während der trockenen Jahreszeit ist die Wasserverbindung zwischen Jaouri und Bussa gehemmt, während oberhalb der ersteren und unterhalb der letzteren Stadt sich im ganzen Flusse weder Sandbänke noch Klippen vorfinden, in der Regenzeit dagegen, besonders nach dem vierzehntägigen ununterbrochenen Regen, welcher hier die *Malka* heißt, findet ein reger Verkehr auf dem „Vater der Gewässer“ statt, wie man den Niger bedeutungsvoll nennt. Dann verschwinden auch zwischen Bussa und Jaouri die Inseln und Klippen, und von Funda bis zur Mündung des kleinen Kebbiflusses hin, der etwas oberhalb Jaouri in den Niger fällt, wimmelt alsdann der weite Spiegel desselben von Fahrzeugen. In der Stadt Jaouri, welche einen Umfang von vier bis fünf deutschen Meilen hat, findet täglich ein bedeutender Markt statt, auf welchem die Einwohner Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes feilbieten. Sie bereiten eine geringe Art von Schießpulver, freilich das beste, das man in Afrika zu fertigen versteht; außerdem liefern sie recht hübsche Sättel, baumwollenes Zeug, Indigo, namentlich ziehen sie vielen und vortrefflichen Reis. Auch Pferde, Rinder, Ziegen u. s. w. haben sie, allein bei allem Fleiße und den Vortheilen ihres vortrefflichen Bodens sind sie armselig gekleidet, arm an Geld, und beklagen sich bitter über ihre traurige Lage.

Die Frauen bedienen sich zum Putz des Spießglanzes, womit sie die Augenlider glänzend schwarz färben. Dieser Stoff wird von Jacoba her eingeführt. Das Haar färben sie mit Indigo, und auch die Lippen werden gelb und blau gefärbt, was natürlich ein äußerst wunderbares Ansehen giebt. Die Zähne, sowie die Nägel an Fingern und Zehen werden mit Henna roth gefärbt. Dieselbe wird in Form eines Breies Abends auf die Nägel aufgelegt und liegt bis zum Morgen. Aermere Weiber beschränken sich darauf, ihren Körper zu tätowiren.

Die Residenz des Sultans und die Wohnungen angesehener Leute haben zwei Stockwerk Höhe, plumpe Treppen von Lehm führen in die oberen Gemächer, und die Eingänge der Häuser sowohl wie der Zimmer sind hoch genug, um in aufrechter Haltung einzutreten. Die meisten Wohnungen sind rund gebaut wie die Kuzis, wenige viereckig, die des Sultans ganz unregelmäßig. Die Beschreibung, welche Dr. Johnson über die Hütten der Eingeborenen in Ostindien giebt, paßt hier vollständig. Sie begießen den Boden ihrer Hütte zwei oder drei



Mal täglich, oder so oft sie den Stoff dazu haben, mit einer Lösung von Ruhiß in Wasser. So unangenehm dies für die Nase eines Europäers ist, so bleibt doch dadurch das Innere der Hütten ebenso kühl, wie dieselben finster sind. Zwischen den Hüttengruppen in Zaouri giebt es weite Strecken fruchtbaren Landes, welche zur Viehweide oder zum Ackerbau dienen. In der Nähe der Hütten und auf den Feldern giebt es Bäume der mannichfaltigsten Art, unter anderen Citronenbäume, Palmen, Mikadanien und Dattelbäume, doch pflegen letztere hier nicht zu tragen. Unter den Palmen, welche im Allgemeinen je weiter von der See um so häufiger wurden, kam die Kokospalme durchaus nicht vor.

Wie mehrfach erwähnt wurde, hatten die erobernden Fellatahs, welche wohl zu unterscheiden sind von den seit langer Zeit in den Nigerländern zerstreut wohnenden, aber zahlreichen Ackerbauern gleichen Stammes, in das Leben der hier einheimischen Völker vielfache Bewegung und Störung gebracht. Auf den Trümmern des alten Haoussareiches hatte Danfodio der Eroberer, Bello's Vater, ein großes Fellatahreich errichtet, welches außer dem Staate Kaschna, dessen Hauptstadt zugleich die des ganzen Haoussareiches war, auch Kano, Zanjara, Guber, Zaouri und Kubli umfaßte. Nur die Provinzen Kotonkora und Bomba waren unabhängig geblieben. Im Verlaufe der Empörung aber, welche nach Danfodio's Tode ausbrach, hatten sich Guber, Guari und Kubli durch die Kriege, welche, wie wir wissen, während der ersten Anwesenheit Clapperton's in Saccatu stattfanden, wieder völlig losgerissen, und in Kaschna und Zanjara war die Macht der Fellatahs mindestens sehr eingeschränkt. Nur Kano, welches, ursprünglich zu Haoussa gehörig, vor der Eroberung durch die Fellatahs lange Zeit an Bornu Tribut gezahlt hatte und für eine Provinz von Bornu galt, war ganz in den Händen der Eroberer. Im Uebrigen begann ihre Macht bedenklich zu sinken. Noch residirte Donkassa, der erbliche Fürst von Haoussa, in der Nähe von Kaschna zu Mariadi, unterstützt von dem Scheich von Bornu und mit täglich zunehmender Stärke. Man sagte, er könne über 40,000 Mann gebieten, und auch el Kanemi's Sohn kämpfte unter seinen Fahnen. Die Einwohner von Guari hatten sich befreit, indem sie allen Fellatahs, welche sie im Lande fanden, die Köpfe abschnitten, Zirmi war ihnen seit einigen Monaten wieder abgenommen worden, und mit



Ausnahme Saccatu's und der nächsten Umgebung war das ganze Fellatahreich der wildesten Unordnung preisgegeben. Zügellose Räuberbanden zogen brandschatzend von Ort zu Ort.

Um die Festigkeit, welche sein Reich im Norden und Osten einbüßte, im Süden und Westen wieder zu gewinnen, hatte sich Bello in die Thronstreitigkeiten in Nyssi, deren schon bei Clapperton's zweiter Reise Erwähnung geschah, auf das Willfährigste eingelassen. Der ältere der feindlichen Brüder, Edrisi, herrschte als unbestrittener, rechtmäßiger Fürst, bis sein ehrgeiziger jüngerer Bruder Madjia, der, wie wir wissen, zum Islām übertrat, ihn mit Bello's Hülfe stürzte. Fellatahorden überschwemmten Nyssi, dessen König Madjia einen ansehnlichen halbjährlichen Tribut an Sklaven und feinen Oberkleidern an Bello entrichten mußte. Sie setzten sich, anscheinend um Madjia's Herrschaft zu stützen, im Lande Nyssi so fest, daß Madjia, um sein Ansehen zu wahren, gegen sie einschreiten mußte. So brach ein zweiter Bürgerkrieg aus, denn die Fellatahs riefen sogleich Edrisi zum Herrscher aus, und Madjia mußte nach kurzem Widerstande entweichen. Ohne durch das Schicksal des letzteren sich abschrecken zu lassen, faßte auch Edrisi den lobenswerthen Entschluß, die ränkesüchtigen Fremdlinge aus seinen Staaten zu vertreiben. Aber kaum schritt er zu dessen Ausführung, als Madjia, seinen Vortheil ersauernd, die Fellatahs durch Versprechungen gewann, eine mächtige Parthei gegen seinen Bruder aufwiegelte und die Herrschaft auf's Neue an sich riß. Jetzt vermehrten sich die Fellatahs schnell in Nyssi. Sie bewohnten Städte, welche sie nicht gebaut hatten, und lebten von der Arbeit Anderer. An ihrer Spitze stand Bello's Vetter, Mallam Dendo, welcher zu Nabba herrschte und die oberste Gewalt mit Madjia theilte. Während der Zeit, welche unsere Reisenden zu Jaouri verlebten, schien sich ein dritter Bürgerkrieg vorzubereiten, indem die Eroberer, welche jetzt auch die Stadt Kulsu an sich gerissen hatten, sich anschickten, anstatt Madjia's, welcher zwar nur ihre Puppe, aber trotzdem ihnen hinderlich war, den Edrisi zum zweiten Male wieder zu rufen. So ging das ganze Reich Nyssi seinem Sturze entgegen. Die Fellatahs besaßen bereits mehr als die Hälfte desselben, hatten mehrere der schönsten und reichsten Städte zerstört und die fleißigen, durch Kunst und Gewerbe weit berühmten Einwohner zu ihren Sklaven gemacht.

Schon warfen die Eroberer lüsterne Blicke nach Jarriba und



hatten bereits aus zwei oder dreien der wichtigsten Städte die furchtsamsten Einwohner verscheucht. Unbegreiflich war die Arglosigkeit, mit welcher Fürst und Volk ihrem Vordringen zusah, und in Jaouri zweifelte Niemand, daß Bello nach der Regenzeit eine große Kriegsmacht absenden und die Eroberung Jarriba's vollenden würde.

Auch Jaouri blieb von diesen Bewegungen nicht unberührt. Vor einigen Monaten hatte die Provinz Engarski den üblichen Tribut geweigert, da sich aber die Rebellen der Macht von Jaouri gegenüber zu schwach fühlten, so entfloh der Anführer derselben nach Nyssi und erwirkte dort mit leichter Mühe den Beistand Madjia's und der Jellatahs. Auf diese Kunde verließen die Krieger des Sultans eilends ihre Stellungen in Engarski und zogen sich nach Jaouri zurück. Der Kampf, der schon vier Monate gedauert hatte, war indeß nichts weniger als blutig gewesen, denn es wurden zwar vierzig bis fünfzig Sklaven eingebracht, gefallen aber war bis dahin auf beiden Seiten kaum ein Duzend Leute. Der Sultan war verdrücklich über die unrühmliche Flucht, die Stadt aber feierte voll Jubel ein Fest und freute sich, ihre tapferen Krieger gesund wieder in ihren Mauern zu haben. Aber mitten in den Jubel traf wie ein Donnerschlag das Gerücht, daß ein schrecklicher Zug von Kriegern von Nyssi und den Jellatahs im Anmarsch sei und daß ein gleicher Angriff auch Wawa bedrohe. Aber zur Freude aller guten Bewohner hörte man nach wenigen Tagen, daß zweihundert Jellatahs, welche wirklich von Kulsu nach Engarski abmarschirt waren, während der Belagerung einer kleinen Stadt durch eine ansteckende Krankheit zum Theil aufgerieben, zum Theil zersprengt wären und daß die Bewohner der Stadt den hilflos daliegenden Kranken sämmtlich die Hälse abgeschnitten hätten. Zugleich verbreitete sich die Nachricht, daß der gefürchtete Dendo zu Rabba plötzlich gestorben sei. Das Unheil, welches die Stadt Wawa bedrohte, hatte sich darauf beschränkt, daß der Sohn der altbekannten Wittwe Zuma, nachdem er von dort entflohen, eine Bande Räuber aus Nyssi ausgewiegelt und mit ihnen eine Kinderherde des Königes unter den Mauern der Stadt hinweg fortgetrieben hatte. Vestürzt über die Tollkühnheit ihres Sohnes entwich jetzt des Räubers Mutter Zuma aus Bussa, wo sie sich nicht mehr sicher fühlte, nach Engarski, wurde aber von dort nach Bussa zurückgebracht und hatte nun zu gewärtigen, falls sie auch nach Wawa ausgeliefert würde, dort ihren Kopf einzubüßen.



Wie leicht der König von Saouri in allen diesen Unruhen und der Unsicherheit der Gegend Vorwände fand, die Reisenden in seiner Hauptstadt zurück zu halten, ist leicht zu denken. Endlich aber, als das Feld frei und die Furcht vor den Jellatahs zerstreut war, mußte ein anderer Grund für den Aufschub gefunden werden, und er fand sich leicht. Der König hatte den Fremden eine Anzahl werthloser Federn geschenkt, die er einem lebenden Straußen ausrupfen ließ. Sie sollten zum Geschenke für den König von England dienen, doch mußte seiner Meinung nach, damit das Geschenk ein anständiges sei, der Vogel auch auf der anderen Seite gerupft werden, und wäre das bei so kühlem Wetter geschehen, so hätte es dem Thiere Schaden können. Die Reisenden mußten also nothwendiger Weise warten, bis sich der erste Verlust einigermaßen ersetzt hatte. Um das Wachsen der Federn aber zu beschleunigen, erbot sich der König, gütig genug, dem Strauße für einen Dollar, etwa zwölf Pfund Butter in die Haut einreiben zu lassen, und behielt zu diesem Zwecke den Betrag sogleich zurück von der Summe, die er den Reisenden schuldete.

Unter diesen Umständen und bei dem schlechten Rufe, in welchen sich der König durch Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit bei Allen, die ihn kannten, gesetzt hatte, war es für die Reisenden von unschätzbarem Werthe, daß sie noch zur rechten Zeit, ehe die Regenperiode aufhörte und der Wasserstand des Flusses sank, durch den König von Bussa aus ihrer halben Gefangenschaft erlöst wurden.

Der Abschied von dem Herrscher von Saouri war kühl, seine Weiber aber konnten sich gar nicht von den Reisenden trennen, nicht aus Anhänglichkeit, sondern weil sie sahen, daß die letzten Augenblicke für ihre Bettelei gekommen waren. Den ganzen Sonntag war die Hütte gedrängt voll Weiber, welche mäkelten und zankten, bis die Sonne unterging. Da war Richard's Geduld zu Ende und er trieb sie hinaus.

Endlich am 2. August konnte die Abreise stattfinden. Der alte Araber, welcher die Erlaubniß dazu überbrachte, hatte sich zwar einen Freund der Weißen genannt, sie aber bei jeder Gelegenheit zu hintergehen gesucht, und auch für diesen letzten Dienst forderte er eine Belohnung, nämlich Arzneimittel für sich und die ganze königliche Familie. Es war eine gewiß unschuldige Rache, daß Richard ihm eine tüchtige Portion Jalapa zum sofortigen Gebrauche übergab. Nun



ging es zum Thore hinaus, die Straßen der Stadt waren buchstäblich von Wasser überfluthet und der Weg war gefährlich durch die weiten tiefen Höhlungen, welche der Regen gebildet hatte. Mit erleichtertem Herzen begrüßten die Brüder die schöne freie Natur, welche sich während ihrer Gefangenschaft mit dem reizendsten Grün bekleidet hatte. Auch sie selbst, schwach und unwohl, als sie in Jaouri einzogen, erfreuten sich jetzt wieder ihrer vollen Kraft und Frische. Da der nächste Weg nach dem Niger durch den Regen unbrauchbar geworden war, so schlugen unsere Reisenden eine nördliche Straße ein, welche sie in vier bis fünf Stunden an den Kebbißuß führte, der etwas weiter westlich in den Niger fällt. Hier wurden die Pferde mit dem Gepäck auf das westliche Nigerrufer gebracht, um dasselbe zu Lande nach Bussa zu schaffen. Richard und John aber mit einigen ihrer Leute erhielten zu ihrer Fahrt zwei Kanoes von dem Könige von Jaouri. Jedes derselben bestand aus einem einzigen Baumstamme von achtzehn bis zwanzig Fuß Länge und wurde von vier Mann gerudert. Bei der Trägheit der Ruderer aber ging die Fahrt auf dem Kebbi- wie auf dem Nigerrusse sehr langsam von Statten. Am Ufer hintreibend wurden die Reisenden eine Frau gewahr, welche dünnes Landbier verkaufte. Sie kauften von dem Getränke, so viel ihre Leute trinken wollten, und plötzlich waren dieselben wie umgewandelt. Die Gesichter belebten sich, die dunkeln Augen funkelten, wetteifernd boten sie alle ihre Kräfte auf, und nun flog das Kanoe mit fast unbeschreiblicher Schnelligkeit den glatten Wasserspiegel hinab. Als die Sonne unterging und der Mond mild auf das Wasser nieder schien, landeten sie bei einem kleinen Cambridorfe, das am Ufer lag, und übernachteten unter ihrem Zelte. Frühmorgens am 3. August, nachdem sie ein Rebhuhn und eine Guineahenne erlegt und unter den gespannten Blicken von ein paar hundert schwarzen Augen zum Frühstück verzehrt hatten, schifften sie sich wieder auf dem Flusse ein.

Ein Sturm schien zu drohen. Aber bald zertheilten sich die dunkeln Wolken, und die Sonne sandte vom klaren Himmel brennend heiße Strahlen nieder. Die Ufer des Flusses und die zahllosen Inseln in demselben waren mit Getreide weithin bedeckt, das bereits zehn bis zwölf Fuß hoch und beinahe für die Ernte reif war. Um dasselbe vor den kleinen Vögeln zu schützen, welche zur Erntezeit in dichten Schwärmen über die Felder hinziehen, hatten die Eingeborenen



hier und dort hohe Gerüste angebracht, auf denen schwarze Wächter nach allen Seiten hin ihre häßlichen Stimmen erschallen ließen. Ohne den mindesten Schatten standen sie da, hier ein Bursche, dort ein Mädchen, schwarzen Bildsäulen gleich, dann wieder eine Frau mit dem Kinde an der Brust oder eine ganze Familie, mit Strohflechten und dem Zurichten von Speisen beschäftigt. Manche hatten Schleuder und Steine, Andere hatten Stricke in den Händen, die bis zu irgend einem nahen Baume geleitet und mit ausgehöhlten Kalbassen behängt waren. Letztere erregten, da sich Steine in denselben befanden, beim Anziehen und Hin- und Herschwenken der Stricke ein lautes Gerassel und hätten, wie Vander meint, verbunden mit dem lauten Halloh der Wächter, den bösen Feind selbst wohl verschrecken können.

Der einzige Tribut, welchen diese gutmüthigen Cambris, ackerbauende Bewohner der Nigerrufer und der Inseln, dem Könige zu zahlen haben, besteht in einem Theile ihres Getreides. Jeder muß etwa eine Garbe, wie sie ein Mann tragen kann, einliefern. Schlägt die Erndte fehl, so dürfen sie in Kauries zahlen. Da sie aber ganz arm und ohne weiteren Erwerb sind, so ist dies selten möglich, und dann schickt der König von Jaouri Reiter zur Execution, welche so viele Menschen, wie ihnen gut dünkt, mit wegführen. Die Cambris ertragen dies in der Regel mit stumpfer Gleichgültigkeit, nur zu Zeiten, wenn die Bügel zu straff angezogen wurden, hatten sie sich gegen ihre Bedrücker empört und dabei eine solche Tapferkeit an den Tag gelegt, daß man dann mehrere Jahre hindurch keine Abgabe einzuziehen wagte.

Die unangenehmste Eigenschaft ist ihre grenzenlose Unreinlichkeit. Ihre Hierrathen sind von der gemeinsten Art. In die Ohrläppchen bohren sie große Löcher, um Stücke gefärbten Holzes darin zu tragen. Ebenso durchbohren sie die Nasenscheidewand, um ein großes Stück blaues Glas hindurch zu stecken. Wollen die Weiber ungewöhnlich schön und siegreich auftreten, so wird ein Krokodilzahn durch beide Lippen gesteckt und geht dann gerade hinauf bis zur Nase, doch versichern die Reisenden, daß der Eindruck auf sie der entgegengesetzte und ein äußerst unangenehmer gewesen sei. Uebrigens zeigten sich die Cambris in ihrem Benehmen gegen die Fremden sanft, unschuldig, ja selbst liebenswürdig.



Schon bei der Fahrt stromaufwärts wurde berichtet, daß die Kuzis den Eingang am Dache haben. Sie haben sieben bis acht Fuß Weite, sind aus Lehm gefertigt und mit Palmblättern gedeckt. Etwas erhöht wird der Boden der Hütte nicht allein wegen der Feuchtigkeit des Erdbodens, sondern auch zum Schutze gegen Ameisen, Schlangen und Krokodile, welche letztere in der Nacht nach Beute umherstreifen und oft einen Arm oder ein Bein eines Eingeborenen zu erschnappen wissen. Um die Krokodile zu tödten, bedienen sich die Eingeborenen eines schwarzen, zehn Fuß langen Speeres, dessen eiserne Spitze mit einer sägeähnlichen Reihe von Wiederhacken versehen ist und an dessen anderem Ende sich ein dicker Klotz von Eisenholz befindet, um die Wucht des Wurfs zu verstärken. Ein Seil von Gras verbindet diese Harpune mit der Spitze des Kanoes. Kleinere Lanzen ähnlicher Art werden zum Erlegen großer Fischarten gebraucht und von den Einwohnern meisterhaft gehandhabt.

Die Fahrt ging ungleich bequemer von Statten, als das erste Mal, einmal weil sie stromabwärts ging, vorzüglich aber, weil das Wasser des Stromes durch den Regen angeschwollen war und alle Klippen und Untiefen hoch überfluthete. Dagegen fehlte es sehr an Lebensmitteln. Erst am Morgen des 4. August gelang es, vor der Abfahrt ein Rebhuhn zu schießen, mit dessen unschmackhaftem, weil ungesalzenem, Fleische sich die Reisenden möglichst für die Entbehrungen des vorigen Abends entschädigten; — Salz war nicht zu haben und die Eingeborenen ersetzten dasselbe durch Holzasche. Während der Fahrt wurde hier und da angelegt, um Mais von den Feldern zu stehlen, was von den Wächtern nicht gehindert wurde, da die Führer des Kanoes in ihrer Eigenschaft als Beamte des Königes handelten. Ein Neger führte sein mit Mais beladenes Kanoe über den Fluß, aber er fiel den hungrigen Plünderern in die Hände und mußte seinen ganzen Vorrath hergeben. Einem Anderen gelang es, bei Zeiten zu entweichen. Einmal sahen die Reisenden in der Nähe des Ufers, an welchem eine Menge Zellatahkühe weideten, einen dunkeln Gegenstand auf dem Wasser schwimmen, den sie für ein umgeschlagenes Kanoe hielten. Es war ein ungeheures Krokodil, welches die Gelegenheit zu erlauern schien, eine von den Kühen zu erschnappen und unter das Wasser zu ziehen. Vorsichtig fuhren die Ruderer heran, um den rechten Augenblick wahrzunehmen und ihm seine fette Beute abzujagen.



Aber bei ihrer Annäherung tauchte das Krokodil rasch und mit lautem Geplötscher unter und sie warteten vergebens auf sein Wiederauftauchen.

Nach kurzer Landung in Warri, einem der Haupthandelsplätze der Provinz Engariki, wo ein billiger Markt für die Landesproducte ist und viele tausend Menschen aus Jaouri, Bussa und Wawa zusammen geströmt waren, wurden die Kanoes quer über den Strom von Insel zu Insel und über die verschiedenen Arme gerudert, und man stieg zum letzten Male in Garnicassa, zwei Stunden oberhalb Bussa, an's Land. Hier ließ sich deutlich wahrnehmen, wie die verschiedenen Arme des Flusses sich zu einem einzigen Strome vereinigten, welcher anfangs einen Spiegel von anderthalb Meilen Breite bildet, nach Bussa zu aber, wie schon erwähnt, schmal und reißend zwischen Felsen dahinschießt. Letztere Erscheinung suchen die Eingeborenen sich dadurch zu erklären, daß sie annehmen, ein Theil des Wassers fließe durch unterirdische Klüfte an Bussa vorüber. Ein Fellatah zu Garnicassa behauptete, der Fluß ströme nicht nach Funda, sondern mache eine Biegung ostwärts und münde bei Bornu in den Tsadsee. Aber die Ansichten über den Fluß sind unter den Eingeborenen noch getheilter, als unter den Gelehrten Europa's. Man findet kaum zwei Leute, welche darin übereinstimmen.

Der erste Theil des Abends war still, heiter und angenehm; der silberne Mond strahlte mit ungewöhnlichem Glanze. Bald strömten aus allen Hütten die Eingeborenen zusammen, und nun entwickelte das rohe, verachtete Volk der Cambri eine so herzliche und unbefangene Heiterkeit, daß unsere Reisenden mit wahren Vergnügen den Tänzen dieser unschuldigen Naturkinder bis tief in die Nacht zusahen. Ueberall bildeten sich Gruppen tanzender Weiber; junge Mädchen und verheirathete Frauen mit Kindern auf dem Rücken tanzten, sangen, klatschten in die Hände, dann sprang Eine aus der Mitte ihrer Gespielfinnen hervor, hüpfte und wirbelte mit solchem Feuer im Kreise umher, daß, als eine Zweite sie ablöste, sie erschöpft in die Arme ihrer Freundinnen sank. So tanzte Eine nach der Anderen, dann aber kam eine anstrengende Tour. Alle stellten sich in einen Kreis, umschlangen sich fest mit den Armen und machten nun, ohne die Füße zu erheben, rutschend eine Runde. Einige junge Mädchen mußten vor Erschöpfung sogleich den Kreis verlassen, die Bewegung der



Anderen wurde schneller und schneller, endlich lösten sich die Füße vom Boden. Im schnellsten Laufe schwang sich der Kreis herum, bis er sich plötzlich auflöste und die meisten der Frauen unter Getöse und Gelächter an den Boden flogen. Diese ganze Scene, der Kreis nackter, wilder Weiber im Vordergrund, schwarz wie Kohle und in den abenteuerlichsten Stellungen sich schwingend, ringsum die Gruppen ihrer männlichen Gefährten, welche auf ihre Lanzen gelehnt, dreieckige Binsenhüte auf dem Kopfe, übrigens aber ganz nackt, den Spielen ihrer Weiber zuschauten, unter den dunkeln, nickenden Baumwipfeln die friedlichen Hütten gruppenweise verstreut, dahinter der berühmte Neger, auf dessen stiller Fläche das glänzende Himmelsgewölbe mit den weißen Wolkenstreifen sich abspiegelte, und nach allen Seiten weitgedehnt die üppige, mondbeschienene Landschaft, das Alles wirkte wie ein Zauber auf die Seelen der beiden Reisenden. Als der Morgen nahe war, fiel plötzlich ein heftiger Regenschauer und machte das nächtliche Bild zerrinnen. Alles eilte nach Haus.

Es regnete bis gegen Mittag, dann bestiegen die Reisenden ihre Thiere und gelangten nach einem Ritte von einer Stunde an die Mauern der Stadt Bussa. Anstatt bei ihrem alten Trommelschläger wurden sie dies Mal in den Hütten einquartiert, wo die Fellatahs und andere Eingewanderte aus Jarriba und Nyssi wohnten. Aber man ließ es auch hier an Nichts fehlen. Fische, in Palmöl gesotten, Milch und Reis wurden sogleich gebracht, und Abends erschien auch der König mit der Midaki. Das gute Weib weinte fast vor Mitleid, als sie sah, wie Gesicht und Hände der Reisenden von der Hitze angeschwollen und entzündet waren, und schnell hatte ihr Herz den kleinen eifersüchtigen Groll vergessen, welcher sie angetrieben hatte, den Reisenden ein anderes Quartier zu geben. Hatten doch die letzteren der Frau Trommelschlägerin einen dickeren vergoldeten Knopf geschenkt, als die Midaki selbst erhalten hatte, und den trug nun jenes eitle Weib mit großem Gepränge an ihrem Halse. Aber die Midaki hatte sich auch bereits gerächt. Ein fast vergessenes Erbstück, ein Paar runde Goldplatten hatte sie aus dem alten schafledernen Futterale herausgeholt, um ihren Hals gehängt und die Nebenbuhlerin damit gänzlich aus dem Felde geschlagen.

Da der Einfluß der Midaki auf die Entschlüsse und Handlungen ihres Gemahls unbegrenzt war, so sparten die Reisenden weder Ge-



schenke noch Schmeichelleien, um sich die Gunst derselben und dadurch die Mittel zur Weiterreise zu verschaffen. Bei dem Könige fehlte es nicht an Bedenklichkeiten. „Auf beiden Ufern des Flusses“ erklärte er mit großem Ernste, „halten sich Tzellatahs in Menge auf, und ich fürchte wahrlich, Euer Leben ist in Gefahr, wenn Ihr auf dem Flusse fahrt“. „Aber“, schaltete Pascoe ein, „die Engländer sind Wassergötter, auf dem Flusse kann kein Unglück sie treffen.“ „Ich will doch“, antwortete der König, „hingehen und das Becken Noah (das schwarze Wasser, d. h. den Niger) befragen, ob es gut für Euch ist, Euch einzuschiffen.“ Um seinen Eifer zu steigern, schenkten ihm die Brüder im Namen des Königes eine der schönen silbernen Denkmünzen, welche während des amerikanischen Krieges an die befreundeten amerikanischen Häuptlinge ausgetheilt wurden, nebst der dazu gehörigen silbernen Kette. Und wirklich erschien am anderen Morgen der König mit freudestrahlendem Gesichte und erzählte, er sei mit seinem Malem oder Priester den Niger hinab gegangen, und der Fluß habe versprochen, die beiden Fremdlinge sicher bis zu seiner Mündung hinzuführen. Er bemerkte zugleich, daß er den König von Wawa um ein großes aus einem einzigen Baumstamme gezimmertes Kanoe ersuchen wolle, da die seinigen, aus zwei Stämmen zusammen gefügt, nicht fest genug sein möchten.

Es war der Wunsch des Königes und der Midaki, daß die Fremden auch Wawa besuchen möchten, dessen König der Bruder der Midaki war, und sie versprachen es, wiewohl sie kaum einsahen, wie sie mit ihren Geschenken ausreichen sollten. Sogar wegen der Beschaffung der nöthigen Lebensmittel waren sie in Verlegenheit. Zwar sandte die Midaki zweimal täglich eine Schüssel voll Maisbrei, Tuah genannt, und der König täglich etwas Reis und getrockneten, mit Pfeffer, Salz und Palmöl bereiteten Fisch, aber dies reichte nicht aus, und die Jagd auf Guinea- und Rebhühner wurde täglich beschwerlicher, da der anhaltende Regen den Boden morastig gemacht hatte und die hohen steifen Halme ein fast unzugängliches Versteck für die Vögel bildeten. Auch das Kaufen war mißlich. Mit Knöpfen war der Markt überfüllt, und die schnell verbleichenden Soldatenknöpfe begehrte Niemand, Nähnadeln waren gar nicht abzugeben, und was sich etwa noch verkaufen ließ, mußte zu Geschenken aufbewahrt werden. Zum Glück waren einige Blechbüchsen vorhanden mit der Etikette



„concentrirte Fleischbrühe“, deren Inhalt, obwohl unschmackhaft, jetzt hatte verkauft werden müssen. Diese wurden vortrefflich abgesetzt, und es machte den Reisenden nicht geringen Spaß, die „concentrirte Fleischbrühe“ auf den Köpfen mehrerer vornehmen Neger als Helme paradiiren zu sehen.

Am 11. August begaben sich die beiden Brüder auf den Weg nach Wawa, die Straße war voll Löcher und Gräben und mit hohem Grase so überwachsen, daß es den Reisenden über die Köpfe ging und eine Menge Wasser über sie ausgoß. Dorniges Gestrüpp zerriß ihnen die Kleider und rißte das Fleisch, die Nester umgefallener Bäume, welche quer über den Weg gestürzt waren, machten diesen an manchen Stellen ganz ungangbar, während kleine Bäche, heftig wie Ströme dahinbrausend, mit ihren felsigen und fast senkrechten Wänden den Uebergang gefährlich, ja selbst furchtbar machten. Beim Uebergange über einen breiten, nicht sehr reizenden Strom stürzte Richard's Pferd unter ihm, und das seines Bruders wollte nicht in's Wasser, so daß derselbe hindurch waten mußte, wiewohl ihm das Wasser bis an die Achselhöhlen reichte.

Nach einer kurzen Rast in einer dem Könige von Bussa gehörigen Meierei brachen unsere Reisenden mit neuen Kräften auf und kamen gegen Sonnenuntergang in ein kleines hübsches Dorf, wo es freilich wieder an Lebensmitteln fehlte, bei der bekannten Schlaueit und den Vorrechten der Begleiter aber diesen gelang, während der Nacht eine hinreichende Menge Mais zu stehlen. Während des Tages hatte man zahlreiche Spuren von Löwen und Elephanten, die letzteren von außerordentlicher Größe, beobachtet.

Am anderen Tage waren die Reisenden nach einem angenehmen Ritt von zwei Stunden in Wawa. Sie galoppirten rasch zur Wohnung des Königes hin und feuerten zum Zeichen ihrer Ankunft ein paar Pistolen ab. Er kam sogleich heraus, sie zu empfangen, eröffnete aber erst nach einer halben Stunde, nachdem der Bote von Bussa sich eingestellt hatte, ein Gespräch mit ihnen. Vor dessen Ankunft dies zu thun, wäre ein Verstoß gewesen. Bis dahin stand er in geduldiger Erwartung in einer großen Nische an der einen Seite seiner Eingangsthüre, die Hände unter dem Obergewande über der Brust gekreuzt, während in der entsprechenden zweiten Nische ein schwarzer Bursche, die Beine um einen Pfahl geschlungen, in gleicher Geduld



des bevorstehenden Schauspiels wartete. Nie hatten zwei menschliche Wesen eine größere Aehnlichkeit mit Bildsäulen, die Täuschung war vollkommen. Eine Anzahl Malems, welche den König begleitet hatten, kauerte auf dem Boden zwischen dem Könige und den Fremden, welche ihre Pferde auf die Weide geschickt und sich unter einen Baum gesetzt hatten. In ehrfurchtsvoller Ferne harrten dichtgedrängte Haufen von Einwohnern auf die Ankunft des Abgesandten. Endlich erschien derselbe, und nun löste sich der Zauber. Der alte König Mухamed trat vor, die Reisenden wurden ihm vorgestellt, er schüttelte ihnen die Hände, ohne die seinigen aus dem Oberkleide zu nehmen, redete gesenkten Hauptes, ohne sie anzusehen und in augenscheinlicher Verlegenheit, wenige Worte mit ihnen und ließ sie dann in das Haus führen, welches einst Clapperton bewohnt hatte. Schon während des Morgens kamen die üblichen Geschenke des Königes, Eier, Milch, Jams und ein fettes Schaf.

Einer der ersten Einwohner von Wawa, welcher am Tage nach ihrer Ankunft die Fremden besuchte, war der Trommler des Königes, der bei dem letzten Thronwechsel in Nyssi als Anhänger Edrissi's das Land hatte räumen müssen. Er erzählte unter Anderem, daß der Tschadda oder Schary, welcher im Lande des Scheiks von Bornu einen weiten See bilde, bei Funda in den Niger falle, Funda aber dem Salzwasser sehr nahe sei. Uebrigens schien er auch außerdem von Bornu und seinen Flüssen nur sehr mangelhaft unterrichtet zu sein. In den Morgenstunden ging Richard, dem Könige das geringe Geschenk zu bringen. Wider Erwarten war derselbe damit vollkommen zufrieden. Auch versprach er mit der größten Bereitwilligkeit, den Reisenden das gewünschte Kanoe zur Fahrt auf dem Niger zu verkaufen. Er sei überzeugt, daß sie auf diesem eben so nahen als gefahrlosen Wege glücklich die See erreichen und in ihr Vaterland zurückkehren würden, aber schlecht sei es von Jarro, fügte er hinzu, daß er, anstatt sie von Kama nach Wawa gehen zu lassen, sie durch eine schreckliche Wildniß geschickt habe. Er werde ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen wissen, er sei glücklich, sie jetzt noch zu sehen; „nimmer, so schloß er, hätte ich die Welt in Frieden verlassen, wenn Ihr aus dem Lande gegangen wäret, ohne den alten König von Wawa zu besuchen.“



Unverzüglich wurde nun ein Bote nach der Königsfähr zu Komi abgeschickt, um sich nach einem guten Kanoë zu erkundigen, und da er mit günstiger Nachricht zurückkam, so schickte der König einen zweiten Abgesandten, um den Kaufpreis in Ordnung zu bringen. Derselbe blieb mehrere Tage aus. Inzwischen wurde Richard von einem so heftigen Fieber befallen, daß er sich genöthigt sah, so gut es ging, nach Bussa zurück zu reiten, wo sich außer anderen Vorräthen die Arzneikiste befand. John, welcher bis zur Rückkehr des Boten von Komi in Wawa zu verweilen hatte, benutzte diese Zeit zu mannichfachen Erkundigungen nach den Sitten und Gebräuchen der Einwohner. Eine Fetischpriesterin, welche die Brüder vor einigen Tagen in großer Weiberprocession unter seltsamen Geberden hatten durch die Stadt ziehen sehen, besuchte ihn unter dem Zeltbache, welches er neben seiner Hütte aufgeschlagen hatte. Sie war phantastisch wie ein Mann gekleidet und machte mit ihren großen rollenden Augen und ihren fast wahnsinnigen Bewegungen einen grauenhaften Eindruck auf John; dann sank sie in die Knie, streckte ihm mit Thränen in den Augen die Hand entgegen, segnete ihn unter eigenthümlichen Ceremonien und theilte ihm dann auf seine Fragen die Grundzüge ihrer religiösen Ansichten mit. Ein glorreiches und allmächtiges Wesen, erklärte sie ihm, wohne im Himmel und wache über die Schicksale der Menschen auf Erden, um in einem anderen Leben einen Jeden nach Verdienst zu belohnen oder zu bestrafen. Die Seelen der Guten, sagte sie, werden dann in ein schönes, glückliches, ruhiges Land gebracht, in welchem keine Affen wohnen dürfen und wo sie immer bleiben, die Bösen aber müssen, ehe sie an solchem Glücke Theil nehmen dürfen, großen Schmerz und Kummer, Geißelhiebe und andere Strafen erdulden, bis sie hinreichend gezüchtigt sind; erst dann werden sie zu jenem schöneren Dasein erhoben. Einen Ort ewiger Qualen, eine Hölle kannte sie nicht. Am Ende der Tage, meinte sie, werde der Schöpfer die Welt wie einen Streifen Pergament aufrollen und für eine künftige Gelegenheit aufbewahren. Es ist eine Sage der Haoussaneger, daß der erste Mensch Adam und die Mutter des Menschengeschlechtes Aminata geheißen habe; der Islam scheint in Wawa noch erst wenig eingebürgert zu sein, wiewohl allerlei Ceremonien desselben sich mit dem Heidenthume daselbst vermischt haben.



Die höheren Stände in Wawa und Bussa begraben ihre Todten im Hofe ihres Wohnhauses, Aermere werden von ihren Verwandten in der Nähe der Stadt auf einer Art von Friedhof im dichten Walde bestattet. Die Freunde der Verstorbenen pflegen sieben Tage am Grabe zu klagen.

Heirathen werden auf die einfachste Weise von der Welt geschlossen. War John Vander recht berichtet, so bedarf es zum Abschluß einer Ehe keines Schrittes von Seiten des Bräutigams, keiner Zustimmung der beiderseitigen Eltern; wirbt ein Mann um ein Mädchen, so braucht dieses nur ihre Großmutter um ihre Genehmigung zu fragen. Niemand als die alte Frau hat ein Recht, das Mädchen wegzugeben, und Mädchen, die keine Großmütter haben, dürfen nach vollem Gutdünken heirathen. Will ein freier Mann eine Sclavin zum Weibe nehmen, so muß er dem Herrn derselben eine Summe bis zu 20,000 Kauries für die Zustimmung zahlen. Doch bleibt sie Sclavin, die in jedem Augenblicke zurück gefordert werden kann, und auch die Kinder gehören nicht dem Vater, sondern gelten für ausschließliches Eigenthum des Herrn, der auf sie Beschlagnahme legt und sie wegnimmt, sobald sie laufen können. Die Verheirathung von Sclaven unter einander hängt lediglich von dem Willen und der Genehmigung des Herrn ab.

Der Mann ist an seine Frau nicht gebunden. Ist er ihrer satt, so behandelt er sie minder freundlich und achtungsvoll, als das sonst geschieht. Die Verwandten der Frau verstehen den Wink, versammeln sich vor dem Hause des Mannes und fordern eine förmliche Erklärung. Fällt diese in erwarteter Weise aus, so ist das Ehebündniß gelöst. Das Weib gilt wieder für eine Unverheirathete, an die Kinder aber hat sie keinerlei Anspruch.

Die gewöhnliche Annahme, daß das Reich Borgu aus vier Staaten, Wawa, Bussa, Kiama und Niki bestehe, wird von John Vander dahin berichtigt, daß die ersteren beiden ein für sich bestehendes Land mit besonderer Sprache und besonderen Sitten bilden. Der mächtigste Staat von Borgu, sagte man ihm, sei Niki, sieben Tagereisen westlich von Wawa; sein Herrscher führt den Titel Sultan von Borgu, ist reich, mächtig und von einer tapferen Kriegereschaar umgeben, zahlt aber doch einen kleinen Tribut an den König von Bussa. Dasselbe thut Wawa, denn nach einer alten Negertradition wurde der Ahnherr



des Königes von Bussa von Gott zum Herrscher des ganzen westlichen Afrika bestimmt. Die übrigen zu Borgu gehörigen Staaten sind: Buoy, drei Tagereisen nördlich von Niki, Kinka westlich, Sandero südlich, Kiama östlich von Niki in gleicher Entfernung, Korofu sechs Tagereisen westlich von Kinka, Lugu und Pundi noch vier Tagereisen weiter gegen Westen. Im Ganzen sollen gegen siebenzig bedeutende Städte dem Könige von Niki einen Tribut zu zahlen haben, der, so gering er verhältnißmäßig ist, so eigenthümlicher Natur ist. Der Beherrscher einer größeren Stadt muß nämlich einmal in seinem Leben dem Fürsten ein junges hübsches Mädchen zum Weibe schenken, — ein Mittel, durch welches dessen Harem immer gefüllt bleibt. Eine ähnliche Mädchensteuer erhält auch der Fürst von Buoy.

Noch einige Male glaubte John Vander Aussicht zu haben auf die Wiedererlangung der von Park hinterlassenen Papiere. Leider aber war, was ihm zu Gesichte kam, ohne Werth. Dagegen fand sich ein Mann, welcher dem Reisenden erzählte, daß er geschriebene Bücher, Berechnungen, wie er glaubte, enthaltend, welche er zur Zeit von Park's Tode aufgefischt habe, bis zur Ankunft des Capitän Clapperton sorgfältig zu Hause aufbewahrt habe. Erst nachdem Clapperton, ohne nach solchen zu fragen, abgereist sei, habe er die Bücher in Stücke zerfallen und zerfließen lassen.

Da inzwischen die Nachricht kam, daß durch Vermittlung der Midaki ein gutes Kanoe angekauft sei, so beschloß John, von Wawa aufzubrechen, und ging zum Könige, um demselben Lebewohl zu sagen. Nach einem lästigen Aufenthalte und längeren Unterredungen trat er dann, von den Segenswünschen des Königes begleitet, die Reise an und traf am 21. August ohne weitere Abenteuer bei seinem Bruder in Bussa ein, den er zu seiner nicht geringen Freude gänzlich wieder hergestellt und bereits mit den Vorbereitungen zur Abfahrt auf dem Niger beschäftigt fand.

Der Ankauf des Kanoes sollte in der Art geschehen, daß die Reisenden ihre beiden Pferde dafür austauschten und den etwaigen Ueberschuß des Werthes derselben in Kauries ausgezahlt erhielten.

Während dieser Zeit verbreiteten sich in Bussa wiederholte Nachrichten über die unglücklichen Kämpfe der Fellatahs mit den unterbrückten Haouffastaaten. Aus Katschua waren die Eroberer gänzlich vertrieben, und Donkassa, der rechtmäßige Herrscher, von Mariadi im



Triumphe in seine alte Hauptstadt zurückgekehrt. Auch aus Zaria waren sie mit Hülfe der Einwohner von Bornu verjagt und die genannte Provinz mit diesem Reiche auf's Neue vereinigt worden. In gleichem Verhältnisse, wie die Macht der Fellatahs nach Danfodio's Tode unter Bello gesunken war, schien die des Bornuesischen Reiches zu wachsen. Man hörte von einem Erlaß des Scheiks el Kanemi, daß keine Sklaven aus dem Inneren weiter als bis Wawa verkauft werden dürften. Hierdurch steigerte sich die Bedeutung des Marktes von Timbuctu, wohin seit der Zeit eine größere Sklavenmenge geführt wurde.

Um die Reise den Niger abwärts möglichst gefahrlos zu machen, schickten die Könige von Bussa und Wawa zwei Boten ab, jener auf dem linken, dieser auf dem rechten Ufer, um den Häuptlingen aller Städte und Dörfer eine freundliche und zuvorkommende Behandlung der Reisenden zur Pflicht zu machen. Lieber wäre es den Letzteren gewesen, wenn besonders die Fellatahs von ihrer Reise nichts erfahren hätten.

Da auf dem Markte kein reines Salz, sondern nur mit Asche vermishtes zu haben war, so schickte Richard das Weib seines Pascoe zum Könige, gutes Salz für sie zu holen. Als Salzfaß mußte der untere Theil eines messingnen Feuerzeuges dienen. Der König sah es, wandte es mit Blicken des Entzückens viele Male hin und her und ergoß sich in Lobpreisungen über die seltene Schönheit und Zweckmäßigkeit dieser Geräthschaft; „Allah, wie wundervoll!“ rief er, „selbst die unbedeutendsten Gegenstände, welche den Weißen gehören, sind zum Gebrauche der mächtigsten Könige passend;“ und die Midaki sprach: „Ach, ihnen hat Allah allen Glanz, alle Reichthümer der Welt und alle Weisheit dazu gegeben; für die schwarzen Menschen hat er Nichts übrig gelassen!“ Wehmüthig steckte der König das Salzfäßchen in sein Oberkleid, dann zog er es wieder hervor, strich trübsinnig mit der Hand darüber hin und sagte: „Wie nett das paßt! Wie schön das ist! Und wie bequem für eine Reise!“ So in Lobeserhebungen überfließend öffnete und schloß er es wieder zu wiederholten Malen, füllte es dann mit reinem Salz und schickte es den Reisenden wieder zu, nachdem er Pascoe's Weibe streng verboten, ihnen zu verrathen, wie sehr gut ihr Salzfäßchen ihm gefalle. Die Botin verstand den Wink eben so gut wie die Reisenden, der König erhielt den höchst ersehnten



Schatz, und die Botin wurde mit Geschenken, die Reisenden mit Danksgaben reichlich belohnt.

Endlich am 31. August kam das gekaufte Kanoe von Wawa an, aber es war so klein, daß es seiner Bestimmung durchaus nicht entsprach. Der neue Aufschub war höchst ärgerlich und man mußte sich vertrösten, bei der Stadt Leber am Niger, wo, wie es hieß, Kanoes immer vorrätzig lagen, ein größeres einzukaufen. Aber noch war an keine Abreise zu denken. Der von Bussa nach Kabba abgesandte Bote war noch nicht zurück.

Der September begann mit Festen und Lustbarkeiten für die Bevölkerung von Bussa. Schon früh am Morgen sammelte sich das Volk haufenweise, und den ganzen Tag zogen Schaaren von Menschen mit Musikanten an der Spitze durch alle Straßen, so daß Gesang und Tanz bis gegen Mittag währte, wo endlich die zu große Hitze Ruhe gebot. Nun sammelten sich die Massen vor der Wohnung des Königes und gewährten in ihrem bunten Durcheinander einen anziehenden Anblick. Dem Eingange gegenüber saß ein Haufen von 60 bis 70 Fellatahs, Männer, Weiber und Kinder. Alle waren hübsch und reinlich gekleidet. Den Weibern standen ihre langen, schwarzen Haarflechten, die sich unter den Netzen oder Mützen hervorbrängten, und die langen Gewänder von gestreiftem Baumwollenzug sehr hübsch, die Männer trugen rothe Kappchen, weite weiße Oberkleider und weite Beinkleider, und auch die Kinder waren hübsch gepußt und mit allerlei Zierrath ausgestaffirt, so daß die Fellatahs die malerischste und fesselndste Gruppe in der ganzen Versammlung bildeten. Eine zweite Hauptgruppe, welche auf einem kleinen Hügel gelagert war, zog nicht weniger die Augen auf sich; es waren die Frauen des Königes mit ihren Slavinnen. Vor allen strahlte die Midaki hervor, nicht ohne Eleganz gekleidet und in einem Gewande vom reichsten englischen Seidenstoffe. Daneben drängte sich eine große Menge anderer Zuschauer von jedem Range. Viele lagerten sich auf dem Rasen im Schatten der Bäume; die meisten waren in mohamedanischer Kleidung, die Männer mit Kappchen, Oberkleidern und Beinkleidern, die Weiber mit hübschen inländischen Turkedis, deren eines Ende nachlässig über die linke Schulter geworfen bis zur Erde hing, so daß der rechte Arm und ein Theil des rechten Beines unbedeckt blieb.



Eine Zeitlang hatten die Tänze gedauert, da erschien der König. Alle Trommeln wirbelten, als er zwischen dem Lagerplatze der Königin und der Fellatahgruppe seinen Sitz einnahm und die Versammlung mit zufriedenen Blicken musterte. Da sah er auch die Reisenden stehen und säumte nicht, ihnen in huldvollster Weise neben sich einen Platz anzuweisen. Das mit ihm gekommene Gefolge stellte sich zunächst um ihn wie eine Ehrenwache auf. Einige Personen waren in auffallender Weise bewaffnet; Einer hielt zwei große Bündel Speere, deren Eisenspitzen in Kapseln von glänzendem Kupfer verhüllt waren, auf denen er, den Körper etwas vorgebeugt, den Kopf ruhen ließ. Von den Schläfen hing ein großer Hut aus Stroh oder Weiden geflochten bis zur Erde hinab, der ihn wie ein Schild bedeckte. Andere hatten lose Bündel von Speeren und Pfeilen, zwei trugen die riesigen arabischen Trompeten oder Frumfrums. Der König schien unter allen Zuschauern der vergnügteste, seine Züge belebte ein heiteres Lächeln und er wußte die Tänzer und Sänger durch Worte und Blicke zu den kühnsten Leistungen zu ermuntern. Besonders gefiel ihm der Tanz eines alten Weibes von hohem starkem Wuchse, deren Gestalt und Züge nichts weniger als hübsch waren, die aber durch ihre possenhaften, ungewöhnlichen Bewegungen, ihren stechenden Blick und ihr verschmitztes Lächeln die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und rauschenden Beifall erntete.

Durch solche Erfolge fühlte der König sich aufgefordert, auch seinerseits seine Kunst im Tanzen zu zeigen. Als er aufsprang und in den Kreis trat, stellte sich Alles auf die Beine, theils aus Achtung vor dem Könige, theils um seinen Tanz besser zu sehen. Er bewegte sich steif und eckig, und nur wer den guten Willen für die That nahm, konnte in den Beifall und das Freudengeschrei der Seinen mit einstimmen; denn so liebenswürdig er auch sonst sein mochte, zum Tänzer hatte ihn die Natur offenbar nicht geschaffen. Hoch, fast majestätisch von Wuchs, waren seine Bewegungen beim Gehen und Reiten gleich ungezwungen, aber zierlich zu tanzen hinderte ihn schon sein riesiger Fuß mit dicken, breiten Zehen, welcher am meisten dem eines Dromedars glich. Besonders trat dies beim zweiten Tanze hervor, in welchem er den kurzen Galopp eines gegen den Feind vorsprengenden Kriegspferdes nachahmte. Nachdem er sich ein paar Minuten lang unter dem Jubel der Bevölkerung angestrengt und umhergetummelt



hatte, setzte er in kurzem Trab um und verschwand in einer seiner Hütten, verfolgt von dem stürmischen und anhaltenden Beifallsrufe aller Anwesenden. — Zwar erkannte das allgemeine Urtheil den alten König von Wawa, den Bruder der Midaki, für den anmuthigsten, zierlichsten und feurigsten aller Tänzer, der selbst nach dem Geständnisse seiner Feinde von Bornu bis an's Meer keinen Nebenbuhler habe. Und er hatte die Reisenden eingeladen, ihn an diesem Feiertage in Wawa tanzen zu sehen. Nur hatte die Eifersucht der Midaki und ihres Gemahles ihnen den beabsichtigten Besuch unmöglich gemacht. Jetzt trösteten sie sich über das Verlorene, denn sie waren auch hier Zeugen eines Schauspieles gewesen, wie man es nicht alle Tage sieht.

Bald kam der König vor seiner Hütte wieder zum Vorschein; ein Bursche hinter ihm trug Kalebassen voll Kauries, welche der König mit eigener Hand unter das Volk auswarf, nachdem er die alte Solotänzerin und die Musikanten besonders bedacht hatte. Um nun seine Unterthanen, die er wie seine eigenen Kinder zu lieben schien, nicht ohne einen letzten Genuß nach Hause gehen zu lassen, tanzte er noch einmal mit vielem Anstande die halbe Rennbahn entlang und auf der anderen Seite nach seiner Wohnung hin zurück. „Es war“, sagt unser Engländer, „eine wahrhaft königliche Leistung. Die Midaki lächelte vor Wonne, einen solchen Gemahl zu besitzen. Das Volk war in seinen Beifallsbezeugungen lauter als je vorher. Alles war Lärm, Jubel und Wirrwarr, und der König wurde geradezu vergöttert. Erst als es ganz finster war, zerstreute sich die Menge.“

Gegen zehn Uhr in der Nacht, als Richard und John auf ihren Matten eben eingeschlafen waren, weckte sie plötzlich ein lautes Angstgeschrei unzähliger Stimmen, von schrecklichem Prasseln und Gepolter begleitet, welches durch die nächtliche Stunde noch furchtbarer wirkte. Pascoe stürzte athemlos in die Hütte und meldete mit bebender Stimme, „daß die Sonne sich mit dem Monde am Himmel herumzerre.“ Halb angekleidet eilten die Reisenden in's Freie und sahen — eine Mondfinsterniß. Eine Menge von Menschen hatte sich versammelt, alle in Todesangst, daß der Untergang der Welt gekommen sei. Als sie sich nach der Ursache der Angst erkundigten, hörten sie, auf welche Weise die muhamedanischen Priester die dem Volke unerklärliche Himmelserscheinung gedeutet hatten. Gewöhnlich, hieß es, hat der Mond



am Himmel einen Weg zu machen, welcher bald rechts bald links von dem der Sonne abscweift und durch Dornen und Disteln und tausend Hindernisse geht. Er ginge auch gerne auf der ebenen Sonnenbahn, aber die Sonne leidet das nicht und hat es ihm verboten. Nun ist er heute Abend ungehorsam gewesen und hat den Pfad der Sonne betreten, die Sonne aber hat es entdeckt, ist ihm zornig nachgeeilt, hat ihn zur Strafe mit Finsterniß umhüllt, treibt ihn von ihrem Wege fort und verbietet ihm, die Erde zu beleuchten. Das ganze Volk, König und Königin eingeschlossen, glaubte unbedingt dieses Märchen, der Lärm, welchen sie machten, sollte die Sonne erschrecken und zwingen, ihren Raub fahren zu lassen. — Aehnlich ist es bekanntlich bei den Hindu's, welche meinen, daß am Kreuzwege der Sonnen- und Mondesstraße ein Dämon lauere, den unschuldig daher wandernden Mond verschlinge und erst durch den großen Lärm erschreckt, welchen man auch dort bei dieser Gelegenheit erhebt, seinen Raub wieder von sich gebe.

Während Einer aus der erschreckten Volksmenge den Reisenden unter Angst und Zittern jene Erklärungen gab, kam ein Bote, um sie zu dem Könige und der Midaki zu rufen. Sie kleideten sich völlig an und gelangten zu dem Palaste, von welchem der höllische Lärm ausging. Innen saß das Herrscherpaar entsetzt und an allen Gliedern zitternd am Boden, halb angekleidet, wie sie im Schreck aus ihrer Kammer gestürzt waren. Der König erzählte hastig, daß er schon einmal eine Mondfinsterniß gesehen habe, gerade damals, als die Jellatahs zuerst das Land überfallen hätten. Krieg, Elend und Mißgeschick habe sie im Gefolge gehabt. „O!“ stöhnte er, „in dieser Nacht wird Jammer und Elend sein von Bawa bis Jaouri! Das Volk wird keinen Trost und kein Mitleid finden. Alle werden zagen und in Angst und Unruhe vergehen, bis der Mond sein Licht wieder erhält.“

Dazwischen und immer lauter erscholl das Geheul und das Getöse der erschreckten Negerhaufen, welche sich draußen drängten, und dies und die wilden Geberden der unheimlichen Gestalten, welche kaum ein paar Schritte vor ihnen standen, flößte den Europäern ein kaum geringeres Entsetzen ein, als das der abergläubischen Neger war. Auf dem Spielplatze vor dem Hause des Königes, der von ein paar prächtigen Baumwollbäumen überwölbt war, hatte sich das erschrockene



Volk versammelt, zur Beruhigung des Königes, um von hier aus durch Schreien und Lärmen die Sonne zu erschrecken. Hier sprangen sie, bückten sich, warfen die Köpfe hin und her, krümmten und verdrachten ihre Leiber, stampften mit den Füßen und fuhren mit den Händen gen Himmel. Dann bildeten sie einen großen dreifachen Kreis und rannten mit erstaunlicher Schnelligkeit schreiend, brüllend und stöhnend in der Runde herum, Jungen und Mädchen schlugen, bitterlich weinend, leere Kalebassen gegen einander, Haufen von Männern stießen in die Trompeten, daß der gellend widerwärtige Ton durch Mark und Bein ging. Andere rasselten auf alten Trommeln, wieder Andere bliesen auf Ochsenhörnern, und mit kurzen Pausen erscholl, alles Andere überdröhnend, ein heulender Ton aus einer langen eisernen Röhre, von wildem Kettengerassel begleitet. Es war so dunkel, daß man so eben die wirren Gruppen unterscheiden konnte. „Wenn ein Europäer, in Afrika fremd“, so schließt Vander diese Schilderung, „plötzlich mitten in diese entsetzliche Scene versetzt worden wäre, er würde geglaubt haben, unter einer Legion Teufel zu sein, die über einen gefallenen Engel ihren Jubel anstimmen; so ganz außerirdisch und schreckenerregend war die tanzende Schaar und das von ihr erhobene Geschrei.“ — Mit Hülfe eines Kalenders sagte Richard genau die Zeit voraus, wo der Mond sein volles Licht wieder erhalten haben würde, und setzte sich dadurch bei den ängstlich Horschenden in nicht geringes Ansehen.

Am 8. Sept. kamen Abgesandte des Königes von Borgu aus Niki in Begleitung einer Jataki aus Haoussa an. Vor einem Jahre war eine ähnliche Karavane unterwegs von Kriegern aus Niki und Kiama geplündert und ein Theil der Beute dem Fürsten zugeflossen. Da auch sechs Leute von Bussa zu den Geplünderten gehörten, so war sogleich von dem Könige derselben eine Gesandtschaft nach Borgu geschickt, um die Auslieferung der Gefangenen und ihres Eigenthums zu fordern, im Weigerungsfalle aber mit dem Borne ihres Herrschers zu drohen. Der Fürst von Niki hatte die Forderung verlacht und eine beleidigende Antwort ertheilt. Hierauf, hieß es, hätte jener mit seinen Priestern den widerspenstigen Fürsten durch einen mächtigen Zauber an Armen und Beinen gelähmt, wodurch dieser sogleich zur Loslassung der Gefangenen gestimmt worden sei. Doch mochten auch



wohl die kriegerischen Anstalten des Königes von Bussa das Ihrige gewirkt haben.

Für unsere Reisenden hatte die Ankunft der Gesandten die unangenehme Folge, daß sich die Aufmerksamkeit des Herrscherpaares und des Volkes von ihnen, als einer altgewordenen Neuigkeit, hinweg zu den Abgesandten aus Borgu wandte, deren Ankunft Tag und Nacht mit Lärm und wilden Sprüngen gefeiert wurde, während die Diener der europäischen Reisenden aus Hunger mißmuthig wurden und davon zu gehen drohten.

Die Fatafi, mit welcher die Borgugesandten bis nach Zaliß nahe bei Bussa gekommen waren, langte inzwischen gleichfalls an. Die Spitze bildete ein Trommelschläger zu Pferde, dann folgten die Kaufleute mit ihrer Bedienung auf schönen Pferden und Maulthierern, sowie die Waaren, welche von zweihundert Eseln getragen wurden. Der Zug bestand wohl aus vierhundert Personen, deren je eine hinter der anderen ritt. Ihr Haupthandelsartikel waren die Gurumüsse, welche sie aus Gondja geholt hatten, früher der nördlichsten Provinz von Aschanti, wovon es sich seit Kurzem losgerissen hatte.

Die Abgesandten aus Borgu versäumten es nicht, die vielbesprochenen Europäer zu besuchen und kennen zu lernen. Neugierst schüchtern naheten sie sich den Reisenden. Der Anführer, ein ältlicher Mann von muhamedanischer Religion, zitterte vor Befangenheit, und seine Lippen bebten so, daß er kaum sprechen konnte. Bei der freundlichen Begrüßung der Brüder sagte er sich aber bald und wurde gesprächig, heiter und offen. Auch seine Gefährten benahmen sich äußerst anständig.

Zur Veränderung erhielten die Reisenden vom Könige wieder zwei Gerichte geschickt, eines aus gedämpftem Elephantenfleisch, das andere aus dem Fleische eines Flußpferdes bestehend. Letzteres Thier war kurz vorher im Niger gefangen worden. Sein fettes Fleisch, das einen ranzigen Geschmack hatte, war dem Schweinefleische nicht unähnlich, gilt übrigens für eine zarte und köstliche Speise.

Die Elephanten werden von den Eingeborenen in der Gegend von Bussa auf folgende Art getödtet. Ein starkes mit Widerhaken versehenes Eisen wird in den Erdboden gesteckt, so daß die Spitze einige Fuß hoch in geneigter Stellung hervorragt. Wenn das zur Tränke gehende Thier gegen die Spitze anläuft und dieselbe fühlt,



so weicht es nicht zurück, sondern versucht durchzubringen und erhält hierdurch eine tiefe, meist tödtliche Wunde. Doch jagt man im Ganzen die Elephanten wenig; abgesehen von den ganz jungen Thieren ist das Fleisch zäh und ranzig, und auch von den Zähnen weiß man keinen sonderlichen Gebrauch zu machen.

Vier Fünftheile der gesammten Bevölkerung nicht blos in diesem Lande, sondern in allen rings umher besteht aus Sclaven. Ein Theil derselben lebt als Diener bei ihren Herren, ein Theil auf deren Ländereien; die letzteren sind ziemlich frei und müssen sich nur auf das Gebot des Herrn bei ihm einstellen. Die Königin hat eine große Menge Fellatahsclaven zur Pflege ihrer Rinderheerden; die Männer treiben das Vieh auf die Weide und besorgen das Melken, den Weibern liegt der Verkauf der Milch ob. Die Hälfte des gewonnenen Geldes ist ihr Eigenthum. — So behandelt man die Sclaven in ihrer Heimath; sie haben große Freiheit und überflüssige Zeit zur Ruhe, werden nie sehr angestrengt und selten und nur mäßig gestraft. Entlaufene Sclaven, welche wieder eingebracht werden, legt man höchstens einige Tage in Ketten, sucht sie dann aber bald zu verkaufen. Die Peitsche wird fast nie angewendet.

Der König kümmerte sich wenig mehr um seine Gäste und schickte höchstens noch zu ihnen, wenn er etwas von ihnen bedurfte. Einmal ließ er ein paar Ladungen Pulver fordern, mit deren Hülfe man ein paar Landstreicherinnen, die sich auf einer Nigerinsel verborgen hielten, einzuschüchtern und einzufangen hoffte. Die armen Weiber galten für Hexen und waren angeklagt, mit Hülfe von zwei alten Herrenmeistern „die Geister von fünf Menschen gefressen zu haben“, welche durch ihre Kunst gestorben wären. Die Männer hatten sich durch die Flucht gerettet, die Weiber wurden festgenommen, und ihre Strafe war lebenslängliche Sclaverei. Die Männer würden, wenn man ihrer habhaft geworden wäre, an Händen und Füßen gebunden in den Niger geworfen worden sein.

Endlich war Alles zur Abreise fertig, große Vorräthe von Lebensmitteln gesammelt, ein paar Säcke mit Getreide und Bohnen, Hühner und Schafe, und der König und die Königin schenkten ihnen eine große Menge Reis, Honig, Zwiebeln, Mais und ein paar Töpfe mit Baum-butter, gegen hundert Pfund schwer, das Ganze für drei bis vier Wochen ausreichend. Auch der Bote aus Rabba kam endlich zurück,



begleitet von dem Sohne des Königes von Nyffi und einem anderen Gesandten desselben, die seine Führer sein sollten. Der Madja, sagte der Bote, sei entzückt über den verheißenen Besuch und habe allen Städten am Niger, die unter seiner Herrschaft ständen, den Befehl gegeben, ihnen zu ihrer Reise nach Kräften behülflich zu sein. Nicht ohne Sorgen sahen die Reisenden die Anzahl ihrer Kostgänger vermehrt. Der König aber ergoß sich in Entzücken über die Genugthuung, die er empfinde, daß er seine Gäste, nachdem er sie so lange treu beherbergt und beschützt habe, nun auch mit sicherem Geleite abreisen sehe. „Jetzt wird keine Seele von mir sagen dürfen, was man von meinem Vorgänger sagen darf; ich habe gegen die weißen Männer meine Schuldigkeit gethan. Mögen das nun meine Nachbarn auch thun!“ Dazu klatzte er in die Hände und schwenkte laut jubelnd seinen Hut.

Am 20. Sept. in der frühesten Morgenstunde wurde das Gepäck an das Ufer geschafft. Der König und die Königin erschienen noch einmal in der Hütte der Reisenden, um ihren letzten Glückwunsch zu sagen, und brachten zwei Töpfe Honig und eine große Menge Gurumüsse mit. Die letzteren empfahlen sie dem Herrscher von Kabba zu schenken, dann könnten sie seines Schutzes sicher sein. Hierauf nahmen sie unter Thränen Abschied und versprachen, sogleich zu Hause einen mächtigen Zauber für die glückliche Fahrt ihrer Gäste zu bereiten. Als Richard und John ihre Hütte verließen, sahen sie den ganzen Hofraum gefüllt mit Nachbarn, Freunden und Bekannten, welche ihnen kniend Glück zur Reise wünschten. Die Muhamedaner flehten Allah's Gunst und Schutz auf sie herab.

Tiefgerührt sagten ihnen die Europäer Lebewohl. Der ganze Weg, bis zum Flusse hin, war ebenso umlagert und alle Männer und Weiber suchten kniend den letzten Abschiedsgruß und Blick zu erhaschen. Erst nach zwei Stunden fanden sich die Ruderer ein, unter dem Befehle desselben Sullitin Zillidji oder Kanooköniges, welcher sie früher nach Jaouri geführt hatte. Nach vollbrachter Ladung stiegen unsere Reisenden ein mit heißem Danke zu dem Allmächtigen für den bisher geschenkten Schutz und mit inbrünstigen Gebeten für ferneres Gelingen.



### III. Aufenthalt in den unteren Nigerländern.

Die beiden Kanoes, welche man den Reisenden geliefert hatte, waren zu klein und jedes hatte große Lecke, so daß immer drei Mann das Wasser ausschöpfen mußten. Daher wurde gegen ein Uhr bei der kleinen Insel Melali Halt gemacht, um die Fahrzeuge auszubessern und die Ladung zweckmäßig zu vertheilen. Die Insel lag nahe am westlichen Ufer, an welchem das Strombett von kleinen Inseln wie besäet ist, und war von Borguleuten bewohnt. Mit starker Strömung, welche in der Stunde wohl eine Meile betragen mochte, fuhren sie weiter den Fluß hinab, zwischen Rissen und Klippen hindurch, welche noch bei dem jetzigen hohen Wasserstande bis über die Oberfläche emporragten und durch lautes Rauschen die Ruderer warnten. Um zwei Uhr zeigte sich auf dem östlichen Ufer die letzte Stadt des Reiches Bussa und zugleich die Grenze von Nyssi. Um fünf Uhr wurde Comi passirt, die Königsfähre, wo einst Clapperton über den Niger ging. Von hier an ist der Niger frei von Klippen und Felsen. Eine Viertelstunde weiter wurde auf der Insel Pataschi wegen eines heftigen Regengusses Halt gemacht und von hier ein Bote nach Wawa geschickt, dem Könige die Ankunft auf seinem Gebiete anzuzeigen. Der Häuptling, ein kleiner, dicker, munterer Alter, hieß sie herzlich willkommen, brachte sie in eine vortreffliche Hütte und schenkte ihnen einen Ueberfluß von Lebensmitteln. Pataschi ist eine Insel von wunderbarer Schönheit, groß und fruchtbar, mit mannichfaltigen Gruppen von Palmen und anderen herrlichen Bäumen geschmückt, reich an Eseln, Kindern, Pferden, Schafen, Ziegen und Geflügel. Die ganze Insel ist bebaut, und ihr ergiebiger Boden bringt eine Fülle von Reis und Yams hervor. Die Bewohner gehören zum Nyssi-Stamm, zahlen aber an Wawa Tribut.

Die Reisenden hatten ein paar Tage lang auf die Rückkehr eines Boten von Wawa zu warten. Während der Zeit bemühte sich der Häuptling von Pataschi auf das Angelegentlichste, sie zu erheitern, denn außerdem, daß er sie reichlich bewirthete, legte er sich selbst nebst einer Anzahl seiner Freunde bei ihnen in's Quartier und veranstaltete mit Hülfe des Palmweines, den er mitbrachte, ein anhaltendes, höchst lästiges Zechgelage. Endlich erschien der Bote, aber mit sehr unwillkommener Botschaft. Der König von Wawa, hieß es, sei ganz



empört, daß sein Schwager zu Bussa die Fremden festgehalten habe. Sogar bei dem großen Feste seien sie nicht erschienen, und das müsse er ihnen sehr übel nehmen. Ein Kanoe für sie liege seit lange in Lever bereit, wollten sie das aber nicht, so sei er bereit, ihnen ihre Pferde wieder zu schicken und den Handel aufzulösen; auf jeden Fall möchten sie noch einmal nach Wawa kommen. Die Reisenden befanden sich in unangenehmer Lage zwischen zwei Fürsten, die es beide wohl mit ihnen meinten, aber höchst eifersüchtig auf einander und in Betreff ihrer Reise ganz verschiedener Meinung waren. Außer der Güte, welche der König von Bussa ihnen von je bewiesen hatte, lag ein Grund mehr für die Befolgung seines Rathes, das Nyffiufer zu verfolgen und den Tzellatahherrscher von Nabba zu besuchen, in dem Umstande, daß der Sohn des Nyffiköniges Muhamed schon ihr Führer war. Dennoch ließ sich nicht verkennen, daß der König von Wawa Recht haben mochte, wenn er sie vor den Tzellatahs warnte, und ihnen die Fahrt auf dem westlichen Ufer, die Küste von Jarriba, empfahl.

Zunächst entschloß sich Richard, wohl oder übel, nebst seinem Begleiter aus Bussa nach Wawa zu gehen. Der König schien verstimmt, und da Richard am Tage seiner Ankunft ihn nicht besuchte und sich mit Erschöpfung entschuldigte, so that der alte Muhamed am anderen Tage dasselbe und bestellte ihn auf einen Tag später. Als dann Richard am 26. Sept. zu ihm kam, erklärte der König mit großer Gleichgültigkeit, daß er das versprochene Kanoe noch nicht habe schaffen können. Doch sei es dem Häuptlinge von Patafschi ein Leichtes, dafür zu sorgen, und er werde sogleich einen Boten nach der Insel schicken, um dort den Handel abzuschließen. Nicht weiter also war diese einfache Angelegenheit, der Ankauf eines Rahnes, bis jetzt gediehen, nachdem die Reisenden durch die darauf bezüglichen Verhandlungen zwischen zwei mächtigen Königen zwei Monate lang hingehalten waren. Als Richard nach Patafschi zurückkam, wo sein Bruder indeß mit der größten Gastfreiheit und Herzlichkeit bewirthet worden war, ergab sich, daß auch hier kein Kanoe von hinreichender Größe zu finden war. Sie mußten sich bis Lever gedulden und bis dahin ihr ganzes lawinenartig wachsendes Gefolge mit sich führen und beköstigen, ihre eigenen Diener, die Begleiter aus Bussa, die Führer aus Nyffi und drei Boten aus Wawa. Nur der Sohn des el Madjia verabschiedete sich, um seinem Vater und dem Herrscher von Nabba



von dem Wege der Reisenden Kenntniß zu geben. Die Ruderer aus Bussa aber waren mit ihrem Kanoë dahin zurück gefahren. So blieb nichts Anderes übrig, als von dem Häuptlinge von Pataschi zwei Kanoes zu leihen, welche sie von Lever aus zurück zu schicken versprachen.

Am 30. Sept. ließ der Häuptling, dankbar für den Besuch der Fremden und für die kräftigen Zaubersprüche, welche sie ihm bereitwilligst geschrieben hatten, sie zu Pferde an das Ufer bringen, wo sie sich einschiffen sollten. Während sie die Kanoes erwarteten, drängten sich Hunderte von Menschen um sie, unter ihnen ein heidnischer Priester vom wunderlichsten Aussehen. Seine Kleider waren aus feinem weissem Graze verfertigt, Kopf, Schultern und Oberleib unter einem ungeheuren Dache, oder besser einer Art von Hütte, verborgen, deren Rand mit Franzen und Troddeln von gefärbtem Heu verziert war, eine Tobe, gleichfalls von gefärbtem Graze, reichte bis zum Knie, und Beinkleider von ungefärbtem Graze, ebenfalls mit Franzen besetzt, bekleideten die Beine bis zu den Knöcheln. Er ging von einem der umherknienden Neger zu dem anderen, bückte sich jedes Mal, so daß er den Sitzenden unter sein Dach bekam, schüttelte dies alsdann heftig, so daß das trockene Gras laut rauschte, und stieß dabei jedes Mal ein ohrzerreißendes Geheul aus. Vielleicht war dies eine Art Segen oder zauberischer Schutz, veranlaßt durch die Anwesenheit der weißen Gäste. Als die Kanoes beisammen waren und alle Ladung sich an Bord befand, sagten unsere Reisenden dem guten alten Häuptlinge von Pataschi Lebewohl, sprangen in das Fahrzeug und stießen unter lautem Zuruf der Neger vom Ufer ab. Die Strömung war sehr stark, das Flußbett aber nicht frei, sondern mit unzähligen Inseln und Felsen durchsetzt, und nach einer Fahrt von etwa drei Stunden, welche an reichen Ufern und mehreren hübschen Städten vorüberführte, kamen unsere Reisenden gegen ein Uhr glücklich in Lever an.

Bei der Landung wurden sie von einem Manne begrüßt, der sich als den Bevollmächtigten und Vertrauten des Herrschers von Nabba vorstellte. Er hieß Tufu, war aus Bornu gebürtig und zeigte sich mit einer unendlichen Beweglichkeit und Sorgsamkeit für die Bequemlichkeit der Fremden bemüht. Er berichtete, daß eine Besatzung von fünfzig Fellatahriegern in der Stadt liege und daß dieselbe gar nicht dem Könige von Wawa gehöre, wiewohl sie sich auf



dessen Gebiete befinde. Ein Kanoe war nicht vorhanden, alle Vertröstungen waren Lug und Trug gewesen.

Entrüstet über die Treulosigkeit des Königes von Wawa und voll Mißtrauen gegen die Rechtlichkeit auch der übrigen an diesem Handel theilhaftigen Personen sahen sich die Reisenden nach Hülfe um, aber sie fanden keinen anderen Rath, als die beiden Kanoes, welche dem Häuptlinge von Pataschi gehörten, auch ohne dessen Zustimmung zu behalten, auf die Gefahr hin, daß der König von Wawa die Zahlung nicht leistete. Die Ruderer von Pataschi widersetzten sich auf das Heftigste, aber der eifrige Duku nahm sich der Reisenden an und bedrohte Jeden, der sich an den Kanoes vergreifen sollte, mit der Todesstrafe, ja, er stellte neben dem Kanoe ein paar Wachen mit gezogenem Säbel auf.

Die Ruderer wurden abgelöst und zurück geschickt, ebenso die Führer aus Wawa und Bussa. Diente indeß dieses auch zu einiger Erleichterung der Reisenden, so wuchsen dagegen die Schwierigkeiten in Lever, wo die Fellatahs und besonders ihr Priester Duku sich keineswegs als zuverlässige Freunde bewährten. Der Häuptling der Stadt, so freundlich er sich gegen die Fremden erwies, war offenbar ohne allen Einfluß. Er gehörte, wie die ganze Bevölkerung, dem Nyffistamme an und war vor einigen Jahren mit derselben auf das westliche Ufer herüber geflüchtet, um den Brandschakungen der Fellatahs zu entgehen. Aber auch die neu gebaute Stadt Lever oder Leaba bot ihm keinen Schutz; ihre unbarmherzigen Feinde folgten ihnen auch hierher und hatten schon einmal die ganze Stadt niedergebrannt. Mit der größten Anmaßung schalteten und walteten die Fellatahs in der Stadt, mißhandelten die Einwohner, und Niemand wagte, sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Auch die Reisenden hatten Ursache genug zur Beschwerde. Mit ihren Kanoes verfuhr Duku wie mit seinem Eigenthume, war unverschämt genug, sie ihnen zu nochmaligem Kaufe anzubieten, und als neue Botschaft aus Teä, einer bei Pataschi liegenden Insel, anlangte, um die Kanoes als das Eigenthum des Häuptlings derselben zurück zu fordern, litt er durchaus nicht, daß die Brüder die Fahrzeuge zurück gaben. Eine Zeitlang hielt er die Reisenden hin, als dieselben aber ernstest auf Abreise drangen, erklärte er höhniisch, daß sie ja ganz in seiner Gewalt ständen, daß sie nur ja thun sollten, was er sagte,



da ja ihre Abreise ganz von seinem Gutdünken abhängt. Das war denn doch unseren Engländern zu stark. Scheinbar im heftigsten Zorne traten sie vor ihn hin, schalten, polterten und droheten, falls er oder einer seiner Leute sich in ihre Angelegenheit mische, ihn auf der Stelle niederzuschießen wie ein Rebhuhn oder eine Guinea-henne. Dem Malem Duku sank der Muth, solcher Entschlossenheit hatte er sich bei den Fremden nicht versehen, und in der sanftesten, artigsten Weise bemühte er sich, seine Gäste zu beruhigen. Nun gingen diese sogleich, sammelten ihre Leute und griffen ihre Kanoes an, um dieselben in's Wasser zu schaffen. Eine Menge Einwohner drängten sich um sie her, unter ihnen auch Duku und der Häuptling, und beide waren so verwandelt, daß sie, da die Engländer die Fahrzeuge nur mit Mühe von der Stelle brachten, selbst mit ihren Leuten Hand anlegten und die Kanoes in wenigen Minuten flott machten. Nach kurzem Abschiede von dem Malem Duku, welcher die Reisenden bat, seiner beim Fürsten in Nabba in Gutem zu gedenken, stießen sie um 9 Uhr Morgens ab und sagten dem Schauplätze so manchen Verdrusses Lebewohl.

Die Ufer sind gegen vierzig Fuß hoch und fallen steil ab in den Fluß, der hier mit bedeutender Tiefe und frei von Felsen gerade gegen Süden strömt. Die Breite wechselte zwischen einer ganzen und einer halben Stunde, das Land an beiden Seiten war flach, schien aber, nach der Menge der Städte und Dörfer zu schließen, dicht bewohnt zu sein. In fünf Stunden landeten die Reisenden bei der ziemlich ansehnlichen Stadt Badjebo und blieben hier die Nacht. Der Ort war eng gebaut und schmutzig, so daß der aus den Straßen emporsteigende Geruch unerträglich wurde. In der Hütte der Reisenden hatte den ganzen Tag ein Holzfeuer gebrannt, so daß sie erhitzt war wie ein Backofen und die Unbequemlichkeit der Nacht jede Vorstellung überstieg. Badjebo liegt ebenfalls am westlichen Nigerufer und verdankt derselben Ursache wie Lever seine Entstehung. Die Bewohner treiben lebhaften Handel, ihre Kanoes sind aus einem einzigen Stamme gehauen, von den Seiten aber bis zu bedeutender Höhe mit Planken besetzt, und die meisten derselben tragen leichte Hütten, in denen die Handelsleute Tagereisen weit ihre Familien mit sich führen. Da man nichts dem Pech oder Theer entsprechendes kennt, so schlägt man bei jedem Riß eiserne Klammern ein; ein altes Fahrzeug, das oft aus-



gebessert war, trug in den Wänden und im Boden gegen acht- bis zehntausend derselben.

Am 5. Octbr. gegen Sonnenaufgang waren unsere Reisenden schon wieder auf dem Flusse, der sich hier in zwei fast gleiche Arme theilt. Die Insel im Flusse und das Land an beiden Ufern war waldig und mit dem schönsten Grün bedeckt, und die Fahrt am östlichen Ufer, vor den Sonnenstrahlen gedeckt, gewährte den herrlichsten Anblick. Gruppen mächtiger Bäume und darunter üppig belaubtes Gesträuch erfreuten durch ihr mannichfaltiges Grün das Auge, während Schaaren kleiner Vögel in den Zweigen sangen. Prächtig wanden sich die Schlingpflanzen in lebhaften Farben von den Spitzen der Bäume herab und senkten sich zum Ufer hernieder, unermessliche natürliche Lauben bildend. Hier und da am Ufer erhoben sich Berge, zum Theil gleichfalls mit Bäumen besetzt. In der Nähe eines hohen, dunkeln Granitfelsens, der auf dem östlichen zu Nyssi gehörigen Ufer lag, machten die Reisenden in der Stadt Litschi eine kurze Rast und wurden trotz der Einflüsterungen einiger feindselig gesinnten Jellatahs freundlich behandelt, mit Honig, Apfelsinen und Citronen bewirthet und ohne Schwierigkeit wieder entlassen. Nach einer langen Fahrt, während deren im Osten eine weit ausgedehnte Kette von Bergen sichtbar wurde und eine Strecke weit mit ihren zerklüfteten, schaurigen Felsmassen das Ufer begleitete, legten sie gegen Abend bei einer kleinen Fischerinsel an, welche zwölf Stunden von Badjebo entfernt ist.

Kurz nachdem sie am folgenden Morgen ihr Fischerdörfchen verlassen hatten, wurde mitten im Strome ein hoher Felsen sichtbar. Es war der Kesaberg, welcher aus dem Flusse 300 Fuß hoch steil aufsteigt. Die ehrwürdigen Bäume, welche den Fuß umkränzen, und die fast ganz nackten, felsigen Wände geben dem Berge ein majestätisches Aussehen. Auch knüpfen sich an denselben unter den Einwohnern die wunderbarsten Sagen. Den Gipfel des Berges soll ein wohlthätiger Genius zu seinem Lieblingsitze erkoren haben, der rings umher seinen himmlischen, segensreichen Einfluß übt. Hier findet der müde Reisende Schutz gegen Stürme und Rast von seinen Mühen. Sein Gebet zu dem Geiste des Berges wird sogleich erhört, und ungeheure Hände reichen ihm die schmachhafteste Speise dar. Sünde und Schmerz sind hier unbekannt, Trauer und Klage müssen fliehen, sowie der Unglückliche diesen Sitz ewiger Heiterkeit betritt.



Gegen Mittag landeten die Reisenden an einer kleinen Insel, Beli genannt, welche sehr flach und morastig war. Auch die Stadt, welche dicht am Ufer lag, war zwar groß, aber schlecht gebaut und schmutzig. Hier trafen sie den Sohn des Nyssiköniges el Madjia, Muhamed, welcher ihnen ankündigte, daß sie nicht nach dem eine halbe Stunde weit entfernten Rabba, sondern nach einer nahe gelegenen kleinen Insel zu gehen hätten. Dieß sei der Wille des Malem Dendo, der es herzlich gut mit ihnen meine. Am anderen Morgen werde der König des „schwarzen Wassers“ sie besuchen und nach der von ihm beherrschten Insel begleiten. Früh am anderen Morgen waren sie in Bereitschaft, abzustößen, hielten es aber für gerathen, den Wasserkönig, auf dessen Erscheinung sie sehr gespannt waren, vor ihrer Abfahrt zu erwarten. Gegen neun Uhr erschienen wirklich zwei Kanoes; das zweite größere war mit zwanzig kräftigen Ruderern bemannt, welche dasselbe unter Gefang und dem Tacte der Rudererschläge vorwärts trieben. In ihrer Mitte saß der König des schwarzen Wassers unter einer Zeltdecke, welche mit allerlei Zierrathen verputzt und mit einer scharlachenen Einfassung und goldenen Troddeln verbrämt vom Mast herabhing. Born im Fahrzeuge saßen drei kleine Knaben von gleicher Größe in glänzender Kleidung, im Hintertheile einige Trommler und Trompeter, und auch sie sowie die Ruderer waren durchgängig hübsche Leute und sehr gewählt gekleidet. Am Landungsplatze stieg der König aus und betrat mit seinem Gefolge die Hütte, in welcher Staatsangelegenheiten verhandelt zu werden pflegten. Als die Brüder vor ihn geführt wurden, saß er auf einem Ehrenplatze zwischen dem Häuptlinge und dem Ältesten der Insel, bewillkommnete die Fremden mit großer Feierlichkeit, machte auf seine hohe Würde und die Bedeutung seines Titels aufmerksam und wiederholte, was schon Muhamed gesagt hatte. Hierauf beschenkte er die Reisenden mit zweitausend Kauries, einem Topfe herrlichen Honigs und einer großen Menge der kostbaren Gurunüsse, welche hier im Lande besonders gut gedeihen und fleißig gebaut werden, und verabschiedete dann die beiden Europäer. Diese kehrten in ihre Kanoes zurück, um den mächtigen Wasserkönig zu erwarten, doch hatten sie bei glühender Sonnenhitze mehrere Stunden zu harren, ehe die schwarze Majestät erschien, gefolgt von den schwarzen Pagen, welche ihr mit gepulzten Kuhschweifen die Insecten abwehrten, und von sechs seiner



Frauen, hübschen, glänzend schwarzen Geschöpfen mit kurzen baumwollenen Röckchen, mit gefärbten Nägeln und silbernen Spangen an Händen und Füßen. Aber auch die beiden Reisenden hatten nicht versäumt, sich zum Empfange des mächtigen Herrschers stattlich zu rüsten. Aus ihren Bettflüchern fertigten sie eine Art Zelt, über welchem sie an einer Stange die brittische Flagge wehen ließen. Richard legte eine alte Schiffsuniform an, John kleidete sich so auffallend wie möglich, und die Diener und Ruderer, im Ganzen acht Leute, erhielten weiße muhamedanische Oberkleider. Ein so stattlicher Aufzug mußte nicht geringen Eindruck machen, und wirklich ließ der König mit seinem Gefolge von zwanzig Kanoes den Fremden den Vorrang. Sie stießen zuerst vom Lande ab und das ganze Geschwader nahm seinen Lauf gen Nabba.

Es war eine muntere Fahrt, aus allen Kanoes erscholl Jubel und Gelächter, Musiker spielten auf ihren Instrumenten, die Ruderer sangen, und ein frischer Wind strich kühlend über das Geschwader hin, welchem sich von allen Seiten Kanoes der Eingeborenen anschlossen. Gegen Mittag landeten sie auf Zagoschi, einer äußerst niedrigen Insel, auf welcher Häuser und Bäume zum Theil im Wasser standen. Eine Menge Menschen empfing sie am Ufer, wo sie landeten. Doch ließen sie dem Könige den Vortritt, welcher sie auf die Insel führte und ihnen eine Hütte zur Wohnung anwies, die zwar dort eine der besten, aber doch in jeder Beziehung mangelhaft und unwohnlich war.

Bald indeß schickte der König ihnen Matten, die feuchte Erde zu bedecken, sowie ein paar Schüsseln mit gedämpftem Reis und Geflügel nebst einer Menge von saurem Bier. Gegen sieben Uhr Abends kamen Abgeordnete aus Nabba, um zu melden, daß sie am nächsten Morgen die Geschenke für ihren Malem in Empfang nehmen würden. Derselbe habe die Fremden nicht nöthigen wollen, selbst nach Nabba zu kommen, da die Stadt voll Araber sei, deren Zudringlichkeit und Habsucht ihnen unbequem werden könnte. Von der Insel aus gesehen erschien Nabba als eine sehr große, volkreiche und blühende Stadt, in angenehmer Lage an der westlichen Abdachung eines sanft aufsteigenden Berges gelegen, und mochte quer über den Strom hinüber etwa dreiviertel Stunden von Zagoschi entfernt sein.

Früh am Morgen kamen die Abgeordneten und brachten zwei schöne Schafe nebst einer Menge Reis. Hierauf wurden ihnen die



Geschenke übergeben, welche aus hübschen Spiegeln mit vergoldeten Rahmen, silbernen Spangen, einer Schnupftabaksdose, einer Tabakspfeife, Messern und Scheeren, ein paar neugeprägten Schillingen und einem naturgeschichtlichen Kupferwerke bestanden. Zudem wurde dem Fürsten von Nabba eine Camera obscura und dem Könige von Nyssi ein Taschencompaß geschenkt. Bald darauf kam auch der alte Sulikin Nuah, „der Wasserkönig“, nebst mehreren seiner Unterthanen, um die Reisenden zu begrüßen und ihnen Lebensmittel zu schenken. Sie brachten eine ungeheure Menge von Fleischstücken und Pamsbrei, der in Palmöl gesotten war, nebst beträchtlichen Quantitäten Bier herbei. Die Unterhaltung ging mit Hülfe eines Haoussadolmetschers, den der König mitgebracht hatte, ziemlich gut von Statten. Minder gut ging es späteren Besuchern, welche zu gleichem Zwecke kamen. Anfangs waren dieselben verlegen, als sie sahen, daß die Reisenden die Nyssisprache nicht verstanden, und blickten dieselben mit großen Augen an, dann sahen sie einander recht pffiffig in's Gesicht, nickten sich gegenseitig zu und brachen endlich in ein lautes Gelächter aus, doch ließen sie, als sie gingen, ihre Töpfe und Kalebassen stehen. Auch zwei Araber kamen, um die Brüder zu besuchen, und hatten dieselben kaum erblickt, als sich der ältere derselben mit lautem Freudengeschrei an Richard's Brust warf, ihm Schulter, Hände, Wangen, Stirn und Bart auf's Lebhafteste küßte und sich für seinen alten Freund und Bekannten erklärte. Es war derselbe Spitzbube, der schon als Clapperton's Diener diesen bestohlen hatte und später als Richard's Führer von Kano aus mit einer großen Summe Geldes und anderen werthvollen Gegenständen durchgegangen war. Als ihm die Brüder, entrüstet über solche Unverschämtheit, seine Schelmenstreiche vorhielten, lachte er laut, hielt ihren Zorn für einen allerliebsten Scherz, und fing nun an, mit der ekelhaftesten Zudringlichkeit um Alles zu betteln, was er bei den Reisenden sah. Erst als sie drohten, auf ihn zu schießen, wenn er sich nicht fortmachte, begriff er, daß es Ernst war, und lief eilends davon.

Auch Ali, der junge Araber, welchen die Reisenden in Zaouri kennen gelernt hatten, besuchte sie hier. Er war zum Pferdehandel in Nabba und hatte ein paar herrliche Thiere mitgebracht, welche er für den guten alten Gadado von Saccatu zu verkaufen hatte. Malem Dendo fand Wohlgefallen an den Pferden und kaufte sie unter der



Bedingung, den geforderten Preis zum Theil in Kauries, zum Theil in Waaren bezahlen zu können. Ali lieferte die Koppel aus, hatte aber seitdem von keiner Zahlung vernommen, der Fürst entschuldigte sich mit Geldmangel, großen anderweitigen Ausgaben, und der Verkäufer konnte warten.

Was den Fellatahfürsten von Rabba — der zwar Vello's Vetter, aber dem Anscheine nach von demselben ganz unabhängig war — so viel Geld gekostet hatte, war ein unglücklicher Feldzug, in welchem er das Königreich Junda zu erobern gedachte. Er rückte in dasselbe ein mit unzähligem Fußvolk und tausend Reitern, theils Fellatahs, theils Negern. Aber auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt angelangt glaubten seine Krieger ein Heer mit Flinten und in blauen und weißen Röcken in der Ferne anrücken zu sehen. Völl Entsetzen wandten sie sich zur Flucht und erzählten dann ihren Landsleuten, daß ein ganzes Heer weißer Krieger mit furchtbarer Bewaffnung sie angegriffen habe. Malem Dendo erkundigte sich bei Pascoe, ob wohl viele Engländer es mit seinen Feinden in Junda hielten.

Trotz dieser Freiheit sind die Fellatahs große Prahler. Nachdem sie Nyssi ganz in ihre Gewalt gebracht, beabsichtigten sie einen Angriff auf Jarriba, welchen der Sohn und vorbestimmte Nachfolger des alten Dendo leiten sollte, und bedauerten nur, daß das Salzwasser sie hemmte, sonst würden sie die ganze Welt erobern. Mit Beschämung sprachen sie zwar von der gleichfalls fehlgeschlagenen Unternehmung gegen die Provinz Engarski, wo mehrere hundert Fellatahkrieger, wie früher erzählt worden ist, durch die verachteten Cambris schmählich umgekommen waren, aber um so größere Erfolge sagten sie von ihrem Zuge gegen Jarriba voraus, dessen Hauptstadt Katunga ihr nächstes Ziel war.

Der Markt von Rabba ist sehr berühmt und gilt für den bedeutendsten in ganz Nyssi. Außer vielerlei einheimischen Waaren füllen ihn zahlreiche Sklaven; einer von den Dienern der Reisenden, welcher hingeschickt wurde, um Nadeln zu verkaufen, zählte mehr als zweihundert Männer, Weiber und Kinder, die alle reihenweise zum Verkaufe ausgestellt waren. Der Preis für einen starken Burschen betrug gegen 40,000 Kauries, die hübscheren Mädchen galten 50,000 und mehr. Auch Elfenbein wird verkauft, und große Zähne sind für 1000 Kauries zu haben.



Der Malem Dendo hatte sich anfangs über die erhaltenen Geschenke zufrieden geäußert. Nach und nach aber bekam er andere Ansichten, ließ endlich den Pascoe rufen und sprach ihm unverhohlen aus, daß die Weißen ja nicht glauben dürften, ihn mit solchem Kinderspielkram abfinden zu können. Nur der Spiegel sei eine anständige Gabe, aber bei Weitem nicht bedeutend genug. Wenn sie sich nicht zu anderen werthvollen Geschenken entschlossen, so würde er ihnen ihre Flinten, Pistolen und ihr Pulver abnehmen, ehe er die Abreise von Zagoschi gestatte. Auch der Madjia würde es sehr übel vermerken, wenn sie nicht nach dem Sansan gingen, ihn zu besuchen; dies müsse so gleich geschehen.

In dieser großen Verlegenheit war das einzige Mittel der Rettung, daß die Reisenden den goldbetreften scharlachenen Rock, welchen Park einst getragen hatte, dem habgüchtigen Tellatah zuschickten. Aber dies Geschenk erfüllte auch vollkommen seinen Zweck. Ganz bezaubert von der Großherzigkeit der weißen Männer erklärte er sich jetzt für ihren entschiedensten Freund. So etwas, so eine fürstliche Gabe, sagte er zu dem Boten, könne er nicht als Geschenk nehmen, er werde es bezahlen, er wolle den weißen Männern geben, was sie wünschten, wenn es in Nabba irgend zu haben sei. „Nun sehe ich doch aus, wie ein wahrer König!“ rief er entzückt aus. „Sagt Niemanden, daß ich solchen Rock besitze! Meine Nachbarn werden mich voll Neid betrachten, und meine Unterthanen, wenn ich so geschmückt erscheine, um in den Krieg zu ziehen, werden erstaunen, ihre Augen werden ganz verblendet sein!“

Nichts lag den Reisenden näher, als der Wunsch, ein gutes großes Kanoe zur Weiterreise zu erlangen. Sie sprachen denselben aus, und sogleich gab Dendo die Zusicherung, dafür sorgen zu wollen. Auch Matten, welche zu Nabba in ausgezeichnete Güte gearbeitet werden, Lebensmittel, Kleider für die Diener sandte er sogleich, und Pascoe erhielt ein Trinkgeld von 1000 Kauries. Inzwischen kam ein Bote von el Madjia, welcher den Dendo aufforderte, die Fremden festzuhalten und ihnen alle die Schätze abzupressen, welche sie ohne Zweifel noch verborgen hielten. Aber Dendo war befriedigt und sandte den Abgeordneten des Königes mit einem derben Verweise zurück. „Was“, rief er, „die weißen Männer sind aus fernen Landen gekommen, uns aufzusuchen, haben ihre Habe hier verzehrt, ihre



Geschenke uns gegeben, ehe wir ihnen Gutes erweisen konnten, und wir sollten sie unmenschlich behandeln? Die Schuhe haben sie an den Füßen abgetragen, die Kleider auf dem Wege zerrissen, sich selbst in unsere Hand gegeben und unseren gastlichen Schutz erbeten — und wir sollten ihnen wie Räuber begegnen und sie dann wie Hunde von uns treiben? Welche Schmach für unsere Namen, welche Erniedrigung des Königes von Nyssi neben dem Herrscher von Bussa und Jarriba! Nein, ich habe ihnen mein Wort gegeben, und das gilt mir höher und heiliger als alle Flinten und Pistolen der ganzen Welt!”

Während Dendo dem Pascoe diesen Zwischenfall erzählte, besuchten ihn einige Kaufleute aus Haoussa, welche auch mit Pferden in Rabba angelangt waren. Als sie von der Anwesenheit der Weißen hörten, erzählten sie, daß sie den unglücklichen Abdallah, d. h. Clapperton, gekannt hätten, der zu Saccatu gestorben sei, nachdem er dem Sultan Bello die reichsten, ausgefeiltesten Geschenke gegeben habe. Als sie mit der höchsten Bewunderung von jenem Reisenden sprachen, fiel ihnen Dendo in's Wort: „Ich kenne die weißen Männer auch, es sind sehr gute Menschen! Und warum soll ich das nicht offen sagen? Ich bin ja auch ein weißer Mann und bin sehr wahrscheinlich mit ihnen von einem Blute!“

Bei dieser Aeußerung erwähnen die Reisenden der lächerlichen Sucht der Neger, für weiße Leute zu gelten und damit ein unbedingtes Uebergewicht über die schwarzen Menschen sich anzumäßen. So hörten sie in Jaouri zwei Männer sich auf's Heftigste mit einander herumzanken. „Was“, rief der Eine, „du erbärmlicher Sohn einer schwarzen Ameise, du nimmst dir heraus, mir zu sagen, daß mein Vater ein Pferd war? Sieh doch die Christen hier an! Was sie sind, bin ich auch, meine Eltern waren wie sie! Antworte mir nichts, sage ich dir, denn ich bin ein weißer Mann.“ Der Sprecher war ein Neger und seine Haut kohlschwarz.

Um sich für die bevorstehende Abreise mit Geld und Lebensmitteln hinlänglich ausrüsten zu können, schickten die Reisenden, da ihr Vorrath an Tuch, Spiegeln u. dgl. erschöpft war, alles irgend Entbehrliche ihrer Habseligkeiten zu Markte. Richard's Uhr gefiel einem der Feldherrn Dendo's so sehr, daß er 60,000 Kauries dafür bot. Aber als er zu Pferde stieg, ließ er sie fallen, das Glas zerbrach und das Gehäuse verlor seinen Glanz. Er schickte sie daher zurück nebst



einem schönen Leopardenfelle, das als Entschädigung dienen sollte. Da die Uhr noch richtig ging, so sandte sie Richard an Dendo selbst, welcher eine hohe Summe dafür zu zahlen versprach. Nach einigen Tagen aber schickte er sie gleichfalls, nachdem er das ganze Räderwerk zerbrochen hatte, als unbrauchbar zurück.

Es ist ein Hauptstolz für die Einwohner von Rabba, schöne Pferde zu besitzen; sie verstehen diese eben so gut zu pflegen, wie die Araber, von welchen sie dieselben meistens erhandeln, und reiten sehr geschickt und mit großer Anmuth; dazu wissen sie ihre Kleidung recht geschmackvoll zu wählen. Ganz anders ist es bei den Einwohnern von Zagoschi. Die Insel hat so morastigen Grund, daß man sogar in den gestampften Fußböden der Hütten mit einem glatten Stabe so tief hinein bohren kann, wie man will, ist also zum Reiten nicht geeignet. Dagegen liebt der Bewohner von Zagoschi seine Kanoe über Alles, und Belustigungen auf dem Wasser bilden seine Hauptleidenschaft. Alle sind treffliche Ruderer und Segler, Fischer und Schwimmer. Auch Dendo besaß gegen 600 Fahrzeuge. Uebrigens vernachlässigt man auf der Insel auch den Ackerbau durchaus nicht, und in gewerblicher Beziehung stehen die Zagoschier den Nyffantschis gar nicht nach. Ihr Tuch zu Obergewändern und Beinkleidern würde keiner europäischen Fabrikstadt Schande machen, und ihre Matten, hölzerne Schüsseln und Teller, Schuhe, Sandalen und Mützen, sowie ihre Schmiedearbeit in Kupfer und Eisen, Steigbügel, Hufeisen, Pferdegeschirr, Ketten u. dgl. zeugt von bedeutendem Geschmacke und fleißiger Ausführung. Die Holzschuhe, welche die Einwohner von Zagoschi des schwammigen Bodens wegen zu tragen pflegen, bestehen aus einem Brettchen von sehr hartem Holze, so lang wie der Fuß, welches an beiden Enden auf einem dickeren Querstücke befestigt ist. vorn befindet sich ein Loch für die große Zehe, von hinten läuft ein Riemen über das Fußgelenk.

Die Insel, gegen vier Meilen lang, ist durch ihre Lage vor den Einfällen der Zellatahs völlig gesichert und genießt dadurch eines Wohlstandes, wie ihn das feste Land nicht mehr kennt. Die Bewohner erfreuen sich ihrer Freiheit bei unverdrossener Arbeit und einer Gesundheit, welche man bei der niedrigen Lage und den häufigen Ueberschwemmungen nicht für möglich halten sollte.



Der König der Insel stellte hohe Forderungen, als sich die Reisenden um ein Kanoë an ihn wandten; sie sollten ihm dafür die beiden von Pataschi mitgebrachten kleinen Fahrzeuge geben und noch 20,000 Kauries darauf bezahlen. Indem aber kam ein Bevollmächtigter Dendo's und erledigte das Geschäft, indem er im Auftrage seines Gebieters die Hälfte der verlangten Summe zu erlegen versprach. So schienen endlich die letzten Schwierigkeiten beseitigt, und die Reisenden konnten von der Insel Zagoschi und ihrem Wasserkönige Abschied nehmen.

Dennoch stellten sich bei dem letzteren, als sie am 16. Oct. sich zur Abreise anschickten, wieder allerlei Bedenkllichkeiten ein; erst verweigerte er jedes Fahrzeug, sogar die beiden aus Pataschi, dann gab er diese heraus, und erst als die Lebensmittel geladen waren, ließ er sich herbei, ein größeres Kanoë anzuweisen. Aber auf eine Zahlungsanweisung an Dendo ließ er sich nicht ein, vielmehr mußte Richard die 10,000 Kauries baar auszahlen. Froh, endlich abfahren zu können, beluden die Brüder ihr Schiff — ein Boot von fünfzehn Fuß Länge und vier Fuß Breite, mit flachem Boden und aus einem einzigen Holzstamme gezimmert — und stießen unter Hurrahruf und Abfeuern ihrer Flinten von der Insel ab, deren Strand dicht gedrängt voll Menschen stand.

Bald war Zagoschi ihren Augen entschwunden, länger blieb das höher gelegene Nabba sichtbar. Die Breite des Flusses betrug von der Insel aus etwa eine halbe Meile; unterhalb derselben, wo er fast eine Meile breit ist, war eine Fährre zur Ueberfahrt nach Zarriba, wo die Stadt Mori, unfern Katunga, den Zellatahs bereits gehörig, einen bedeutenden Handelsplatz bildet. Eine niedrige Hügelreihe zog sich eine Meile vom Ufer den Strom entlang; von ihr getrennt stieg ein Bergkegel am Ufer jäh in die Höhe. An beiden Seiten lagen zahlreiche Dörfer, umgeben von Reisfeldern, die zum großen Theil unter Wasser standen. Ohne zur Mittagszeit zu landen, setzten die Reisenden ihre Fahrt fort, mit einer Strömung von einer Meile auf die Stunde; als sie gegen Abend anlegen wollten, fanden sie kein Dorf nahe genug an dem hier überall von Morast bedecktem Ufersaume gelegen und sahen sich genöthigt, die Nacht hindurch zu fahren. Dazu erhob sich ein immer stärker werdendes Gewitter; das grelle Leuchten der gezackten Blitze wiederholte sich häufig genug, daß



die Ruderer, angstbetäubt durch den rollenden Donner, die Richtung nicht verfehlten, was bei der undurchdringlichen Finsterniß, welche übrigens herrschte, nicht gefahrlos war; eine andere Gefahr aber, die gleichfalls nicht gering war, drohte durch die Flußpferde oder Gewau Kua, die Wasserelephanten, wie die Eingeborenen sie nennen. Diese tauchten mit der Dunkelheit in ganzen Heerden über das Wasser empor, manchmal dicht neben dem Kanoe, das sie neugierig umschauften. Richard suchte die nächsten durch einen Schuß zurück zu schrecken, aber das Mittel wirkte das Gegentheil; von allen Seiten drängten sich jetzt die riesigen Thiere heran, rückten dicht auf das Boot los, die Ruderer griffen aus, pfeilschnell schoß das Fahrzeug dahin, zwischen Inseln hindurch, auf denen man zu übernachten nicht wagen durfte, der Krokodile wegen, welche sie bewohnten. Hier und da erschien das Geflimmer vieler Lichter am Ufer, welches ein Dorf anzeigte, aber wie man sich näherte, verschwand Alles wieder hinter dem dichten Röhricht. Endlich befestigten die Reisenden ihr Kanoe an den Zweigen eines dornigen Gestrüppes, das aus dem Wasser hervorragte, stillten ihren Hunger und den ihrer Begleiter mit kaltem Reis und Honig, und sanken dann trotz des Aufruhrs der Elemente, des Regens und des Sturmes in festen Schlaf, die Beine über den Rand des Fahrzeuges hingestreckt, während zwei Leute fortwährend schöpfen mußten, damit das Boot nicht sank. Zum Glück kamen die Flußpferde nicht in die nächste Nähe des Bootes; wäre dasselbe umgeschlagen, so wären Alle verloren gewesen. Gegen drei Uhr Morgens klärte sich die Luft auf, die Sterne blinkten wie Edelsteine herab, und bei ihrem Scheine wurde die Fahrt fortgesetzt bis zu einem kleinen Fischerdorfe, wo gelandet werden konnte. Es war fünf Uhr, die Fahrt hatte mit geringer Unterbrechung zwanzig Stunden gedauert, und die durchfahrene Strecke maß kaum weniger als zwanzig Meilen. Bald loderte ein lustiges Feuer auf, die Kleider wurden getrocknet und die Gflust mit magerem Reis und Honig beschwichtigt.

Das Dörfchen Dakani lag auf einer Insel, und seine Bewohner, dem Ryffistamme angehörig, waren seit einigen Wochen zum Islam bekehrt worden. Die von Rabba aus zu diesem Zwecke abgesandten Malems waren aufmerksam gegen die Fremden, und die Eingeborenen, harmlos gute Neger, folgten ihrem Beispiele. Unlieb war den Reisenden die Ankunft eines für sie bestimmten Führers aus Zagoschi,



der ihnen die ganze Nacht hindurch gefolgt war und sie hier zufällig auffand; viel lieber wären sie ihre eigenen Herren gewesen.

Um zehn Uhr am 17. Octbr. setzten sie ihre Fahrt fort. Hohe Berge von seltsamen Formen, anscheinend eine Kette bildend, begrenzten den Horizont; die Breite des Stromes schien an einigen Stellen anderthalb Meilen zu betragen. An den Ufern erschienen zwischen Palmengruppen zahlreiche Städte und Dörfer, kaum halbe Stunden von einander entfernt. Aber unsere Reisenden vermieden jeden Aufenthalt, so sehr ihnen ihr Führer rieth, hier oder dort anzulegen. Wie leicht hätte man sie wieder Tage lang festhalten können! Auf dem Flusse herrschte hin und wieder das regste Leben. Einmal waren über hundert Kanoes zugleich sichtbar, theils an den Ufern hinüberdend, theils den Strom kreuzend, und ein jedes trug in der Mitte eine Hütte. Die meisten schienen von Familien besetzt zu sein, denn während die Männer ruderten, sangen die Weiber und Mädchen mit nicht sehr zarten Stimmen zur Guitarre, was sich indeß nicht übel ausnahm. Als ein Kanoe dicht an dem unserer Reisenden vorüberstrich, verstummte plötzlich Musik und Gesang, und statt dessen erscholl einmal über das andere der verwunderte Ruf: „*Ki ki neni akka tshi-ken ziladji!*“ — nach Pascoe's Uebersetzung etwa: „*O jemine (oh bear), was sehe ich in dem Kanoe!*“

Auf der kleinen Insel Gungo landeten die Reisenden, um dort die nächste Nacht zuzubringen. Die Insulaner, ein harmloses Völkchen, wie die zu Dacani, gaben ihnen eine Hütte von Weidengeflecht und brachten eine Schüssel mit gekochtem Mais nebst einem Stücke Flußpferdfleisch zum Abendbrod. Die beiden Engländer vermochten das letztere, fast ganz aus Fett bestehend, nicht zu genießen, die schwarzen Diener aber erklärten es für die beste Speise, die sie in ihrem Leben gehabt hätten. Dieselbe Mahlzeit wiederholte sich am anderen Morgen. Die Eingeborenen, welche ihrer Neugier, die Weißen zu sehen, gefolgt waren, zeigten sich sehr bescheiden und setzten sich in weitem Kreise um ihre Hütte; sie waren anständig gekleidet, und ihr Häuptling trug muhamedanische Tracht. Ein Gespräch war nicht möglich, da die Sprache den Reisenden gänzlich fremd war, aber man verständigte sich durch Zeichen. Die Männer zeigten weniger Erstaunen, als die Weiber und ihre hübschen pausbackigen Kinder. An den letzteren machten die Reisenden von Neuem die Bemerkung, daß die



Negerkinder sehr niedlich und auch für den Europäer anmuthig und einnehmend zu sein pflegen. Ein einfaches Geschenk von Nadeln und Glasperlen nahm die guten Neger ganz für die Fremden ein, und alle erhoben unter heißen Segenswünschen die Hände, als das Kanoe abstieß.

Raum war Gungo aus dem Gesichte, so erhob sich ein starker Wind, der bald in den wüthendsten Sturm überging. Der Fluß ward aufgewühlt wie ein Meer, das Kanoe wie eine Nußschale hin und hergeschleudert. Nur mit großer Anstrengung gelang es, die Regenmassen auszuschöpfen, von denen es zu sinken drohte, und aus der Strömung mitten im Flusse an das morastige Ufer zu gelangen. Von allen Seiten schlugen die Wellen über den Bord, der Wind schien von allen Seiten zu stürmen. Endlich war das Ufer erreicht, aber hier wartete unserer Abenteurer ein neuer Schrecken. Ein schreckliches Krokodil von riesiger Größe, welches sie vorher nicht bemerkt hatten, schoß plötzlich dicht neben dem Kanoe in die Tiefe hinab. Sie hatten es aus dem Schlafe gestört; hätte das Ungeheuer das Kanoe ergriffen, Alle wären verloren gewesen.

Der Sturm ließ allmählich nach, und das Kanoe wurde wieder flott gemacht. Mitten im Strome lag eine Insel, von den hochgeschwollenen Fluthen größtentheils überschwemmt. Mit der Gewalt eines Wasserfalles brausete der Strom über die flachen Sandbänke des Ufers hin und riß das Kanoe unwiderstehlich mit sich fort. Plötzlich stieß es gegen eine der halb unter Wasser stehenden Hütten so heftig an, daß ein Mann über Bord stürzte und die Uebrigen sich nur mit Mühe auf den Beinen hielten. Trotz der reißenden Strömung holte Jener das Kanoe wieder ein, da das Wasser nur flach war. Auch in dem Dorfe herrschte allgemeine Verwirrung, da es bis auf zwölf Hütten ganz überschwemmt und weggespült war; die Einwohner wateten bis an die Knie im Wasser, andere fuhren in ihren Kanoes durch die Straßen. Die Reisenden riefen einige an, um Auskunft zu erhalten über die Stadt Egga, welche man ihnen dringend anbefohlen hatte zu besuchen, aber Niemand verstand sie, die einzige Antwort war, daß der Niger seit Menschengedenken nicht so hoch gestanden habe.

Gegen vier Uhr Nachmittags war nach ununterbrochener Fahrt die Mannschaft so erschöpft, daß man auf der Insel Joso Halt machte.



Egga, hieß es, sei noch eine weite Strecke entfernt. Ein Mann, welcher eben aus Funda anlangte, kam, um die Fremden zu sehen, und erzählte, daß bis zu den Grenzen dieses Reiches noch drei Tagereisen seien; die Stadt selbst liege eben so weit landeinwärts. Es war also kein Gedanke, daß die Reisenden dieselbe besuchten, sowohl wegen der Mühsal des Marsches dahin, welcher sie sich nicht mehr gewachsen fühlten, als auch, weil sie keine Geschenke mehr zu geben hatten.

Auf der zuletzt durchfahrenen Strecke hatte sich der Fluß in steten Schlangenwindungen fortbewegt und war von unzähligen Flußpferden bewohnt. Bei Joso belebten ihn daneben viele Kanoes von ansehnlicher Größe. Die Eingeborenen, schon bei der Ankunft der Reisenden sehr erschrocken, dachten nicht daran, dieselben zu bewirthen. Aber es waren ein paar Abgesandte aus Nabba da, um Tribut einzufordern; diese nahmen sich der Fremden an und sorgten für ihr Unterkommen. Solche Abgeordnete pflegten einige Tage auf die Zahlung der verlangten Summe von Kauries zu warten, dann aber, wenn die Steuer nicht aufgebracht werden kann, ein Paar Menschen bei Gelegenheit weg zu führen, welche verkauft werden und so die Steuer decken.

Am 19. Octbr. kamen die Reisenden an der Mündung des Kadaniaflusses vorüber, desselben, welchen Richard früher bei Kuttup überschritten hatte. Die Ufer des Niger, schon seit einigen Tagen minder flach als vorher, waren hier malerisch und stiegen zu beiden Seiten merklich empor. Es schien eine Bergkette von Nordnordost nach Süd-südwest zu streichen, welche der Fluß hier durchbrach. Etwa andert-halb Meilen unterhalb der Mündung wurde hinter einem morastigen Uferrande eine große schön gebaute Stadt sichtbar, gegen dreiviertel Meilen vom Ufer entfernt und durch mehrere Canäle mit dem Flusse verbunden. Unverzüglich wurde das Kanoe in einen derselben hinein gerudert und gegen Mittag landeten die Reisenden in Egga.

Die Stadt zog sich dem Anscheine nach eine Länge von einer halben Meile am Ufer hin, das mit Kanoes wie besäet war. Letztere waren stark gebaut, mit Waaren aller Art gefüllt, trugen Zeltdächer, wie die früher gesehenen, und waren am Stern mit Blut bestrichen und mit Federn besteckt, zur Abwehr jedes Uebels. Ein junger Feltatah erblickte die Weißen und lud sie ein, auszustiegen. Hierauf ward Pascoe abgeschickt, um dem Häuptlinge die Ankunft der Fremden



zu melden. Er kam schnell zurück mit der Weisung, die Letzteren zu der Audienzstätte zu führen. Hier lag der Häuptling, ein alter, wohl hundertjähriger Neger, auf einer Kuhhaut am Boden, umgeben von einigen alten Malems und einer Menge von Fellatahs. Er sah die Fremden staunend an, begrüßte sie freundlich und erklärte, sie seien merkwürdige Leute, wirklich sehenswerth; dann ließ er seine Freunde herbei rufen und zeigte ihnen die seltsamen Gäste. Dabei lachte der weißbärtige Alte wie ein Kind und trieb die tollsten Poffen, die wenig zu seinem übrigens ehrwürdigen Aussehen stimmten. Endlich baten die Reisenden ernstlich, ihnen Quartier anzuweisen. „Ja“, rief der Alte, „ihr sollt ein Haus haben, gut genug für einen König!“ Sie erhielten eine ziemlich gute Hütte, und als Nahrung eine Schüssel mit Tuah nebst etwas Fleischbrühe.

Die Neugier der Leute von Egga war unerträglich. Die Malems hielten die Hütte fast umlagert, die Frauen des Häuptlings kamen mit Gururüssen und durften nicht abgewiesen werden, hinter ihnen drängten sich unabsehbare Schaaren Neger, so daß die Reisenden sich genöthigt sahen, ihre Hütte zu verrammeln und Wachen aufzustellen. Weder an diesem noch den folgenden Tagen durften sie es wagen, ihre Hütte zu verlassen, und ihre einzige Bewegung bestand darin, daß sie die Rundung derselben, wie wilde Thiere ihren Käfig, mit großen Schritten durchmaßen; die einzige Erfrischung bei der schwülen Hitze war der Luftzug durch die wieder geöffnete Thüre. Aber bis in diese herein drängten sich die Neugierigen und fuhren nur, wenn Richard oder John sich ihnen näherten, entsetzt zurück. Minder scheu waren ein paar Fellatahs und Vornehme der Stadt. Sie kamen ungeheißt herein, peinigten die Weißen wie ein paar böse Geister, legten sich auf deren Matten hin, kurz sie betrugten sich mit der größten Unverschämtheit.

Auch Egga war zum Theil vom Niger überschwemmt, da es zwar weit vom eigentlichen Ufer entfernt, aber doch sehr niedrig liegt. Daß man die Städte nicht besser gegen Uberschwemmungen sichert, mag seinen Grund haben in der Bequemlichkeit der Neger, welche gerne in nächster Nähe des Ufersaumes wohnen, dessen schwarze Erde bei ihrer unglaublichen Fruchtbarkeit ihnen ohne Arbeit alle Lebensbedürfnisse liefert. Fische werden in reichster Fülle in dem Strome gefangen, so daß Alles hier wohlfeil und reichlich zu haben ist. Fleisch



ist man nicht; vordem hielten die Einwohner Schafe, aber die Hyänen, von welchen die nahen Wälder wimmeln, haben dieselben fast alle weggeholt.

Der alte Häuptling schien an nichts größeres Wohlgefallen zu haben, als an Scherz und Lachen. Den ganzen Tag saß er in seiner Hütte, umgeben von seinen alten Freunden, und unaufhörlich schallte ihr Gelächter zu den Reisenden herüber. Doch konnte er es sich nicht versagen, trotz seiner hundert Jahre, den letzteren eine Probe von seiner unvergänglichen Kraft und Anmuth zu geben. Er lud sie zu einer Tanzvorstellung vor ihrer Hütte ein; Sänger, Tänzer und Musiker umgaben ihn, und nun begann er unter lautem Beifallsgelächter des dicht gedrängten Volkes zu springen und sich zu drehen. Natürlich verging ihm bald der Athem, aber er griff nach seiner Krücke und that sein Bestes, bis der alte Geck keuchend auf der Schwelle der Hütte nieder sank. Doch suchte er, da die Weißen neben ihm saßen, auch sein Stöhnen zu unterdrücken, und fing, nachdem er vergebens versucht hatte, noch einmal zu tanzen, gar zu singen an, jedoch mit so unhörbar leisem Gezwickel, daß er selbst an dem Erfolge seiner Leistungen zweifeln mußte. Desto lauter lärmten aber die Anderen, bis es endlich den Reisenden genug war und sie sich, zu unendlichem Bedauern des alten lustigen Häuptlings, verabschiedeten.

Zum Danke beschloßen unsere Freunde nun auch, sich dem Volke zu zeigen. Sie gingen ein paar Stunden vor ihrer Hütte umher, während die alten Malems das Volk in guter Ordnung hielten und das Ab- und Zuströmen der Schaaren regelten. Auch der Häuptling war zugegen und erfreute sich des Aufsehens und der Bewunderung, welche seine silbernen Armbänder, das Geschenk seiner Gäste, bei seinem Volke erregten.

Die Fortsetzung der Reise ward als sehr gefährlich geschildert. Weiterhin am Niger, hieß es, habe jede Stadt ihren eigenen Häuptling, und alle ständen mit einander in Fehde, so daß kein Reisender seines Lebens sicher sei. Die Diener wurden stutzig und wollten sich alle, bis auf Pascoe und einen Mulatten, verabschieden; sie ließen sich nur halten durch die entschiedene Weigerung, ihnen, wenn sie jetzt gingen, auch nur einen Pfennig ihres Lohnes auszuzahlen. So gelang es unseren Freunden, am 22. Octbr. der Stadt Egga Lebewohl zu sagen.



Um sieben Uhr nahmen sie von dem alten Fürsten Abschied und stachen unter einer Salve aus drei Flinten in den Strom. Etwas unterhalb Egga bildete derselbe zwei Inseln von wunderbarer Schönheit, zugleich herrlich angebaut und zahlreich bewohnt. Dann gelangte das Fahrzeug in den offenen Fluß. Mit wahren Entzücken gewahrten hier unsere Reisenden die ersten Verkünder der nahen See, eine Möve und ein halbes Duzend großer weißer Pelikane, welche anmuthig auf dem Wasser hinsegelten. Die Strömung war stark, etwa eine Meile auf die Stunde, die Ufer niedrig und morastig, das östliche aber stieg zu einer doppelten Bergkette an, welche bis an ihren Kamm mit Grün bedeckt war. Wieder wurden manche Dörfer sichtbar, welche in den Niederungen zwischen Reisfeldern stehend vom Wasser fast übersfluthet waren. Um elf Uhr erschien am linken Ufer am Fuße eines hohen Berges eine große Handelsstadt, deren Namen die Reisenden nicht zu erfahren vermochten. Auch hier fuhr eine zahlreiche Menge Kanoes auf dem Flusse hin und her, doch war bei der ganz fremdartigen Sprache des Volkes keine Unterhaltung möglich. Ein Dorf folgte dem anderen an beiden Seiten des Flusses, dazwischen lagen große Strecken des fruchtbarsten Weidebodens. Doch ohne irgend anzuhalten, wurde die Fahrt fortgesetzt, bis man endlich an einer kleinen Insel bei einem Dörfchen landete. Die Einwohner hielten die Ankömmlinge, wie diese später erfuhren, anfänglich für Fellatahs und traten ihnen bewaffnet und in drohender Haltung entgegen. Zum Glück fand sich ein Weib, welches die Haouffasprache verstand und die drohende Gefahr ablenkte; aber hier zu übernachten wurde den Fremden nicht gestattet, vielmehr ihnen der Rath gegeben, etwas weiter zu fahren zu der Stadt Rakunda, wo es Lebensmittel in Fülle gäbe und wo Leute aus Funda wohnten, welche die Haouffasprache sprächen.

Es war schon Abend, als das Kanoe auf einem der Canäle, welche hier wie in Egga Stadt und Fluß verbinden, vor Rakunda anlangte. Die Neger, welche am Ufer standen, erschracken heftig über den Anblick der Weißen; aber ein alter muhamedanischer Priester bewillkommnete sie und führte sie in eine geräumige, lustige Hütte, in welcher er die Kinder der Stadt im Koran zu unterweisen pflegte. Er stammte aus Kattam Karafi, einer Stadt in Funda, am Zusammenflusse des Tschadda und des Kowara, und hatte schon früher



von den zwei Christen gehört, welche in Borgu reis'ten. Ein schmackhaftes Mahl von gestampftem Mais und gekochten Hühnern, wozu noch zehn Gallonen Bier kamen, stärkte die erschöpften Reisenden, und sie überließen sich in der kühlen, trockenen Hütte zum ersten Male seit langer Zeit wieder einer erquicklichen Ruhe.

Am anderen Morgen kam anstatt des Häuptlings, welcher einige Stunden von dem Landungsplatze entfernt am Markte wohnte, dessen Bruder, um die Fremden zu sehen und zu begrüßen. Er brachte im Namen seines Bruders Gurunüsse, Niams und eine Ziege, dazu eine Menge starkes Bier, und war mit den geringen Geschenken, welche die Reisenden ihm dagegen zu geben vermochten, vollauf zufrieden. Von dem Charakter der Negervölker am Niger abwärts von Kafunda entwarf er eine sehr abschreckende Schilderung. Egga sei die letzte Stadt von Nyffi; von da an sei jede Stadt durch ihren eigenen Häuptling beherrscht, und da alle mit einander in Streit lebten, so könne kein Führer die Reisenden von einer zur anderen sicher geleiten. Schon nach der nächsten Stadt Bocqua wagen die Leute von Kafunda nur zu fahren, wenn eine Menge Kanoes sich zusammenhalten, denn die Neger von Bocqua sind wild und haben Flinten und große Kanoes.

Bei solchen Nachrichten beschlossen unsere Freunde, ihre Fahrt zu größerer Sicherheit in der Nacht fortzusetzen, und erklärten dies dem Bruder des Königes, der sich bereit erklärte, sie morgen abreisen zu lassen. Indes zogen die Reisenden von ihrem guten alten Schulmeister die nöthigen Erkundigungen über die umliegenden Gegenden ein und erfuhren, daß dem Könige von Jarriba trotz seiner Prahlereien keine einzige Stadt am Niger gehöre; beide Ufer seien von Nyffantschis bewohnt. Eine Tagereise unterhalb Kafunda falle der Tschadda in den Niger, auf welchem man in fünfzehn Tagen nach Bornu reise, durch Jacoba und Adamaua. Funda liege nicht an der Mündung, sondern drei Tagereisen aufwärts, dagegen gebe es an der Vereinigung der Flüsse eine Stadt Kattam Karafi.

Die Leute von Kafunda tragen zur Unterscheidung von ihren Nachbarn drei tiefe Einschnitte im Gesichte, welche von den Schläfen zum Kinn laufen. Uebrigens sind sie ein harmloses Völkchen, leicht zu betrügen und sehr geneigt, die Lehren des Islams anzunehmen.



Die Knaben, welche der alte Malem unterrichtete, pflegten von drei bis sechs Uhr Morgens bei Lampenlicht die aufgegebenen Gebete abzuschreiben und lasen sie dann dem Alten vor; wer dabei am lauteſten zu ſchreien vermochte, war der beſte Schüler. Ueberlaufen wurden die Chriſten von ſolchen, welche beſonders kräftige Talismane zu haben wünſchten, denn den Europäern traute man doch noch tieſere Einſicht zu, als den Muhamedanern. Sie ſahen ſich genöthigt, dem Willen des Königes und des Volkes zu gehorchen, und ſchrieben meiſtens, nach Park's Beiſpiele, das Vaterunſer auf.

Am 24. Octbr. Nachmittags ſchifften ſie ſich ein und ſtießen in Gegenwart zahlreicher Zuſchauer von der Küſte ab. Mit großer Mühe gelangten ſie durch den Morast in den Strom und ſetzten ſich hier für alle Fälle in Vertheidigungszuſtand. Den Ruderern gab die Angst Kräfte, und pfeilschnell glitt das Kanoe dahin. Der Fluß, welcher biſher eine ſüdöſtliche Richtung hatte, änderte dieſelbe hier und ging allmählich in eine ſüdweſtliche über. Fortdauernd aber war er von Gebirgen begleitet, welche, ſo viel man in der Nacht ſehen konnte, eine bedeutende Höhe erreichten. Alle Städte wurden ſorgfältig vermieden. Früh gegen fünf Uhr kam das Kanoe an der Mündung eines anſehnlichen Fluſſes vorüber, welcher eine Meile breit erſchien; an dem Ufer deſſelben und an denen des Hauptſtromes lag eine große Stadt. Nach der Beſchreibung mußte dies Kattam Karafi, und der Fluß der Tſchadda ſein. Man verſuchte eine Strecke weit in denſelben hineinzufahren, aber bald ward die Strömung zu ſtark, und die Reiſenden kehrten in den Niger zurück, um hier ihre Fahrt zur See hinab fortzuſetzen. Die Gebirge, welche im Oſten am höchſten waren und ſich nach Weſten bis in weiter Ferne fortſetzten, erſchienen im Morgenrauen denen ſehr ähnlich, welche unter dem Namen Kong das Land Jarriba durchſchneiden. Hier war die Fahrt nicht gefahrlos, denn der Strom ſchoß in ſachem Bette über einen feſtigen Grund und bildete daher heftige Strudel, denen zu entgehen auch die beiden Brüder die Ruder ergreifen und angeſtrengt mit den Wellen kämpfen mußten. Nicht weit von einem hohen kahlen Felſen, welcher wie ein weißer Regal mitten aus dem Fluſſe aufstieg und von den Reiſenden nach den unzähligen Vögeln, welche die Spitze umſchwärmten, der Vogelberg genannt wurde, entdeckten ſie am rechten Ufer einen bequemen Landungsplatz, und da Alle ſehr ermüdet waren,



so legten sie hier an und schlugen unter einem Palmenbaume ihr Zelt auf. Der Ort war übrigens auf ein paar hundert Ellen weit von Bäumen, Gras und Gesträuch befreit und hatte, wie das die Reste erloschener Feuer, die Scherben von Kalebassen und irdenem Geschirr, und die hier und da zerstreuten Dauben von Pulverfäßchen verriethen, als Marktplatz gedient, zu dem auch europäische Waaren Zugang fanden. Ein paar Leute wurden ausgesandt, um Holz zu sammeln, und stießen in der Nähe auf ein Dorf, dessen Bewohner bei ihrem Anblicke entsetzt die Flucht ergriffen. Als Pascoe nebst Djodi hingeschickt wurde, um Dams zu kaufen, traten ihnen schon Männer mit drohenden Geberden entgegen, so daß sie sich unverrichteter Sache zurückzogen, und als die Reisenden, ohne Gefahr zu ahnen, eben auf ihren Matten einschlafen wollten, erhoben ihre Leute plötzlich ein lautes Geschrei: „Der Krieg, der Krieg kommt!“ Wirklich kamen große Schaaren Eingeborener heran, mit Flinten, Bogen und Pfeilen, langen Messern und Spießen bewaffnet, und näherten sich in drohender Haltung dem Zelte.

Rasch hieß Richard die Seinen ihre geladenen Gewehre ergreifen, verbot aber zu feuern, so lange die Wilden nicht einen Angriff machten. Nun traten er und John dem Häuptlinge furchtlos und ohne Waffen entgegen, indem sie durch Bewegungen der Hände ihre friedlichen Gesinnungen auszudrücken suchten. Vor ihnen stand der feindliche Anführer, den Bogen gespannt, die Spitze des Pfeiles auf Richard's Brust gerichtet; der Augenblick war im höchsten Grade verhängnißvoll, da fiel einer der anderen Neger dem Häuptlinge, der eben die Sehne loss lassen wollte, in den Arm. Als nun aber Richard und John ruhig vor ihm standen, die Hände friedlich ihm entgegen gestreckt, da ging plötzlich gleichsam ein Schauer über die riesigen Glieder des furchtbaren Wilden; starr blickte er sie an, dann sank er auf seine Knie, sein Körper zuckte krampfhaft zusammen, mit rollenden Augen und einem unbeschreiblichen Ausdrücke des Entsetzens ließ er den Kopf sinken, ergriff die dargebotenen Hände und zerfloß in Thränen. Richard beugte sich nieder, den von Gefühlen der Menschlichkeit überwältigten Gegner aufzurichten und in sein Lager zu führen; noch stand Pascoe da mit der Büchse im Anschlag; er mochte dem Frieden nicht trauen. Die anderen Diener hatten Reißaus genommen und stellten sich jetzt, als der Häuptling mit seinen Leuten im Kreise um die



beiden Weißen herum saß, zitternd und stumm wieder ein. Auch die übrigen Dorfbewohner kamen heran, besorgt um den Ausgang; da sie sahen, daß derselbe ein friedlicher war, geriethen sie außer sich vor Freude und sprangen wie rasend und ihre Waffen schwenkend umher, — ein Schauspiel, so wild und schrecklich, wie man es nur sehen konnte. Indeß erklärte der Häuptling durch einen alten Malem, welcher die Haouffasprache verstand, daß er in der Meinung, es mit Räubern zu thun zu haben, die Absicht gehabt habe, mit seinen bewaffneten Slaven die Fremden zu erschlagen. „Aber als ihr wehrlos herankamt und wir eure weißen Gesichter sahen, waren wir starr vor Schrecken, und als ihr näher kamet, und mir die Hände entgegen strecktet, da fühlte ich, wie in mir mein Herz schmolz, und ich glaubte, daß ihr Kinder des Himmels und von da zu uns herniedergestiegen wäret! Jetzt will ich nichts mehr, als daß ihr mir vergebt!“ Gerne gewährten das Richard und John, gerührt und erschüttert durch den Gedanken an den traurigen Ausgang, welchen dieses Abenteuer so leicht hätte haben können.

Die Neger kehrten in ihr Dorf zurück und kamen bald wieder, mit Nams und Gurunüssen beladen. Sie baten die Fremden, in ihrem Dorfe zu übernachten, welches das so gefürchtete Bocqua war; da dies abgelehnt wurde, kam der Häuptling um 11 Uhr in der Nacht zum dritten Male mit vielen seiner Leute und brachte mit freudestrahlendem Gesichte einen großen Haufen Nams und achtausend Kauries. Der alte Malem war wieder bei ihm, und mit seiner Hülfe unterhielten sich die Europäer mit ihren gefälligen Wirthen. Der Häuptling erstaunte nicht wenig, als er erfuhr, daß die Weißen daher kämen, wo seine Flinte gemacht sei und die kostbaren Waaren, welche die Slavenkäufer von der Küste stromaufwärts brächten. Die Entfernung bis zur See wurde auf zehn Tagereisen angeschlagen, die Fahrt auf dem Flusse sei sicher, nur die feindselige Gesinnung der Bewohner mache sie gefährlich. Einen Führer mitzuschicken schlug der Häuptling unbedingt ab, da man demselben ja in der nächsten Stadt den Kopf abschlagen würde. Der Weg von Funda nach Bornu auf dem Tschaddaflusse betrage fünfzehn Tagereisen und gehe durch eine friedfertige muhamedanische Bevölkerung, eine Strecke ausgenommen, wo die Nemyems wohnten. Es ist wohl zu beachten, daß die Reisenden hierdurch völlig überzeugt waren, dieser



Fluß sei der berühmte Schary, welcher mit dem Süden des Tsad-  
sees in Verbindung steht.

Auch am Morgen stellten sich die Besucher aus Bocqua im Lager  
ein, wieder mit reichlichen Gaben von Nams versehen. Der Häupt-  
ling rieth, den König der Stadt Atta zu begrüßen, der ein mächtiger  
Fürst sei und ihnen sehr nützlich sein könne; die größten Gefahren  
freilich, versicherte er, hätten die Reisenden schon überwunden. Um  
so weniger konnten dieselben sich zu einer abermaligen Nachtfahrt  
entschließen, deren Gefahren sich so leicht nicht ausweichen ließ, und  
fuhren daher um sieben Uhr früh von Bocqua ab. Um elf Uhr ka-  
men sie an Atta vorüber, das auf einem schönen Hügel am linken  
Flußufer lag und eine bedeutende Ausdehnung zu haben schien, durch-  
schnitten hier den Fluß und setzten ihre Fahrt unangefochten am rechten  
Ufer über sechs Meilen weit fort. Hier bedeckte dichter Wald das  
Land bis dicht an den Fluß, kein Dorf, ja keine Hütte war zu sehen,  
kein Laut zu vernehmen, als der Schlag der Ruder; „es war, als  
ob der majestätische Nigcr in seiner eigenen Größe schlummere.“

#### IV. Entdeckung der Nigermündungen. R. Sanders dritte Reise und Tod.

Die Berge, welche bis hieher den Strom begleitet hatten, traten  
nun weit hinter den Waldsaum zurück und verschwanden bald in der  
Ferne. Dagegen wurden die Ufer flach und morastig, mit dichtem  
Gestrüppe bedeckt, welches meist über das Wasser hinein hing. Die  
Richtung des Stromes schien, einzelne Krümmungen abgerechnet,  
fast anhaltend südwestlich. Ein Arm, gegen sechshundert Schritte  
breit, zweigte sich in südöstlicher Richtung ab. Hier ließen die Rei-  
senden das Kanoe landen; aber kaum hatten sie das Ufer betreten,  
so sammelte sich um sie eine Menge bewaffneter Neger, und schon  
wieder schien ein gefährliches Zusammentreffen unvermeidlich. Aber  
als die Neger die Fremden so friedlich dasitzen sahen, kamen sie ruhig  
heran und ließen sich in ein freundliches Gespräch ein, dessen Inhalt  
der eine der Diener, Antonio, welcher aus Bonny gebürtig und der  
Sohn eines dortigen Häuptlings war, seinem Herrn verdolmetschte.  
Plötzlich erschien ein riesiger Neger mit häßlichem und grauenerregen-



dem Gesichte und befahl den Fremden, ihm zu folgen. Es war der Häuptling des nahen Dorfes Abbazacca, in welchem sie nun, wohl oder übel, die Nacht zubringen mußten. Obwohl es in den Gehöften an Geflügel und Ziegen nicht fehlte, so gab man ihnen zum Abendbrod nichts als faule Eier; den Schlaf raubten die Schwärme riesiger Moskitos durch ihr laut lärmendes Gesumme und ihre unaufhörlichen Angriffe.

Als dem Häuptlinge die für ihn bestimmten schon viel zu reichlichen Geschenke vorgelegt wurden, silberne Armbänder, Scheeren und Nadeln, dazu ein hübsches Kleid von inländischem Stoffe, welches die Königin von Bussa den Reisenden geschenkt hatte, murrte und schalt er laut und wollte das ganze Gepäck selbst durchsuchen. Jetzt riß den Reisenden die Geduld; sie hießen ihre Leute die Kanoes beladen und stellten sich mit den geladenen Pistolen darauf. Auch der Häuptling hatte vierzehn Sklaven mit Musketen bei sich, doch wagte er keine Einrede mehr; er wollte nur die Fremden selbst begleiten, um sie bei seinem Bruder, einem benachbarten Häuptlinge, besser zu empfehlen. Er hoffte, daß dann der Führerlohn um so günstiger ausfallen sollte. So schafften denn die Europäer ihr unbehülliches, viel geflicktes Kanoe mit vieler Mühe in den Hauptstrom, während der Häuptling in einem seiner Fahrzeuge ihnen mit Leichtigkeit folgte. Sie fuhrten ihm viel zu langsam, darum ruderte er voraus und kündigte in allen Städten und Dörfern am Strome an, was für wunderbare Reisegeellschaft ihm folge. Ueberall strömten die Einwohner an's Ufer, um die Christen zu sehen, und brachten ihnen Eier zum Geschenke. Das rechte Stromufer war sehr flach und nur mit Gebüsch bedeckt, das linke höher und mit Dörfern hier und da besetzt.

An der Stadt Damuggu waren sie so eben vorüber gefahren, als ein Duzend Kanoes ihnen nachsetzte und sie zum Aussteigen nöthigte, damit sie dem Häuptlinge daselbst ihre Achtung bezeugten. Sie wurden vor denselben geführt, freundlich von ihm empfangen und beschenkt, und mußten dann über ihre Heimath und ihre Reise Bericht erstatten. Voll Verwunderung vernahm der Fürst, daß es oberhalb Funda und Tacwa, d. h. Kyffi, noch andere große Reiche am Strome gebe; von Jarriba, Borgu, Jaouri hatte er nie auch nur den Namen gehört. Ein Malem aus Funda, der herzukam, war glücklich, Leute zu sehen, die aus seinem Lande kämen, und nahm sich der Fremden mit aller



Wärme an. Er war von da nach Damuggu berufen worden, um für den Fürsten Zaubersprüche zur Abwehr feindlicher Angriffe zu schreiben.

Die Hütte der Fremden war bald von Neugierigen so umlagert, daß keine frische Luft mehr Zutritt fand und sie ihre Leute mit Stöcken und Säbeln zur Abwehr aufstellten. Da das nicht half, so wendeten sie sich an den Fürsten. Dieser ließ ihnen sagen, sie möchten, wenn die Leute nicht gutwillig gingen, nur so viele davon niederschließen, wie sie für gut fänden; auf nochmalige Aufforderung schickte er ein paar Diener mit Knütteln, welche bald Luft schafften.

Auch Leute in europäischer Tracht sahen die Reisenden, namentlich einen kleinen schielenden Kerl in rother Soldatenjacke, der für den König von Bonny hier Sklaven einkaufen sollte und sich viel um die Europäer bemühte. Wie nahe sie der Küste seien, bewies auch die Korbflasche mit Rum, welche ihnen neben mehreren guten Speisen von dem Fürsten zugesandt wurde. Schon in Abbazacca hatten sie die ersten Kokospalmen erblickt.

Als am nächsten Tage, 23. Octbr., der Fürst sie besuchte, trug er inländische Tracht, nämlich ein rothes Tuchkappchen, eine Nyffitobe, Beinkleider und Sandalen. Er äußerte sich höchst beglückt, daß es ihm vergönnt sein solle, weiße Männer zu sehen; weder er noch sein Vater hätte bisher dies Glück gehabt. Dann schenkte er ihnen wieder Palmwein, Bananen und Jams. Auf seine Einladung besuchten sie ihn auch in seiner Wohnung, wo er sie in königlichem Staate empfing, d. h. mit einer Leopardenhaut um die Schultern, einem Stabe, der gleichfalls mit dem Felle eines wilden Thieres überzogen war, in der Hand, und zwei Knaben zur Seite, welche ihm mit Fächern aus Ochsenhaut frische Luft zuwedelten. Nicht ohne Absicht hoben die Engländer hervor, wie sie auch von den übrigen Herrschern, die mächtigsten nicht ausgeschlossen, freundlich aufgenommen und als Abgesandte des mächtigen Königes der weißen Männer geehrt worden seien. Voll Entzücken rief er aus, daß er auch etwas ganz Besonderes ihnen zu Ehren veranstalten wolle, und versprach, sie nach acht Tagen, wenn seine Leute vom Bocquamarke zurück seien, durch sein eigenes Kanoe mit neun Mann Besatzung bis zur See begleiten zu lassen. Auch sein Sohn solle dabei sein. Die Reisenden versprachen dagegen, ihm von der Küste aus europäische Waaren zu schicken, wo, wie sie hier erfuhren, ein englisches Schiff vor Anker lag.



Den Rest des Tages hindurch wurden sie noch von Tausenden neugieriger Neger belästigt, welche ihnen in ihrer Hütte kaum Platz zum Athemholen ließen. Am anderen Morgen zeigte sich, worin die außerordentliche Veranstaltung des Herrschers von Damuggu bestand. Zunächst wurde den Fremden ein Oche im Walde mit dem Bedeuten angewiesen, ihn durch einen ihrer Diener schießen zu lassen. Dies geschah durch Pascoe, und zwar traf ihn dieser sehr geschickt, wie es die Neger gewünscht hatten, gerade hinter das Ohr, daß das Thier ohne Zucken todt niederstürzte. So ist die gewöhnliche Weise, das wild im Walde weidende Rindvieh zu schlachten. Einen Theil des Fleisches erhielten der König und der alte Malem, den Rest ließen die Reisenden braten, und zwar auf den Wunsch des Königes nahe bei einer kleinen strohgedeckten Fetischhütte, damit die Gottheit sich des Bratenduftes erfreue. Weiter entfernt wurde der Dams gebraten, damit dessen gemeiner Geruch den Fetisch nicht beleidige. Nun folgte um sechs Uhr Abends der andere Haupttheil der Feierlichkeit, welcher darin bestand, daß stundenlang bis gegen Mitternacht aus Drehbassen und Flinten, deren die Einwohner eine außerordentliche Menge besitzen müssen, ein unaufhörliches Feuer unterhalten wurde. Nachher zogen die Einwohner singend und tanzend durch die Stadt. Doch ereignete sich trotz der starken Ladungen der Gewehre kein einziger Unglücksfall.

Als die Brüder am anderen Tage den König besuchten, um sich für die Aufmerksamkeit zu bedanken, fanden sie denselben mit der Anfertigung eines Fetisches beschäftigt, um zu sehen, ob seine Gäste sicher die See erreichen würden. Zugleich beeiferte sich der Malem, das weiße Käppchen des Königes mit Zaubersprüchen zu beschreiben, welche diesen vor aller Gefahr schützen sollten. Die Fremden mußten ein Glas Rum trinken, ungeachtet der drückenden Hitze, in welcher es ihnen trotz dem steten Fächeln mehrerer Diener kaum möglich war zu athmen, und dann hörte der König mit großer Genugthuung ihre Dankrede an. In seiner Gegenrede bat er, dem großen weißen Könige zu erzählen, wie wohl er sie behandelt habe und welch' ein reicher und mächtiger Fürst er sei. Dann empfahlen sie sich.

Ein Mann aus Nyssi, welchen sie zufällig antrafen, erzählte ihnen, daß Edrissi, der abgesetzte König von Nyssi, sich vergebens bemüht habe, den Scheich von Bornu zu seinem Verbündeten gegen el Madjia zu machen. Nur unter der Bedingung habe sich derselbe zu



seiner Unterstützung verstehen wollen, daß er alle Verbindung mit den Fellatahs abbräche und zu deren gänzlichen Vertilgung die Hand böte. Das habe Jener nicht versprechen können und so sei jetzt Niessi unwiderruflich in der Gewalt der Fellatahs.

Der Fetisch des Königes von Damuggu war nicht günstig für die Fremden ausgefallen, und der Fürst trug Bedenken, sie reisen zu lassen. Ohnehin sei ihr schlechtes Kanoe nicht werth, die See zu sehen, es passe nicht für ihren Rang, und ohne Führer zu reisen sei bei den Gefahren des Weges zu bedenklich. Er wolle ihnen ein besseres Kanoe geben, aber sie müßten noch drei Tage warten, dann würden seine Leute von Bocqua zurück sein, wohin sie morgen schon abgehen sollten.

In der That begab sich am 1. Novbr. ein großer Theil der Einwohner von Damuggu nach Bocqua, wohin sie in ihren Kanoes allerlei europäische Waaren mitnahmen, Pulver, Musketen, Seife, Manchesterzeuge und große Quantitäten von schlechtem, verdünntem Rum, um dafür Sklaven und Elfenbein einzutauschen, welche Waaren dann andererseits an europäische Handelsleute abgesetzt werden. Der Niger war stark gesunken, obwohl der Regen erst eben nachzulassen anfang, ein Beweis, daß dieser im Inneren des Landes schon aufgehört hatte.

Am 4. Novbr. war Alles zur Abreise fertig, das Kanoe der Reisenden beladen, und sie warteten mit Ungeduld auf die Ruderer des Königes. Endlich erschien dieser selbst, von allen Vornehmen der Stadt in feierlichem Zuge begleitet. Er hatte einen Fetisch gemacht, und dieser hatte sich günstig ausgesprochen, während die Eingeweide der zu gleichem Zwecke geschlachteten Hühner auf einen üblen Ausgang deuteten. Nun wollte er noch mit seinen Gästen den Abschiedstrunk trinken und hatte dazu Palmwein und Rum mitgebracht. Endlich war auch das geschehen, und das alte Kanoe konnte unter Pascoe's Leitung abgehen. Aber die beiden Engländer durften ihm in dem Kanoe des Königes erst Abends um acht Uhr folgen; so lange dauerte eine neue Fetischceremonie zur Besänftigung der Flußgeister, welche damit schloß, daß der König und die Seinigen dem Kanoe in's Wasser folgten, bis dieses ihnen an die Knie reichte, und dann unter Gebeten den Davonrudern den Füßen Wasser nachsprützten. Auch an anderen Stellen des Ufers thaten wohlgesinnte Einwohner dasselbe.



Die Fahrt ging zwar ziemlich gut von Statten, die Ruderer fangen, das Kanoe glitt rasch dahin, aber in der Nacht wurde es immer unangenehmer in dem engen Fahrzeuge. Außer den beiden Brüdern und einem Duzend Reisegeossen aus Damuggu befanden sich in demselben die Geschenke für den König von Bonny, bestehend aus vielen Elephantenzähnen, einer Menge von Ziegen und sechs Sklaven. Die letzteren lagen größtentheils zwischen den Ziegen auf dem Boden des Fahrzeuges und schliefen, trotzdem daß das Wasser über den Bord auf ihre nackte Haut hereinschlug. Nur eine Sklavin machte unerträgliche Unruhe, indem sie immer von Neuem laut aufschrie. Von Zeit zu Zeit schlug einer der Ruderer sie unbarmherzig auf den Kopf, daß sie schwieg, aber bald begann das Geschrei wieder, bis endlich gegen zwei Uhr Morgens angelegt wurde. Bald kam auch Pascoe nach, über dessen Verbleib man sich schon Sorgen gemacht hatte. Die Brüder nahmen sich deshalb vor, zu größerer Sicherheit künftig sich zu trennen und jeder in einem der Kanoes zu fahren.

Auf dem feuchten Boden zu schlafen war nicht möglich, und noch unbehaglicher wurde der Zustand der Reisenden durch den starken Thau, welcher ihre Kleider bis auf die Haut durchnäßte. Um fünf Uhr schon brach Richard mit dem alten Kanoe auf, welches das ganze Gepäck enthielt, ohne daß er sich oder seinen Leuten die Zeit gönnte, zu frühstücken, und trieb, um bald nach Kirrie zu gelangen, die Ruderer zur Eile an, indem er ihnen bald das Nule Britannia vorsang, bald ihnen gute Belohnung an der Küste in Aussicht stellte. Zwischen sieben und acht Uhr folgte John in dem Damuggukanoe nach.

An dem Ufer wurden die Palmbäume immer häufiger, deren Del für die Umgegend schon einen wichtigen Handelsgegenstand bildet. Nach zweistündiger Fahrt, welche nicht ohne Gefahr war, da Strömungen und Strudel das unbehülfsliche Fahrzeug fast auf die Küste geworfen hätten, erblickte Richard die Stadt Kirrie, einen ansehnlichen Handelsplatz am rechten Ufer des Niger, unterhalb dessen sich ein Arm, welcher nach Benin geht, in westlicher Richtung vom Hauptflusse trennt. Eine große Menge Kanoes lag am Ufer, jedoch fuhr Richard, ohne von ihnen viel Notiz zu nehmen, weiter und an der Stadt vorbei. Plötzlich aber erschien vor ihnen eine Flottille von fünfzig und mehr stark bemannten Kriegskanoes, welche auf der gegen den Strömung den Fluß herauftamen. Jedes trug drei Bambus-



stangen, an jedem Ende eine und eine in der Mitte, und Richard bemerkte mit wahrem Entzücken, daß die englische Flagge an vielen derselben flatterte. Andere Flaggen hatten in weißem Felde allerlei seltsame Figuren, Mannsbeine, Stühle, Tische, Flaschen und Gläser; Die Bemannung war europäisch gekleidet und Richard hoffte, vielleicht gar Landsleute von der Küste begrüßen zu können. Aber seine Freude wurde auf's Bitterste zerstört. Das erste Kanoe fuhr gerade auf ihn los, und ein baumstarker Neger von widrigem Aussehen bedeutete ihn, heran zu kommen. Ein Ausweichen gab es nicht mehr, denn schon richteten sich von den Kanoes, deren jedes wenigstens vierzig Mann führte, eine Menge von Flinten auf ihn, und dazu hatte jedes derselben an der Spitze eine lange Drehbasse nebst einem guten Vorrath an Säbeln und Enterhaken. Schon lag das erste Kanoe mit Richard's Fahrzeuge Vord an Vord; mit erstaunlicher Geschwindigkeit fand alles Gepäck den Weg in jenes hinüber, Richard aber fühlte einen kochenden Zorn in sich aufsteigen. Er legte seine mit zwei Kugeln geladene Büchse an und hätte den Anführer auf dem Fleck erschossen, wären ihm nicht drei von dessen Leuten in den Arm gefallen, welche ihm die Büchse entrissen. Im Nu war er seines Rockes und seiner Schuhe beraubt; da sah er, wie einige der Wilden Pascoe's Weib packten und wegrißten. Wüthend rang er sich los, entschlossen, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Er ergriff die Schreieude und befreite sie, während Pascoe dem Angreifer mit dem Ruder von Eisenholz einen Schlag auf den Kopf versetzte, daß er niederstürzte und nicht wieder zum Vorschein kam. Das Kanoe war leer von Gepäck, zum Schlagen war Platz genug, und Richard sowie alle seine Leute standen mit ihren Rudern kampfbereit. Da sank den Angreifern der Muth, keines der anderen Kanoes wagte ihnen zu helfen, und sie machten sich mit ihrem Raube auf und davon. Aber Richard's Leute, welche alle ihre Habe mit verloren hatten, waren nicht gesonnen, sie entweichen zu lassen; unter Thränen des Ingrimmes und unter lauten Verwünschungen setzten sie ihnen nach. Plötzlich wurde Richard aus einem großen Kanoe angerufen: „Hollah, Weißer, Franzose du, Engländer du?“ „Ja, Engländer!“ rief Richard erfreut. „Komm her, in mein Kanoe!“ versetzte der Andere, welcher der Anführer des Fahrzeuges war. Schnell sprang Richard hinüber, während drei Mann aus jenem in sein Kanoe herüber kamen, um



dessen Bemannung zu verstärken. Aus allen Kräften ruderten beide Kanoes jetzt dem Markttorte zu, und Richard erfrischte sich eben an einem freundlich dargebotenen Glase Rum, als er plötzlich das Kanoe seines Bruders wahrte, in dem Augenblicke, wo derselbe Schurke, der ihn beraubt hatte, dasselbe gleichfalls angriff. Auch die anderen Kriegskanoes umringten es; Richard beschwor seine Begleiter, zu eilen, um den Freunden zu helfen, aber es war zu spät. Die feindlichen Kanoes stießen heftig gegen das Fahrzeug, in welchem John saß, es schwankte, bei einem neuen Stoße stürzten drei der Ruderer über Bord, ein dritter Stoß, und das Kanoe schlug um; Richard sah es treiben und seinen Bruder mit den Wellen kämpfen. Seine Ruderer waren gegen seine Bitten taub; sie wagten sich nicht in das Gedränge der einander übersegelnden Boote, von denen schon einige in der Hast, sich auf das schwimmende Gepäck zu stürzen, gleichfalls umgeschlagen waren, und es hätte ihnen in der That leicht ein Gleiches geschehen können. Eben wollte Richard in den Fluß springen, um den geliebten Bruder zu retten, als er sah, wie ein riesiger Neger, an dessen Kanoe John vorüber trieb, seinen Arm ausstreckte, denselben ergriff, und wie einen Klotz in sein Fahrzeug warf. Hier lag John eine Zeitlang betäubt; endlich, als er den Kopf erhob und umherschaute, sah er in geringer Entfernung von sich das Kanoe, in welchem Richard saß, den er an seinem weißen Hemde erkannte. Zugleich erblickte Richard auch ihn; John sah, wie der Bruder ihm tröstend zuwinkte, wie er mit dem Finger nach oben wies, und neue Hoffnung und freudiges Gottvertrauen belebte den fast Verzagenden. Bald war Richard bei ihm, streckte ihm die Hand entgegen, reichte ihm sein Hemd, da John ganz nackt war, und hieß ihn in sein Kanoe kommen. Aber kaum war John darin, als jener mächtige Arm, dem er nicht zu widerstehen vermochte, ihn abermals ergriff und auf seinen Platz zurück warf. Mit drohenden Geberden bedeutete ihm sein wilder Erretter, still zu liegen, oder es koste den Kopf. Vergebens winkte John der Mannschaft eines großen Kanoes, welches vorüber fuhr, in der Hoffnung, bemerkt und aus seiner verzweifelten Lage errettet zu werden. Niemand beachtete ihn.

Aber die ihn errettet hatten, trachteten nicht nach seinem Leben. Das Kanoe stieß gleich darauf an einer Insel im Flusse nicht weit von Kirrie an's Land, und auch das andere, in welchem Richard sich



befand, war schon dort angelangt. Bald kamen auch die Leute aus Damuggu nebst dem rothjackigen Agenten des Königes von Bonny heran; jene weinten und klagten mit Richard's Ruderern in die Wette, denn auch sie hatten alles Ihrige verloren, dazu die Geschenke für den König von Bonny. Als die Verwirrung auf dem Flusse sich allmählich gelegt hatte, wurden alle Kriegskanoes sowie die der Reisenden in einer Linie hinüber gerudert und landeten an dem Ufer von Kirrie, wo die Mannschaften ausstiegen, denn es sollte über die Weißen und ihre Gegner ein Palaver gehalten werden. Jetzt erst begannen unsere beiden geängstigten Freunde Hoffnung zu schöpfen, daß sie noch mit dem Leben davon kommen könnten. Sie durften allerdings ihre Kanoes nicht verlassen, aber einige Malems aus Funda kamen zu ihnen und erzählten, daß ihre Gegner dem Ebovolke angehörten, und daß die Leute zu Kirrie sie in dem Palaver vermuthlich für unschuldig erklären würden, da schon Viele für sie gestimmt seien und noch zwanzig Kanoes mit Damugguleuten sich in Kirrie eingefunden hätten, welche nicht versäumen würden, zu ihren Gunsten zu sprechen.

Auf ein paar Signalschüsse kamen alle Kanoes, welche noch auf dem Flusse waren, an's Ufer, und nun begann eine Durchsuchung; was sich von den geraubten Dingen auffinden ließ, wurde auf den am Flusse gelegenen Marktplatz gebracht. Hierauf wurden auch unsere beiden Reisenden hinüber geholt, um zu erklären, welche Sachen ihr Eigenthum seien. Leider waren viele werthvolle Gegenstände verloren gegangen, entweder im Strome versunken oder von den Räubern in sicheres Versteck gebracht. Eine Kiste mit Büchern und eine andere mit Arzneimitteln standen da, zwar ganz durchnäßt, aber sonst unversehrt; ein Sack, welcher alle Kleidungsstücke der Reisenden enthalten hatte, war aufgeschnitten und bis auf ein Hemd, eine Hose und eine Jacke ganz ausgeleert. Von Richard's Tagebüchern war nichts mehr zu sehen, einige Aufzeichnungen des letzten Monats ausgenommen, von John's Tagebüchern war nur eines gerettet, welches sich in der Kiste befand. Zudem fehlten vier Gewehre, darunter Mungo Park's Doppelflinte, ferner vier Hirschhänger, zwei Pistolen, die neun großen Elefantenzähne, welche die Könige von Wawa und Bussa den Reisenden geschenkt hatten, viele Straußenfedern, einige schöne Leopardsfelle, vielerlei Sämereien und endlich der Rest der Kauries,



Nadeln und Knöpfe. Alles war verloren, neben dem Unerseßlichen auch das Unentbehrlichste.

Plötzlich erhob sich ein neuer Lärm, ein wirres Durcheinander vieler Stimmen, ein Gedränge, dann lautes Geschrei aller Versammelten, besonders der Weiber, die in wilder Flucht nach den Kanoes stürzten. Es war ein erneuter Angriff der Ehos, welche den Markt überfielen, wahrscheinlich um sich auch in den Besitz der übrigen Habseligkeiten der Reisenden zu setzen. Aber die Leute von Kirrie traten ihnen mit Flinten, Säbeln und Dolchen entgegen und zwangen sie zum Rückzuge. Richard und John waren im ersten Schrecken zufällig in dasselbe Kanoe gesprungen und fanden hier zuerst Muße, sich über ihre Erlebnisse auszusprechen. John hatte, als er sich Kirrie näherte, in einem kleinen Kanoe die Ziegen und Schafe erblickt, welche aus dem Richard's geraubt worden waren. In dem Boote waren nur zwei Männer, und es wurde ihm leicht, diesen die Beute abzujaßen. Hierauf war er auf seinem Damuggutkanoe arglos zwischen den großen Kriegskanoes hindurch gefahren, deren nachgemachte englische Flaggen auch ihn einen Augenblick täuschten, als sich plötzlich alle Fahrzeuge gegen ihn wandten und derselbe wilde Bursche, welcher Richard überfallen hatte und nun einen Theil seines Raubes wieder in John's Händen sah, sein schwaches Fahrzeug in den Grund bohrte.

Auf dem Markte wurde nun mit dem Palaver fortgefahren, und die Brüder hatten Zeit, auch ihre Umgebungen zu betrachten, welche fremdartig und eigenthümlich genug waren, um trotz der Sorgen um ihr eigenes Schicksal ihre ganze Aufmerksamkeit zu fesseln. Hier die Stadt mit dem vollgedrängten Marktplatze, auf welchem sich in eifriger Verhandlung eine aufgeregte und bunte Menge der fürchterlichsten Gesellen durch einander bewegten, am Strande die unzähligen kleineren und größeren Kanoes, letztere je nach dem Stammunterschiede ihrer Signer mit verschiedenen bunten Flaggen bewimpelt, gegenüber die Insel, deren Bewohner ungestört ihren Geschäften nachgingen. Am Ufer wandelten Frauen auf und ab, die Kanoes zu bewachen, wohlgekleidet in Seide oder Baumwolle von mehrerlei Farben und mit schweren Elfenbeinreifen an den Armen und Beinen. Manche dieser Ringe waren einen Zoll dick und fünf bis sechs Zoll breit, so daß sie beim Gehen an einander schlugen. Nacken und Busen war mit Schnüren von Korallen und Glasperlen geschmückt, während das Tuch nur die



Hüften umschlang. Auch Weiber aus Ebo waren da, hübsche anmuthige Gestalten, während ihre Männer sowohl wie die von Kirrie durch den rothen Thon im Haar und die Einschnitte in den Gesichtern schrecklich entstellt waren. Diese Einschnitte waren mit Indigo grell blau gefärbt, um deutliche Kennzeichen zu bilden. Die Männer von Ebo trugen die Gestalt einer Pfeilspitze, das scharfe Ende zum Auge hin gerichtet.

Mit Sonnenuntergang war die Berathung auf dem Markte beendet, und die Reisenden wurden geholt, um das Ergebniß derselben anzuhören. Sie sollten die geraubten Sachen, so viele deren noch vorhanden, zurück erhalten; der Angreifer solle den Kopf verlieren, da er ohne Erlaubniß seines Herrschers gehandelt habe. Beide Parteien aber sollten zu endgültiger Entscheidung nach Ebo vor den König Ohi geführt werden, da der König von Kirrie abwesend sei.

Zu diesem so günstigen Beschlusse hatten besonders die Vorstellungen mehrerer von Norden stammenden Malems geführt, welche mit der größten Entschiedenheit für die Weißen gesprochen und sogar sofortige Hinrichtung des Schuldigen gefordert hatten. Die letztere war nun zwar dem Könige von Ebo anheim gestellt, aber man hatte zugleich beschlossen, wenn er sie nicht vollzöge, so solle nie mehr das Ebovolk zum Markte in Kirrie zugelassen werden.

Die Reisenden erfuhren, daß die Handelsleute von Ebo zwar mit ihren Waaren den Fluß herauf zu kommen pflegten, aber in Kriegskanoes und wohl bewaffnet, um kommenden Falls auch unbezahlt fremdes Eigenthum sich anzueignen. Dieses Mal war es wohl als ein Glück zu betrachten, daß die Brüder fast nichts Werthvolles besaßen, und daß das Letzte ihrer Habe nur Leuten aus Ebo in die Hände gefallen war; das machte den Meid derer von Kirrie rege und führte zu der Verurtheilung der Räuber. Der Hauptschuldige lag in doppelten Ketten, um nach Ebo geschafft zu werden, und seine Weiber rannten heulend umher.

Am Abende, als Alles ruhig war, wurden auf den Kanoes Feuer angezündet, an denen die Neger ihre Abendmahlzeiten bereiteten. In langer Reihe wurden die gelben Flammen von dem Strome wieder-  
gespiegelt, ein Schauspiel, welches einen freudigen aber zugleich wehmüthigen Eindruck auf unsere beiden Reisenden hervor brachte, die jetzt, von Furcht befreit und vom Gefühle der Dankbarkeit überwältigt,



dem Allmächtigen in Ehrfurcht ihre Knie beugten und ihre von banger Erwartung und glühender Hoffnung gefüllten Herzen im Gebete ausschütteten. Dann legten sie sich in ihr Kanoe nieder, und obwohl dasselbe von einem plötzlichen Gewitterschauer halb mit Wasser gefüllt wurde, fanden sie doch bald den Schlaf und genossen nach einem so aufgeregten Tage der erquickendsten Ruhe.

Mit Sonnenaufgang wurden die beiden Brüder mit ihren Leuten und den Begleitern aus Damuggu nach der Insel gebracht, welche Kirrie gegenüber lag, und um sieben Uhr befanden sie sich auf der Fahrt nach Ebo, geleitet von sechs bemannten Kriegskanoes von Kirrie. Bald kamen sie an dem Schauplatze ihres gestrigen Unge-  
machs vorüber, in der Nähe von zwei schönen Inseln, welche in der Mitte des hier etwa eine halbe Meile breiten Stromes lagen. Die Ruderer strengten sich an, die Kanoes rasch vorwärts zu bringen, und hielten erst Nachmittags gegen vier Uhr an, um Lebensmittel einzukaufen. Einige Leute stiegen aus und entfernten sich, und kehrten bald darauf mit einer Schaar von Eingeborenen zurück, welche Yams trugen. Nun begann zum großen Erstaunen der Reisenden ein Handel, genau wie der, welchen wir von den Fahrten der Karthager her und aus den Erzählungen Leo's kennen. Ein altes Weib hieß die Träger ihren Yams in eine Reihe von Haufen ordnen, dann sich zurück ziehen, und rief nun das Schiffsvolk herbei. Diese zeigten ihre Waaren vor, so viel sie für diesen oder jenen Haufen Yams zu geben gedachten, Tuch, Flintensteine und dergleichen, und die Alte entschied, ob das Gebot hinreichend war. Dann gab sie die Waare dem Verkäufer und den Yams dem Kauflustigen, und ohne daß ein Wort gesprochen wurde, war der Handel geschlossen. Doch dauerte dieses Geschäft mit Auswählen und Zulegen und Besinnen drei Stunden, während deren beide Parteien bewaffnet dastanden und sich argwöhnisch beobachteten. Erst gegen sieben Uhr Abends konnte die Fahrt fortgesetzt werden, und um zehn wurde angehalten und in den Kanoes übernachtet, einer kleinen Stadt gegenüber und mitten im Strome, da man nicht anzulegen wagte. Jetzt zum ersten Male an dem Tage erhielten die Brüder zu essen, und zwar gerösteten Yams; zwar hatten ihnen die Ruderer von ihrem gekochten Yams mehrmals angeboten, welchen sie mit den schmutzigen Händen zu einem Teig geknetet hatten, aber die Engländer hatten die Zubereitung mit angesehen und wären nicht



vermögend gewesen, auch nur einen Bissen zu genießen. Früh am Morgen ging die Reise weiter; der Nachthau hatte Allen die Kleider durchnäßt, so daß Niemand Schlaf gefunden hatte. Am Ufer drängten sich neugierige Haufen, welche die Reisenden zu verfolgen gesonnen schienen, und unter dem lustigen Geschrei der Papageien, welche die Wälder belebten, flogen die Kanoes pfeilschnell den Strom hinab.

Ein ergreifender Anblick war es für die Brüder, eine der Sclavinnen zu beobachten, welche von Damuggu aus für den König von Bonny mitgeschickt worden waren. Das arme Weib saß nackt neben einer Ziege auf dem Boden des Kanoes und starrte unter Seufzen und mit Thränen in den Augen nach einer Gegend des Ufers hin, wo einige Hütten sichtbar wurden; ihre Lippen zuckten und bebten, wie vom tiefsten inneren Schmerze bewegt. Richard fragte theilnehmend, was ihr fehle; da brach sie unter lautem Weinen in die Worte aus: „dort wurde ich geboren!“ Dabei zeigte sie mit dem Finger nach dem Stücke Land und stammelte schluchzend: „Das ist meine Heimath!“

Im Ganzen freilich sind die Neger gegen den Verlust der Freiheit und des Vaterlandes auffallend stumpf. Dieses Weib, das auch früher schon so unsinnig geschrien hatte, schien besonders erregbar; namentlich war sie mit den Ziegen, welche sie beschmutzten und traten, in fortwährendem Faustkampfe begriffen.

Am dritten Tage, am 8. Novbr., erhob sich ein so dichter Nebel, daß die Fahrzeuge, welche lange vor Sonnenaufgang ihre Fahrt wieder aufnahmen, zusammen gebunden wurden, um einander nicht zu verlieren, und dann doch, aus Furcht, den rechten Weg zu verfehlen, an das Ufer gesteuert werden mußten, wo über eine Stunde angehalten wurde. Die Neger steckten die Köpfe zusammen und beriethen, dann befahlen sie den beiden Weißen, sich flach auf den Boden zu legen und bei Leibe den Fluß nicht anzusehen, denn der habe noch keine weißen Gesichter gesehen und mache deshalb Nebel. Sie mußten sich fügen und lagen von Matten bedeckt, bis der Nebel völlig gesunken und die Luft klar war. Als sie wieder umschauen durften, sahen sie einen unermesslichen Wasserspiegel wie einen See sich ausbreiten, von welchem aus ein Arm des Stromes nach Westen ging, ein anderer sich gegen Südosten wandte, während die Reisenden den Hauptfluß in südwestlicher Richtung verfolgten.



Gegen Mittag rief einer der Oboleute: „Da ist meine Vaterstadt!“ und zeigte dabei auf eine Baumgruppe, unter welcher bald die Stadt Obo sichtbar wurde. Auf einem Kanale gelangten die Reisenden dahin. Die Stadt war hübsch gebaut, die Häuser bestanden aus gelbem Lehm und waren mit Palmblättern gedeckt, und den Boden desjenigen, in welches die Reisenden geführt wurden, hatte man mit Matten belegt. Nach kurzer Rast gingen sie mit ihren Begleitern zum Könige Ohi, dessen Wohnung, geräumiger und zierlicher als die anderen gebaut, sich zugleich durch eine große europäische Kanone auszeichnete, welche im ersten Gehöfte lag, so wie durch verschiedene Bildsäulen aus Lehm, meist Weiber in hockender Stellung darstellend.

Eine Anzahl Neger von herkulischem Wuchse waren hier versammelt, um Ohi's Hofstaat zu bilden; einer unter ihnen, der den englischen Namen Gun führte und sich als Sohn des alten Königes Jorday im Braßlande und Bruder des jungen Königes Boy vorstellte, nahm die Fremden sogleich in Beschlag und wurde ihnen durch seine überlaute Geschwätzigkeit und durch seine vertraulichen Liebkosungen, die bei dem riesigen plumpen Menschen nicht eben zart ausfielen, höchst lästig. Auf ihre Fragen wußte er nichts zu sagen als *Oh yes to be sure*, „ja, ja, versteht sich“, ein paar englische Brocken, die er unter den lächerlichsten Geberden unzählige Male wiederholte.

Endlich kam Ohi, ein schlanker junger Mann mit einnehmenden Gesichtszügen, welche von Einsicht und Gutmüthigkeit zu zeugen schienen. Er trug einen rothen spanischen Rock mit goldenen Treffen und Epauletts, aber dieser Schmuck war kaum sichtbar vor der Masse von Korallen, mit welcher er Alles überhängt hatte. An den Fußgelenken hingen Schellenschnüre, die Füße waren nackt. Sein Empfang schien sehr herzlich, denn er schüttelte den Fremden die Hände, indem er unaufhörlich *yes* sagte, und hörte dann dem kleinen Antonio, dem Königssohne aus Bonny, welcher in einer langen Rede ihr Ungemach schilderte, aufmerksam zu. Die Entscheidung aber wurde einem Palaver vorbehalten, welches Richard und John mit froher Hoffnung erwarteten.

Es fand wirklich am anderen Tage statt, aber die Hoffnung unserer Freunde wurde schrecklich getäuscht. Die Leute aus Braß hatten die Habsucht des Königes rege gemacht, um ihre eigene zugleich mit befriedigt zu sehen, und das Ergebniß war, daß Ohi den Reisenden



geradezu verbot, nach Bonny zu fahren, sie vielmehr für sein Eigenthum erklärte, das ihm sein gutes Glück in die Hände geführt habe. Aber er wolle sie freigeben, wenn ein Lösegeld im Werthe von zwanzig Sklaven für sie gezahlt würde. Auf ihre Klagen ließ er sich kaum ein; ihre Widersacher, sagte er, seien nicht von seinem Volke, und er habe mit dem ganzen Streite nichts zu thun; wenn ihre Sachen sich wieder fänden, so wolle er für die Auslieferung sorgen.

Das war ein Donnerschlag für die Armen. Richard wurde krank vor Aufregung und Kummer, beide fühlten sich gänzlich zu Boden gedrückt, als so jede Aussicht, die nahe Küste glücklich zu erreichen, ihnen geraubt ward, und lange Gefangenschaft bei wilden, feindselig gesinnten Menschen und in einem so ungesunden Lande ihnen drohete.

Indeß war auch der König Boy aus Braß zu Ebo angelangt, Guns älterer Bruder, welcher ohne Zweifel an dem so ungünstigen Beschlusse nicht geringen Antheil hatte. John lernte ihn kennen, als er vor Obi beschieden war, sein Urtheil zu vernehmen, und erfuhr von ihm, daß er viel mit den weißen Schiffen verkehre. Boy berichtete zugleich, daß in der Braßmündung des Stromes das englische Schiff Thomas, Capitän Lake, vor Anker liege, und zeigte dabei sein Empfehlungsbuch vor. Die meisten Negerkönige an der Küste führen ein solches Buch, in welches die Befehlshaber der hier landenden Schiffe ihre Zeugnisse über das Verhalten der Inhaber eintragen; eine sehr nützliche Einrichtung, da die Neger, welche die Sprachen nicht verstehen, darin ohne Unterschied eine Ehre erblicken, die Zeugnisse sich also sehr unverhohlen aussprechen können. Boy schien danach ein ziemlich zuverlässiger Mann zu sein, und hat diesen Ruf dem Richard gegenüber auch bewährt.

Er erbot sich nämlich, dem Könige Obi eine Abschlagszahlung auf das Lösegeld zu machen und die Brüder mit ihren Leuten nach dem englischen Schiffe zu bringen. Allerdings forderte er auch hierfür einen unverhältnißmäßig hohen Preis, fünfzehn Fässer Palmöl oder eben so viele Sklaven. Aber voll Freuden willigten die Brüder ein, denen Boy wie ein zu ihrer Rettung geschickter Engel erschien. Sie stellten ihm ein „Buch“, d. h. eine Anweisung aus auf zwanzig Stab Waaren für Obi und auf fünfzehn für ihn selbst — „mehr wahrlich, als wir selber werth sind“, sagt der bescheidene Richard, — und vertrauten hierbei fest darauf, daß Capitän Lake, zu welchem Boy sie



nun zu bringen versprach, ihre Anweisung mit Freuden anerkennen und auslösen würde.

Am 12. Novbr. fuhren sie ab, begleitet von Boy, der seine Lieblingsgemahlin Abdizetta, die Tochter Obi's, mit sich nahm, um ihr die See und die europäischen Schiffe zu zeigen. Das alte Kanoe blieb zurück, die Leute aus Damuggu aber blieben bei den Reisenden, um an der Küste die versprochenen Geschenke für ihren König in Empfang zu nehmen. Die Fahrt war eben so beschwerlich wie langweilig; Boy's Kanoe, welches aus einem einzigen Blocke gehauen war und vierzig Fuß in die Länge maß, mußte sechszig Personen tragen, so daß der Raum kaum zum Sitzen ausreichte. John war krank, aber Richard konnte nichts zu seiner Erleichterung thun, sogar an den nöthigen Speisen ließ man es fehlen. An den Ufern, die hier und da überschwemmt waren, sich aber im Ganzen verengten, sah man viele hübsch gebaute Dörfer, doch wurde nicht gelandet, und man hielt nur gegen zwei Uhr Morgens in der Nähe des Ufers kurze Zeit an, um den Ruderern etwas Ruhe zu gönnen. Am nächsten Tage wurde hier und da am Lande Halt gemacht, um Lebensmittel einzuhandeln; beide Ufer waren stark angebaut mit Bananen, Plantanen und Jams, man sah eine Strecke von sechs Meilen nichts als Pflanzungen dieser Art, so daß sich auf eine sehr dichte Bevölkerung schließen ließ. Abermals wurde von Mitternacht bis fünf Uhr Morgens am Lande angelegt, und Richard stieg aus, um ein paar Stunden auf einer Matte zu schlafen, was im Kanoe nicht möglich war. Plötzlich jedoch erwachte er unter empfindlichen Schmerzen, denn eine Menge großer schwarzer Ameisen waren in seinen Kleidern herauf gekrochen, deren Bisse ihn schmerzten wie Wespenstiche. Aber Pascoe und Djodi wußten Rath. Sie machten ein Feuer, das sich im Kreise um Richard's Matte zog, hielten dasselbe im Brennen, und unter diesem Schutze gelang es ihm, zu schlafen.

Am 14. Novbr. wurde die Fahrt in ähnlicher Weise fortgesetzt. Um sieben Uhr Abends zweigte sich wieder ein Arm des Flusses gegen Südosten ab, und das Fahrwasser wurde immer schmaler, so daß es oft nur vierhundert Schritte breit blieb. Ein paar Stunden später zeigten sich die ersten Spuren der Fluth, welche schäumend den Fluß herauf kam. In der Nacht war es schwer, das Kanoe über die Sandbänke zu schaffen, oft mußten Leute aussteigen, es vorwärts zu schieben. Der



Fluß war so enge, daß das Gehölz von beiden Seiten, meist aus Manglebäumen bestehend, sich oben zusammenwölbte und kaum einen Lichtschimmer durchließ. Es wurde dieses Mal gar nicht angehalten, da Boy durch den vorausgeschickten Gun mit seinem Vater Jorday ein Zusammentreffen an einer gewissen Stelle des Ufers verabredet hatte.

Um neun Uhr Morgens trafen sie am bestimmten Orte ein und fanden da Jorday und Gun mit ihrem Gefolge von Fetischpriestern und Bewaffneten, über hundert Menschen, die in drei Kanoes von Braßtown hierher gekommen waren. Von ihnen geleitet fuhren sie den Braßcanal weiter hinab und kamen gegen Mittag an der schmutzigen Braßstadt an, welche noch eine Tagereise von der See entfernt ist.

Schon am anderen Tage ließ sich Richard, während sein Bruder in Gewahrsam des alten Königes Jorday zurück blieb, durch Boy stromabwärts bringen, um zu der englischen Brigg Thomas zu gelangen. Die Fahrt ging durch den zweiten Braßstrom, einen der Mündungsarme des Niger, in den ersten, welcher von den Europäern Nun genannt wird, und nach einer unter starkem regenähnlichem Thau im Kanoe unter den Uferbäumen zugebrachten Nacht erblickte Richard gegen halb acht Uhr Morgens vor sich zwei europäische Schiffe, ein spanisches Sclavenschiff und vierhundert Schritte weiter die englische Brigg Thomas. Zitternd vor Freude und Spannung betrat Richard das Verdeck und fragte nach dem Capitän Laka, von welchem er sich und Boy die herzlichste Aufnahme versprach. Aber wie bitter wurde er enttäuscht!

Er trug dem Capitän seine Lage vor und ersuchte ihn, gegen eine Anweisung auf die englische Regierung die verlangte Summe an Boy zu zahlen. Aber Laka sah ihn höhnisch an. „Was“, schrie er, „glauben Sie einen Narren vor sich zu haben? Nicht einen Flintenstein gebe ich für Ihre Anweisung! Scheeren Sie sich zum Henker!“

Richard war wie vom Donner gerührt, fast wäre er vor Abscheu und Scham über solche empörende Behandlung ohnmächtig zu Boden gesunken. Laka lachte über alle seine weiteren Vorstellungen, Boy war betroffen, da er den Versicherungen der Brüder unbedingt geglaubt hatte, der erste beste Engländer an der Küste werde sie mit Freuden auslösen und ihn herrlich mit Rindfleisch und Rum bewirthen.



Richard suchte ihn auf einen anderen Capitän an der Bonnymündung zu vertrösten. „Nein, nein“, rief Boy entrüstet, „dies Capitän nicht zahlen, Bonnycapitän nicht zahlen, ich bringe dich nicht weiter!“ Endlich zeigte sich Lake bereit, die beiden Europäer mit ihren Leuten aufzunehmen, von denen er sich Unterstützung für seine größtentheils krank daliegende Mannschaft versprach. Aber dann mußten sie in fünf Tagen da sein, sonst fahre er ohne sie ab. Nur mit Mühe ließ sich der betrogene Boy bewegen, John herzuholen, nachdem ihm Richard einen Brief an denselben gegeben hatte, worin er seinen Bruder bat, eine neue Anweisung auszustellen, auf welche Antonio von irgend einem englischen Capitän in Bonny die verlangte Summe für Obi, Boy und die Leute aus Damuggu erhalten solle. Mit dieser fuhr Boy brummend ab, und Richard blieb auf dem Schiffe zurück. Aber nach fünf Tagen schmerzlichen Wartens war das ersohnte Kanoe Boy's nicht wieder erschienen, und Lake schickte sich, Richard's dringendsten Bitten zum Trost, zur Abfahrt an. Glücklicherweise trat starker Seewind ein, in Folge dessen die Brandung für die Brigg zu stark wurde, und Lake mußte warten. Endlich am 24. Novbr. kam Boy mit John zurück.

Boy hatte sich, erzählte dieser, in Braßtown wie ein Wüthender geberdet. Mit zornfunkelnden Augen war er zu John gekommen: „Hihi“, schrie er grinsend, „ihr Spitzbuben sein, englisch Capitän will nicht! Ihr mir gesagt, englisch Capitän fröhlich sein, Boy Rindsfleisch und Rum geben — nichts geben mir, englisch Capitän will nicht! Ich euch ausgelöst, ich euch in mein Kanoe genommen, ich euch Nams und Fische gegeben, ich euch nackt gesehen und rothe Kappe und seiden Tuch gegeben — aber ihr nicht gut sein, ihr Spitzbuben sein! Ihr mir gesagt, englisch Capitän so thun“ — dabei hob er die Mütze und schwenkte sie um den Kopf — „und schreien hurrah, hurrah, ihr mir Halsband für mein Weib versprochen — hihi, englisch Capitän will nicht, mir selbst gesagt, will nicht!“ So hatte er geraset und zähnefletschend mit den Füßen gestampft.

Aber ein Ereigniß trat ein, welches Boy nachgiebiger stimmte. Sein Vater Jordan legte die Regierung nieder, indem er sie an Boy abtrat, und die Festlichkeit, bei welcher es an Brantwein nicht fehlte, versetzte Boy in eine so glückliche Laune, daß er John versprach, ihn am anderen Tage nach dem Schiffe zu bringen, wobei dieser ihm



versicherte, daß Lake bei seiner Ankunft ganz gewiß die volle Summe bezahlen würde. Die Leute aus Damuggu wurden mit Antonio nach Bonny geschickt, nachdem sie von John eine Anweisung auf einige Gewehre und mehrere Tönnchen Schießpulver erhalten hatten, Boy aber brachte John seinem Versprechen gemäß an Bord der Brigg. Hier versuchte er nochmals den starrköpfigen Lake zur Zahlung zu bewegen: „Gieb mir meine Barren, gieb mir mein Geld“, bat er erst bescheiden, dann dringender. Anfangs überhörte ihn jener, dann aber fuhr er ihn mit Donnerstimme an: „Ich will nicht!“ Boy prallte entsetzt zurück und verließ verzweifelt das Schiff, ohne die Brüder noch eines Blickes zu würdigen, die betrübt und fast vernichtet vor Scham Zeugen dieser Scene sein mußten.

Einige Tage später landete die Brigg auf Fernao do Po und ging auf der Rhede von Clarence vor Anker. Lake, dessen Zeitvertreib auf der Fahrt darin bestanden hatte, die schwarzen Diener unserer Reisenden auf alle Weise zu peinigen, forderte sie auf, mit ihm weiter nach England zu fahren, aber sie lehnten das ab, froh, auf der Insel Landsleute genug zu finden, welche sie der traurigen Nothwendigkeit überhoben, sich den Launen eines so elenden Menschen preiszugeben. Der Gouverneur der Insel, Capitän Becroft, nahm sich ihrer auf's Freundlichste an und that Alles, um ihre durch die unsäglichen Leiden und Anstrengungen der letzten Zeit erschöpften Kräfte wieder herzustellen.

Capitän Lake hatte den Hafen von Clarence kaum verlassen, als ihn, wie zur Strafe für seine niederträchtige Handlungsweise, mit einem gewaltigen Schlage das Verderben ereilte. Richard und John, welche dem abfahrenden Schiffe nachblickten, sahen plötzlich ein großes Schiff mit hohen Masten hinter einem Vorgebirge heraus kommen und Jagd auf ihn machen. Durch einige Schüsse wurde der Thomas genöthigt, beizulegen, das andere Schiff, ohne Zweifel ein Seeräuber, kaperte ihn, und man hat nie wieder von ihm gehört. Muthmaßlich hat der Capitän mit seinen Leuten über die Planke gehen müssen. Diese Todesart wird von Seeräubern bei der Mannschaft gekaperteter Schiffe oft angewendet und besteht darin, daß ein Brett quer über Bord gelegt wird, dessen längeres Ende auf dem Verdeck aufliegt. Der Verurtheilte muß, um einen grausameren Tod zu vermeiden,



auf dem Brette vorwärts gehen, bis es mit ihm überschlägt und die Aethen ihn begraben.

Einige Male besuchten die Brüder mit Capitän Becroft die nächsten Küsten des Festlandes, namentlich die Bucht des Camerunflusses, wo derselbe freundliche Handelsverbindungen angeknüpft hatte, und besuchten dort den eingeborenen Fürsten Ephraim, welcher mit Stolz den Titel Herzog von Ephraimstown führte. Ohne auf diese Fahrten und die Erlebnisse und Berichte der Brüder, welche Fernao do Po betreffen, näher einzugehen, schließen wir den Bericht über ihre ereignisreiche Reise damit, daß sie sich am 22. Jan. 1831 auf dem Caernarvon nach Rio Janeiro einschifften, hier am 16. März einliefen und vier Tage später auf einem Transportschiffe der Regierung nach England abgingen. Am 9. Juni landeten sie in Portsmouth, und schon am 10. war Richard in London, um dem Präsidenten der königlichen geographischen Gesellschaft, Lord Goderich, über seine Entdeckungen den ersten Bericht abzustatten.

Alle gebührende Anerkennung wurde ihm zu Theil, und Lord Goderich erklärte ihn für würdig, die vom Könige auf glückliche Lösung der Frage nach der Mündung des Nigerflusses gesetzte Jahresprämie von fünfzig Guineen zu empfangen. Die afrikanische Gesellschaft hatte ihren nächsten Zweck erreicht und vereinigte sich mit der königlichen geographischen Gesellschaft.

Die nächste Handlung der englischen Regierung aber war, daß sie die nöthigen Befehle erließ, um den armen König Boy zufrieden zu stellen.

Die Berichte der beiden Brüder über ihre Erlebnisse in den unteren Nigerländern hatten einen unmittelbaren Erfolg, welcher zu weiteren Erforschungen jener Gebiete führte. Ihre Mittheilungen über die unendliche Menge von Elephantenzähnen, welche sie dort gesehen und welche die Neger nicht zu verwerthen wissen, veranlaßte einige unternehmende Kaufleute zu Liverpool, im Jahre 1832 eine Expedition auszurüsten, der es vielleicht gelingen möchte, den Elfenbeinhandel an die Stelle des verrufenen Sklavenhandels zu setzen. Wirklich würde ohne einen solchen Ersatz die Ausrottung des Menschenhandels vergeblich erstrebt werden; aber der Versuch scheiterte, da die Elfenbeinernte bei Weitem nicht so ergiebig ausfiel, wie man gehofft hatte. So lange kein Absatz war, mochten sich die Vorräthe gehäuft



haben, aber es stand nicht zu erwarten, daß dieselben sich rasch genug erneuern würden, um den Handel zu lohnen.

Die Expedition bestand aus einer Brigg, welche an der Mündung bleiben und später die Vorräthe aufnehmen sollte, und zwei Dampfschiffen, der Quorra und Alburka; an der Spitze des Unternehmens standen Mac Gregor Laird aus Liverpool, dessen Vater durch bedeutende Zeichnungen theilhaftig war, Richard Vander und der Secosfizier W. Allen. Das Geschwader sollte zu Anfang der Regenzeit, wo der Strom zu schwellen begann, in denselben einfahren, aber die Neuheit der Ausrüstung und andere Umstände verzögerten die Abfahrt, bei der Ankunft an der Brakmündung fing das Wasser schon an zu sinken, die beiden Dampfer liefen ein, aber an der Tschaddamündung fuhr der Quorra fest und wurde erst mit der nächsten Regenzeit wieder flott. Dazu hauchte der Schlamm der Ufer seine verpesteten Ausdünstungen aus, welche bald unter der Mannschaft der Schiffe bössartige Fieber hervorriefen und die furchtbarsten Verheerungen anrichteten. Von siebenundvierzig Leuten blieben auf den beiden Schiffen nur acht am Leben, und Laird beeilte sich, auf der Brigg nach England zurückzukehren. Richard Vander blieb zurück und machte in Verbindung mit Allen auf der Alburka einen Versuch, vorzudringen. Sie kamen bis Rabba und besuchten in Damuggu den alten König, und bei der Rückkehr verfolgten sie auch den Tschaddafluß sechszehn Meilen aufwärts, wobei Allen durch häufige astronomische Aufnahmen zu einer genauen Karte dieses Theiles beider Flüsse den Grund legte. Bald nachher schickte Vander die Alburka von Fernao do Po aus unter Befehl des Schiffsarztes Oldfield nochmals den Fluß hinauf und folgte selbst mit einem Boote und einem Kanoe, beladen mit Waaren verschiedener Art, welche zum Tauschhandel bestimmt waren. Aber er war unvorsichtig genug, als er am Ufer übernachtete, diese vor den Augen der Eingeborenen nicht hinreichend zu verbergen. Plötzlich sah er sich von einer Menge von Kanoes umzingelt und wurde zugleich vom Ufer her angegriffen. Er suchte in seinem Kanoe stromabwärts zu entkommen und vertheidigte sich gegen die Verfolger durch einige Schüsse; aber auch jene waren wohl bewaffnet, und eine Flintenkugel traf Richard Vander in die Hüfte. Zwar erreichte er Fernao do Po, aber nach einigen Tagen starb er hier an seiner Wunde.



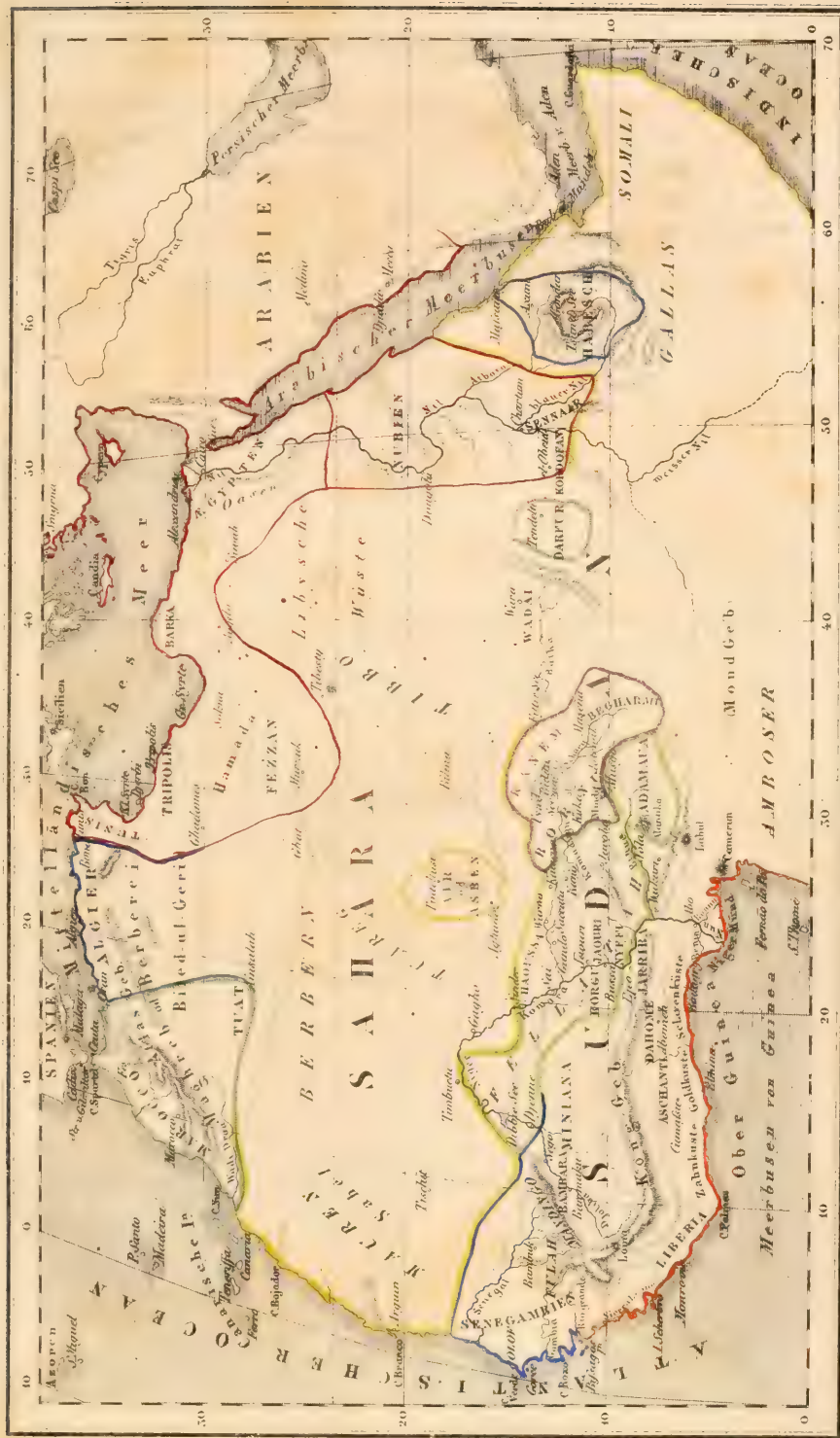
Die irdischen Ueberreste dieses lebenswürdigen und unerschrockenen Entdeckers liegen zu Clarence auf Fernao do Po bestattet, jetzt schon umgeben von vielen späteren Opfern, welche die Erforschung des verhängnißvollen Flusses gefordert hat.

Olbfield kehrte bald darauf mit den letzten Resten seiner Mannschaft nach Europa zurück.

---



# ÜBERSICHTSKARTE VON NORD- UND MITTEL - AFRIKA.









Niger (20. Juli 1796), und besuchte auf einer zweiten Reise auch Timbuctu, aber im Vordringen nach der Mündung des Stromes hin wurde er erschlagen.

Mitten im Festlande, wo man nun die Mündung des Niger vermuthete, fanden die Engländer Denham, Dudeney und Clapperton, von Norden her die Sahara durchschneidend, den jetzt allbekannten Tsadsee (4. Februar 1823), in welchen wohl der sogenannte Jeou, nicht aber der Niger seine Gewässer ergoß. Dagegen erfuhren sie, daß dieser Strom nach einer starken Krümmung ins atlantische Meer fließe, und so wurde auf einer neuen von Guinea her, also von Süden aus, unternommenen Reise durch Clapperton der Niger an derjenigen Stelle seines unteren Laufes, wo einst M. Park gefallen war, wiederaufgefunden (30. März 1826), und später durch die Brüder Vander von hier aus nach unsäglichem Leiden der offene Ocean erreicht (18. November 1830.)

Fast noch zwanzig Jahre aber sollte es dauern, bis endlich eine gründliche Erforschung jene vorläufigen Ermittlungen ergänzen und nutzbar machen konnte. Und zwar geschah dies erst, seit deutsche Wissenschaft und deutsche Ausdauer sich mit dem britischen Unternehmungsgeiste verband. Die erfolgreichen Anregungen eines Bunsen und Petermann, die jahrelange rastlose Hingebung, der bis zum Aeußersten ausdauernde Muth und Fleiß der Reisenden Overweg, Barth und Vogel machen die im Jahre 1849 begonnene Entdeckungsreise zu einem Triumphe des deutschen Geistes. Durch sie wurde der größere westliche Theil des Sudan in helles Licht gestellt, ein bis ins Herz von Afrika führender schiffbarer Nebenfluß des Kowara-Niger, der Benue, entdeckt, — welcher bereits von Dampfschiffen befahren worden ist, — und die Erforschung der östlicheren Länder, welche den Tsadsee von dem Gebiete des oberen Nil trennen, angebahnt. Möge dem jüngsten dieser Helden, Dr. Vogel, eine gleich glückliche und glorreiche Heimkehr, wie seinem berühmten Genossen Dr. Barth beschieden sein!

Nach einer Einleitung, welche ein anschauliches Bild des Erdtheils gibt und neben einer Schilderung dessen, was den Alten von diesem Theile Afrikas bekannt war, die Bemühungen und Erfolge des Mittelalters auf demselben Gebiete darstellt, erstattet der erste Theil unseres Werkes Bericht von den Entdeckungen der Reisenden Mungo Park, Denham, Dudeney, Clapperton und der Gebrüder Vander, umfaßt aber auch noch den Anfang der Richardson-Barth'schen Reise bis zu Overwegs Tode. Der zweite Theil stellt die Resultate von Barths und Vogels Reisen zusammen und stützt sich, ebenso wie der erste Theil, überall auf die Originalberichte der Reisenden. Im Ganzen aber ist der leitende Gesichtspunkt der, daß durch eine zusammenhängende Reihenfolge fesselnder Einzelheiten im Verlauf der Lectüre ein klares und wissenschaftlich richtiges Gesamtbild erzeugt wird.

Es werden deshalb dem Werke einerseits anziehende Illustrationen, andererseits zwei Karten beigegeben, durch welche dasselbe den Lesern um so willkommener sein wird.

**Jahr, Anfang 1858.**

**M. Schauenburg & C.**



## Erster Band.

Mit 1 Farbendruck, den Portraits von Mungo Park, Clapperton, Lander und Overweg und, 1 Karte.

### Erstes Buch.

#### Ältere Reiseberichte.

- |   |                                       |
|---|---------------------------------------|
| I. Die drei Entdeckungsperioden.          | IV. Araber und Portugiesen, Franzosen |
| II. Physische Beschaffenheit von Afrika.  | und Engländer.                        |
| III. Afrikanische Entdeckungen der Alten. |                                       |

### Zweites Buch.

#### Mungo Park und seine Nachfolger.

- |                                 |  |
|---------------------------------|--|
| I. Mungo Parks Reise zum Niger. | III. Mungo Parks zweite Reise und Tod. |
| II. Mungo Parks Heimkehr.       | IV. Mungo Parks Nachfolger.            |

### Drittes Buch.

#### Denham, Oudney und Clapperton.

- |  |                                       |
|--|---------------------------------------|
| I. Entdeckung des Tschads.             | III. Reise Clappertons nach Haoussa.  |
| II. Erforschung der südlichen Gebiete. | IV. Clappertons zweite Reise und Tod. |

### Viertes Buch.

#### Die Gebrüder Lander.

- |  |                                      |
|--|--------------------------------------|
| I. Reise zum Niger.                              | III. Rückkehr nach England.          |
| II. Aufenthalt in den unteren Niger-<br>ländern. | IV. R. Landers dritte Reise und Tod. |

### Fünftes Buch.

#### Richardson, Overweg und Barth.

- |                            |                       |
|----------------------------|-----------------------|
| I. Die Ghuriangebirge.     | III. Tod Richardsons. |
| II. Reise durch die Wüste. | IV. Tod Overwegs.     |

## Zweiter Band.

Mit 1 Farbendruck, den Portraits von Barth und Vogel und 1 Karte.

Die Reisen von Dr. H. Barth und Dr. Ed. Vogel.

### Urtheil über das vorliegende Werk:

Den wichtigen Ausspruch des Herrn Regierungsraths Saffrian in Münster erlauben wir uns unter vielen sehr günstigen Urtheilen mitzutheilen. Derselbe schreibt an den Herrn Herausgeber:

„Freundlichst danke ich Ihnen für das überlancde Werk: „Reisen in Central-Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel“, I. Heft, dessen Fortsetzungen mir gleichfalls sehr willkommen sein werden; es kam mir um so willkommener, weil sich jetzt ein Directoren-Ausschuß aus der Provinz (Westphalen) nach Beschluß der letzten Directorenconferenz damit beschäftigt, die Bestände sämtlicher Schülerbibliotheken zu revidiren und ein Verzeichniß musterergültiger Bücher für solche Bibliotheken zusammenzustellen. Daß dabei viel Unrath beseitigt werden muß und wenig eigentlich Brauchbares übrig bleibt, können Sie denken, um desto größere Freude macht es, wenn man einer für diese Zwecke grade so angemessenen Arbeit begegnet, wie die Ihrige es ist. Hoffentlich wird schon die Aufnahme derselben in dies Verzeichniß ihr auch in weiteren Kreisen zur Empfehlung gereichen und ihr damit Freunde und Abnehmer verschaffen.“







18. 8. 80  
Vergelt

3 5282 00387 0964



65 75-

44-

5795

~~5702~~

36497

AMERICAN INSTITUTE





✓ 3 5282 00387 0964